

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band
auf das Jahr 1826

KOENIGL.
ALLG.
MINIST.
BIBLIOTHEK



Göttingen,
gedruckt bey Friedrich Ernst Huth.

Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1826

by unknown author

Göttingen; 1826

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de



EX

BIBLIOTHECA

REG. ACADEMIAE

GEORG. AUG.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

69. Stück.

Den 1. May 1826.

C l e r m o n t.

Bey Beysser: Jacobi Cujacii Praelectiones in Institutiones Justiniani, opera et studio F. J. L. Réalier - Dumas, in Regia Ricomagensi curia consiliarii, cum pluribus annotationibus editae. 1824. IV u. 436 S. in Octav.

Schon in seinem Testamente gab Cujas zu erkennen, daß er die öffentliche Bekanntmachung anderer seiner Geisteserzeugnisse, als die er selbst herausgegeben hatte, nicht wünsche, und so ersuchte er auch in demselben, seinen Freund Franz Pithou die Herausgabe der drey letztern Bücher seiner Observationen zu besorgen. Noch deutlicher ergibt solches die dritte, und erst nach seinem Tode erschienene echte Ausgabe seiner Werke, Francofurti apud heredes Wechelii Joannem Aubrium et Claudium Marinum 1595 (das Druckprivileg. ist datirt, Paris vom 19. Sept. 1594), in Folio, indem solche nicht allein auf dem Titelblatt besagt,
D (3)

daß sie nur solche Werke liefere, welche Cujas edi voluit, und dabey bemerkt: “Caetera, quae aliunde ex ejus recitationibus studiosorum diligentia varie exceptis, publice hactenus exposita sunt, aut posthac exponentur, auctor pro suis non agnovit, quin et edi prohibuit”, sondern auch ein eigenes, zu Paris im August 1594, ausgestelltes, von Peter Pithou verfaßtes, und von ihm und vier andern Schülern und Freunden des Cujas (Jac. Aug. Thuanus, Claudius Puteanus, Antonius Oiselus, N. Faber) unterschriebenes Zeugniß mittheilt, worin dieselben erklären: “Cujacium — non in privatis solum colloquiis, sed palam ac publice saepe professum, supremis etiam declarasse verbis, hanc esse voluntatem suam, ne quid sive ex recitationibus suis seu aliunde ipsius nomine ederetur, praeter ea quae jam antehac Lutetiae Parisiorum Sebastiani Nivellii typis credidisset, simul et Observationum libros tres postumos XXV XXVI. et XXVII. quos moriens Fr. Pithoeo amico et studioso suo commendavit publicandos. Quin et amicos familiaresque suos non semel rogasse summi beneficii loco, ut seu vivo seu mortuo se, hanc, quam non levem putavit injuriam suo nomini fieri, ne paterentur, sed quibus possent modis prohiberent. In cujus rei fidem rogati a Joanne Aubrio cive Francof. subscripsimus” Sein Wunsch ist jedoch nicht erfüllt worden; schon drey Jahre nach seinem Tode fing man an, die bey ihm nachgeschriebenen Collegienhefte dem Drucke zu übergeben, und es ist höchst merkwürdig, daß dieselben Verleger, auf deren Bitten jenes Zeugniß ausgefertigt war, sich in demselben Jahre, in welchem ihre echte Ausgabe der Operum, quae edi voluit, erschien, derselben Schuld theilhaftig machten, indem sie, unter Mitwirkung desselben Peter Pithou,

der jenes Zeugniß verfaßt, und mit unterschrieben hatte, die Vorlesungen des Cujas über den Titel de Verborum significatione, e bibl. cl. viri P. Pithoei. 1595. Octav drucken ließen. Wie solches mit jenem Zeugnisse, welches auch in den Ausgaben von 1602. 1623 wiederholt ist, zu reimen sey, bleibt unerklärlich; indessen ist so viel gewiß, daß wir in jenen Vorlesungen kein Werk besitzen, dessen Herausgabe etwa Cujas genehmigt hätte, sondern nur ein von einem Deutschen nachgeschriebenes Collegienheft, wie in der Vorrede selbst gesagt wird. Auch wirft diese Vorrede auf Peter Pithou, wegen seiner schleunigen Sinnesänderung kein vortheilhaftes Licht, wenn es darin von ihm heißt: “Ante annum enim (1594) — magna solertia omnia illa scripta genuina Cujacii, quae semel in Gallia (nämlich zu Paris bey Nivelles), semel in Germania (nämlich der Nachdruck, der von der Pariser Ausgabe zu Göttingen in Octav besorgt war) prodierunt, sex per tomos distributa, in quatuor iste partes longe alio et meliori ordine digessit, et nova quasi vestita toga in lucem emisit (nämlich die oben angeführte Ausgabe der Operum Cujacii, quae edi voluit, von 1595, die also Peter Pithou besorgte, was man sonst nicht geahnet hat). Nunc vero (also schon 1595) in eo ^{esse} iotus, ut si qua bona et utilia scripta inter adversaria ejusdem Cujacii offendit, vel magna dexteritate in publicum emittat, vel aliis, quibus favet, divulganda tradat. Quod etiam nobis (den Wechelschen Erben) hocce cum titulo de V. S. contigit. Cum enim inter alia dignissimum deprehendisset, ut excuderetur — merito singulari benevolentia — Claudio Marnio et Jo. Aubrio communicavit, ut hi incudi suo typographico submitterent.”

Schon im Jahre 1593 waren Cujas Dictata

über die Stellen aus dem Herennius Modestinus gedruckt, aber noch fabrikmäßiger betrieb seit 1594 ein Frankfurter Buchhändler Peter Fischer den Abdruck aller Collegienhefte des Cujas, so wie er sie nur austreiben konnte. Auf seine Kosten nämlich wurden 1594 die Dictate zu dem Titel de Regulis juris zu Basel bey Waldkirch, in 8.; zu Frankfurt dagegen bey Paltenius die Vorlesungen des Cujas über Papinian, und von 1595 bis 1600, über Paullus und sonstige Pandekten- und Codextitel gedruckt. Man kann sich daher des Argwohn nicht erwehren, daß Pithou das obengedachte Zeugniß zu Gunsten der Wechelschen Erben ausstellte, um den Debit der von ihm besorgten Ausgabe von 1595, zu befördern, und die Buchhändlerspeculation des Peter Fischer zu vernichten; daß er dagegen noch in demselben Jahre seinen Sinn änderte, und dadurch, daß er selbst dergleichen Dictate zum Abdruck beförderte, entweder aus schnöder Gewinnsucht handelte, oder doch auf eine unverantwortliche Weise, den letzten Willen seines Lehrers übertrat, auch der Bitte desselben, dergleichen Ausgaben zu verhindern, dadurch, daß er sie selbst beförderte, auf das höchste entgegengehandelt hat. War nun aber dieses der Fall, und hatte der Freund und Schüler des Cujas dergleichen Ausgaben genehmigt, ja sie sogar befördert, so lag hierin wenigstens ein scheinbarer Entschuldigungsgrund für alle spätere Herausgeber, und namentlich auch für Fabrot, der bey seiner Ausgabe der Operum omnium Cujacii, noch mehrere bis dahin ungedruckte Vorlesungen desselben, sich zu verschaffen wußte, und dieselben abdrucken ließ. Für alle Herausgeber lag indessen der kräftigste Entschuldigungsgrund gewiß darin, daß es für die Wissenschaft ein unersehlicher Verlust gewesen wäre, wenn man auch nur Eine Zeile von den Lehren eines Mannes hätte unterge-

hen lassen, der an tiefer und gründlicher Kenntniß des Alterthums, an Geschmack und Scharfsinn, so wie an Urtheilskraft noch von Niemand übertroffen worden ist, und dessen einzelne Irrthümer oft lehrreicher geworden sind, als nicht so geistreich von andern vorgetragene Wahrheiten. Namentlich ist dieses der Fall in Hinsicht seiner sogenannten *Operum postumorum*. Da sie die Feile seiner eigenen Hand nicht erhalten haben, oft mit mehrerer oder minderer Genauigkeit von seinen Zuhörern aufgefaßt worden sind, so stehen sie allerdings seinen *Operibus*, quae edi voluit, nach; dagegen aber sind sie oft noch lehrreicher als jene, da der leichtbewegliche Mann sich im mündlichen Vortrage — Rec. möchte sagen — gehen ließ, sich bisweilen widersprach und irrte, dagegen späterhin, seine Irrthümer berichtigte, so daß die *Lectüre* seiner Vorträge, wenn man sie in chronologischer Ordnung liest, und sorgfältig mit einander vergleicht, häufig sehr interessante und überraschende Ergebnisse darbietet.

Diese Entschuldigungsgründe mögen denn auch dem Herausgeber des vorliegenden Buchs, welches den Kreis der *Operum postumorum Cujacii*, so sehr sie auch schon den Anfang der *Operum*, quae edi voluit übersteigen, noch dadurch erweitert, daß auch die bis dahin noch ungedruckt gewesenen *Praelectiones in Institutiones* jetzt öffentlich bekannt gemacht worden sind, in voller Maaße zu Theil werden; und so wird gewiß jeder Bewunderer jenes großen Lehrers, eine Reliquie desselben willkommen heißen, und dieses um so mehr, da es kaum zu vermuthen war, daß nach Fabrot's sorgfältigen Nachforschungen sich noch ein unbekanntes Heft von Cujas Vorlesungen versteckt haben könnte. Und so führt uns dieser Umstand zunächst auf die Frage über die Authenticität dieses jetzt zum Druck beförderten Werks. Der Herausgeber sagt uns hier:

über folgendes: Tout le monde sait que Cujas a professé à l'ancienne université de Valence et les jurisconsultes n'ignorent pas qu'il consacra une partie des années 1557, 1558 et 1559 à expliquer à ses élèves la partie du droit connue sous le nom des Institutes. Tous ceux, qui ont écrit la vie de ce grand homme et entr' autres Mr. Berriat-Saint Prix que je cite avec d'autant plus de confiance, qu'il est dans tous ses ouvrages d'une scrupuleuse exactitude (ein Lobspruch, den Berriat in der That in ausgezeichneter Maaße verdient) tous nous assurent, que Cujas travaillait péniblement ses leçons, qu'il les écrivait et les apprenait par coeur. Les cahiers qu'elles forment ont été religieusement conservés dans le sein de ma Famille, qui a compté plusieurs professeurs à l'université de Valence. M. Planel, dont les vertus et les talens n'ont pas moins honoré cette ancienne université que la Faculté de Grenoble, dont il était le doyen, m'a assuré qu'à Valence où ces cahiers ont toujours été professés, l'on n'a jamais douté qu'ils ne fussent de Cujas, mais lors même que certains esprits n'en paraîtraient pas convaincus, je ne les publierai pas moins, fort de ce que me disait un jour l'aigle du barreau français: Si cet ouvrage élémentaire n'est pas effectivement de Cujas, il est du moins un des meilleurs qui ait paru sur les Institutes." Dieses lautet in der That bedenklich und scheint wenigstens anzudeuten, daß der Name des Cujas diesem Hefte nicht vorgesetzt war, weshalb man zweifeln kann, ob es wirklich aus seinen Vorlesungen herkommt. Aber noch bedenklicher wird die Authenticität des Werks, wenn man auf dessen Inhalt hineingeht. Verstöße gegen die Rechtsgeschichte, wie z. B. in den Pandekten seyen responsa Ictorum

enthalten, quae ante imperatorem Justinianum erant confuse proposita, nach der Lex regia hätten keine Senatus consulta existirt, nach dem Zwölftafelgesetz hätten allein nur sui et agnati Intestaterben seyn können, bey Streitigkeiten zwischen cives und peregrini sey die Regel eingetreten actor sequitur forum rei, u. s. w. hat sich Cujas gewiß nicht zu Schulden kommen lassen. Der Ausdruck Corpus juris civilis, quo hodie utimur, zur Bezeichnung der Justinianischen Rechtsammlung, die Eintheilung des jus naturale et gentium in primarium et secundarium, des Rechts in jus constituens et constitutum, des officium judicis in nobile et mercenarium, gehören offenbar dem Postcujacischen Zeitalter an. Daß aus dem dritten Buche der Institutionen, ganz gegen Cujas Ansicht, 30 Titel gemacht sind; alle diese Umstände, denen noch mehrere hinzugesügt werden können, deuten darauf hin, daß wir in diesen Vorlesungen kein Wort von Cujas erhalten haben, daß dasselbe auch nicht einmal aus dessen Zeitalter her stammt, sondern eher einer Zeit zugeschrieben werden muß, wo ein Winnius lebte; ja man kann sich, wenn man das Buch mit dem Commentar des Winnius vergleicht, kaum der Vermuthung erwehren, daß dasselbe nichts als ein magerer Auszug aus dem letzten Werke sey. — Geht man nun zu der Ausstattung über, die dieses, lateinisch geschriebene Werk, von dem jetzigen Herausgeber erhalten hat, so ist dieselbe zweyfach, Dedicatio und Anmerkungen. Erstere ist in Französischer Sprache abgefaßt und an die Eleven der Rechtsschulen in Frankreich gerichtet. Sie enthält eine Empfehlung des Studiums des römischen Rechts, bey der es betrübend ist, daß der Herausgeber, selbst in der Voraussetzung, daß Werk sey von Cujas, bey dessen Herausgabe eine Entschuldigung voraussenden mußte, welche zur Bezeichnung des Geistes der

dasigen Juristen zu charakteristisch ist, als daß sie nicht hier eine Stelle verdiente. Avant de livrer cet ouvrage à l'impression, sagt der Herausgeber, j'ai cru devoir encore consulter des hommes, qui par leur savoir et leurs lumières font autorité en jurisprudence. Presque tous m'ont encouragé dans cette entreprise. Je dis, presque tous, car quelques-uns ont cherché à ébranler ma résolution par des objections dont le motif est trop louable pour ne pas les soumettre à un examen approfondi. Nous n'avons, m'ont-ils dit, que trop de commentaires sur le droit romain; d'ailleurs cette étude est absolument inutile aujourd'hui; il ne peut y avoir aucun avantage à rappeler des lois empreintes du despotisme des anciens empereurs, et il y auroit de l'inconsequence et de la folie à rouvrir un arsenal ou la tyrannie a puisé constamment des armes pour asservir les peuples. !!! — Was nun die eigenen Anmerkungen betrifft, die der Herausgeber, in lateinischer Sprache hinzuzufügen für nöthig hielt, so ist ihr Zweck dahin bestimmt, daß sie den Rechtsstudenten bey ihren Prüfungen zu Statten kommen sollen. Sie besprechen daher, etwa in der Form des bekannten *Walch'schen* Werks, einzelne Rechtscontroversen, namentlich solche Widersprüche, die man zwischen einzelnen Stellen der Institutionen, und denen der Pandecten, des Codex und der Novellen zu finden geglaubt hat. Sie sind größtentheils aus *Vinnius Institutionen-Commentare*, und aus einem Werke über das römische Recht geschöpft, welches *Hr. Prof. Burdet* in Grenoble, 1816 herausgegeben hat. Das Latein dieser Anmerkungen ist kläglich: *Firmamenta sententiae affirmantium haec sunt — Quae sententia verior est et a Vinnio secuta u. s. w.*

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. 71. Stück.

Den 4. May 1826.

P a r i s.

Chez Treuttel et Würtz 1825: *Lettres sur l'Angleterre.* Par A. de Stael - Holstein. 1 Vol. 8.

Abermals ein Werk über England! Der Verf. führt einen in der literarischen Welt nicht unbeberühmten Namen. Sein Stil erinnert an den seiner Mutter, manche Ansichten an die seines Großvaters. Er lebte geraume Zeit mit seiner Mutter, damals noch jung, in England, das er im Jahre 1823 zum letzten Mal besuchte. Eine Zeichnung dieser berühmten Insel zu liefern, ist weniger sein Zweck, als vielmehr durch eine Vergleichung Englands mit Frankreich zu zeigen, was ersteres ist, und letzteres nicht ist, und werden könnte. Sein Werk hat so ziemlich den Anstrich einer Parteyschrift aus der Feder eines Liberalen. Aber M. de Stael - Holstein lebt, so weit uns bekannt ist, ohne Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten, einzig mit dem Ackerbau beschäftigt, auf seinem durch Mecker so bekannt gewordenen Landgute Coppet in der Französischen Schweiz. Wir haben hier demnach die Ansichten eines jungen Philosophen

vor uns, der, beseelt von Freyheits-Ideen, die er in der Schweiz und England einsog, trauert, in der gegenwärtigen repräsentativen Verfassung Frankreichs, (daß er sein Vaterland zu seyn, erklärt,) nicht die Bürgschaft für das künftige Wohl des Volks zu finden, daß, nach seiner Meinung, die Englische Constitution gewährt.

Der Verf. räumt ein, daß die auswärtige Politik Englands von der der übrigen Europäischen Mächte verschieden sey; indem er aber den Einfluß der äußeren Verhältnisse auf die innern gänzlich von seinen Untersuchungen ausschließt, verfällt er bey seiner Vergleichung der innern Verfassung beider Länder auf mehrere irrige Ansichten und Schlüsse. Was England im Innern, abweichend von den Continental-Staaten ist, verdankt es zum großen Theil seiner unabhängigen insularischen Lage; ein Umstand, den der Verf. ganz übersieht. So lange Frankreich der Gefahr, die Russischen Gardien die Wachen in den Thuilleries beziehen zu sehen, ausgesetzt ist, darf der Aristocratie und Democratie nicht ein so großer Antheil an der Staatsverfassung zugestanden werden, als sie in der Englischen genießen. Wenn demnach die Franzosen nicht zu dem nämlichen Grade frey seyn können, als die Engländer, so werden sie auch vor dem Mißbrauche der Freyheit größere Sicherheit haben, der in England oft Unheil anrichtete und diese Insulaner mehr als die Franzosen zu Sklaven ihrer Gesetze macht.

Im ersten Briefe erwähnt der Verf. der Vorsichtsmaßregeln, die bey Untersuchung der innern Verhältnisse Englands beobachtet werden müssen. Nur freye Staaten verdienen Aufmerksamkeit. Ein Artikel in einer Zeitung, der den Willen des Herrschers bekannt macht, ist alles was wir von Rußland zu wissen brauchen. Sogar Deutschland, unerachtet seiner ausgebreiteten Litteratur und Philosophie, ist für die innere Politik, als nicht vorhan-

den, anzusehen. [Der Verf. scheint hierdurch andeuten zu wollen, daß diejenigen deutschen Staaten, die eine repräsentative Verfassung genießen, in der Wirklichkeit in die Klasse unumschränkter Monarchien, gleich Rußland, gehören. Eine nähere Untersuchung der Verhältnisse Bayerns, Würtembergs u. a. m. würde ihn vom Gegentheile überzeugen. Sogar diejenigen deutschen Staaten, denen nur eine ständische Verfassung zugestanden ist, genießen wesentliche Vorrechte. Die Hannoverischen allgemeinen Stände haben, um nur ein Beyspiel anzuführen, die Bewilligung der Abgaben und Antheil an der Gesetzgebung.] Der Verf. entwickelt sehr gut die großen Schwierigkeiten, die Verhältnisse Englands mit denen der Continentalstaaten zu vergleichen, und leitet daher die Ursache ab, daß nur wenige gute Werke, — unter diesen gibt er Montesquieu und Delorme den Vorzug, — über diese Insel geschrieben sind. Einige, sagt er, behaupten: England verdanke seinen Wohlstand seinem Colonial-Systeme; aber ein Blick auf Spanien! Andere: den Manufakturen, und diese bewirkten in andern Ländern gerade das Gegentheil. Die reiche Aristocratie, soll nach einer dritten Ansicht, das Palladium der Englischen Freyheit seyn, während diese in Spanien und Italien nur den Verfall der Völker herbeigeführt hat. “La pretention d’expliquer des resultats si variés par un petit nombre d’axiomes généraux, serait le comble de la présomption.” — Im zweyten Briefe stellt er eine Vergleichung des Ganges der Civilisation in Frankreich und England auf. Die Engländer sind das civilisirteste Volk, weil es sich am längsten des Genusses der Freyheit erfreute. Zwischen der Zeit der Nachfolge der Franzosen und Engländer in der Civilisation war immer ein Zeitraum von 140 bis 150 Jahren. Im J. 1215 zwangen die Englischen Barone Johann ohne Land, die Char-

ta magna zu unterzeichnen; im Jahre 1356 ent-
 rissen die Etats généraux dem Könige Johann von
 Frankreich jene National-Garantie, als sie seinem
 Sohn Subsidien zugesandten. Nach dem Kriege
 der beiden Rosen benutzten Heinrich der VII. und
 VIII. die Schwächung des Adels zu Gunsten der
 unumschränkten Macht, 150 Jahre später, nach den
 Kriegen der Ligue, machte Richelieu die Könige
 Frankreichs noch unumschränkter, als es die Be-
 herrscher Englands geworden waren. Auffallende
 Aehnlichkeiten haben die Jahrhunderte der Königin
 Elisabeth und Ludwigs XIV., die ein Zeitraum von
 150 Jahren trennt. Das lange Parlament fing
 im J. 1640 an, 149 Jahre später wurden die Etats
 généraux zu Versailles zusammengerufen. Zwi-
 schen den tragischen Ende Carl's I. und Ludwigs
 XVI liegt ein Zeitraum von 144 Jahren. Die
 Periode die zwischen der Wiederherstellung Carl's II.
 und Ludwig XVIII. verflossen ist, beträgt 154 Jahre.
 Der Unterschied zwischen beiden Ländern ist: in Eng-
 land haben die Fortschritte der Freyheit mit denen
 der Civilisation immer gleichen Schritt gehalten;
 in Frankreich ist die letztere die Vorläuferin der er-
 stern geworden, und zwar von ihr unabhängig. Da-
 durch ist entstanden, daß man in Frankreich mehrere
 Geister findet, die die Fähigkeit besitzen, ihre Ideen
 zu generalisiren und in philosophische Grundsätze ein-
 gekleidet, auf eine glänzende Art vorzutragen; daß
 die untern Classen, begabt mit einer natürlichen
 Lebhaftigkeit, empfänglicher für das Neue sind, sich
 dieses leichter zu eigen machen; aber die Ueberle-
 genheit der Engländer in Bezug auf die Civilisa-
 tion über alle andere Europäischen Völker besteht:
 in dem Besitze von allgemeinen Kenntnissen und
 der practischen Anwendung der Grundsätze, die
 bey dem Erwerbe der gewöhnlichen Bedürfnisse des
 Lebens von Nutzen sind. Der Verf. nennt diese
 Kenntnisse: *les lumières moyennes, qui sont*

tous les membres actifs d'une communauté bien organisée. Schon Bacon sagt: *At media sunt axiomata illa vera, et solida, et viva, in quibus humanae res et fortunae sitae sunt.* In Frankreich hatte man nur zu viele Axiomata suprema et generalissima, und daher die Gräuel der Revolution; noch gegenwärtig ist was théorème bey den Franzosen ist, axiome bey den Engländern. Der Verf. beruft sich auf die Verhandlungen in der Französischen Kammer und im Englischen Parlamente; die Französischen Redner beschäftigen sich mit Theorien, die Englischen mit dem Practischen. Diese angegebene Verschiedenheit beider Völker scheint uns in ihren Hauptzügen richtig zu seyn; nur erlauben wir uns hinzuzusehen, daß die Engländer sich nicht ganz in dem engen Cirkel von Bacon's Axiomata infirma eingeschränkt haben. Den Beweis wird man uns gern erlassen.

— Der Verf. bezeichnet unter mehreren Verschiedenheiten zwischen den Engländern und Franzosen noch folgende: die erstern sind schwer von dem einmal Hergebrachten, von ihren alten Ansichten und Gewohnheiten zurück zu bringen; hat aber einmal, nach schwerem Kampfe das Neue den Sieg davon getragen, so ist er von Dauer. Anders, fährt er fort, ist es bey uns. Im Jahre 1819 machte die Freyheit einen großen Schritt: wir erhielten ein wichtiges Gesetz über die Freyheit der Presse. Gleichgültig ward es vom Volke aufgenommen, daß es nicht verstand; diejenigen die es hätten begreifen können, bestritten es mit Sophistereyen; nur den Talenten des damaligen Ministers, und der Gefälligkeit der Majorität gegen ihn, verdankte es seine Annahme in der Kammer. Nach dem Verlaufe weniger Monathe trat der Minister ab. Die Macht-Inhaber veränderten ihre Ansichten; das neue Gesetz für die Pressfreyheit ging zu Grabe, ohne auch nur eine Spur zurück zu lassen. (Wie wenig eig-

net sich aber der Charakter des Französischen Volks, so wie ihn der Verf. hier selbst gezeichnet hat, dazu, selbigem einen großen Antheil an der Staatsverwaltung einzuräumen: — die Haupttendenz dieser Schrift!)

Die vier folgenden Briefe beschäftigen sich vorzüglich mit den Grundsätzen und Folgen der Theilung des Grundeigenthums, und den Rechten der Erstgeburt. In Frankreich ist diese Theilung durch die lange Gewohnheit der ganzen Nation so werth geworden, daß schon die Idee einer Veränderung die Gemüther in Aufruhr setzt; umgekehrt hält jeder Engländer sie für nachtheilig. M. de Staels-Holstein ist der Meinung, daß die Ungleichheit des Vermögens bey weitem in England so groß nicht sey, als gewöhnlich angenommen wird. Nach dem Court guide leben in dem Theile von London, Westminster genannt, über 8000 Familien; in diesem Theile zu wohnen, setzt zum wenigsten eine jährliche Einnahme von 3000 Pf. St. voraus. Mr. Pitts Income Tax im Jahre 1798, wozu Niemand zahlte, der nicht 200 Pf. St. Revenüe hatte, brachte jährlich $14\frac{1}{2}$ Million Pf. St. ein, und nicht Jedermann gab seine Einnahme richtig an. Bey den Landeigenthümern hält der Verf. die Verschiedenheit des Vermögens zwar für größer als bey den Capitalisten, allein die jetzt sehr häufigen Morcellirungen der großen Güter, vertheile den Landbesitz täglich mehr und mehr. — Die Nachtheile die der Verf. aus der Cultivirung großer Flächen in einem Hofe voraussetzt, sind in England weniger süßbar, als wie z. B. im Mecklenburgischen. Nach den Grundsätzen der Englischen Deconomie, sind alle große Landgüter, in kleine Höfe — (Fermes) eingetheilt, und werden einzeln bewirthschaftet und verpachtet. Die Morcellirung eines Guts in England, in den seltenen Fällen eines Verkaufs, besteht nicht, wie der Verf. zu glauben scheint, darin,

daß ein Morgen Land einzeln, sondern daß die Fermern einzeln verkauft werden. Das Gut bleibt daher in eben so vielen bewirthschafteten Fermern als vor dem Verkaufe, und die Morcellirung hat auf die Population keinen Einfluß. Der Satz: die Morcellirung einer großen Guts, ist für die untern Klassen vortheilhaft, bedarf übrigens einer großen Einschränkung; in Nord-Deutschland haben dergleichen Operationen große Nachtheile für die Tagelöhner gehabt. Der Bauer, der bey einer solchen Zerstückelung vielleicht einen Zuwachs von 10 20 Morgen zu seinem Hofe erhält, bewirthschaftet diese, ohne sein früher gehabtes Dienpersonal zu vermehren, und die Tagelöhner und ihre Familien, denen der große Hof bisher Unterhalt gab, sind nun ohne Verdienst. Der Verf. bekämpft lebhaft das Recht der Erstgeburt aus dem Gesichtspunkte der politischen Deconomie betrachtet. Gesetzt, sagt er, die jüngern Brüder leben im Hause des ältesten, oder erwerben sich durch Staatsbedienungen ihren Unterhalt: im ersten Falle ist es dem Staate gleichgültig, ob der älteste Bruder der nominale Besitzer des Hofes ist; im zweyten ernährt die Nachgeborenen der Staat von demjenigen, was alle Erstgeborenen an Taxen abgeben. Aber wie, wenn im Laufe der Zeit die Zahl der jüngern Brüder in Frankreich, die durch Staats-Bendienungen ihren Unterhalt finden müssen, sich so sehr vermehrt, daß die vorhandenen nicht mehr hinreichen? Soll der Staat zu den vielen existierenden Bedienungen noch neue schaffen, folglich neue Taxen auslegen, während die bestehenden kaum aufgebracht werden können? Daß das Recht der Primogenitur der zu großen Vermehrung der höhern Klassen, die auf Kosten des Staats ihren Unterhalt finden wollen, entgegen wirke, lehrt die Erfahrung. — In Frankreich, fährt der Verf. fort, legt Jedermann, auch der ärmste Arbeiter, auf den Besitz eines,

wenn gleich unbedeutenden Grund = Eigenthums einen hohen Werth, welches in England der Fall nicht ist. Diese Verschiedenheit soll nach dem Verf. daher entstehen, weil in Frankreich der Capitalist sein Vermögen nicht ohne Schwierigkeit und Gefahr es durch Banquerotte zu verlieren, unterbringen kann. Dieser Grund möchte für den Capitalisten, der Güter kauft, gelten, nicht aber für die ärmeren Klassen. Die Verschiedenheit der Ansichten dieser Klassen in Betreff des Erwerbs eines kleinen Grundstücks in beiden Ländern, scheint uns vorzüglich in der Verschiedenheit der Nahrungsmittel, und der daraus folgenden verschiedenen Bewirthschaftung des Landes zu liegen. Der Franzose ist viele Zugesammler; Sallat ist ein Haupttheil seines Abendessens. Daher hat ein Stück Land, wäre es auch nur von einem geringen Umfange, das er als Gartenland benutzen kann, für ihn großen Werth. Der Engländer der geringen Klasse nährt sich hauptsächlich von Käse, Brod und Bier, (nur die Wohlhabendsten unter diesen, können sich den täglichen Genuß des Fleisches verschaffen); vom Gemüse kennt er außer Kartoffeln, — und diese dienen nicht einmal in allen Theilen Englands zu seiner Nahrung — keine. Er kann Kartoffeln viel wohlfeiler kaufen, als selbst bauen. Dann steht das Land in England viel höher in Kauf- und Miethpreis als in Frankreich, weil die Regierung einen künstlichen Werth des Getreides aufrecht erhält, ohne daß der Landbesitzer das in seinen Hofe steckende Capital auch nur halb so hoch benutzen kann, als der Capitalist. Der Besitz eines Landguts wird in England als eine Art von Luxus angesehen; er gewährt Einfluß. Der Stolz herrscht, das anererbte Gut bey der Familie zu erhalten. Oft ziehen Capitalisten die Sicherheit, ihr Vermögen in Grundstücken zu belegen, dem größern Zinsfuß einer andern Benutzung desselben vor. M. de Staël • Holstein greift

nun den Lehrsatz von Arthur Young an: daß die unbeschränkte Theilung des Grundeigenthums, eine Uebervölkerung zur Folge habe. Er geht von dem bekannten und nach unserer Ansicht richtigen Satz aus, daß die Zahl der Heirathen durch die Möglichkeit eine Familie ernähren zu können, bestimmt werden, und beruft sich auf die Beispiele von Frankreich und der Schweiz, wo die unbeschränkte Theilung des Grundeigenthums seit undenklichen Zeiten herrschte. Auf seine gleich anfangs aufgestellte Behauptung zurückkommend, daß England seinen blühenden Zustand allein seiner freyen Verfassung verdanke, sucht er den Einwurf, den man ihm aus dem unglücklichen Schicksale der Irländer machen könnte, durch die Darstellung ihrer inneren Verhältnisse, ganz entgegengesetzt denen der Engländer, zu entkräften. Ueberdies, sagt er, sind die Gesetze in Betreff der Erstgeburt in England und Irland nur wenig verschieden. (Dieser Umstand kann hier nicht in Frage kommen, weil die arme Klasse in Irland, von der hier die Rede ist, kein Grundeigenthum besitzt, folglich die Erstgeborenen eben so wenig als die jüngern Kinder Etwas zu theilen haben). Wenn Arthur Young einst behauptete, die unbestimmte Theilbarkeit des Grund und Bodens würde in Frankreich gleich wie in China eine Uebervölkerung herbeiführen, setzt der Verf. diesem entgegen, daß die Volksmenge sich in Frankreich in 20 Jahren immer um acht Procent vermehrt habe, während diese Vermehrung in der nämlichen Periode, nämlich von 1801 bis 1821 35 Procent in England und Wallis betrage. Der Verf. rechnet bey Frankreich den Zeitraum von 1789, als nach den von der Assemblée constituante aufgestellten Berechnungen, die Bevölkerung Frankreichs 26,500,000 Seelen betragen sollte, und nimmt sie 1825 zu 30 Millionen an. In diesen 35 Jahren habe sie jährlich um 14 Procent zugenommen, wel-

cheß auf 21 Jahre vertheilt acht Procent macht. Die Unzulänglichkeit dieser Berechnungen, politische Calculs zu gründen, springt aber in die Augen, wenn wir erwägen, daß von 1789 an bis 1815 die Gräuel der Revolution und der Einfluß eines verheerenden Landkrieges höchst nachtheilig auf die Bevölkerung wirkten. England führte auch den Krieg, aber mit geringer Aufopferung an Menschen; der Krieg selbst begünstigte das Heirathen, indem er die Mittel, eine Familie zu ernähren, für die untern Volksklassen vermehrte. (Die Ursache der so sehr zugenommenen Bevölkerung Englands muß vorzüglich in der Ausdehnung des Handels und der Gewerbe gesucht werden. Sollten beide Nahrungs-Zweige bedeutend abnehmen, so würde England an Uebervölkerung leiden, jedoch geben die Colonien immer einen Ableiter. Wir sind nicht willens behaupten zu wollen, Frankreich müsse durch gesetzliche Bestimmungen, die Theilung des Grund-Eigenthums aufheben; es scheint uns aber seiner Politik angemessen zu seyn, das Gegentheil zu begünstigen, ohne dem freyen Willen des Eigenthümers Zwang anzulegen) — Einen Haupteinwurf, den der Verf. gegen das Recht der Erstgeburt in Bezug auf die höhern Klassen macht, entlehnt er von Dr. Johnson's oft citirtem Ausspruch, daß nur dieses Recht "one fool in each family" erzeuge. Er zieht hieraus zwey Schlußfolgen; durch jenes Recht werden die Geistesfähigkeiten und die Thätigkeit der jüngern Söhne in eben der Masse aufgeregt, als die des ältesten unterdrückt werden. Wer kann in Abrede stellen, daß ein großer Theil der reichen Majoratsherrn auf dem festen Lande, diesen Ausspruch des Dr. Johnson nur zu sehr rechtfertige! Aber M. Stael de Holstein macht für den Englischen Adel eine rühmliche Ausnahme: das Recht der Erstgeburt sagt er, bildet in England unter fünf Kindern un homme utile et quatre hommes di-

stingués. Daß der Erstgeborne wenigstens ein homme utile wird, entsteht nicht allein dadurch, daß jedermann zu den Vorrechten des Adels gelangen kann, sondern vorzüglich weil die Meinung eines freyen Volkes den Vorurtheilen der Geburt und allen Privilegien die der Adel in Anspruch nimmt, das Gleichgewicht hält, wohl gar die Waagschale zu sich herüber zieht. In dem VI. Briefe, der von der Influence politique de la division des propriétés handelt, spricht sich der Verf. über die Unzweckmäßigkeit, in Frankreich eine der Englischen Aristocratie ähnliche, einzuführen, sehr bestimmt aus. "Là où se trouvent les véritables élémens de son existence, elle prospéra sans le secours de ces lois. Là, au contraire, où l'état des esprits et des moeurs la repousse, les majorats ne sauraient lui donner cette force morale qui seule peut la rendre profitable au monarque et au peuple." Der Verf. geht von dem Gesichtspunkte aus, daß die innere Wohlfahrt Frankreichs noch nicht hinreichend auf eine solide Freyheit basirt sey, um das Gebäude einer Englischen Aristocratie, ohne große Nachtheile, in Frankreich aufzurichten. Hier so wie überhaupt auf dem Continente bilden öffentliche Bedienungen die Quellen der Einnahme. In Frankreich haben sich diese bis zu einem unglaublichen Grade vermehrt. Soll man Institutionen neu erschaffen, um diese Posten vorzugsweise einzunehmen, während man Gefahr läuft Lehnsöhns fool anstellen zu müssen? denn die Opinion publique weil sie in Frankreich nicht herrsche, wirke diesem Uebel nicht, wie in England, entgegen. Wenn es, fährt der Verf. fort, auf der einen Seite wahr seyn sollte, daß die Dauer der Monarchien nur durch gewisse Einrichtungen gesichert werden könne, und auf der andern, daß diese der Moral und dem Glücke des Volkes nachtheilig sind, wie wenig günstig würde dieser Schluß den monarchischen Ver-

fassungen seyn? Wer verkennt hier die Sprache der Assemblée constituante, als sie die Königliche Macht, ausschließlich von republicanischen Einrichtungen umgeben, aufrecht erhalten wollte? Während man, und vor allen der Verf., unaufhörlich declamirt, eine auf Majorate und Erstgeburt gegründete Aristocratie, ist der Freyheit gefährlich, vergißt man ganz, daß der Monarch in einer gemischten Regierungsart, eines Gleichgewichts gegen die Democratie bedarf. Die nachtheiligen Folgen einer demokratischen Monarchie, wie La Fayette sie wollte, legt uns die Französische Revolution vor Augen, und alle Nachtheile, die der Verf. von einem aristocratischen Einflusse prophezeit, scheinen gegen das Uebergewicht der Volkspartey in der Staatsverfassung nicht in Betracht zu kommen. Beide, die Aristocratie sowohl als die Democratie, werden wohlthätig wirken, wenn ihr Einfluß richtig abgewogen, und in seinen Schranken gehalten wird. Nehmen wir aber den Gegenstand aus einem andern Gesichtspunkte. Die Revolution hat in Frankreich das Vermögen sehr getheilt; der alte Adel ist verarmt, der neuere, Buonapartische, ist, mit Ausnahme einiger, nicht reich zu nennen. Mittel das Vermögen zu vergrößern, oder auch nur zu erhalten, gibt es für den Französischen Adel, außer durch Staatsbedienungen, nicht. Denn daß es durch reiche Heirathen geschehen sollte, ein Mittel, das der Verf. hoch anschlägt, ist etwas sehr Zufälliges, und darf in Frankreich um so weniger in Rechnung gebracht werden, als bey der Beschaffenheit der Handlung nicht so viele reiche Capitalisten als in England vorhanden sind. Der sogenannten City-Prinzessinnen, durch welche ein Englischer Pair oft seinem zerrütteten Vermögen wieder aufhilft, gibt es in Paris nicht viele, weil die Robobs fehlen. Wenn nun der Beherrscher Frankreichs die Errichtung von Majoraten, für seinen Adel wünscht, so rechtfertigt

dieses, ohne auf die Idee, sich durch ihn eine Stütze zu bereiten, schon die Nothwendigkeit, dem Adel die Mittel zu erhalten, in der Folge seinen Söhnen eine solche Erziehung zu geben, daß sie die Staatsstellen bekleiden können. Das mäßige Meiorat, das dem Französischen Adel zu stiften, zugemuthet wird, mindert die Gefahr, in den erstgeborenen Söhnen Johnson's "Fools" zu erblicken. Wenn der Französische Majorats-Herr keine weitere Einnahme, als die ihm sein Majorat gewährt, besitzt: so wird er kein glänzendes Leben führen können. Will er dieses, so muß er um Staatsämter zu bekleiden, so gut als der jüngere Bruder sich Kenntnisse zu erwerben suchen.

Wir kommen aber nun zu einem Haupt-Einwurfe des Verf., es ist dieses nämlich die Idee, die er wiederholt aufstellt: *l'élément aristocratique n'existe point en France; la noblesse y est devenue courtisane, dès qu'elle a cessé d'être féodale. Delà vint que l'idée des prérogatives héréditaires est inséparable dans la plupart des esprits de celle de privileges injustes ou de puériles vanités.* Der Nachsatz verräth schon, daß der Widerwille eines Theils der Franzosen gegen einen erblichen, auf Majorate gegründeten Adel, mit den demokratischen Ideen der Revolution zusammenhänge. M. de Stael-Holstein glaubt aber durch die im VII. Briefe aufgestellten Betrachtungen über die Vermischung der Aristocratie und Demokratie in England, den Beweis aufzustellen, daß die Franzosen noch nicht reif genug sind, um Einrichtungen, ähnlich einer Englischen Aristocratie, bey sich einzuführen. Während er England, *le pays des contrastes, ou tout s'y trouve réuni ou tout est plein de vie et d'originalité* nennt, sagt er von Frankreich: die politische Organisation kann nicht methodischer entworfen werden, als die Französische es ist; alle Arten von Freyheiten verspricht

die Carte. Aber, wohl verstanden, dieß alles auf dem Papiere. Nous sommes forcés de convenir que, dans notre organisation politique tout manque de vie et de réalité, et que l'ordre méthodique et uniforme qui regne à l'extérieur de nos institutions et de nos moeurs cache au fond le plus grand des desordres sociaux, l'absence totale des moyens de resistance, et l'absence plus pernicieuse encore du sentiment de nos droits et de nos devoirs de citoyen." Daß diese Schilderung der gegenwärtigen Lage Frankreichs übertrieben sey, bedarf wohl keines Beweises. Die Opposition der Pairskammer, obgleich von so junger Creation, beweiset hinlänglich, daß die jetzige Noblesse française nicht ganz courisanne sey. Einverstanden müssen wir jedoch mit M. de Stael-Holstein darin seyn, daß jenes patriotische Gefühl, das der Engländer public spirit nennt, noch nicht in allen Klassen des Volks, und in gleichem Grade, wie in England, herrsche. Mehrere Andeutungen, als z. B. die Theilnahme bey dem Tode des Generals Foy, lassen jedoch bey den Franzosen auf mehr public spirit schließen, als der Verf. ihnen zugestehen will. Der Uebergang von Aristocratie zur Democratie bildet in England die zahlreiche Klasse der unabhängigen Gentlemen, die man auf dem festen Lande oft irrigerweise mit dem ehemaligen Tiers état in Frankreich verwechselt. Es bedarf keiner Erklärung, welchen Begriff man in England mit dieser Benennung bezeichnet. Diese Klasse bildete sich in England im Verlaufe der Zeit durch den Genuß der Freyheit selbst, und da sie aus der Aristocratie und Democratie hervorgeht, so schwächt sie den nachtheiligen Einfluß beider und muß, als die Hauptstütze der Englischen Staatsverfassung angesehen werden. — Was der Bildung dieser Klasse auf dem festen Lande entgegensteht, ist der Mangel an Vermögen, und die dadurch entstehende Ab-

hängigkeit der gebildeten Klassen von den Regierungen. — Diese Klasse der Gentlemen zu bilden mag vielleicht eine der geheimen Ursachen seyn, warum der gegenwärtige Beherrscher Frankreichs das Recht der Erstgeburt in Frankreich einzuführen, bemüht gewesen ist. — In den folgenden VIII bis XI. Briefe, untersucht der Verf. die verschiedenen Mittel, durch welche in England der public spirit erzeugt wird: Zeitungen, Journale, Dinners, öffentliche Versammlungen, County's Versammlungen. Jeder Engländer sieht sich als eine öffentliche Person an; auf dem festen Lande werden nur die, welche Staatsbedienungen bekleiden, als solche betrachtet. In England wendet sich derjenige, der sich über die Administration zu beklagen hat, zuerst an das Publicum, als den höchsten Richter; diesen einmal für sich gewonnen, glaubt er, werde sich die Administration schon fügen müssen. Er hat sehr viele Gelegenheit seine Sache zu plädiren, oder durch andere vortragen zu lassen; die Presse steht ihm zu Gebote; unzählige Zeitungen und Journale nehmen gern jeden eingesandten Artikel auf, und unterstützen die Beschwerden aus allen Kräften. In Frankreich wird die Deffentlichkeit, als eine Ultima ratio populi angesehen, zu der man nur in verzweiflungsvollen Fällen seine Zuflucht nimmt. Handelt es sich um eine Untersuchung, die das öffentliche oder Privat-Bwohl bezweckt, so gründen die Franzosen auf die Stimmung des Minister ihre einzige Hoffnung des Erfolgs. So lange noch ein Funken von Hoffnung ist, durch Gunst oder Intrigue, bey der Administration etwas durchzusetzen, wird in Frankreich der Weg der Deffentlichkeit vermieden; ihn wirklich betreten, heißt jener Hoffnung entsagen; der Mangel des public spirit, läßt nicht einmal auf Theilnahme, als Ersatz, rechnen. — Glänzend ist die Schilderung, die M. de Stael-Holstein von einer Volksversammlung in England macht; die Erzählung

von einer solchen in der Grafschaft Kent, der er beywohnte, ist beynabe dichterisch zu nennen. Es scheint uns, der Verf. habe seine Farben verschönert, um das, was in Frankreich geschieht, desto greller darzustellen: "Quel affligeant contraste n'offre pas ici notre légation! Non seulement en France aucune société semblable ne peut se réunir sans la permission expresse du gouvernement, c'est à dire de la police; mais le petit nombre de celles qui sont tolérées ne jouit qu'en tremblant d'une existence précaire que le moindre caprice peut leur arracher." — In unsern continentalen Monarchien, sagt der Verf. ferner, kennt man nur zwey Alternativen: une soumission apathique, ou la revolte. (Er übersieht hier den Mittelweg: die Beschwerde vermittelst Vorstellungen und Bitten an die Regierungen gelangen zu lassen, und selbst, in den dazu geeigneten Fällen, auf gesetzlichen Wegen zu verfolgen.) Wenn in England eine Corporation sich in ihren Rechten gekränkt fühlt, erwartet sie ihr Heil zuvörderst von eigenen Anstrengungen, bis der natürliche Lauf der Ereignisse das zerstörte Gleichgewicht wieder herstellt. [Aber die eigenen Anstrengungen, z. B. die häufigen Aufruhre der Manufaktur- und Fabrikarbeiter, führen auch nicht zum Ziele, wenn sie nicht in den Gesetzen Unterstützung finden]. — Die Briefe XII bis XVIII. haben das Parlament zum Gegenstande. Die Vergleichung, die der Verf. zwischen dem Englischen Parlamente, und den neuen Staatsverfassungen, die sich erstere mehr oder weniger zum Muster genommen haben, aufstellt, ist nicht ohne Interesse. In den letztern stehen die constitutionellen Bestimmungen mit den Parlaments-Verhandlungen im Widerspruche.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.

Den 6. May 1826.

P a r i s

Beschluß der Anzeige von den Lettres sur l'Angleterre par M. de Stael-Holstein.

In der Mitte eines Volks, das weder Rechte noch Sitten besitzt, erscheint der gesetzgebende Körper, gleich einem herumirrenden Ritter alle Jahre, um mit den Ministern eine Lanze zu brechen. Vielleicht wird ein, oder der andere Minister aus dem Sattel geworfen. Die öffentlichen Angelegenheiten gewinnen dadurch nicht; das System bleibt wie es war, und der gesetzgebende Körper ist in der That eine Null. Die Englischen Minister lieben eben so wenig die Volksfreyheit; allein weniger Metlinge im Constitutionssache, als die unsrigen, werfen sie gern, anstatt die anerkannten Privilegien des Parlaments zu bekämpfen, die Odiosa, auf dieses, und schütteln dadurch einen Theil ihrer Verantwortung von sich ab. Murret das Volk, so heißt es, euer Parlament hat es so gewollt. Dem Englischen Parlamente stehen alle Zweige der Gesetzge-

R (3)

bung und Administration zur Discussion offen, seine Verhandlungen stehen im engsten Verhältnisse mit dem was in den Corporations- und Volksversammlungen vorgekommen ist; daher das allgemeine Interesse. Alles was dem Parlamente vorgelegt wird, ist völlig ausgearbeitet und belegt; daher die Möglichkeit so viele Geschäfte in einer Sitzung zu erledigen. M. de Stael-Holstein legt ein großes Gewicht darauf: daß alle Zweige der Administration, dem Englischen Parlamente zur Discussion vorliegen. England hat von einem auswärtigen Angriffe nichts zu besorgen. Welche Gefahr würde aber für Frankreich entstehen, wenn den Kammern das Recht zustände, die Minister über ihre politische Verhandlungen, während sie noch im Gange sind, zur Rechenschaft ziehen zu können, oder ihnen vorschreiben zu wollen, welche Verbindungen Frankreich eingehen, welche militärische Unternehmungen geschehen, und wie sie auszuführen werden sollen? Eine Opposition, im Geiste der Englischen und mit der nämlichen Kraft geführt, würde Frankreich zu einem Grade lähmen, daß es unerachtet seiner freyen Verfassung, seinen kriegerischen Nachbarn keinen Widerstand zu leisten vermöchte. — Obgleich der Verf. bey der bekannten Composition des Englischen Parlaments vieles, und zwar mit Recht tadelt, verkennt er doch nicht die Vortheile, das der Einfluß der Aristocratie bey den Wahlen der vorherrschende ist. Ungegründet müssen wir die von Georg III. erzählte Anekdote halten, nämlich: dieser König habe von seinen Privat-Revenüen jährlich einen Fonds von mehreren tausend Pfund Sterlingen zurückgelegt, um solchen zu Bestechungen bey den Parlamentswahlen zu verwenden. Ueber das Verhältniß der Ministerialen und Oppositionsmänner, gibt der Verf. folgende Tabelle:

Election.	Opposition.	Ministère.
De comtés dans l'Angleterre seule	45 Centièmes	55 Centièmes
Do. Dans l'Angleterre et le pays de Galles	42 —	58 —
Des villes et bourgs		
Do.	31 —	69 —
De l'Ecosse	22 —	78 —
De l'Irlande	21 —	79 —

Aus den Wahlen der Counties, (Grafschaften) gehen die mehrsten Oppositionsmänner hervor; aus den Flecken die unter 500 Einwohner haben, rechnet man 19 ministerielle auf einen Oppositionsmann. Bey den Wahlen der Städte die über 5000 Einwohner haben, kann man auf 3 ministerielle fünf Oppositionsmänner rechnen. Hieraus ergibt sich für das Ministerium die Gefahr, das Wahlrecht der kleinen Corporationen zu vermindern, und das der großen zu vermehren. So wichtig und unentbehrlich eine kraftvolle Opposition in der Englischen Staatsverfassung ist, — mit Recht hat man gesagt, wenn keine vorhanden sey, so müssen die Minister sie schaffen, — so würde die Staatsmaschine doch bald in Stillstand gerathen, wenn sie, vermöge der Composition des Parlaments, eine zu große Ueberlegenheit erhielte. — Das Capitel der Parlamentsreform, das alljährlich im Parlamente verhandelt wird, macht den Inhalt des XV und XVI Briefes aus. Der Verf. beschäftigt sich vorzüglich mit dem bekannten Werke von Bentham, dessen Ansichten er jedoch nicht ganz theilt; insbesondere hält er den Vorschlag desselben: bey den Wahlen der Parlaments-Mitglieder die Stimme geheim abzugeben, (der in Frankreich großen Beyfall gefunden haben soll) der Freiheit sehr gefährlich (wir brauchen übrigens wohl nicht erst zu bemerken, daß Bentham's System, das der sogenannten Radicals ist). Dann untersucht der Verf. den Reform-

Plan des Lords John Russell, (den der Whigs), der beabsichtigt, die Deputirten der hundert kleinsten Flecken, die gegenwärtig ein jeder zwey Deputirte wählen können, auf einen zu beschränken, und die auf diese Art gleichsam ersparten 100 Deputirte, den Counties benzuliegen. Ob die Whigs, und nicht vielmehr die Radicals dabey gewinnen würden, ist höchst zweifelhaft. Es scheint dem M. de Stael-Holstein mit Recht bedenklich an das alte Gebäude der Composition des Parlaments die Hände zu legen. Eine Reform, von der er sich wahren Nutzen verspricht, würde seyn, wenn man die Bestechlichkeit und die großen Kosten-Aufwände der Candidaten, beides Mängel, die bey mehreren Parlamentswahlen vorkommen, verbannen könnte. — Mit Enthusiasmus schildert der Verf. im XVII. Briefe, den ruhigen und gründlichen Gang der Verhandlungen in Englischen Parlamente, von den Französischen Kammern sagt er dagegen: “nos assemblées sont dans une si mauvaise voie, les vices de notre système de délibération publique sont si multipliés, que lorsqu'on l'a une fois comparé avec un meilleur modèle, il s'y attache non seulement un blâme raisonné, mais un sorte de ridicule. — Notre gouvernement représentatif actuel n'est qu'une imitation de l'Angleterre, il est donc impardonnable, ou d'avoir mal copié, ou de s'être écarté sciemment des regles et des usages dont la sagesse etait le mieux éprouvée. — Im Englischen Parlamente darf kein Redner seine Rede ablesen; sie auswendig lernen zu wollen, macht ihn lächerlich. Die erste Eigenschaft, die man von ihm verlangt ist, a good debater zu seyn, d. i. die Fähigkeit zu besitzen aus dem Stegreife zu reden und seine Rede vertheidigen zu können. Bitter tadelt der Verf. den Gebrauch der Französischen Redner, ihre Re-

den abzulesen: cette interdiction des discours écrits est d'une telle importance constitutionnelle, que tant qu'elle ne sera pas adoptée dans nos chambres, on ne pourra pas dire, que nous soyons entrées dans réalité de regime représentatif." (Wir bemerken hier beyläufig, daß die Fehler, welche der Verf. und zwar mit Recht bey den Französischen Kammern rügt, in den repräsentativen Verfassungen Deutschlands vermieden sind). In Frankreich sieht man bey einer Rede nur auf den Styl; in England auf die Thatfachen und Gründe. — Der letzte Brief hat zum Gegenstande: Parallèle de la marche des débats législatifs; en France et en Angleterre. Der beschränkte Raum verhindert uns, dem Verf. in seiner strengen Kritik der Französischen Art der Debatten zu folgen; aus seinen Schlußbemerkungen heben wir nachstehendes aus: "Si l'assemblée législative, (er redet von Frankreich) offre un triste exemple de lenteur, de confusion et de violence, cette contagion funeste se repand sur tout le pays. Ignorans des formes d'une délibération régulière, fatigués de temps qui se perd en discussions vaines, ou tous parlent à la fois sans arriver à aucun résultat, les citoyens s'isolent les uns des autres, ils se concentrent dans le cercle étroit de leur egoïsme, et s'en remettent paresseusement à l'administration des intérêts qu'ils devraient défendre et protéger par eux-mêmes. Quel que soit le gouvernement sous lequel on vive, quand telle est la disposition des esprits, il-faut renoncer à la liberté"

Wie sehr die Anglomanie der Sache der wahren Freyheit geschadet habe, ist aus der Geschichte der Revolution hinreichend bekannt. M. de Stael-Holstein gehört, wie wir gesehen haben, zu denen die die Englische Freyheit unbedingt auf Französische

schen Boden verpflanzen wollen. Nach unserer Ansicht kann die Englische Constitution für die repräsentative Verfassung der Continental-Staaten, nicht als Modell, wohl aber als Anhaltspunkt dienen. Wenn Ludwig XVII. Carte darin zu weit geht, daß sie sich die Englische Constitution buchstäblich zum Modelle nahm, so muß die Zeit in der letztern dasjenige modificiren, was den Französischen äußern und innern Verhältnissen nicht angemessen ist. Die Englische Constitution bedurfte viele Jahrhunderte zu ihrer Bildung. Abweichend von des Verf. Ansichten, wie wir es in vielen Punkten sind, verkennen wir keinesweges den Werth und Nutzen seiner und selbigem ähnlicher Werke; sie leiten die Aufmerksamkeit auf das, was Noth thut, und wirken dem Geiste der Apathie, der Vorgängerin des Verfalls, entgegen. Das Geheimniß eine repräsentative Verfassung in Gang zu bringen, und darin zu erhalten, besteht unserer Meinung nach darin: die Gebildeten in allen Klassen dafür fortwährend zu interessiren; der ungebildete Theil der Nation folgt von selbst nach. Reibungen müssen in gemischten Verfassungen nothwendig entstehen; die Weisheit der Regierungen darf diesen nicht gewaltsam entgegen arbeiten, die Leitung derselben muß sie aber in ihren Händen behalten.

L e i p z i g.

Ben Dyl: Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie mit beständiger Rücksicht auf die gegenwärtigen Bedürfnisse der christlichen Kirche von D. J. Ch. W. Augusti. 5. Band. — Auch unter dem Titel: Die heiligen Handlungen der Christen, archäologisch dargestellt — 2. Band. Ueber Gebet und Gesang in der christlichen Kirche. 1822. 433 S. 8.

Der Verf. fährt fort, die zahlreichen und umfassenden Vorarbeiten in diesem Fache aus alten und neuen Zeiten mit Auswahl und Urtheilskraft zu benutzen, selbst auf die Quellen zurückzugehen, Stellen und Zeugnisse aus alten Schriften zu analysiren, zu prüfen und zu übersetzen, ältere und neuere Zeiten zu vergleichen, Winke für die Benutzung und Anwendung älterer kirchlicher Einrichtungen und Anstalten auf unsere Zeit zu geben, seine Liebe und Achtung für das Kirchliche und Alterthümliche an den Tag zu legen, ohne jedoch ein Vorurtheil dafür zu haben. Der Inhalt des vorliegenden Bandes muß für die gegenwärtige Zeit, wo so viel über Liturgie gesprochen und verhandelt wird, wo man so manche neue Liturgieen eingeführt hat oder einführen will, aber auch häufig alte festhält und selbst Trennungen daraus entstehen, ein besonderes Interesse haben. Voran stehen "Allgemeine Bemerkungen über Gebet und Gesang in in der christlichen Kirche" und den Beschluß macht ein Abschnitt über die dogmatische Wichtigkeit der öffentlichen Gebete und Gesänge." Diese beiden Abschnitte haben noch die allgemeinste Beziehung und sind vorzüglich lehrreich. Dazwischen finden sich Abschnitte: "Ueber den Gebrauch des Gebets des Herrn in der christlichen Kirche — über die verschiedenen Arten des öffentlichen Gebets für gewisse besondere Menschenklassen, zu gewissen Zeiten ic. — über die liturgischen Formeln: Amen, Halleluja, Hosanna, Gloria, Oremus, Sursum corda etc. — über die christliche Psalmodie und Hymnologie sowohl überhaupt, als in der lateinischen, griechischen und syrischen Kirche insbesondere — und über die äußerlichen Gebräuche bey dem Gebete und Gesange, namentlich das Händewaschen, das Sitzen und Stehen, den Ton der Stimme,

das Knieen, von der Verbeugung, dem Aufheben und Falten der Hände, der Entblößung und Bedeckung des Hauptes, der Wendung des Gesichts gegen Abend oder Morgen u. bey dem Gebete und Gesange." Mehrere Gebete und Lieder sind in eigenen oder fremden Uebersetzungen gegeben und zum Theil auch erläutert. Was uns vorzüglich zu wünschen übrig geblieben ist, besteht darin, daß die Materialien mehr hätten verarbeitet, mehr zu allgemeinen Resultaten hätten erhoben, in das Ganze ein zweckmäßigerer, schönerer Zusammenhang hätte gebracht und so viele literarische Nachweisungen und Anführungen ganzer Stellen in lateinischer, griechischer u. anderen Sprachen nicht in den Text, sondern in die Noten hätten gesetzt werden müssen. Nun noch von einigen einzelnen Stellen. S. 13. 15 f. wird behauptet, der Gesang sey zunächst nichts anderes, als eine feierlichere Art des Gebets, dieß erhelle auch aus der kirchlichen Gewohnheit, das Gebet des Herrn, das Symbolum, die Evangelien, die Episteln abzusingen, Zweck, Gegenstand, Inhalt, Wirkung sey in beiden dieselbe, die Christliche Gemeinde erkläre, gleichviel ob betend oder singend, ihren Glauben an Gott und ihre Ergebung in seinen Willen, sie bitte für sich oder andere um leibliche oder geistliche Güter oder flehe um Gnade in ihrem und anderer Gläubigen Namen, oder stimme Dankgebete und Loblieder an, oder fordere zum Preise der göttlichen Majestät auf oder spreche das Gelübde eines frommen Sinns und Wandels vor Gott aus, kurz es sey Ein Geist, welcher die Gemeinde zum Singen oder Beten treibt. Allein das Unterscheidende des Gebets besteht in einem Wenden an Gott, in einer Anrede an ihn, in einem Ausdrucke der unmittelbaren geistigen Anschauung Gottes, entweder in Prosa oder Poesie. Der geistliche Gesang kann auch in bloßer religiöser und mora-

lischer Betrachtung, Erhebung, Andacht, Führung, Erinnerung bestehen. Wenn das Gebet des Herrn abgesungen wird, so identificirt sich freylich Gebet und Gesang. Wenn aber Symbola, Evangelien, Episteln abgesungen werden, so werden sie deswegen keine Gebete. Gebete und Gesänge können freylich beide religiöse Ueberzeugung und Gesinnung ausdrücken, aber die letzten sind nicht immer bittend, flehend, dankend, lobpreisend, gelobend, da hingegen diese Eigenschaften dem Gebete immer entweder theilweise oder vereinigt zukommen. Die Wirkung des wahren Gebets ist stärker und kräftiger, als die des Gesangs, welcher nicht zugleich Gebet ist. Sehr gut wird von den Vorzügen des christlichen Gebets S. 41 ff. gehandelt und dasselbe mit den Gebeten der Heiden, Juden und Mohamedaner verglichen, wenn aber gesagt wird, daß "Freymüthigkeit" zum Charakter des christlichen Gebets gehöre, so ist dieß kein hier passendes Wort. Freymüthigkeit ist wahrhafter Ausdruck unserer Ueberzeugungen, Grundsätze und Gefühle vor den Menschen auch unter Gefahren, Nachtheilen, Verfolgungen und Leiden. Das ist auf das Gebet nicht anwendbar, bey Gott kann der wahre Ausdruck unserer Gesinnungen niemals schaden, Verstellung und Lüge niemals nützen, wie bey Menschen. Das rechte Wort für das, was der Verf. sagen will, wäre "Zuversicht" gewesen. S. 34. wird es sehr gebilliget, daß man Böcklern einen "unkirchlichen Theologen" genannt habe. Der Rec. billiget es auch; dieser Theologe untergrub alle Fundamente und Stützen der Kirche, räumte alle Eigenthümlichkeiten der Kirche weg, machte aus denselben ein Minimum und aus dem Naturalismus und Rationalismus ein Maximum, huldigte dem Geiste und Geschmacke der Zeit und der allgemeinen deutschen Bibliothek und setzte sich in Widera

spruch mit seinem Amte als Generalsuperintendent. S. 59. "Die von Henke herausgegebene, aber bald wieder aufgegebene Zeitschrift "Eusebia", welche die bestehenden liturgischen Formeln einer fortgehenden Kritik unterwerfen sollte, stimmte in den wenigen Proben, welche in diesem Fache mitgetheilt wurden, einen Ton an, welcher diese Eusebia in eine "Asebia" zu verwandeln drohte. Ebendasselbst "Wir besitzen neue Kirchenagenden und Gebets-Sammlungen, welche, wie man sich ausdrückt, nach dem Geiste einer geläuterten Religionslehre abgefaßt sind und daher von vielen hochgepriesen werden. Wir gönnen gern jedem die Freyheit, sich nach seiner Art zu erbauen, aber wir gestehen unumwunden, daß wir nichts Trockneres, Langweiligeres und Frostigeres kennen, als diese wohl ausstudierten und im modernsten Costum ausgefeilten Gebets-Formulare. Die Araber haben einen Glückwunsch: Gott wässere dich! welcher für ihr trockenes Klima recht passend ist. Dieser Wunsch scheint bey den meisten neuern Agenden und Formularen in buchstäbliche Erfüllung gegangen zu seyn. Benjamin Schmolke und Eubach sind kühne, fast möchte man sagen, zudringliche Väter, aber wer wollte ihnen nicht den Vorzug geben vor jenen Modernen, welche sich in langen Einleitungen von dem Verdachte zu reinigen suchen, als wenn sie durch ihr Gebet etwas bey Gott zu erlangen suchten! Bey Gott, wenn es eine Pottologie und Kenophonie gibt, so ist es diese! Hier ist zwar keine zutrauliche Schwachhaftigkeit, aber desto mehr hohle Phrasologie, kurz eine Art zu beten, welcher die Freudigkeit und Kindlichkeit entfremdet ist." Rec. tritt diesen Urtheilen vollkommen bey. Im dritten und vierten Jahrhundert wurde das Vaterunser unter den Christen als ein Theil der Disciplina arcani betrachtet, es hieß "das Gebet der Gläubigen", kein

Katechumene durfte es hersagen. Den Grund davon findet der Verf. darin, daß man dadurch dem Anstoße habe vorbeugen wollen, welchen Manche an der Beybehaltung Jüdischer Gebetsformeln, aus welchen das W. U. zusammengesetzt sey, nehmen mochten. Man wollte, sagt er, den Juden den Triumph nicht gönnen, daß die Christen, in gottesdienstlicher Beziehung, sich nur aus dem Jüdischen Ritual bereichert hätten; die Heiden, welche ohnedieß lange Zeit so geneigt waren, die christliche Kirche nur für eine Secte des Judenthums zu erklären, sollten dadurch keine Bestätigung ihres Vorurtheils erhalten; bey der engeren Verbindung der vorher so getrennten Juden- und Heidenchristen, woraus die sogenannte katholische Kirche entstand, gaben, wie es scheint, auch in diesem Punkte beide Parteyen einander etwas nach; den Heidenchristen ward nicht zugemuthet, einen ganzen Theil der Jüdischen Liturgie anzunehmen und hiebey zu judaisiren, den Judenthristen aber bezeigte man sich dadurch gefällig, daß man wenigstens die Andeutung jener Gebetsformeln, wie sie Jesus gegeben hatte, beybehielt. Man konnte dieß aber auch um so mehr, da diese Formeln selbst als ein vollständiges Gebet betrachtet werden konnten, und auf jeden Fall nichts enthielten, was ein rechtgläubiger Christ nicht zu jeder Zeit hätte beten können. Wahrscheinlich theilte man es Anfangs bloß den vollkommenen Christen oder Glaubigen, Getauften, zugleich mit der Erklärung des eigentlichen Ursprungs mit und schloß die Katechumenen von dessen Gebrauch aus, weil man besorgte, daß diese einen Anstoß daran nehmen möchten. Späterhin kam vielleicht die ganze Geschichte des Ursprungs in Vergessenheit, man fuhr aber gleichwohl in dieser Unterrichts- und Gebrauchsmethode fort, da man einzelnen Redensarten und Ausdrücken des W. U. eine Deutung un-

tergelegt hatte, welche dem Ganzen das Ansehen eines Mysteriorums geben und daher eine Geheimhaltung für Profane und Anfänger, welche man mit dem eigentlichen Kern des christlichen Glaubens nicht bekannt machen wollte, rathsam zu machen schienen S. 95 f. Darauf wird S. 107. bemerkt, man könne doch eine gänzliche Geheimhaltung des B. U. von den Katechumenen nicht annehmen, weil dieß Gebet in der h. Schrift, die in den Händen der Katechumenen war, enthalten gewesen sey, es scheine daher, daß es vorzüglich die dogmatisch-mystischen Erklärungen des B. U. waren, welche man den Katechumenen so lange vorenthielt, bis sie erst gehörig vorbereitet und eingeweiht waren, dieß seyen also die sacramenta orationis dominicae gewesen, wovon Cyprianus und andere Kirchenväter reden. Hernach werden S. 108 — 118. solche mystische Erklärungen des B. U., nach welchen es geheimnißvolle Lehren enthielt, von den ältesten Kirchenvätern angeführt. Daß aber die früher gewöhnliche Jüdische Gebetsformeln, welche in das B. U. aufgenommen wurden, Veranlassung gegeben haben, dieß Gebet in die Disciplina arcani zu bringen, um den Heidenchristen keinen Anstoß zu geben, kann Rec. nicht annehmen. Die Heidenchristen wußten wohl kaum etwas davon, daß solche Formeln aufgenommen seyen und sie konnten um so weniger Anstoß erregen, da sie auch rein christlich waren und das Ganze zusammengekommen den Geist des echt christlichen Gebets ausdrückte. Bey den Kirchenvätern ist nicht die geringste Spur, daß diese Jüdische Formeln bey irgend jemand Anstoß erregten. Sie sind es auch nicht, welche zu mystischen Deutungen dieses Gebets Gelegenheit gaben. Das Wahre ist, daß man das Gebet des Herrn, eben so wie die Einsetzungsworte der Taufe und des Abendmahls im wirkli-

den Gebrauche als etwas vom Sohne Gottes Ungeordnetes, Heiliges, Bedeutungs- Geheimniß- und Kraftvolles betrachtete, was der Anfänger im Christenthum und Katechumene noch nicht verstehen, was ihm noch nicht erklärt werden könne, was er noch nicht zu beten fähig und würdig sey, wozu er erst lange vorbereitet und durch die Taufe geweiht werden müsse. Bekannt war dieß Gebet, eben so wie andere Formeln, Lehren und Gebräuche, die zur Disc. arc. gehörten, allen Christen, aber erst nach der Taufe wurde ihnen der tiefe Sinn desselben eröffnet, jetzt erst wurde ihnen gestattet, es mit andern zu beten; dieß Gebet drückte noch zudem eine so reine, hohe, gottselige, echt christliche Gesinnung aus, daß man dafür hielt, die Katechumenen seyen derselben noch nicht fähig und können daher das B. U. nicht würdig beten. Man nannte es das Sacrament des Gebets, man schrieb ihm und dessen Worten wie andern Sacramenten, eine übernatürliche Wirkung zu, welcher nur die getaufte Gläubige theilhaftig werden könnten. An dem Jüdischen im B. U. nahm kein Mensch Anstoß, sein ganzer Inhalt wurde als heilig und christlich betrachtet und dem Jüdischen ein höherer Sinn beigelegt. S. 169. wird zu der Stelle im Gebete für die Gläubigen. "Lasset uns beten für die Verschnittenen, welche in Heiligkeit wandeln" bemerkt: "Die orientalische Kirche erwähnt der Eunuchen, auf welche auch im Judenthum sorgfältige Rücksicht genommen wird vergl. Sap. III, 44 ff sehr häufig. Die Canon. apost. c. 21. (17) schließen die Eunuchen, jedoch mit einigen Restrictionen, von der Priesterschaft aus." Sollten aber hier nicht unter den Eunuchen solche verstanden werden, die sich selbst um des Himmelreichs willen verschnitten d. h. der vollkommenen Keuschheit geweiht haben Matth. 19, 12? Würde von eigentlichen Eu-

nuchen schlechthin gesagt worden seyn, daß sie in Heiligkeit wandeln?

Leipzig und Großsch.

Ben Ludw. Lucius: Vertraute Briefe über die äußere Lage der evangelischen Kirche in Ungarn. Von Ferdinand Friederich. 1825. 203 S. gr. 8.

Der Verfasser dieser Schrift hat als Domcandidat in Berlin ein Königlichcs Stipendium zu einer Reise in Deutschland, Holland, Frankreich, der Schweiz und Ungarn erhalten und in dem letzten Lande sich in den Jahren 1823 und 1824 aufgehalten. Er hat daselbst seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Lage und Verhältnisse der dortigen evangelischen Kirche gerichtet. Er hat selbst beobachtet, Erkundigungen, Schriften über die Geschichte und den Zustand dieser Kirche studirt und in seine Darstellung auch Züge aus früheren Schilderungen aufgenommen. Er schreibt mit sehr viel Kenntniß, Theilnehmung, Unparteilichkeit, Billigkeit und zugleich mit einem gottseligen Sinne. Man müßte selbst an Ort und Stelle seyn oder gewesen seyn und den Gegenstand sorgfältig erforscht haben, um die Nachrichten und Urtheile des Verfassers gehörig zu prüfen. Es wird aber gewiß an öffentlichen Stimmen solcher, die Interesse daran und Beruf dazu haben, nicht fehlen, ja sie haben sich zum Theil schon hören lassen. An dem Geschichtlichen und Litterarischen hat der Rec. nichts Bedeutendes zu tadeln gefunden. Der Darstellung wäre übrigens hie und da mehr Klarheit, Einfachheit, Ordnung und Zusammenhang zu wünschen. Im ersten Briefe werden Berzeviczys Nachrichten über den jetzigen Zustand der Evangelischen in

Ungarn. Epz. 1822. einer Kritik unterworfen. Es werden ihnen große Lobsprüche beygelegt, doch, leugnet Hr. Friederich nicht, daß sie mit dem Bilde, welches sich ihm durch eigene Anschauung dargestellt, nicht in allen, auch nicht in den meisten Stücken übereinstimmen. Er behauptet, daß dieser Schriftsteller in der irdischen und menschlichen Befangenheit Manches in einem falschen Lichte gesehen und dargestellt habe, was sich dem unbefangeneren Fremden anders zeigen mußte. Er will der subjectiven Wahrhaftigkeit desselben nicht zu nahe treten; er findet seine Klagen und Beschwerden und die von ihm erzählte Thatfachen der Hauptsache nach gegründet und mit anderen gedruckten Nachrichten übereinstimmend, aber doch Berzeviczys Beschreibungen und Beschwerden zu allgemein, und versichert, daß große Strecken des evangelischen Kirchengebiets in Ungarn von einem solchen Drucke nichts oder wenig wissen. Er legt ihm zur Last, daß er Manches zur Ungerechtigkeit und Bedrückung, zum Schaden und Verdruß der evangelischen Kirche rechne, woran sie nie Besiß und Recht oder nur eines von beiden hatte und haben konnte. Er bemerkt es als einen Mangel dieser Nachrichten, daß auf die Hauptquellen, woraus die Uebel fließen, so wenig Rücksicht genommen ist, daß sie nicht vollständig angeführt und gehörig unterschieden werden und daß die Art, wie das evangelische Kirchenwesen Ungarns in seinem Verhältnisse zum katholischen und in allen daraus herfließenden Uebeln, durch seine Lage zum Staatswesen bedingt wird, nicht recht berücksichtigt werde. Er sagt, daß er keine Unwahrheiten, aber nicht die volle Wahrheit berichte und wünscht am Ende mit vielen evangelischen Ungarnen, daß er sein Buch nicht geschrieben haben möchte. Berzeviczy kann sich nicht mehr vertheidigen, er ist schon 1822 gestorben, wahrscheinlich werden es aus

bere an seiner Statt thun. Im zweyten Briefe wird die äußere Lage der evangelischen Kirche dieses Reichs in ihrem Verhältnisse zum Ungarischen Staatswesen und zu Oestreich beschrieben und im vierten das Verhalten der dortigen katholischen Kirche gegen die evangelische. Das erste ist nicht ausgeführt genug, das zweyte ist nicht so schärflich beschrieben, wie gewöhnlich angenommen wird, es wird gezeigt, daß es schon früher in der katholischen Kirche Ungarns nicht so dunkel war, nicht so sehr an Aufklärung, Kenntnissen und Bildung fehlte, als man in der Regel annimmt. Daß aber immer viel Intoleranz darin herrschte, wird zugestanden, übrigens doch behauptet, daß die üble Lage der Evangelischen daselbst nicht bloß Folge der katholischen Pfafferey sey. In dem vierten Briefe wird die Geschichte der Lage der evangelischen Kirche Ungarns von der Reformation bis zum Landtage 1791. mit treffender Auswahl erzählt. Der fünfte Brief enthält einen systematischen und zugleich kritischen Ueberblick des auf eben diesem Landtage gegebenen Religionsgesetzes mit verdienster Lobpreisung des Kaisers Leopold. Im sechsten und letzten Briefe wird die gegenwärtige Lage der evangelischen Kirche und die ihr noch in der Zukunft drohende Gefahr mit ihrer durch jenes Gesetz bestimmten Lage verglichen und zugleich werden die Quellen angegeben, aus welchen die Bedrückungen der Evangelischen herfließen. Noch sind den Briefen einige Anlagen beygefügt, worunter sich auch eine Uebersicht des bisherigen literarischen Apparats für die Geschichte der evangelischen Kirche, das gedachte Religionsgesetz im Original und ein Beytrag zur Geschichte der protestantisch-theologischen Lehranstalt zu Wien, befinden.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

Den 8. May 1826.

M a y l a n d.

Nella tipografia di Gio. Giuseppe Destefanis:
Storia e descrizione del Duomo di Milano es-
poste da Gaetano Franchetti e corredate di
XXX Tavole incise. 1821. S. 153. 4.

Der Bau des Doms von Mayland, begonnen
im Jahre 1386 oder 1387, unter dem Herzoge Jo-
hann Galeazzo Visconti, in einer Zeit, in der sich
der sogenannte Gothische Styl bereits zu vollkomm-
ner Leichtigkeit und Zierlichkeit ausgebildet hatte,
und allmählich sich zum Ueberladnen und Prächtigen
zu neigen anfing, fortgesetzt im funfzehnten, sechs-
zehnten und siebenzehnten Jahrhundert, unter Lei-
tung einer Unzahl italiänischer, deutscher, auch nie-
derländischer und französischer Meister, zuerst dem
ursprünglichen Plane und Style gemäß, hernach in
einem falschen antikisirenden Geschmacke, der aber
dennoch seinem Zeitalter (wie immer geschieht)
wunderbar gefiel, in den neuesten Zeiten mit Eifer
seiner Vollendung näher gebracht, und doch mit
Absicht noch nicht vollendet, hat eine sehr weit-
läufigte Geschichte, die ein bedeutendes Kapitel in

S (3)

der Kunstgeschichte besonders des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts bildet. Diese Geschichte ist nun zwar in besondern Guida's, so wie in des Grafen Giulini Denkwürdigkeiten von Mailand behandelt, und durch Cicognara, Millin (*Voyage dans le Milanais*) und mehrere Reisebücher im Allgemeinen wohl bekannt; indessen enthalten diese Werke so manche Ungenauigkeit, und der Dom verdiente so sehr Gegenstand eines besondern größern Werkes zu werden, daß das gegenwärtig vorliegende eher ausführlicher als kürzer gewünscht werden muß. Die Hauptquellen für die Geschichte des Doms sind die in den Händen der Deputation alla Fabbrica del duomo befindlichen Ordinazioni Capitolari; aus diesen und andern ist die chronologische Reihe der Architekten und Ingegneri zusammengestellt, die für den Dom besoldet oder consultirt worden sind. Es sind hier von Marco de Campione (1387) bis Pietro Vestagalli (1813) nicht weniger als 183 aufgeführt. Am meisten Namen drängen sich in den Jahren 1591—1401 zusammen, wo man stritt, ob die Pfeiler die man errichtet stark genug seyen, und wie das Gewölbe aufgesetzt werden solle. Eine andre Epoche ist 1481, da man zur Kuppel gekommen war, die sich über dem Kreuz erheben und einen Thurm tragen sollte; man schickte damals nach Straßburg, wo man mit dem Münsterthurm beschäftigt war, und im Jahre 1483 ging Johann von Gräß mit andern Deutschen von hier ab, welche auch in den folgenden Jahren an der Kuppel (tiburium) arbeiteten. Diese Notiz verdankt man Papieren, die der Abate Mazzuchelli den Händen eines Specerehändlers glücklichweise entzogen, und dem Archiv der Fabbrica zurückgegeben hat. Doch muß der Deutsche Meister entweder nicht viel gefördert haben, oder die Italiäner müssen, mit seinem Werke unzufrieden, es wieder eingerissen haben, da Jo. Anton Dmodeo

(Homodeus), Architect des Doms von 1490 bis 1522, nebst Jo. Jac. Dolzobono und Franc. di Giorgio von Siena, nach einer Urkunde des Archivs der Fabbrica im J. 1490 mit dem Bau des tiburium oder der Kuppel beauftragt wurde. Damals wurde auch Bramante befragt. Die Kuppel im Spitzbogen geführt und mit großen ebenfalls spitzbogigen Fenstern versehen, stimmt mit dem Plan und Styl des ganzen Gebäudes recht gut überein, und bis zu dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts mußte die Kirche den in sich übereinstimmenden Eindruck eines Gothischen Bauwerks aus der spätern Zeit dieses Styls machen. Nur konnte man bedauern, daß die Architektur zu sehr mit Sculptur überladen und ihr so zu sagen dienstbar gemacht worden war, wie denn die größtentheils von Filippino von Modena 1400 gezeichneten Capitale der Pfeiler des Mittelschiffs hauptsächlich aus acht Nischen für Statuen auf Fußgestellen unter Gothischen Baldachinen bestehen. Ueberhaupt aber trägt das Gebäude jetzt über 5000 Statuen (eine Stadt von Statuen hat es Cicognara passend genannt), von denen natürlich die allermeisten handwerksmäßig von Bildhauerfamilien, die ihre Hände dem Bau gewidmet, gefertigt sind. Aber im Jahre 1567 ließ der Erzbischof Carl Borromäus den Architekten Pellegrini eine Zeichnung zu einer Fassade machen, welche dem ursprünglichen Plane zwar dem Orte nach (eine frühere, ziemlich rohe, hatte das Schiff gegen diesen Plan zu sehr verkürzt), aber keineswegs im Style entsprach, indem sie ganz und gar dem neitalianischen Geschmacke (stilo Romanesco) huldigte. Die Ausführung verzog sich indeß unter manchem Streit der Architekten ziemlich lange; doch waren die Thüren und beynahe auch die Fenster der Fassade bereits nach Pellegrini's Plane gebaut, als Carlo Buzzi, Architect von 1638 bis 1658, wieder auf den Gothischen Styl zurückzu-

Kommen suchte, in welchem nun die Pfeiler zwischen den Pforten angebaut wurden; auch haben in derselben Tendenz die neuern Architekten, seit Napoleon den 8. Junius 1805 die Vollendung des Doms decretirte, und die der Fabbrica vermachten Capitale so wie die Güter der aufgehobenen Corporationen zum großen Theile dazu bestimmte, die Fassade vollendet, und nur aus Scheu vor dem ungeheuren Kostenaufwande stehen lassen, was mit dem Gothischen Style nicht übereinstimmte. Freylich ist dadurch die Harmonie nicht hergestellt, sondern die Disharmonie nur auffallender und schreyender geworden, und die Fassade bleibt ein unglückliches Zwittergeschöpf der Baukunst, an der, bey viel Kunst in den Einfassungen der antiken Pforten und andern Theilen, Hunderterley auszufehen ist. Der Verf. dieses Buchs liefert eine genaue Beschreibung der verschiednen, zum Theil vorzüglichen Sculpturen, mit denen die Fassade geschmückt ist, und geht dann auf ähnliche Weise die ganze Kirche durch; dieser Theil des Werks läßt wegen der großen Menge und Vielartigkeit der beschriebenen Monumente kaum einen Auszug zu. Dabey führt der Verf. eine Critik Millin's durch, deren Härte Ref. nicht tadeln will; nach den beygebrachten Beyspielen kann man kaum anders urtheilen, als daß Millin's Beschreibung und historische Nachricht mit großer Nachlässigkeit und Ungenauigkeit verfaßt ist. Die dem Werke beygegebenen dreyßig Kupfertafeln, die beynah alle von Franc. Durilli gezeichnet und gestochen sind, geben den Plan des Doms, den Aufsriß der Fassade, der langen Seite und der Rückseite, zwey Durchschnitte, zwey Zeichnungen der von Leopold Pollak angegebenen Gerüste zur Vollendung der Fassaden, einen Plan des Dachs mit genauer Anzeige seiner verschiedenen Flächen, Spitzen, Treppen und Canäle, die 1675 ausgeführten sehr schönen Sculpturen, welche die Pforten des großen Por-

tals schmücken, die Basis und das Capital eines Pfeilers des Mittelschiffs. Dies sind, noch zwey Ansichten der unterirdischen Capellen mit eingerechnet, diejenigen Kupfertafeln, welche die Architektur des Doms zum Gegenstande haben; die übrigen stellen einzelne Sculpturen, Denkmäler und Kunstwerke des Doms vor; von denen mehrere gern für architektonische Details der Gothischen Theile des Gebäudes hingegeben werden könnten welche Ref. um so mehr vermißt, je kleiner der Maasstab der allgemeinen Aufrisse und Durchschnitte ist.

R. D. M.

R o m.

Nella Stamperia de Romanis: Iscrizioni antiche Veliterne illustrate da Clemente Cardinali. 1823. Seiten 251. 4.

Iscrizioni Veliterne nennt der Verf. dieses Werks nicht bloß die, welche in Velletri gefunden worden sind, sondern auch alle die, welche die Geschichte dieses Orts irgendwie betreffen, daher er auch das Monumentum Ancyranum abdrucken läßt, weil August dessen Thaten es aufzählt, aus Velitrâ, gebürtig war, eben so das Stück der Fasti Capitolini, welches sich auf Mânius Triumph über die Veliterner (im J. 415) bezieht, und die bekannte Inschrift, die wahrscheinlich unter einer Statue des Camillus zu Rom stand, wo unter den Thaten dieses Feldherrn auch sein Sieg über diese Stadt erwähnt wird. Eingetheilt sind diese Inschriften in acht Classen, Inschriften, die sich auf Religion, solche die sich auf öffentliche und Privatbaue beziehen, historische und Ehren-Inschriften, Grabinschriften, Griechische, Christliche, falsche, endlich Inschriften auf Töpferwaren und thönernen Lampen. Die Erläuterung setzt selten einen Umstand auf neue Weise ins Licht und liefert fast nie scharfsinnige

Verbesserungen und Ergänzungen; dagegen sind die Schriftsteller, welche die Inschriften schon vorher angeführt und behandelt haben, mit Sorgfalt und genauer Kenntniß der Italiänischen Epigraphik citirt. Man sieht aber auch daraus, daß die Sammlung fast nichts Neues gibt; außer den größern Inschriftenwerken enthalten Bonaventura Ceoli Teatro storico di Velletri, Rocco Volpi Vetus Latium, Alessandro Borgia Storia di Velletri schon das Meiste, Manches vorher unedirte hat der Verf. selbst bereits in den Opuscoli letterarj von Bologna bekannt gemacht. Indesß gewährt doch die Zusammenstellung einiges Interesse. Unter den historischen Monumenten ist kaum eines interessanter als die unverständliche, hier unter den iscrizioni sacri stehende Bronzetafel, die zu Velletri 1784 gefunden worden ist, und aus dem Borgia'schen Museum in das Königl. Museum degli Studj in Neapel übergegangen ist. Da die Schrift der Lateinischen ziemlich ähnlich ist, liest man mit Sicherheit so: Deve declune statom sepis atahus pis velestrom facia esaristrom se him asif vesclis vinu arpatitu sepis toticu covehriu sepu ferom pihom estu ec se cosuties ma ca tafanies medix sistiations Unverständlich aber nennt Ref. diese Inschrift, da alle die Versuche, den Sinn derselben durch Vergleichung der einzelnen Worte mit Lateinischen und Griechischen zu enträthseln, (der Verf. bringt die Uebersetzung des Bolognesischen Professor Orioli, eines Anonymus im Giornale Arcadico, und im Nachtrage noch die neuerlich bekannt gemachte von Raimond Guarini bey) für ihn auch keinen Schein von Probabilität haben, indem sich mit gleichem Rechte hundert andre machen lassen. Diese Entzifferer scheinen die Italiänischen Sprachen in der Regel nur als einen Jargon zu betrachten, in dem alle möglichen Veränderungen und Verstümmelungen lateinischer Worte zulässig gewe-

fen, und bemühen sich fast nie Analogieen zu entdecken, die auf ein regelmäßiges und festes Verhältniß der Sprachen führen könnten. Interessant indeß ist die Inschrift, erstlich weil sie wirklich beweist, daß die Sprache der Volsker, denen Velletri gehörte, der Lateinischen ziemlich nahe verwandt war — denn Niemand kann mehrere Lateinische Wurzeln und Flexionen verkennen, — und dann weil sie abnehmen läßt, daß die Volsker von Velitri (der Name des Orts ist offenbar in Velestrom enthalten) auch den Ausdruck *Medix* für ihre Obrigkeit brauchten. *Medix Tuticus* hieß der oberste, alle Jahre erwählte, Magistrat des Campanischen Städtebundes, *Medix* kommt auch auf einer Sicilianischen aber Oscanischen verfaßten Inschrift bey dem Prinzen von Torremuzza als Name eines Capitano der Mamertinischen Soldner vor. Es nannten also die Volsker ihre Obrigkeit mit einem Oscanischen Namen (dies war *Medix* nach Festus bestimmter Aussage), und dies entscheidet ohne Zweifel auch über den Oscanischen Ursprung dieser Nation. Wie alt die Inschrift sey, läßt sich daraus bestimmen, daß Velitri schon im J. 260 der Stadt Römisch und Colonie wurde; so scheint der Bronzetafel das sehr bedeutende Alter von 200 v. Chr. zugeschrieben werden zu müssen. Doch ist es denkbar, obgleich minder wahrscheinlich, daß als die Colonie sich von Rom losgerissen (erst 415 wurde sie wieder unterworfen), sie auch Römische Sprache und Verfassung aufgegeben und die der benachbarten Städte angenommen habe. — Mit diesem Denkmal stellt der Verf. ein andres zusammen, eine kleine ungeschickt gebildete Figur aus gebrannter Erde, welche vorn zwey Inschriften, eine kreisförmig und eine in horizontalen Linien geschriebne, trägt. Er hält die Figur für ein Werk altvolksischer Plastik und die Inschrift für Etruskisch, beides mit großem Unrecht, wie Ref. mit Ueberzeugung sagen kann, wenn

er auch durchaus über den Ursprung und die Zeit der Verfertigung der Figur nichts zu bestimmen wagt. Aber die Buchstaben passen größtentheils in keine Art der Etruskischen Schrift hinein, und wenn der Verf. dies dadurch zu erklären sucht, daß mehrere davon Verbindungen (nessi) seyen: so beweist schon dies das späte Alter des Denkmals, indem solche nessi in altgriechischen und italischen Schriftarten unerhört sind, und, je später, desto mehr gebraucht wurden. K. D. M.

Quedlinburg.

Bey Basse: R. Bentleyi notae atque emendationes in Horatium Flaccum integrae, nunc separatim usui critico diligentissime typis exscriptae curante F. F. Sachse. 1825. 815 S. In Octav.

Ein vollständiger und genauer Abdruck des Bentley'schen Horaz ward wohl von Manchem vermist, seitdem der von J. F. Fischer besorgte Abdruck vergriffen war. Vorliegender würde gewiß eine gute Aufnahme finden, wenn ihm nicht beide Eigenschaften fehlten, wenn insbesondere die letztere sich nicht bloß auf dem Titel zeigte, während das Buch sehr nachlässig abgedruckt und voll arger sinnentstellender Fehler ist. Der wegen der Wahl der Lesarten unentbehrliche Bentley'sche Text ist weggelassen, so wie der vollständige index verborum, welcher, wie es in der Vorrede heißt, durch Döring's oder Wegel's indices ersetzt seyn soll! Die anpreisende Vorrede wird diesem Abdrucke um so weniger Eingang verschaffen können, da ein vollständiger und sorgfältiger in Reimer's Verlag zum Theil schon erschienen ist, und den früheren von Fischer besorgten, mit welchem er gleiche Einrichtung hat, an Genauigkeit und gutem Außern übertrifft.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. 75. Stück.

Den 11. May 1826.

B e r l i n.

In der Maurerschen Buchhandlung 1825: Gothische Sprachformen und Sprachproben zu Vorlesungen entworfen von August Zeune 16 Seiten in groß Quart.

Angefügt werden dieser Beurtheilung: Erläuterungen des von Carl Octav. Castiglioni herausgegebenen gothischen Calenders.

Jene Bogen nahmen wir mit einiger Neugierde zur Hand. Ihr Verfasser liest seit mehreren Jahren auf der Universität Berlin über gothische Sprache und es sind gerade zwanzig abgelaufen, seit das letzte der gothischen Sprache gewidmete Buch in Deutschland herausgekommen ist. Rec. hat sich zwar auch damit abgegeben, doch ex professo nichts darüber drucken lassen, sondern nur auf gothischen Grund und Boden seine Grammatik gebaut, die ihm zum Trost, nämlich nicht zum erstenmahl, hier in eine geschichtliche Sprachlehre umgetauft wird. Denn bey dem Worte Grammatik und ähnlichen bittert Herrn Prof. Zeune der Mund, obgleich er sich eben nicht entblödet auf dem Titel

seiner eignen Schrift die Fremdlinge Form und Probe zu brauchen. In Wahrheit verleugnet er auch das erste Wort des Titels inwendig wieder, es soll heißen Gutische, weil in dem Calender der "ambrosischen Bächerey zu Milano" (alles dieses sic) Guthiuda, Gutvolk, vorkommt. Wir heben weiter aus der Vorrede aus. Die gutische Mundart durch ihre "Bissel und Hauchwehelaute" weist mehr nach dem Norden, als nach dem Süden Deutschlands (Rec. umgekehrt meint, daß ihr unter allen Dialecten der hochdeutsche, süddeutsche, welcher vierhundert Jahre früher, als wir ihn kennen, auch anders ausgesehen haben wird, zunächst stehe; von der Lautverschiebung ist dabey natürlich abzusehen.) Keine andere germanische Mundart taugt so sehr zu Vergleichen mit Latein, Griechisch, Slavisch u. s. w. (freylich, wer nur zu vergleichen wüßte, in so fern sie uns das älteste Denkmahl liefert; aus den übrigen ist, weil sie reichere Quellen haben, mindestens eben so viel zu lernen.) Aus so (? dies, man weiß nicht was, vergleichende so steht in der kurzen Vorrede nicht weniger als sechsmahl) fruchtbaren Vergleichen läßt sich noch manche Ausbeute für die Geschichte der Völker und der Menschheit hoffen (noch manche? kaum ist ja begonnen und jetzt stehen wir mehr in der Vorlese als in der Nachlese) Sitten und Gebräuche der Völker verschmelzen (sic; auch stirben, brinnen für sterben, brennen?) häufig mit denen der Nachbarn; nur der Sprache leiser Flügelschlag rauscht Jahrtausende fort und das eigentliche, ewige Volkthum ist mehr dem Auge als dem Ohre vernehmbar (unwahr; Sprache, wie Sitte mengt sich mit Fremdem, vom goth. militôn, althd. milizôn bis zum neuhochd. Probe und Form; Sitte wie Sprache haftet am Alterthümlichen; beide stumpfen sich ab, ungefähr auf gleiche Weise.)

Von den Grundzügen, die auf diese Vorrede

folgen, gilt das Lessingische: sie enthalten Gutes und Neues, nur ist das Gute nicht neu, das Neue nicht gut. Sie sind auf Kosten der Obrigkeit (wenn wir die "großmüthige Ermunterung" recht verstehen) gedruckt; der löblichen Absicht wäre durch Ankauf von fünf Exemplaren des Weiffenfeller Alphilas für gothische Studenten besser entsprochen worden. Das "gutische Lautthum" wird durch "latinische" Schrift wiedergegeben, was jedoch nicht genau zu nehmen ist, da für th das griechische ψ dient. Dabey die Belehrung, daß es nicht th, sondern weit besser dh auszusprechen sey, aber ohne einen Schatten von Beweis dafür. Das goth. Ⓞ, das in allen deutschen Druckereyen zu finden ist, verschmäht Hr. Zeune, löset es aber nicht etwan in hv auf, sondern in lv; ein unpassenderes Auskunfts-mittel gibt es nicht, es ist, als wollte man griech. ψ statt in ps, in ls auflösen. Soll l ein willkührliches Zeichen seyn, warum kann es nicht auf einmahl hv vertreten? warum wird das Unzeichen für die bloße Hälfte des goth. Buchstabens gebraucht, nämlich für h, das als einfacher Buchstabe daneben steht? ψ hält Hr. Z. für ein wirkliches gothisches Schriftzeichen. Das wäre paläographisch zu untersuchen, ob die Gothen ihr ψ (gilt th) und Ⓞ (gilt hv) aus dem Griech. ψ (ps) und Ⓞ (th) herbatten; abweichende Geltung und Einstimmung des angelsächsischen und nordischen Zeichens Thorn sträubt sich dawider. Unbekümmert darum darf die Grammatik mit voller Sicherheit die Auflösungen th und hv verwenden, da jene gothischen Buchstaben wirklich diese doppelten Consonanten enthalten. Der goth. Buchstab mit der Geltung qv mußte entweder fo, oder cv, oder kv gegeben werden, nicht aber durch bloßes q, das selbst im Latein. nie ohne begleitendes u gesetzt zu werden pflegt. Eben so wenig zu dulden scheint gothisches w, da diese Mundart nur das einfache

v kennt. Die langen Vocale ô und ê sind von S. 1 — 16 nirgends notirt.

In den Substantivdeclinationen finden wir nur eine Neuigkeit, die, daß der Voc. Sing. von faihu faihau haben soll. Er kommt bey Ulf. nicht vor und kann, wenn es mit dem Neutro seine Richtigkeit hat, nicht so heißen, da die Grundregel Gleichheit des Nom. Acc. und Voc. fordert. Faihau für faihu wäre wie ein griech. Voc. $\sigma\tilde{\upsilon}\kappa\epsilon$ für $\sigma\tilde{\upsilon}\kappa\omicron\nu$. Die Note V. S. 3. leitet aihei (mater) von atta (pater) her; auf diese halsbrechende Weise könnte auch skatts (Schatz) zu skaidan, das wahrscheinlich für skaithan (scheiden) steht, gerechnet werden. Beym Adjectiv S. 4. wird behauptet, die schwachen Mittelwörter haben im Fem. ei statt ô. Es ist aber nur vom Part. Präs. wahr und nie vom Part. Prät.; wie lernen also Schüler declinieren, welche Herr Zeune des Gebrauchs der zu weitläufigen geschichtlichen Sprachlehre überhebt? Auf derselben Seite entschlüpfen ihm noch zwey Fehler. Zum Muster der zweyten Declination wird ein angebliches aldis, aldja, aldjata erhoben, unglücklich genug. Denn ist ein althochd. alti, elti, ein mittelhochd. elte für alt erhört? Und selbst ein goth. alds, geschweige aldis, wo steht es? Ulfilas kennt nur ein Adj. framaldrs (profectus aetate) Luc. 1, 7. 1, 18. Dachte Hr. Z. an althjinnôinê (alter Nonnen?) im Calendar oder dachte er an das bedenkliche althiza (senior), das Ihre Luc. 15, 25. liest? vgl. Ulph. illustr. p. 73. Die andern Ausgaben geben thiza und vorher eine kleine Lücke. Die Stelle gehört zu den manchen, die im C. A. angesehen werden müssen; Ihre scheint hier ex ingenio ergänzt zu haben. Man würde aldiza für althiza fordern. Gesezt aber es stünde althiza und ließe sich für aldiza rechtfertigen oder ein anderer Codex lieferte. aldiza, folgt daraus ein Positiv aldis statt alds? So wenig als aus mana-

gizô Matth. 5, 20. ein Positiv managis statt manags. Ueberhaupt hätte der Verf. hier Anlaß gehabt, der geschichtlichen Sprachlehre auf den Zahn zu fühlen und zu fragen, ob das 1, 756. angeführte blindôza, blindôzei außgemacht sey? Blindôza (coecior) oder (um ein dem lateinischen Adj. nach der Wurzel völlig gleiches gothisches zu wählen) haihôza ist zwar möglich, aber auch blindiza, haihiza möglich zu dem unzweifelhaften Positiv blinds, haihs (= coecus, da latein. oe goth. ai und lat. c. goth. h wird *), obwohl es Marc. 9, 35. nur einäugig bedeutet.) Weitere Ausführung erfolgt im siebenten Kapitel des dritten Buchs der Grammatik, — Für die Zahl dreizehn wird threistaihun angegeben und kein zweifelndes Fragzeichen beygefügt; Rec. vermuthet thrijataihun. — In der starken Conjugation wird die reduplicierende vorangestellt und ihr Eigenthümliches in einen "Vorling" ai gesetzt, dabey sonderbare Erklärungen: laikan durch läkfen, das keine Seele versteht, maitan durch meheln, näher läge meißeln, wenn Ableitungen angeführt werden sollen, noch im mittelhochdeutschen geht meizen stark, vgl. Rab. 692. 713. 770. 841. 995; grêtan durch greinen, das unverwandt ist. Die ablautenden Conjugationen zerlegt Hr. Z. in zweylautige, dreylautige, vierlautige mit drey, sechs und zwey Unterabtheilungen, was überhaupt eilf Classen gibt, die nach Rec. nothwendig auf sechs zurückgeführt werden müssen und zurückgeführt worden sind. Was sich zwischen greipan und theihan, zwischen giutan und thliuhan, zwischen niman und bairan, zwischen ligan und saihvan, zwischen bindan und vairpan verschiedenartiges zeigt beruht bloß auf allgemeinen Lautverhältnissen, die mit der Conjugation nichts zu schaffen haben. Es ist also ungrammatisch fünf

*) Vgl. ποικίλος, ahd. vêh (goth. faihs?)

besondere Classen mehr daraus zu bilden. — In der schwachen Conjugation S. 6. werden die erste und dritte (die lateinische vierte und zweyte) fehlerhaft zusammengeworfen, ohne einen Grund dafür bezubringen. Verba (der dritten) heißt es, nehmen statt des i ein ai an; mit gleichem Fug könnte auch das Paradigma der zweyten aufgegeben und gesagt werden, daß sie statt i ein ô annehmen. Mit der Anomalie auf -nan, Prät. -nôda glaubte Rec. im Reinen zu seyn; dem Verf. thauen aber die widerlegten Irrthümer auf, er behauptet veihnan bekommeveihnaida und es gebe einen Inf. fullnôn, svinthnôn. Er muß den Text unbedachtsam lesen, z. B. Luc. 2, 40 findet er fullnands, daß ein fullnan fordert. Das gothische Passivum lerne sein Schüler nach der Regel bilden, daß es durch Anhängen eines a ans Activum entsteht. Sie ist, wenn nicht mit den nöthigen historischen Voraussetzungen (Gramm. 1, 1050) verstanden, durch das nachfolgende Schema alsbald Lügen gestraft, denn wie mochte létaindau aus létaima oder létaina erwachsen durch suffigiertes a? — S. 7. wird der Gramm. 1, 852. das versehne muntha, munthêdun nachgeschrieben, es muß munda, mundêdun lauten und zwey Augen mehr hätten Joh. 13, 29 Luc. 3, 23. aufmerken können. Doch visum (S. 8. Z. 4. von unten) statt visam hat sich Rec. sicher nicht zu Schulden kommen lassen.

Einmahliges Durchlesen der S. 9—16. abgedruckten goth. Chrestomathie lieferte funfzehn Fehler, die nicht dem Setzer zur Last fallen: Matth. 6, 25. mathjaith f. matjaith ruhig dem Zahn nachgeschrieben, Junius liest richtig; siebermahl goth für guth; fünsmahl im Part. Präs. -ansfür -ands (S. 13. Z. 25. 28. S. 14. Z. 21. 24. 25); S. 11. Z. 6. urrinandin Z. 9. urrinando für urrinandin, urrinnandô; S. 13. Z. 22. seinazos für seinazôs mag dem Setzer oder Corrector gebühren.

Anhaltendes Quellenstudium leitet nicht nur jeden, zu schätzbaren einzelnen Berichtigungen, davon wir hier nicht eine Spur gefunden haben, sondern gibt auch das beste Heilmittel wider die Volkische Influenza, die selbst nach dem Tode ihres geschmacklosen Urhebers immer noch herum grassirt. Ihre beiden Symptome sind bekanntlich: unnatürliche Verrenkung, willkürliche Verwechslung und Zerfetzung der deutschen Wortbildungen; das andere: steife Verdeutschung des Fremden, die kaum der sie niederschreibt fürs gemeine Leben in den Mund zu nehmen sich getraut. Ist "Zusamhang" (S. 3.) irgend deutsch? Zusammenhang geht hervor aus dem Adv. zisamane und samane ist der von der Präp. zi abhängende Casus; Samhang wäre leidlicher, stößt aber auch gegen die Ausbildung des neuhochdeutschen Dialects. Wer sagt wohl "eine Classe in drey Untertheile theilen" und nicht: in drey Unterabtheilungen? Untertheil bedeutet uns nicht subdivisio, sondern den Gegensatz zu Obertheil. Das heißt recht den deutschen Wörtern die Flügel stutzen, daß sie nicht mehr schlagen können. Für Bibliothek bedient sich Herr Zeune des zwar nicht ganz neubackenen Bächeren, das aber doch undeutsch mit der romanischen Endung -ei (ie) gebildet ist und jetzt wie Kinderen, Büberen, Spie-leren auf einen Nebenbegriff führt. Den echten althochdeutschen Ausdruck errathen die wenigsten unserer Leser puohfaz (Gramm. 2, 492.) Buch- faß, was Bücher enthält. Welcher Bibliothekar möchte sich aber heutzutage Buchfasser nennen hören, obgleich es allenfalls an Verfasser, das nur von einem Verbo geleitet ist, erinnert.

Rec. erlaubt sich hier den vorhin berührten, in Mai's specimen von Castiglioni herausgegebenen und nicht ungeschickt behandelten Calendar durchzugehen, da sich leider nur ein kurzes Bruchstück (in den Cod. ambros. S. 36. part. sup. hin-

ter dem Paulinischen Brief an Philemon erhalten hat. Das erste Blatt beginnt mit dem 23sten Tag eines Monats, den der Herausgeber für den Junius hält (S. 29. Note 6.), mit welchem Rechte, werden wir hernach sehen. Gleich bey diesem Tag stehen die gothischen Worte: thizê ana gutthiudai madagrizê marvtrê jah frithareikeikeis; von Castigl. richtig übersetzt: τῶν apud gothicam gentem excruciatorum martyrum et Fritharici, zu verstehen ist gamunthi (memoria) das ohne Zweifel in den mangelnden Tagen mehrmahls vorherging und gleich wieder folgt. Für die Genauigkeit des flüchtigen Schreibers nimmt der Verstoß -reikeikeis statt -reikeis nicht ein. Gutthiuda kehrt bey dem 29sten desselben Monats ebenso wieder. Es gemahnt, wie schon Jahrgang 1820. S. 406. dieser Anzeigen bemerkt wurde, an das eddische godthiod (Saem. 4b 228b 267b), dieses stehe nun für gotthiod (wie ad später für at, vgl. gotar, gotnar, gotneskr) oder jenes für gudthiuda. In dem einen oder dem andern Fall entspränge entweder ein althochd. kozdiot oder kotdiot (warum nicht kozadiot, kotadiot, gutathiuda, gudathiuda?). Mit langem Vocal kóz-, altnord. gautscheinen manche zusammengesetzte Eigennamen zu haben (Grammat. 2, 455.) Wie also der Volksname zu schreiben sey, hängt noch für jeden Dialect von verwickelten Untersuchungen ab; nach dem Gebrauch schreibe man Gothen wie Deutsch. Madagrize kann unmöglich ajectivischer Gen. Pl. seyn, ein zusammengesetztes Subst. mada-gris hätte als les wider und nichts für sich. So wenig sonst die goth. Buchstaben a und r verwechselbar sind, ist doch wahrscheinlich zu lesen madagaizê, Gen. Pl. das Adj. madags (mortuus; languidus) dem sich unser heutiges mattig in Mattigkeit (languor) vergleiche, wosern dieses nicht für Mattheit steht. Weder ein althochd. matac, noch ein mittelhochd. mat-

tec läßt sich beybringen, nur das unabgeleitete adjectivische und substantivische mat (Karl 12a). Auch kein angelsächsl. medeg ist bekannt, wohl aber mëdheg (lassus, fessus) alth. muodi, jetzt müde; Verwandtschaft zwischen beiden mat und muodi wäre denkbar und die Formel mathan, môth. Marvtrê (martyrum) kommt freylich zweymahl so vor, scheint jedoch Schreibf. für martyre (das goth. v ist zugleich y) da sonst keine Spur der entstellten Form marvtrs begegnet. Frithareikeis statt -reikis verdient Beachtung (Gramm. 2, 581. vgl. 516.) Hierauf folgt bey dem 29sten die größte Stelle gaminthi marvtrê thizê bi vêrêkan papan jah batvin bilaif. aikklêsjôns fullaizôs ana gutthiudai gabrannidai. Castiglioni: commemoratio martyrum, qui cum Vereka presbytero et Batuse ministro ecclesiae catholicae apud gothicam gentem combusti fuerunt, eine Uebertragung, die nicht zu rechtfertigen ist. Wir theilen, da nach bilaif ein deutlicher Punct steht, das Ganze in zwey Sätze, deren erster zu bedeuten scheint: memoria martyrum τῶν propter Vêrecam presbyterum et Batvinum (interfactorum) remansit. Gaminthi Neutr. (memoria) verschrieben für gamunthi? angels. gemynde engl. mind; Marc. 14, 9. du gamundai Dat. Fem.; doch wollen wir gaminthi nicht vor schnell verwerfen, vgl. altn. minni und das bekannte Minne trinken. Bilaif kann nichts anders als Prät. von bileiban (remanere) seyn, bi mit dem Acc. sehr wohl propter außsagen. Vêreka wäre alth. wârâhho; dürfte man vêrika lesen wârihho (wie kipihho Gramm. 2, 284.)? batvin ist Acc. von batvins, für badvins, badavins (t wie in gutthinda für d) althochd. pat-win, pat-win? Beide Namen geben offenbar dieselben Märtyrer zu erkennen, deren die Vollandisten unter dem 26 Merz Meldung thun (martyres in Gothia ad Danubium). Außer Bathusis und Veri-

cas werden auch die freylich entstellten immer aber merkwürdigen und offenbar gothischen Namen der übrigen mitumgekommenen angeführt. Es sind noch vier und zwanzig Laien, meist Männer, einige Weiber und Kinder. Vericas (al. vercas) spricht für die Vermuthung vërika und bathusis (al. aathusis) für badvins, obgleich bathusis entweder aus bathuvins oder bathugis verderbt seyn könnte. Die Erläuterung der andern Namen geht uns hier nichts an; da die Hauptnamen übereinkommen, leidet es keinen Zweifel, daß dasselbe Ereigniß gemeint wird. Allein der XXIX, es sey nun welches Monats, stimmt nicht zum XXVI März des catholischen Menologiums, daß sogar ausdrücklich enthält es seyen so viel Märtyrer getödtet worden, als die Tagzahl ausweise:

τόσην πύρὶ φλέγουσι πληθὺν μαρτύρων,
ὅσας ἀγεί μὴν σήμερον τὰς ἡμέρας,

wie auch sechs und zwanzig Personen aufgezählt werden. Feierten die Gothen, als Arianer, an einem andern Tage was die Catholiken den 26ten März und ist der ganze Calendar arianisch? Es sind sonst schwerlich arianische Menäen erhalten worden, die zur Bestätigung dienen könnten; aber die arianischen Christen behielten die Heiligen der catholischen Kirche bey, sie waren, wie Baronius sagt, keine ἀγιομάχοι. Nur werden sie sie mit eignen Märtyrern vermehrt und zum Theil vertauscht auch die Feiertage oft anders bestimmt haben, wie selbst die Menologien der lateinischen und griechischen Kirche in diesen Stücken abweichen. Denn die gesammelten Data und Traditionen mußten natürlich von einander abweichen, die eine Kirche konnte den Geburtstag, die andere den der Passion zum Fest bestimmen. In unserm Fall scheint es sonderbare Spitzfindigkeit der catholischen Kirche, wegen der Zahl der Getödteten die Feyer auf den XXVI. des Monats anzusetzen. Es wird

nicht etwa erzählt, daß die Heiden absichtlich so viel Opfer auserlesen hätten; die unglücklichen flohen zu ihren Priestern in die Capelle, die ihnen über dem Haupt angezündet wurde, so daß Leute und Kirche verbrannten. Profugerunt in tabernaculum ecclesiae sagt Sozomenus (hist eccl. VI, 37.) ohne Nennung von Namen, doch wahrscheinlich in Bezug auf diese Begebenheit. Das würde dann auch der zweyte Satz unseres Calendars berichten, wir übersetzen: in ecclesia (hominibus) referta apud gothicam gentem combusti (sunt hi martyres) Castiglioni verbindet bilais mit aikklêsjôns fullaizôs und legt aus:ministerium ecclesiae catholicae. Ein Subst. bilais läßt sich weder beweisen noch vermuthen, und gahlaiba (sodalis) kann damit gar nicht verwandt seyn. Sodann bedeutet auch fulls πληρός, nirgends catholicus, orthodoxus, unsrer Meinung nach waren die Märtyrer möglicherweise arianisch. Endlich wird, wenn man keinen neuen Satz annimmt und nicht eigenmächtig das thizê hinter martyrê in thaei ändert, der Nom. gabrannidai sinnlos, es sollte der Gen. gabrannidaizê oder gabrannidanê stehen. Aikklêsjôns fullaizôs scheint ein casus absolutus, den die deutsche Sprache nicht bloß bey Participien gebraucht, sondern auch bey Adjectiven, wem es nöthig scheint, der denke sich ausgelassen visandeins (πληρῆς ὄψεως ἐκκλησίας) vgl. Marc. 16, 1. invisandins sabbatêdagis (διαγενομένου τοῦ σαββάτου. Die Ellipsis sind oder vêsun hinter gabrannidei befremdet nicht, man braucht nicht, um etwa mit aikklêsjôns zu construieren, gabrannidaizôs (φλεχθεῖσης) zu muthmassen. — Hierauf folgt ein andrer Monat (ob unmittelbar nach dem vorigen Fragment oder auf einem neuen Blatt? wird nicht deutlich gesagt und was sollen die drey Sterne? wie bey dem Ein-

gang des Ganzen sechs stehen) mit der Ueberschrift: *fruma iuleis. λ.* Der Herausgeber übersetzt: *initium Julii. XXX.* Aber wir nehmen Anstand. Schon heißt *fruma* nicht *initium*, sondern *frums* oder *frum* (dat. *fruma*, wie in Redensart *fram fruma*, a principio *loh. 15, 27. 16, 4.*) und was soll *initium* in der Rubrick neben der Zahl *XXX*; besser hätte es zu dem ersten Tag sich geschickt. Zweitens warum schreibt der Gothe *iuleis* und nicht *iuleis*? wie *iësus, iudaia* (*Neh. 5, 14. 18.*) u. s. w. Drittens zählt *Julius* nicht dreyßig, sondern ein und dreißig Tage. Viertens wird sich sogleich zeigen, daß die genannten Heiligen gar nicht in den *Julius* gehören. Der dreyßigste Tag hat hier das Fest *Andriïns apaustaulus* (*Andreae apostoli*) welches alle bekannten Menologten der latein. und griech. Kirche auf den dreyßigsten November legen, val. *Baronius ad h. diem* und das *Metrum* in den *Ephem. graecomoscis*:

*σταυρον κακκεφαλῆς *) τριακοστῇ Ἀνδρέας εἶλη.* Der funfzehnte Tag hat: *filippaus apaustaulus* in *jairupulai* (*Philippi apostoli* in *Hierapoli.*) Die Catholiken verehren diesen Apostel den 1. May, allein die Griechen den 14. November:

ἡρθης κακκεφαλῆς δεκάτῃ φίλιππε τετάρτῃ. wie leicht kann im goth. Calender statt zu *XIV* die Feier zu *XV.* geschrieben seyn, wie leicht auch wirklich die gothische (arianische?) Gemeinde das Fest am 15. November begangen haben. Zum ersten May schießt sich die gothische Angabe auf keinen Fall. Wahrscheinlich ist der erste May Philipps Geburtstag, der 14. (15.) Nov. sein Todestag. Die drey andern Feste des goth. Calenders in diesem Monat sind schwieriger. Beim dritten Tag: *kustanteinus thiudanis* (*Constantini regis*, der

*) statt *κατὰ κεφαλῆς.*

Gothe kann sein langes ô nicht für das griech. oder lat. kurze o setzen und schreibt daher richtig u, wie punctius Luc. 3, 1. für *Πορτίος*). Constantin der Große wird in der griech. Kirche den 21. May (an seinem Todestag) nebst der Helena gefeyert, die lateinische begeht den Tag der Helena unterm 18. August. Constantins Geburtstag (27. Febr.) ist zu keiner der drey Angaben gerecht. Auf den sechsten Tag setzt der Calendar das Fest *daurithaius aipiskaupus* (*Dorithei episcopi*); die griech. und lat. Kirche verehrt den Syrischen Bischof Dorotheus oder Doritheus unterm fünften Junius, es scheint hier offenbar ein andrer Geistlicher gleiches Namens gemeint. Beym neunzehnten Tag: *thizê althjinôinë hairaujai*. M. samana; Castigliani: τῶν venerabilium monialium Berroae XL. simul. Von den vierzig zu Heraclea und Antiochia getödteten Nonnen handeln die Bollandisten unterm ersten Septemb. und 24. Dec., der Tag stimmt also wieder nicht. Welches Antiochia, Heraclea und Berda hier gemeint seyn kann, läßt Rec. ununtersucht; Jungfrauen werden wahrscheinlich gemeint. Zu *thizê* bemerkt der Herausgeber: *terminatione masculina pro feminina, cujusmodi exempla in germanica etiam lingua non desunt*. Kein einziger deutscher Dialect außer dem gothischen unterscheidet ja im Gen. Plur. die Geschlechter. Und daß der Schreiber *thizê* für *thizô* brauche ist noch gar nicht ausgemacht. Bey *althjinôinë* denkt Castigl. an *alt* (*senex, venerabilis*) und *Nonne* (*monialis*), womit das seltsame Wort schwerlich erklärt wird. Nunnô würde den Gen. Pl. *nunnônô* fordern. Wir denken an *aldius* (*qui adhuc servit patrono*) Papias, an die *aldiones* und *aldiae* der *lex longob. I, 25. III, 20.*, an die *aldiones et aldianae* in einem Diplom Heinrichs I (*Baronius ad a. 1014*), an das span. *aldea* (*pagus*) und *aldeano* (*paganicus, vi-*

canus). Im gothischen könnte aber althjinô oder althinô (virgo paganica, laica) Neutrum gewesen seyn, wie barnilô, maviô (puella), das bey Alphilaß nur im Vocativ Marc. 5, 41. vorkommt, der Gen. Pl. also lauten barnilônê, maviônê? althinônê? Dann wäre auch thizê gerechtfertigt. Oder bedeutete das Neutrum althinô keine Jungfrau, sondern ein Kind? Wie dem auch sey, wir kommen auf fruma juleis zurück. Daß darunter nicht Julius, sondern November gemeint ist, lehrten Philippus und Andreas. November zählt dreißig Tage. Wie wenn juleis der Nom. Sing. wäre und dem angelsächf. gëola entspräche, fruma juleis der erste Julmonat (November) anthar oder astuma juleis der zweite Julmonat (December)? Im Angelsächsischen Menologium bezeichnet aerra gëola (erster Julmonat) den December, ästera gëola (zweiter J.) den Januar, nach einer auch in andern Monatsnamen zwischen verschiedene Völkerstämmen beobachteten Fortschiebung. Jul angels. gëol, altn. jol, war das heidnische Winterfest, worauf hernach das christliche Weihnachten angewendet wurde. Der vorausgehende oder folgende Monat führte gleichen Namen, mit einem unterscheidenden Ubjectiv. Abweichend von der angelsächf. schwachen Form gëola wäre die gothische starke juleis. Würde unsere Auslegung noch durch weitere Gründe bestätigt; so gäbe der gothische Calendar einen willkommenen Beytrag zu der alterthümlichen Zeitrechnung und man dürfte auch einen althochd. êriro jioli (gioli?) astero jioli muthmaßen. Zugleich erhellt, daß der im gothischen Calendar vorausgehende Monat, weil October 31 Tage zählt, nicht wohl unmittelbar anschließe. Sollte sich mit Hülfe der Reagentien nicht noch mehr herauslesen lassen? Das könnte alle Zweifel lösen.

J. Gm.

B r i s t o l.

Published for the author by C. Forst: A natural history of the Crinoidea, or lily-shaped animals; with observations on the genera: Asteria, Euryale, Comatula and Marsupites, illustrated with fifty coloured plates. By J. S. Miller, A. L. S. 1821. VIII. 150 S. in 4.

Diese Monographie einer sehr interessanten fossilen Thiergattung, von welcher sich wenigstens einige verwandte, noch vorhandene Arten bereits gefunden haben, ist das Werk eines geborenen Deutschen aus Danzig, der mit glücklichem Fleiß und Scharfsinn hier Alles niedergelegt hat, was die reichen Sammlungen mehrerer Privatpersonen und die naheit Kalkbrüche ihm zur Untersuchung boten. Auch in Deutschland sind bekanntlich die fossilen Reste mehrerer hier aufgestellten Arten nicht selten und in den Sammlungen unter dem Namen Pentakriniten, Enkriniten, Astroiten, Trochiten, Siliensteine und Bonifacius-Pfennige häufig zu finden; indeß hat der Verfasser, unbestritten, das Verdienst, die vollständigste Zusammenstellung des Hierhergehörigen, eine genaue Analyse des Einzelnen geliefert und passende Bemerkungen gegeben zu haben. Der Verf. weist außer den bekannten äußern Theilen eine Art rüffelartige Mündung in der Mitte des obern Strahlenkörpers nach, die hervorgestreckt und zurückgezogen werden konnte und sich mit einer dreytheiligen Klappe schloß, während in allen übrigen Theilen des Körpers die Zahl fünf vorherrschend ist; allein er irrt ganz gewiß darin, daß er sie für den Mund selbst hält. Sie war wohl vielmehr und ist bey den noch vorhandenen Arten wohl noch jetzt die Oeffnung des Ausleerungskanales der durch die Arm- und Fingerspitzen eingesogenen Nahrung und zugleich der Eyer oder der Brut. Wenigstens läßt

die Analogie der verwandten Thiere Pennadula, Medusa der Zoophyten und Lithophyten auf nichts Andres schließen. Der Verf. vergleicht sie hingegen, so wie den ganzen Körperbau, mehr mit den im Linnéischen Systeme unter die Echinus und Asterias gestellten Thiergattungen, von denen freylich Euriale caput Medusae und Ophiura äußere Aehnlichkeit genug bieten; aber sicher auch nur äußere, indem diese durchaus vollständige und individuell ausgebildete Thiere sind und eine freye, wenn auch unvollkommene, Bewegung haben. Daher glaubt der Verfasser auch, daß durch die ganze Gliedersäule von dem Magen bis auf den Boden herab eine Art Blinddarm, als Nahrungs-Canal gegangen seyn möge, da doch die kalkartige Körpermasse wohl schwerlich der Nahrung bedurft, sondern auch diese Thiergattungen, wie die ihnen verwandten, mehr durch die Haut ihre Nahrung in sich fogen. Die hier aufgeführten 23 Arten werden in vier Familien und neun Gattungen getheilt. I. Articulata. Gen. Apiocrinites; sp. rotundus, ellipticus. Encrinites; sp. moniliformis. Gen. Pentacrinites; sp. caput Medusae, basaltiformis, tuberculatus, subangularis, Briareus. II. Semiarticulata. Gen. Poteriocrinites; sp. crassus, tenuis. III. Inarticulata. Gen. Cyathocrinites; sp. planus, tuberculatus, rugosus, quinquangularis. Gen. Actinocrinites; sp. triacontadactylus, polydactylus. Gen. Rhodocrinites; sp. verus. Gen. Platycrinites; sp. laevis, rugosus, pentangularis, tuberculatus, granulatus, striatus. IV. Coadunata. Gen. Eugeniocrinites; sp. quinquangularis. — Die Abbildungen sind in Steindruck und wenn auch nicht schön zu nennen, doch deutlich und auf eine der Natur entsprechende Weise steinfarbig colorirt.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.

Den 13. May 1826.

E r l a n g e n.

Ben Palm: Das Hohelied, im Collectiv = Gesang auf Serubabel, Esra und Nehemia, als die Wiederhersteller einer jüdischen Verfassung in der Provinz Juda. Uebersetzt und mit historischen und philologisch = kritischen Bemerkungen erläutert, nebst einem Anhang über das 4. Buch Esra, von D. Gottlieb Phil. Christ. Kaiser, Prof. d. Theol. Cons. R. u. s. w. Mit einem Titelkupfer (3 Münzen vorstellend.) 1825. XXXVIII u. 274 S. in 8.

Die Salomonischen Lieder der Liebe und die Johanneische Offenbarung haben das gleiche Schicksal gehabt, daß man in allen Jahrhunderten die verschiedenartigsten Dinge darin gefunden und die seltsamsten Deutungen darüber vorgebracht hat. Die Ursache war, weil man einfache, tiefergreifende Naturlaute einer feurigen Liebe in einer Sammlung canonischer Schriften nicht begreifen, und die schwungvolle kühne — bisweilen ans Ueberspannte gränzende — Prophetensprache in einem neutestamentlichen Buche nicht fassen konnte. Daher das bald

U (3)

Leichsinnige und übereilte Absprechen über den Inhalt beider Bücher, und die bald ängstliche Bemühung, durch allegorische Deutung den Inhalt des ersten Buchs zu retten, und das letztere gleichsam als einen kurzen Abriss der ganzen Geschichte der christlichen Kirche durch alle Jahrhunderte hin zu betrachten, die entferntesten Schicksale der christlichen Staaten nicht ausgeschlossen. So sehr man nun auch in der Hauptsache jenen ehrwürdigen Resten des Alterthums Gewalt anthat, so läßt sich doch nicht läugnen, daß Worte und Sachen in einzelnen Stellen bisweilen mehr Licht erhielten und jene künstlichen Deutungen oft mit Gelehrsamkeit ausgestattet waren. Herder, Eichhorn, Ammon, Hufnagel, u. a. haben unter den Neuern unstreitig das meiste Licht über die, Salomo's Namen tragenden Liebesgesänge verbreitet, einzelne geschmackvolle Uebersetzungen derselben haben ihnen viele theilnehmende Leser gewonnen, Beyer, Hug, Umbreit u. a. haben einzelne Stellen sehr glücklich erläutert; doch scheint man seit einiger Zeit den einfachen Weg einer natürlichen Erklärung wieder verlassen und sich einer künstlich-allegorischen Deutung hingeben zu wollen.

Den Ton zu den allegorisch mystischen Erklärungen der salomonischen Liebesgesänge gaben die Juden an, weil ihnen sinnliche Liebe mit der Würde ihrer heiligen Bücher zu streiten schien; sie deuteten daher das Hohelied von der Liebe Jehovahs zum jüdischen Volke, die christlichen Kirchenväter, besonders Origenes, setzten an die Stelle Jehovahs Christum, als den Bräutigam der christlichen Kirche, und diese Auslegungsart fand besonders im 17ten und Anfange des 18ten Jahrhunderts vielen Beyfall. Auch in unsern Tagen neigen sich mehrere Ausleger wieder zu allegorischen Erklärungen hin. Nach Hug sollen diese ländlichen Gesänge die Sehnsucht des unter einem assyrischen Statt-

halter im Lande der 10 Stämme zurückgebliebenen Volksrestes nach einer Vereinigung mit Juda in einem Traume durchführen. Der als theologischer Schriftsteller rühmlichst bekannte Verf. der vor uns liegenden Schrift schließt sich an diese allegorischen Erklärer, wiewohl mit ganz eigenen und neuen Ansichten an. Seitdem er den Salomonischen Prediger als eine pragmatische Geschichte der jüdischen Könige von Salomo bis Zedekia bearbeitet hatte, überzeugte er sich immer mehr, daß das sogenannte Hohelied eine poetische Fortsetzung Koheleths, ein Reformationsgesang auf die Wiederhersteller der jüdischen Kirchenverfassung und einigermaßen des jüdischen Reiches unter persischer Oberhoheit sey. Serubabel, Esra und Nehemia machten sich in einem Zeitraume von hundert Jahren nach einander um die Colonien in der Provinz Juda, die aus dem babylonischen Exile zurückkehrten, verdient. Nun aber meint der Verf., daß nicht nur der Inhalt des Hohenliedes mit der Geschichte dieser Männer, die wir im canonischen Esra und Nehemia lesen, übereinstimmen, sondern daß im Hohenliede selbst die Ordnung, welche der Gang der Geschichte in diesen beiden Geschichtsbüchern nimmt, genau befolgt sey. Diese Meinung sucht er dann exegetisch und historisch zu entwickeln. So soll der erste Wechselgesang von dem Zuge Serubabels, — auf dessen Namen er sogar K. 1, 3. in den Worten, nach seiner Uebersetzung: "dein Name schüttet Salben aus," eine Anspielung findet, — mit der ersten Colonie in die Provinz Juda, von dem Laubhüttenfeste und der Grundlegung des Tempels, von dem Aufbau des Tempels nach überwundenen Hindernissen, von seiner Einweihung und von der Rückkehr Serubabels nach Persien handeln. Im zweyten Wechselgesange soll Esra, da er auch eine Colonie nach Judaa führte, die Gemeinde zwar auch als seine Braut, aber da schon vorher eine Colonie

da war, zugleich auch als seine Schwester betrachtet haben u. s. w. Der dritte Wechselgesang soll sich ganz mit Nehemia beschäftigen. Einen Hauptbeweis für seine Meinung gründet der Verf. auf die vielen auffallenden Parallelen in den Propheten und in den spätern Psalmen, welche von der nachexilischen Zeit handeln und zur Sacherklärung des hohen Liedes nach Regeln der Special-Hermeneutik bisher noch nicht angewandt worden sind. Auch nahm er auf den Zend-Avesta und die Reisebeschreibungen Rücksicht. Den Verf. dieser Lieder setzt er in die Zeit des Nehemia, und meint, daß Nehemia selbst der Sammler und zum Theil der Verfasser des Buches sey. Im neuen Testamente will der Verf. Stellen finden; welche sich auf Stellen des Hohenliedes gründen sollen, z. B. Joh. 7, 38. und Hoheßl. 4, 1, 15. 7, 3. Ephes. 5, 27. und Hoheßl. 4, 7. Gal. 4, 16. u. Hoheßl. 8, 5. Matth. 9, 15. und Hoheßl. 2, 3 fg. Joh. 3, 29. u. 2 Kor. 11, 2. vgl. mit Hoheßl. 4, 7. Apok. 3, 20. und Hoheßl. 5, 2. Manche dieser Anspielungen dürften doch etwas gesucht erscheinen. Josephus soll die richtige Auslegung des Hohenliedes noch gekannt haben. Hr. K. billigt den von Rosenmüller und Hug bereits eingeschlagenen Weg der historisch-allegorischen Erklärung des Hohenliedes, wiewohl er in der bestimmteren Ansicht des Buches von ihnen abweicht. Seine eigene historisch-allegorische Erklärung von diesem Buche vorausgesetzt, sagt er, "wisse er k. in lieblicheres, rührenderes und in die Geschichte des Reiches Gottes eingreifenderes Lied, als dieses. — Eine Kirche der wahren Gottesverehrer sey im Hohenliede bestimmt angedeutet, und das N. T. Lehre es durch die oben angeführten Stellen ausdrücklich."

Wenn nun gleich Rec. in der Hauptansicht des Buches mit dem gelehrten und sinnreichen Verf. durchaus nicht übereinstimmen kann, und, nach wiederholtem sorgfältigen Studium desselben, darin

nichts anders, als einen Kranz erotischer Gesänge, zwar ohne künstlichen Plan, aber doch durch ein Hauptthema mit einander verbunden, und zu einem lieblichen Ganzen vereinigt, erblicken kann, so läßt er dennoch gerne der Gelehrsamkeit, dem Scharfsinne, der Combinationsgabe, der Belesenheit und dem frommen Sinne des achtungswerthen Verfs. Gerechtigkeit wiederfahren, und anders ist es auch andern Gelehrten nicht ergangen. Ein Freund schreibt ihm darüber: „Der mit einem Aufwande großer Gelehrsamkeit vorgetragenen neuen Erklärung kann ich unmöglich beystimmen. Denn um seine Deutung durchzuführen, verläßt der Verf. die bewährten Grundsätze der richtigen Exegese, die nur den Sinn des alten Schriftstellers gründlich und für alle klar und überzeugend erforschen will; und erlaubt sich dafür alle ersinnlichen Künste der Allegorie, der Anspielung in Buchstaben und Wörtern, der Verdrehung der Wörter und des Zusammenhangs; er achtet kein Gesetz der Sprache, kein Zeugniß der Geschichte, kein Gefühl für das Passende und Deutliche; seine Belesenheit und Gelehrsamkeit gibt ihm leider neuen Stoff zum Mißklären des Deutlichen, und aus einem Apfelbaum wird ein Satrap, aus Taubenaugen werden Leiche, aus Lippen und Wangen Erhöhungen und Vertiefungen in Jerusalem, aus Haaren des Hauptes Straßen und Gassen; ja — von Täuschung zu Täuschung — glaubt er sogar, daß schon Josephus, der Verf. des vierten B. Esra und andre Alte die von ihm erst wiedergefundene Erklärung gekannt hätten, was aber mir gar nicht einleuchten will.“ Doch wir gehen lieber zu einer unparteyischen Beleuchtung des Einzelnen über.

Die metrische Uebersetzung des Verfs ist größtentheils gelungen und geschmackvoll zu nennen; bisweilen ist er Hug, DeWette, Justi und von Meyer wörtlich gefolgt, bisweilen aber ist er auch beson,

ders da, wo er seine eigenen Ansichten durch die Uebersetzung bestimmter ausdrücken wollte, von allen andern Auslegern abgewichen. K. 1, 1—11. hält er für einen Wechselgesang auf Serubabel, worin derselbe und der Zug nach Juda, namentlich nach Jerusalem charakterisirt werde. שיר חשיריִם übersezt der Verf. "ein Collectiv-Gesang (in Bezug auf Salomo.) Rec. versteht Gesang der Gesänge von einem vorzüglichen ausgezeichneten Gesange, einem Hochgesange. Salomo, soll nach Hn. K., weder der Verfasser, noch die Person des Königs Salomo anzeigen, sondern — "den König Juda's und Israel's, den die Juden zur Zeit Serubabels, Esras und Nehemias noch nicht hatten, — den künftigen Messias." Salomo ist ihm so viel, als Friedensmann, womit er den Messias bezeichnet glaubt. Kol. 3, 16. Ephes. 5, 19. soll unter den ᾠδαῖς πνευματικαῖς ἐν χάριτι, neben dem ψαλμοῖς und ὕμνοῖς, das Hohelied zu verstehen seyn. Das Küssen (B. 2.) soll die Liebe eines Statthalters und des ihm zugetheilten Volkes bezeichnen, 1 Mos. 40, 41, "die Colonie mußte sich (S. 11.) um so mehr geehrt fühlen, Serubabel ihren Geliebten und Freund nennen zu dürfen, da selbst der König der Perser ihn seinen Freund nannte und ihn küßte. Joseph. Antiq. XI. 3. 4. Zuerst soll die Colonie für sich sprechen: "er küsse mich, u. s. w. Hernach soll sie den Serubabel, als er ihr nahe kommt, mit den Worten anreden; "deine Liebe ist lieblicher, als Wein." B. 3. übersezt der Verf. "dein Name schüttet (Namens-) Balsam aus," und dies soll dann eine Anspielung auf den Namen Serubabel d. h. Ausschüttung der Mischung oder des Oels seyn; im Chald. ורב ausschütten, ורב die Ausschüttung, und בלל vermischen. Auch im Hebräischen heißt בלל intransitiv: sich ergießen, im Arab. naß seyn. "Darum lieben dich die Jung-

frau" soll nun so viel seyn, als: "die Städte in Juda und Benjamin." B. 4. "Zieh' mich dir nach; so laufen wir —." Hierunter versteht Hr. K. "die Colonie, welche Serubabel anführt, und den Zug der Karavane, welche er commandirte." (S. 19. ist ein Druckfehler, wenn es heißt: man reißt in Arabien gliederweise, es muß heißen: man reiset) Bey den Worten: "mich läßt ein König in seine Wohnung hinbringen, und wir freuen uns deiner und jauchzen über dir", bemerkt der Verf. "daß erstere beziehe sich wohl auf die messianischen Hoffnungen der Colonieen, das andere auf den Serubabel, welcher bloß das Werkzeug gewesen, daß ein verjüngtes Volk des N. B. in das heilige Land kam, und den Messias erwartete. Die Worte (B. 6.) "die Söhne meiner Mutter hatten über mich gezürnt" sollen die Ursache enthalten, warum die Juden exilirt und erst durch einen persischen König wieder in den Stand gesetzt wurden, in ihr Vaterland zurückzukehren. Die Söhne meiner Mutter sollen die jüdischen Propheten seyn, die mit Recht über ihr sündiges Volk gezürnt hätten, und Christus selbst habe (Matth. 23, 37.) gerufen: "Jerusalem! Jerusalem, die du tödtest, u. s. w." K. 1, 12. — K. 2, 6. soll, nach unserm Vf., Jerusalem und der erste Aufenthalt daselbst näher bezeichnet werden, so wie auch die Feier des Laubhüttenfestes durch Serubabel; K. 2, 7 — 16. die Grundlegung, aber durch Hindernisse der Samariter verspätete Erbauung des Tempels und seiner Einweihung im Frühlinge, Serubabels Rückreise nach Persien, u. s. w. Auch in diesen Abschnitten hat der Verf., wenn man gleich seiner künstlichen allegorischen Deutung nicht beytreten kann, schöne Beweise seiner gelehrten Kenntnisse und ausgebreiteten Belesenheit gegeben. Eben so geschmackvoll und gelungen ist seine Uebersetzung von mehreren

Stellen zu nennen. Wir theilen hier nur eine kleine Probe aus K. 2, 11 — 13. mit:

Denn sieh', der Winter ist dahin, der Regen
Sich wendend, ging dahin. Die Blume blüht
Vom Land hervor, die Singzeit naht! man höret
Der Turtelstaube Stimm' in unserm Land.
Die Feigenbäume trieben Knoten, Blüthe
Trieb der Weinstock, und er duftet (schon!)

Unter den Füchsen (B. 15.) versteht Hr. K. diejenigen, welche den Tempelbau hindern wollten, aber endlich einen Verweis hinnehmen und dem Befehle des Darius gehorchen mußten. K. 3, 1 — 11. soll einen Wechselgesang auf Esra enthalten; Esra komme mit einer zweyten Colonie in Jerusalem an, zeige sich aber erst nach dreuen Tagen öffentlich, und preise Stadt und Tempel. Die sechszig starken Männer, die (B. 7.) um das Bett des Salsomo herumstehen, sollen die Tempelwächter seyn, die Tag und Nacht wachen mußten. Die Säulen des Hochzeitsbettes (B. 10.) sollen die Säulen des Tempels seyn. (Daß der Serubabelsche Tempel vergoldet gewesen sey, ist jedoch sehr zu bezweifeln.) K. 4, 1 — 15. soll Esra die Schönheit Jerusalems und damit die Gemeinde besingen, und sie reinigen von den heidnischen Verbindungen; K. 4, 16 und K. 5, 1. "genießt Esra in Jerusalem die Einkünfte eines Königlichen Commissärs und macht sich um Tempel und Gemeinde verdient, er fordert nach den Tagen der Buße die Gemeinde auch wieder zur Freude und zum Genusse auf". Unter den beiden Brüsten, die einem Zwillingspaare von Gazellen gleichen, versteht der Verf. zwey Hügel oder zwey Castelle. — Recht schmerzlich=profaisch abgefühlt fühlte sich Rec. durch die Erklärung der schönen Stelle K. 4, 6:

"— bis der Tag sich fühl't
Und Schatten flehn, will ich zum Myrrhenberae
Will ich (dabin) zum Wehrauchhügel gehn —"

Diese schöne Stelle wird S. 146. so erklärt: “Esra will die Gegend Jerusalems genießen, so lange er Commission hatte, dort zu bleiben. Die Stelle K. 4, 8. “Vom Libanon kommst du mit mir, o Braut — — — und blickest von dem Haupt Amanas — — — von Löwenhöhl’ und Pantherbergen her” — — Diese Stelle, glaubt der Verf. würde, wenn von einer geliebten Frauensperson die Rede wäre, gar keinen Sinn geben; “denn die Liebenden gingen nicht zu Löwen und Panthern.” Rec. findet dagegen auch bey der wörtlichen Erklärung keinen unpassenden Zug. Auch schauerliche Orte möchte der Heißliebende mit seiner Geliebten betreten, stark im Gefühl seiner Liebe. Hier wird der Aufenthalt der Liebenden in die wildschöne, romantische Gegend um den Libanon versetzt. S. auch K. 2, 15. Vielleicht hatte auch — wie bereits andere Erklärer vermuthet haben, — zu den Zeiten des Verfs des hohen Liedes jene Gegend nur noch den ältern Namen der Löwenhöhle und des Pantherberges beybehalten, wenn auch damals Löwen und Panther nicht mehr wirklich dort hauseten. Der verschlossene Garten (K. 4, 12.) soll eine Hindeutung seyn auf die Absonderung der beiden Colonien von den Heiden, um den Einfluß der Abgötterey abzuhalten. K. 5, 2 — 6, 3. ist, nach unserm Verf., ein Wechselgesang auf den Nehemia, der als neuangekommener Bruder und Statthalter der vereinigten Colonieen in der Nacht vermist, und seiner Gestalt nach geschildert werde. Daß hier manchen schönen Zügen des Gesanges Gewalt angethan werden mußte, um in die Idee des Verfs zu passen, läßt sich denken. Viele Züge sind nur in einem Liebesgesange bedeutend und anziehend, und stehen in einer Schilderung des Nehemia ganz müßig da. K. 6, 4 — 7, 1. soll Nehemia die Schönheit Jerusalems rühmen, (von der damals nicht viel zu rühmen war!) er soll aber auch über die nothwendig gewordenen kriegerischen

Rüstungen beym Aufbau der Mauern klagten. K. 7, 2 = 8, 3. "vollendet Nehemia den Bau Jerusalems, und hilft dem Mangel und Gefahren ab. Er feyert das Laubhüttenfest, und die Stadtbewohner werden durch Landbewohner vermehrt." Die Füße sollen die Ecken, die äußersten Enden der untern Stadt, die Schuhe Mauern mit Thor und Kiegel seyn. Der Umfang der Hüften bezeichnet dem Verf. die Abrundung der Stadtmauer in Osten und Westen, der Nabel das Thal am Moria, der Leib, der mit einem Weizenhügel verglichen wird, ist der Moria, die Umzäunung mit Rosen deutet auf den Rosengarten in Jerusalem; der Dichter soll das Bild gewählt haben, weil das Volk Getreidemangel gelitten hatte, welcher Beschwerde Nehemia abgeholfen und die Kornbehälter am Tempel als Magazin benutzt hatte, u. s. w. Der letzte Abschnitt K. 8, 4 — 14. enthält, nach Hrn. K., die Reize Jerusalems durch den Nehemia, seine aufopfernde, uneigennützigte Liebe gegen Jerusalem und gegen die Colonie, so wie seine Rückkehr nach Persien. — Wenn gleich Rec. sich durch diese ganze künstliche Deutung bisweilen in die Zeiten der Kirchenväter, und bisweilen in das sechszehnte und siebenzehnte Jahrhundert ungerne versetzt sah, so bekennt er doch auch hier, in den Erklärungen einzelner Worte und Sachen schätzbare Beweise von Gelehrsamkeit und Scharfsinn gefunden zu haben, und beklagt es um so mehr, daß der Verf. seine Bemühungen nicht einem der spätern historischen Bücher des Alten Testaments geweiht habe. Hier nur noch eine Probe der Auslegungsart des Verfs. Wenn es K. 8, 5. heißt: "unter einem Apfel wecke ich dich auf," oder vielmehr: "unter jenem Apfelbaum weckt' ich dich," so paraphrasirt Herr K. diese Worte so: "Unter einem Apfel ist es schicklich, daß ich die Einweihung der Stadt und der vermehrten Einwohner feyerlich vornehme." Dabey macht er die Anmerkung: "Ne-

hemia war als Mundschenk des Artaxerxes ein persischer Apfelträger (*μηλοφορος*) und deutete durch das Tragen des goldnen Apfels auf dem Stabe Persiens Oberherrschaft über Juda an." (S. 239.) Noch können wir uns nicht enthalten, eine Stelle, worin der Verf. seine theologischen und exegetischen Ansichten deutlich ausspricht, hieher zu setzen: "Wenn anders (heißt es S. 255.) die evangelische Exegese und Theologie das Heil gewinnen soll, so muß es unumgänglich nothwendig wieder anerkannt werden, daß Gott die alte Kirche Jerusalems zum Vorbild der christlichen Kirche gemacht habe. Denn wenn jetzt viele das A. T. weit von dem N. T. trennen und das erstere gar nicht mehr als eine Offenbarung gelten lassen wollen, wiewohl sie auch im Christenthum keine äußere Offenbarung annehmen, so ist das eben so viel, als den Ruin der protestantischen Exegese und der ganzen protestantischen Theologie überhaupt herbeiführen wollen. Die Aufgabe ist vielmehr diese, Stellen des N. T., welche alttestamentliche Weissagungen anführen, durch das historische und vorbildliche Mittelglied aufzuhellen." — — Den Anhang, über das 4. Buch Esra, (S. 265 — 274.) hat Rec. mit Vergnügen gelesen. Der Verf. setzt die Abfassung dieses Buches in das Ende des ersten Jahrhunderts nach Chr. Geb. und hält diesen verstellten Esra für einen Christen; diese Meinung vertheidigt auch Storr (in s. Opusc. acad. ad. interpr. l. ss. pert. Vol. I. p. 34 seq.) gegen Semler, der den Verfasser für einen Juden vor Christo hält. Noch muthmaßt Hr. K., der Verf. des 4ten Buchs Esra habe mit Johannes, dem Verf. der Apokalypse, in Verbindung gestanden.

— * * —

P a r i s

Ben Bachelier: Applications de Géométrie et de Mécanique à la Marine, aux Ponts et Chaussées etc. pour faire Suite au développement de Géométrie par Charles Dupin, membre de l'Institut etc. 1822. 320 Quarts. 17 Kupfert.

Von der im J. 1812 herausgegebenen Schrift des Verf. *Développement de Géométrie etc.* haben wir bereits in unsern G. Anz. 1813. S. 1737. eine Anzeige mitgetheilt. Die gegenwärtige ist eine Fortsetzung jener, und beschäftigt sich vorzüglich mit Anwendungen der *Géométrie descriptive* auf Gegenstände der Mechanik, Optik u. wie folgende *Mémoires*, in welche die Schrift abgetheilt ist, ausweisen. I. De la Stabilité des corps flottans. II. Du tracé des routes isolées. III. Sur le tracé des routes dans les deblais et les remblais. IV. Sur les routes suivies par la lumière et par les corps élastiques en général dans les phénomènes de la réflexion et de la refraction. V. Examen théorique de la Structure des vaisseaux anglais. Was insbesondere das erste *Mémoire* anbelangt, so ist bekannt, was zuerst Archimed, und in neuern Zeiten Bouguer (*Traité de navire*) Euler (*Scientia navalis*) u. a. über die Bedingungen des Gleichgewichtes und des festen Standes der schwimmenden Körper gelehrt haben. Bouguer näherte sich der Methode der Alten, indem er seine Untersuchungen auf geometrische Constructionen zurückführte, und sie dadurch mehr anschaulich machte; Euler umfaßte sie weit allgemainer, und unterwarf sie der Macht des Calculs. Der Verf. nähert sich mehr der Darstellungsart Bouguers, wendet aber die zu B. Zeiten noch nicht sehr bearbeitete Theorie der krummen Flächen, ihrer enveloppes, Berührungsfächen u. s. w. nach der Art wie diese Gegenstände jetzt in der *Géométrie descriptive* behandelt werden, zu seinem Zwecke mit an, und gelangt dadurch zu weit allgemainern und ausführlichern Untersuchungen über die Stabilität der schwimmenden Körper, über die Veränderlichkeit dieses Standes nach Beschaffenheit der Umstände, und mehr andere hieher gehörigen Gegenstände, und entwickelt aus bloßen geometrischen Betrachtungen eine Menge von Lehrlätzen,

die; wenn sie auch sonst nicht unbekannt sind, doch in einem eigenthümlichen Gewande erscheinen, und einen Beweis von dem Scharfsinne des Verf. und dem Nutzen der géometrie descriptive zur Ver-
 sinnlichung auch solcher Lehren, die außer ihrem Gebiete liegen, an den Tag legen. Wenn ein Körper in einer gewissen Lage auf dem Wasser sich in Ruhe befindet (Es ist bekannt, daß es hiebey auf den Schwerpunkt des Körpers, und denjenigen des Raumes, um welchen der Körper eingetaucht ist, ankömmt), so nennt der Verf. die horizontale Durch-
 schnittsfläche des Wassers mit der Oberfläche des Körpers, also die horizontale Begränzungslinie jenes eingetauchten Theiles, das plan de flottaison. Ist das Gewicht des Körpers unveränderlich, so ist es auch das Volum des eingetauchten Theiles. Aber man kann sich im innern des Körpers den Schwerpunkt veränderlich gedenken (par des trans-
 positions dans l'intérieur). Wenn nun die äußere Gestalt des Körpers dieselbe bleibt, dann würde es für jede andere Lage des Schwerpunkts, ein anderes plan de flottaison, einen andern eingetauchten Theil (Carène) und für jeden solchen Theil einen andern Schwerpunkt geben. Alle diese gedenkbaren Schwerpunkte der eingetauchten Räume, würden in eine gewisse krumme Fläche (den geometrischen Ort aller dieser Schwerpunkte) fallen, welche der Verf. surface des centres de Carène nennt. Alle plans de flottaison werden eine gewisse andere krumme Fläche berühren, welche in Beziehung auf jene von der Art derjenigen ist, denen Monge den Rahmen der Enveloppes ertheilt hat, und diese nennt der Verf. la Surface enveloppe des flottaisons. Aus der Betrachtung dieser beyden krummen Flächen, ihrer Abwickelungen, Krümmungshalbmessungen, Berührungsebenen, conjugirten Tangenten (M. s. unsere gel. Anz. a. a. D. S. 1741) u. s. w. werden nun alle Lehrsätze über das Schwimmen der Körper, ihre mehr oder mindere Stabi-

lität u. s. w. abgeleitet, wovon das Weitere hier keinen Auszug verstatet. In dem zweiten Memoire wird auf eine ähnliche Weise, alles was die vortheilhafteste Leitung einer Straße anbelangt, auf Principien der Géometrie descriptive zurückgeführt. In den wenigsten Fällen kann man das Princip des kürzesten Weges befolgen. Solten Wege besonders über steile Anhöhen geführt werden, so muß man sie meistens nach der Gestalt eines Zickzag anlegen, dessen jeder Theil keine größere Schiefe gegen die Horizontalfläche haben darf, als man höchstens für den Transport der Lasten durch Menschen oder Thiere, annehmen darf. Die verwickeltste hieher gehörige Aufgabe ist, wenn die anzulegende Straße vom point de départ bis zum point d'arrivée über Höhen und Tiefen geführt werden soll, welche über diejenige jener zwey Punkte hinausgehen. Wie in diesem Fall der vortheilhafteste Weg, als kürzeste gemischte, oder auch krumme, Linie, auf dem Terrain zu ziehen ist, so wie auch, was für Regeln zu befolgen sind, wenn zwischen mehreren points de départ et d'arrivée, ein System von Straßen anzulegen ist, davon werden hier die allgemeinen Vorschriften, jedoch überall mit der Bemerkung mitgetheilt, daß sehr oft wegen mancherley physischer Hindernisse, deren hier mehrere angeführt werden, der vortheilhafteste durch geometrische Construction ausgemittelte Weg, nicht befolgt werden kann, jedoch immer theilweise so weit zu befolgen ist, als es die Umstände zulassen. Das dritte Memoire behandelt die Anwendung der beygebrachten Lehren auf die Bestimmung des vortheilhaftesten Weges bey den Arbeiten, wobey allerley Materialien, Erde, Steine u. dgl. von einem gewissen ebenen oder gekrümmten Terrain abgetragen, und zu einem andern übergeführt werden sollen, wobey allerley besondere Fälle in Rücksicht jener deblais und rem-

blais zu erörtern vorkommen, welche ausführlich von dem Verf. beschrieben, und durch die von ihm angegebenen graphischen, nach den Lehren der géometrie descriptive behandelten Methoden entwickelt werden. Im vierten Memoire kömmt bey der Lehre von der Zurückwerfung der Körper, bey der Betrachtung der Brechung und Zurückwerfung des Lichtes, des Schalles u. s. w. manches in Anwendung, was in obigem Memoire über die Theorie des kürzesten (oder sonst in Rücksicht der Krastanwendung ic. vortheilhaftesten) Weges im allgemeinen gelehrt worden ist, womit denn noch viel andere den Gang der zurückgeworfenen Lichtstrahlen betreffende Eigenschaften in Verbindung stehen, welche ohne Beyhülfe der Géometrie discriptive nur mit Schwierigkeit würden entwickelt werden können, und in der Form, wie der Vf. sie darstellt, abermals seinen Scharfsinn beukunden, hier aber ohne Beyhülfe von Zeichnungen sich nicht verdeutlichen lassen. Von mehreren hieher gehörigen Sätzen fügt der Verf. in Nachträgen auch analytische Beweise bey. Im fünften Memoire beschäftigt er sich mit den Verbesserungen welche Hr. Seppings an dem Zimmerwerk der Schiffe in Vorschlag gebracht hat, um demselben mehr Spannung und Festigkeit zu verschaffen (M. s. unsere gel. Anz. 1816. S. 390). Was daran zu loben und tadeln ist, wird hier umständlich erörtert, mit Hinzufügung auch eigener Vorschläge, von denen sich der Verf. gute Wirkung verspricht.

H a m b u r g.

Ben Friedr. Perthes: William Scoresby's des Jüngern Tagebuch einer Reise auf den Wallfischfang, verbunden mit Untersuchungen und Entdeckungen an der Ostküste von Grönland, im Sommer 1822. Aus dem Englischen übersetzt und mit Zu-

sägen und Anmerkungen versehen von Friedrich Kriess, Professor am Gymnasium zu Gotha. Mit neun Tafeln und Abbildungen und einer Landkarte. 1825. S. XVIII. 414. 8. — Wohl verdiente es Scoresby's interessantes Werk, von dem wir bereits in diesen Blättern (1826. S. 163) Rechenschaft gegeben haben, in das Deutsche übertragen, und dadurch auch den des Englischen nicht kundigen Lesern zugänglich gemacht zu werden. Allein auch selbst solche Leser, denen das Englische nicht ganz fremd ist, werden es dem Uebersetzer Dank wissen, daß er durch Uebersetzung und Erklärung der vielen im Werke vorkommenden, vorzüglich seemännischen Kunstausdrücke, das Verständniß desselben ihnen gar sehr erleichtert hat. Die Uebersetzung selbst entspricht überhaupt ganz und gar den Erwartungen, zu welchen schon der Name des Herausgebers berechtigt; Ref. wenigstens ist bey fleißigem Durchlesen des Buchs, nie durch den Styl daran erinnert worden, daß er nur eine Uebersetzung vor sich hatte. Die Zusätze, deren auf dem Titel erwähnt ist, bestehen meistens in Stellen aus dem früheren Werke des Verfassers Account of the arctic regions, worauf derselbe häufig in dem gegenwärtigen Tagebuche hinweist und die hier, so wie auch manche von dem Verf. in besondere Anhänge verwiesene Bemerkungen, an den gehörigen Orten eingeschaltet sind, wodurch das Verständniß und die Uebersicht des Ganzen gar sehr erleichtert werden. Einige der dem Original zugesügten Anhänge hat der Uebersetzer gänzlich weggelassen, und sich deshalb genügend in der Vorrede gerechtfertigt, dagegen hat er eine Erläuterung über Salzwassereis und Süßwassereis aus dem Account of the arctic regions angehängt. Die hinzugesügten Noten enthalten größtentheils sehr interessante physikalische und naturhistorische Bemerkungen und sind ebenfalls als eine wahre Bereicherung des Werkes selbst anzusehen.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
 unter der Aufsicht
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. St ü c k.

Den 15. May 1826.

M o s k a u.

Mit Aug. Semen'schen Schriften: Entomographia Imperii Russici. Auctoritate Societatis Caesareae Mosquensis Naturae Scrutatorum collecta et in lucem edita auctore Gotthelf Fischer, Acad. Caes. med. chir. Mosquensis Vice - Praeside et Prof. academico, Phil. et Med. Doctore etc. Vol. I. cum XXVI tabb. aen. 1820-1822. 4. VIII u. 210 S.

Durch die Schuld, doch ganz gegen die Absicht des Rec. kommt das vorliegende Werk, das wissenschaftlich sowohl, als typographisch eine wahre Zierde für die entomologische Litteratur überhaupt und Rußlands insbesondere ist, erst gegenwärtig, da es bereits in den Händen der meisten, wenigstens aller bemittelten, Entomologen und in allen größeren, zumal naturhistorischen Bibliotheken anzutreffen seyn wird, zur Anzeige.

Der fleißige und längst rühmlichst bekannte Verf., der durch den unglücklichen Brand zu Moskau, 1812, um seine reiche Bibliothek und Sammlungen gekammen war, hat, mit seinem regen Eifer für die Wissenschaften, sich bald wieder in den Stand zu setzen gewußt, diese mit neuen Schätzen aus dem Gebiete seiner naturhistorischen Forschun-

gen bereichern zu können. Der vorliegende erste Band einer Insectenfauna Rußlands liefert davon einen höchst erfreulichen Beweis. Durch die freundlichen Mittheilungen und Beyträge des Staatsraths von Steben, des Collegienrath's Dr. von Henning, des Dr. von Eschholz, des Hofrath's von Gebler und des Professors Besser unterstützt, hofft der Hr. Verf. zur Kenntniß und Ansicht aller neuen, seltneren und kritischen Arten von Insecten, die im weiten Russischen Kaiserthume vorkommen, zu gelangen, und beabsichtigt, diese dann, sämmtlich, in dem oben genannten Werke, das auch noch den besonderen Titel Entomographie de la Russie, die Jahreszahl 1820 und als Bignette, *Ditylus Helopoides* Fisch., mit Darstellung der Analyse des wesentlichen Charakters desselben, auf dem gestochenen Titelblatte führt, näher zu beschreiben und in naturgetreuen, durch einen ausgezeichneten Künstler, Namens Zetter, gestochenen Abbildungen darzustellen. Der Verf. will bey dieser Arbeit nicht an die gewöhnliche systematische Reihenfolge der Gattungen gebunden seyn, sondern nimmt das für die eine oder andere Gattung mehr oder minder gehäufte, vorhandene Materiale, zur Richtschnur seiner Zusammenstellung an, indem er, wie in diesem Bande, gleichsam heftweise, bald eine Anzahl Coleopteren, bald Orthopteren, Neuropteren oder Lepidopteren vornimmt, und dann zugleich mehrere Arten einer Gattung einer näheren Beschreibung und Kritik unterwirft; die Kupfertafeln enthalten jedoch immer nur Insecten aus einer Ordnung, meist nur Arten aus einer Gattung, oder doch nur verwandte Gattungen, haben ihre eigenen fortlaufenden Nummern nach den Ordnungen, aus welchen sie Insecten darbieten, und können daher, wenn das Werk weiter vorgeschritten seyn wird, von jedem Besizer nach Angabe ihrer Ueberschriften und Nummern classificirt werden.

Der vorliegende erste Band enthält folgende, in

der, von dem Verf. beobachteten Reihenfolge hier aufgezählte Arten: *Cicindela lunulata* F., *chiloleneae* Fisch., *tricolor* Ad., *violacea* F., *Fischeri* Ad., *gracilis* Pall. . . *Carabus scabrosus* Oliv., *Puschkini* Ad., *Gebleri* Fisch., *Drescheri* Fisch. (nov. genus: *Plectes* Fisch.), *Henningsii* Fisch., *maurus* Ad., *excellens* F., *Schoenherri* Fisch., *Kruberi* Fisch., *Latreillii* Fisch. (in den corrigendis, da *Bonelli* bereits einen andern *Carabus* mit *Latreille's* Namen bezeichnet hatte, *Carabus Dejeanii* genannt). *Ditylus helopioides* Fisch., *rufus* Fisch. . . *Pedilus fuscus* Fisch. . *Acrydium armatum* Fisch., *miniatum* Fisch., *salinum* Fisch., *affine* Fisch. . *Myrmeleon georgianum* Fisch., *sibiricum* Fisch., *tetragrammicum* Pall., *pictum* F., *lineatum* Boeber., *neutrum* Fisch. . *Phryganea daurica* Fisch., *altaica* Fisch. . *Papilio Parmenio* Boeb., *Stychne Ochsenh.* . *Pygaera Timon* Ochsenh. . *Harpyia forficula* Zetter., *bicuspis* Ochsenh., *bifida* Ochsenh., *furcula* Ochsenh. . *Noctua concha* F. *Nebria metallica* E., *gregaria* Eschh., *catenulata* Gebl., *brevicollis* Latr., *livida* Latr. . *Cychrus marginatus* Eschh., *rostratus* F. . *Callisthenes* (neue Gattung auß der Familie der *Carabici*) *Panderi* Fisch. . *Carabus baccivorus* Eschh., *Chamissonis* Eschh., *cribellatus* Ad., *scrobiculatus* Ad., *cribratus* Boeb., *perforatus* Fisch., *exaratus* Stev., *variolosus* Fisch., *Vietinghovii* Ad., *alyssidotus* Illig., *regalis* Boeb., *aeruginosus* Boeb., *conciliator* Fisch., *Maeander* Fisch., *chrysochlorus* Fisch., *campestris* Stev., *sibiricus* Boeb., *Boeberi* Ad. (Aus diesem, dem *C. Creutzeri* Ziegl. und *C. irregularis* F bildet der Verf. eine neue Gattung, die er *Cechenus* nennt), *C. Estreicherii* Bess., *Goldegkii* Megerl., *Besseri* Ziegl., *erythropus* Ziegl. . . *Cymindis lateralis* Fisch., *binotata* Fisch., *vittata* Fisch., *fusula* Fisch. . *Anomoeus* (neue Gattung auß der Familie der *Carabici*)

dorsalis Fisch., cruciatus Fisch. . . Zuphium olens Latr., fasciolatum Latr. . Lethrus cephalotes F., scoparius Fisch., longimanus Fisch., podolicus Fisch. ; Copris Tmolus Fisch., bucephalus F. . Ateuchus Geoffroyi Fisch., flagellatus F., serratus Fisch. . Pimelia gigantea Fisch., verrucosa Fisch., (Ocnera Fisch.) nodosa Fisch., (Ocnera) imbricata Fisch., hirta Fisch., (Adesmia Fisch.) anomala Fisch., (Ocnera) cephalotes Gm., subglobosa Fisch. . . Platyoche neue Gattung auß der Familie der Pimeliariae) granulata Fisch., leucographa Fisch., proctoleuca Fisch. . Diesia (neue Gattung auß derselben Familie) sexdentata Fisch., quadridentata Fisch. . . Hedyphanes (neue Gattung auß derselben Familie) coerulescens Fisch. . . Akis acuminata F., limbata Fisch., gibba Fisch. . Tagona acuminata Fisch., macrophthalmus Fisch. . Blaps gigas Fisch., seriata Fisch., fatidica Creutz., acuminata Fisch., attenuata Fisch., marginata Fisch., halophila Fisch. . Cicindela distans Fisch., Zwickii Fisch. . Noctua Sponsa F., reiecta Fisch., perflua F., trifida Fisch., sinuata Fisch., digramma Fisch. . — Man muß erstaunen über den Reichthum an neuen Arten, welche dieses Werk darbietet. Jede derselben ist durch eine treffliche Diagnose charakterisiret; die bekannten sind mit einer außermählten Synonymie versehen, sämtliche durch genaue Beschreibungen und kritische Erörterungen erläutert; Größe, und Wohn- und Fundorte sind sehr bestimmt angegeben; endlich ist auch jede der oben genannten Arten in den Kupfertafeln abgebildet, und diese sehr sauber gestochenen und mit meisterhafter Sorgfalt colorirten Abbildungen geben dem Buche einen vorzüglichen Werth.

Mit diesem Werke in unmittelbarer Verbindung stehen desselben Verfassers: Genera Insectorum systematice exposita et analysi iconographica instructa, auctore Gotthelf Fischer. Volu-

men primum. Genera Coleopterorum. Ebendas. 1821. 4. XI u. 104 S. u. 1 Kupfertaf.

Die auch den französischen Titel: Genres des Insectes, die Jahreszahl 1821, und auf dem gestochenen Titelblatte, als Vignette, Pogonocerus thoracicus Fisch., mit Darstellung der Analyse des wesentlichen Charakters desselben, führen. Dieses Werk soll eigentlich die Resultate der in dem vorhergehenden enthaltenen Beobachtungen unter allgemeine Gesichtspunkte bringen, ein systematisches Inhaltsverzeichnis aller russischen Insecten, auch solcher, die der Verf. nicht selber zu beobachten Gelegenheit hatte, und zumal eine Auseinandersetzung aller bekannten Gattungen darbieten; es beschränkt sich also keinesweges auf russische Insecten, sondern hat einen umfassenden Plan. Es enthält eine vollständige Einleitung in die allgemeine und besondere Naturgeschichte der Insecten. Der Verf. bezeichnet in demselben zuvörderst die der Classe der Insecten eigenthümlichen äußern, anatomischen und physiologischen unterscheidenden Merkmale, und verweist dabey auf eine auswählte Litteratur. Er stellt sodann die Eintheilung dieser Classe in neue Ordnungen, erst in einer synoptischen Tabelle dar, und gibt dann den natürlichen Charakter der einzelnen Ordnungen noch näher an. Nach diesen zweckmäßigen allgemeinen Einleitungen geht nun der Verf. zu einer nähern Auseinandersetzung der Coleopterorum insbesondere, als der Hauptaufgabe für den gegenwärtigen Band, über. Den künstlichen Charakter dieser Ordnung hat der Verf. durch eine genaue Analyse und Erörterung der einzelnen Theile und Organe der hiezu gehörigen Insecten und eine aufmerksame Beobachtung ihrer Metamorphose entwickelt. Er vertheilt sodann die aufgeführten 345 Gattungen, nach Latreille's Methode, in 41 Familien, deren letzte, Clambini, der Verf. hier zuerst, in einer von ihm, aus Dermestes armadillo de Geer, constituirten neuen Gattung, Clambus, und

zugleich als neue Unterabtheilung dieser Insectenordnung, Monomera, aufstellt. Die systematische Anordnung der Familien ist ebenfalls neu, indem die Cicindelinae an der Spitze stehen. Dieser systematischen Uebersicht folgt sodann ein alphabetisches vergleichendes Namensverzeichnis aller Gattungen der Coleoptera, mit Hinweisung auf die von dem Verf. gewählten Gattungsnamen, und auf die Familien, welchen sie, im natürlichen Systeme angehören. Wie billig ist dabey das Recht der Priorität streng beobachtet, und diesem zufolge nach Latreille, die Linné'sche Gattung *Cantharis*, wozu *Lytta* Fabr. hergestellt, *Cantharis* Fabr. aber unter *Telephorus* Schaeff. und *Malthinus* Latr. aufgeführt; und nach denselben Grundsätzen hat Hr. F. auch dem *Leistus* Fröhl., vor dem *Pogonophorus* Latr., und dem von ihm selber zuerst aufgestellten *Pogonocerus*, vor dem *Dendroides* Latr. das Vorrecht vindiciret. Endlich geht dann der Verf. zu der Beschreibung selbst der Coleoptera, in systematischer Reihenfolge, über, indem er in derselben den natürlichen Charakter erst der Familien, dann aller bekannten Gattungen, es mögen Arten daraus in Rußland vorkommen, oder nicht, auseinandersetzt und durch naturgetreue Abbildungen einer Art aus jeder Gattung den Habitus und die charakteristischen Theile derselben anschaulich macht. In diesem ersten Theile sind allein die zur Familie Cicindelinae gehörigen Gattungen *Mantichora*, *Colliuris*, *Caris*, *Megalocephala*, *Cicindela*, *Therates* auf obige Weise behandelt. *Caris* ist eine neue, von dem Verf. hier zuerst aufgestellte, aus *Collyris formicaria* Fabr., einem Brasilianischen Käfer, gebildete Gattung. Von *Mantichora*, *Colliuris*, *Caris*, *Megalocephala* und *Therates* kommen in Rußland keine Arten vor; da dieß Werk indeß sämtliche bekannte Gattungen illustriren soll, sind zu den Abbildungen und Analysen dieser Gattungen exotische Arten genommen. Nur die in Rußland einheimischen

Arten sind unter ihren Gattungen möglichst vollständig aufgezählt; so sind hier unter *Cicindela* 16 Arten verzeichnet, deren 10 von dem Vf., 6 Arten von Anderen, in Rußland beobachtet worden sind. Die Abbildungen der dargestellten Arten *Mantichora maxillaris* F., *Colliuris longicollis* Latr., *Caris fasciata* Fisch., *Megaloccephala carolina* F., *Cicindela affinis* Boeh., *Therates marginatus* Fisch., sind eben so meisterhaft gezeichnet und colorirt, als die in dem vorhergehenden Werke gerühmten. — Nach dem Ermessen des Rec. sind diese, mit so rühmlicher Umsicht, Consequenz und Klarheit ausgeführten Arbeiten durchaus geeignet, ein gründliches Studium der Entomologie zu fördern; er wünscht daher demselben einen recht glücklichen Fortgang! Der Text ist in beiden Werken durchgehends, französisch und lateinisch. Auf die Correctur des Druckes ist nur nicht hinlängliche Sorgfalt verwendet. K. Lj. M.

Purmerende.

Bei J. V. Bronstring ist erschienen: Tydschrift ter bevordering der Mathematische Wetenschappen. Eerste, Tweede en Derde Jaargang. 1823-25. — Erster: XII u. 126 S. 1 Kpft. u. 1 Quartbl. immerwährender Kalender, nebst 4 Bltr. Erklärungen u. Zweyter: IV u. 200 S. mit 1 Kpft. Dritter: II u. 216 S. 1 Kpft. gr. 8. — Die speculative Mathematik hat seit mehr als einem Jahrhundert, besonders im nördlichen Theile der Niederlanden, ihre Verehrer gefunden. Einzelne Liebhaber der reinen Mathematik vereinigten sich bisweilen, die gemeine und höhere Arithmetik, Geometrie und Algebra, bloß durch Auflösung gegebener Aufgaben auf den Handelsverkehr und die speculative practische Stern- und Schifffahrtskunde u. anzuwenden, ohne dabey einer systematischen Ordnung zu folgen, noch eine rein theoretische Anleitung zu beobachten. Eins der ausführlichsten Werke der Art, erschien seit 1755-1776 ebenfalls in Purmerend unter dem Titel: Mathematische Liefhebbery von Jacob Dostwoud in Dost-

zaandam redigirt. Es enthält 3000 vermischte Aufgaben der reinen Mathematik mit ihren Auflösungen, die 17 dicke Octavbände füllen, die aber in Deutschland wenig bekannt sind, ungeachtet der ältere Joh. Reimer in Hamburg es versucht hat, daß selbe durch seinen gemeinnütz. mathemat. Liebhaber, 4 Theile. Hamb. 1767 = 1769. 8. jedoch ohne Erfolg nachzuahmen. Seitdem sind in der Provinz Holland in neuern und den neuesten Zeiten mehrere Sammlungen der Art entstanden, die, wie die vorliegende Zeitschrift zur Beförderung der mathematischen Wissenschaften das nämliche Feld, wie ihre Vorgänger bearbeitet haben. Von der letztern enthält daher der Jahrg. 1823; 120 Aufgaben mit ihren Auflösungen, wovon Vektore oft mehrere genannte Verf. lieferten. Der angehängte immerwährende Kalender der v. J. 1 = 3899 der christl. Zeitrechnung fortschreitet, enthält im wesentlichen nichts Neues. Im zweyten Jahrg. 1824 schreiten die Aufgaben mit ihren Auflösungen von Nr. 121 = 284 fort, welche Ordnung auch im 3ten Jahrg. 1825 von Nr. 285 = 447. beobachtet wird. Angehängt sind von S. 194 = 207. noch 40 neue Aufgaben, deren Auflösungen in der Folge vorkommen sollen. Mehrere derselben, so wie man solche auch in allen 3 Bänden antrifft, sind aus den mathematischen Schriften von A. B. Strabbe, Jac. de Gelder, u. a. holländ. ältern u. neuern Werken entlehnt. Die sauber gestochenen Kupfert. erläutern den Text hinlänglich; schade, daß wegen des schönen, mit unter splendiden Druckes der algebraischen Gleichungen, welche nicht selten zu beiden Seiten über die Schrift = Columnen hinausreichen, viele Blätter desselben eingeschlagen werden mußten, welches durch kleinere Schriftzeichen hätte vermieden werden können. — Dem Freunde der speculativen Mathematik mag diese Zeitschrift vielleicht manchen Vortheil darbieten; sie ist aber nicht geeignet, den Inhalt derselben in unsern Blättern näher anzuzeigen und zu beurtheilen. Druck u. Papier, wie man es an holländischen Werken gewohnt ist, machen übrigens dem Verleger Ehre. J. J. B.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. 79. Stück.

Den 18. May 1826.

A a r a u.

Wey H. N. Sauerländer: Heinrich Ischolle's
ausgewählte Schriften. 1825. Erster Theil mit dem
Bildnisse des Verfassers. S. 422. Zweyter Theil.
S. 231. Dritter Theil. S. 350. Vierter Theil,
S. 361. Fünfter Theil. S. 350. Sechster Theil.
S. 339. Siebenter Theil. S. 320. Achter Theil.
S. 352. Neunter Theil. S. 268. Zehnter Theil.
S. 322. Elfter Theil. S. 344. Zwölfter Theil.
S. 379. Dreyzehnter Theil. S. 352. Vierzehnter
Theil. S. 320. Funfzehnter Theil. 387. Sechsz-
zehnter Theil. S. 382. Siebenzehnter Theil. S.
366. In klein Octav.

Aus vier und zwanzig Theilen wird einer Anzeige
der Verlagsbuchhandlung zufolge, diese ganze
Sammlung von Ischolle's Schriften bestehen. Wohl
mag es auf den ersten Blick ein gewagtes Unter-
nehmen scheinen, mit einem so bänderreichen Werke
aufzutreten, zu einer Zeit, wo die große Masse der
Leser hauptsächlich nur nach Abwechslung ver-
langt und vor allem zurückschrickt, was auf län-
gere Zeit die Aufmerksamkeit in Anspruch zu neh-

men droht, wenn jedoch, wofür der Name des Wfs bürgt, das nachfolgende dem bereits erschienenen an vielseitigem Interesse gleicht, so wird nichts desto weniger diese Sammlung leicht und sicher ihren Weg auch in die große Lesewelt finden, da sie nicht bloß das Bedürfniß einer einzelnen besondern Classe von Lesern zu befriedigen verspricht. Es sind nämlich keinesweges allein rein wissenschaftliche Untersuchungen und Forschungen, die hier dem Leser dargeboten werden, wiewohl auch der wissenschaftlich Gebildete reichliche Nahrung findet, sondern manche allgemein ansprecherde Gegenstände sind hier auf eine populäre, darum aber oft nicht minder lehrreiche Weise zur Sprache gebracht und Ton und Einkleidung sind dabey durchgehends von der Art, daß das Interesse der Leser unausgesetzt wach und rege erhalten wird. Vorzüglich hat den Ref. die praktische Ansicht, die der Verf. allem, was er behandelt, abzugewinnen weiß, auf das lebhafteste angesprochen, es ist ein reger Sinn für Gemeinnützigkeit in jeder Rücksicht, der sich bey jeder Gelegenheit bey ihm zu erkennen gibt. Auch den rein wissenschaftlichen Aufsätzen, vor allen den historischen Abhandlungen merkt man gar leichtlich es an, daß der Verf. selbst vielseitige Erfahrung in öffentlichen Geschäften gemacht hat und in einer stark bewegten Zeit selbst thätig und handelnd zum Manne gereift ist; es gibt dies alles seinen Schriften einen ganz eigenthümlichen Charakter und einen ganz eigenen Reiz. Ref. hält es um so nöthiger, sich hier im Allgemeinen über die vorliegende Sammlung auszusprechen, je mehr er sich durch die engen Gränzen dieser Blätter darauf beschränkt sieht, auf das Einzelne nur mit wenigen Worten aufmerksam zu machen; zu viel ist hier des Interessanten und Auszuzeichnenden, als daß eine ausführliche Würdigung des Einzelnen möglich wäre. Sehr paßlich hat der Verf. unter dem Titel: "Lebensgeschicht-

liche Umriffe" eine kurze Selbstbiographie gleich dem ersten Theile der ganzen Sammlung (S. 1: 62.) vorgelegt. Es ist gleichsam der Schlüssel des Ganzen. Nur dem, der mit den wechselnden Schicksalen des Verf. und seinen so verschiedenen Lebens-Verhältnissen bekannt geworden, mag auch die besondere Richtung nicht mehr auffallen, die sich bey manchen Anlässen in den Ansichten und dem ganzen geistigen und wissenschaftlichen Streben desselben zu erkennen gibt. Heinrich, oder mit vollem Taufnahmen, Johann Heinrich Daniel Bschofke ward am 22. März 1772 zu Magdeburg von wohlhabenden Eltern geboren, von denen er jedoch die Mutter schon wenige Wochen nach seiner Geburt, den Vater als er acht Jahr alt geworden, durch den Tod verlor. So schon früh sich größtentheils selbst überlassen, entwickelte sich schnell bey ihm überwiegendes Verlangen nach Selbstständigkeit und ein großes Vertrauen auf eigene Kraft. Beweis davon, daß er im Januar 1788 eigenmächtig die Heimath verließ und sich zwey Jahre lang im Mecklenburgischen, zu Prenzlau und Landsberg an der Warthe als Hauslehrer, Theaterdichter, dann wieder als Privatlehrer herumtrieb, Zu Ostern 1790 bezog er die Universität Frankfurt an der Oder und im März 1792 erlangte er dort die philosophische Doctorwürde und bestand die Prüfung als Candidat der Theologie. Getäuschte Erwartungen, indem er sich vergebens um eine Professur zu Frankfurt an der Oder bemüht, dann seine Vorliebe für republikanisches Wesen, brachten ihn nach einigen Jahren zu dem Entschlusse, sich in einem der demokratischen Cantone der Schweiz niederzulassen. Im Herbst 1795 verließ er Frankfurt und nachdem er einen großen Theil der Schweiz bereiset und mit manchem tüchtigen Manne, namentlich auch mit Mloys Reding näher bekannt geworden, begab er sich in Begleitung seines Freundes Delsner nach

Paris, wo er vornehmlich des Umgangs des bekannten Grafen Schlaberndorff genoss. Im May 1796 kehrte er in die Schweiz zurück. Statt aber, wie er den Plan entworfen, von Chur aus, eine Reise nach Italien zu unternehmen, ward er vielmehr durch einige zufällig gemachte Bekanntschaften, vorzüglich des alten Mesemann, Directors des Seminars zu Reichenau und des Bundespräsidenten J. B. von Tscharner, der in Graubünden an der Spitze der demokratischen oder französischen, so wie dagegen die Familie Salis an der Spitze der österreichischen Partey stand, bewogen, die Leitung des tief gesunkenen Seminars zu Reichenau zu übernehmen, das sich unter ihm schnell wiederum hob. Allein schon bald erfolgte die Revolutionirung der Schweiz durch die Franzosen und auch in Graubünden waren bald die Umtriebe beider Parteyen in vollem Gange. Wiewohl aber der Verf. anfangs die strengste Unparteylichkeit zu beobachten gesucht, ward er dennoch bald wegen einer Flugschrift, worin er auf Tscharner's Betrieb die Gründe für die von Frankreich gewünschte Vereinigung Graubündtens mit der helvetischen Republik zu entwickeln suchte, von der Gegenpartey heftig angefeindet und am 9. August 1798 nach dem benachbarten Dorfe Ragaz auf helvetischem Gebiete auszuwandern genöthigt. Bald gerieth er als Bevollmächtigter der ausgewanderten Bündtner in Verhältnisse zu den höchsten helvetischen und französischen Behörden zu Aarau und ward zuerst von dem damaligen helvetischen Minister der Wissenschaften Albrecht Stapfer bey seinem Departement, dann aber im May 1799 von dem helvetischen Directorium, in dem vor wenigen Monathen durch französische Waffen nach blutigem Kampfe unterworfenen Canton Unterwalden als Regierungskommissär angestellt. Es gelang ihm hier, die erbitterten Gemüther durch Milde und Theilnahme zu besänftigen, bald (August 1799) in

den von den Franzosen nach Abzug der Oesterreicher auß neue besetzten Cantonen Schwyz und Uri, durch eine befreundete Stellung, nicht selten aber auch durch unbiegsame Festigkeit gegen die französische Befehlshaber, Ordnung und Sicherheit wieder herzustellen und vor allem das gänzlich verwahrlosete Schulwesen in den kleinen Cantonen zu ordnen, wiewohl das bessere zum Theil nachmahls wieder von den Pfaffen verdrängt ward. Im May 1800 begleitete er den General, nachmahligten Marschall Moncey, auf seinem Zuge durch die italiänische Schweiz nach der Lombardey und suchte in dem Canton Tessin, der sich inzwischen in mehrere kleine Freystaaten aufgelöset, die verfassungsmäßige Ordnung wieder herzustellen. Schwieriger ward es ihm gegen Massena's Habsucht anzukämpfen, der die Getreidezufuhr auß der Lombardey gesperrt hatte und bey der dadurch in der italiänischen Schweiz erkünstelten Hungersnoth, einen schändlichen Kornwucher trieb; glücklicher Weise fand jedoch der Verf. an dem damahligen französischen Gesandten in der Schweiz, dem gegenwärtigen Grafen Reinhard, einen Biedermann, der ihn auf jede Weise zu unterstützen suchte. Eine um dieselbe Zeit unter dem Landvolke in dem Canton Basel entstandene Gährung wegen Entrichtung der Zehnten und Bodenzinsen, bewog den helvetischen Vollsziehungsrath ihn zum Regierungs-Satthalter des Cantons zu ernennen und wenn er gleich den unmittelbar erfolgten Ausbruch des Aufruhrs (4. October) unter dem Landvolke nicht zu verhindern vermochte, so gelang es ihm jedoch durch Mäßigung und Kaltblütigkeit, die Unruhen ohne Blutvergießen zu dämpfen; und die Festigkeit, die er gegen den französischen General Amey zeigte, der ebenfalls Kornwucher zu treiben versuchte, verschaffte ihm bald allgemeines Vertrauen. Inzwischen führte die Spannung zwischen den beiden Hauptpar-

tenen, der föderalistischen und der Einheitspartey, jenen neuen Ausbruch herbey, der die Veranlassung zur Einführung der Mediationsakte gab. Bereits am 24. November 1801 hatte unser Verf., unzufrieden mit dem von den Häuptern der föderalistischen Partey eingeschlagenen Gange, indem er zwar wohl die Unausführbarkeit des strengen Einheitsprincips erkannte, dagegen aber auch die alte ungebundene Selbstherrlichkeit der einzelnen Cantone für nicht minder verderblich hielt, seine Stelle niedergelegt und zog sich im Anfange des nächsten Jahres in die Nähe von Aarau auf das Land zurück. Auch hier blieb er jedoch nicht müßig. Um den Gemeingeist zu pflegen und zu befördern, nützliche Kenntnisse und gesunde Ansichten nach Möglichkeit unter dem Volke zu verbreiten, begann er mit dem Jahre 1804 die Herausgabe eines Volksblatts, des aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten, der, vielfachen Anfechtungen zum Troste, sich mehrere Jahre lang unter seiner Leitung mit stets wachsender Theilnahme erhielt. Zugleich widmete er der in der Schweiz beynah gänzlich vernachlässigten Forstwirthschaft eine vorzügliche Aufmerksamkeit und ward schon im August 1804 von der Regierung des Aargaus zum Mitgliede des Oberforst- und Bergamts ernannt. Sowohl dadurch, als durch seine bald darauf erfolgte Verheirathung, noch mehr an den jungen Canton gefesselt, nahm er seinen Wohnsitz zu Aarau selbst, unter fortwährend gemeinnütziger Thätigkeit in den verschiedenartigsten Wirkungskreisen, wie er denn allmählig durch das Vertrauen seiner Mitbürger mit einer Reihe öffentlicher Aemter bekleidet worden. Auch seine schriftstellerische Thätigkeit ermüdete nicht. Außer der Leitung und Theilnahme an verschiedenen Zeitschriften, beschäftigten ihn vorzüglich die Geschichte von Baiern und eine Geschichte der Schweiz, die wiewohl zunächst nur für das Volk bestimmt, auch

von anderen Seiten eine erfreuliche Theilnahme fand. Licht und Recht auf jede Weise zu befördern, die Aufgabe hatte sich der Verf. schon früh gesetzt und daß jene Ideale, die einst die Abgötter seiner Jugend gewesen, auch jetzt noch, nachdem ein halbes Jahrhundert über ihm weggegangen, seine Brust mit heiliger Gluth erwärmen, das gesteht er am Schlusse seiner Selbstbiographie freudig ein. Kein anscheinendes Rückschreiten möge seine Zuversicht stören, "denn ist die Sonne einmahl aufgegangen, wird es nicht Nacht sondern Tag, und die Wolke, die am Himmel spielt, löscht dessen ewige Leuchte nicht aus." Ref. hat sich länger bey den persönlichen Verhältnissen des Verf's gehalten, weil sie, wie er schon oben bemerkt, recht eigentlich den Schlüssel zu seinem schriftstellerischen Charakter geben, ungleich mehr als dies bey dem großen Haufen der Gelehrten der Fall zu seyn pflegt; um so kürzer wird er sich bey der Aufzählung der einzelnen schriftstellerischen Producte desselben fassen können.

— Erinnerungen aus Rhätien, während der Staatsumwälzung in den Jahren 1797 bis 1799. Diese Darstellung des Partheykamps in Graubünden bey Gelegenheit der von Frankreich und der französischen Partey verlangten Vereinigung desselben mit der helvetischen Republik, bis zur Besetzung des Landes durch Massena und der Vertreibung der Oesterreicher unter Aufsenberg, erschien zuerst unter der Aufschrift: "Emigration der Bündtner" in den historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung (Erster Band Winterthur 1803). Die damals beygefügte diplomatischen Actenstücke, so wie manche nicht mehr interessirende Einzelheiten sind jedoch diesmal weggelassen. Der Bürgerkrieg in der italiänischen Schweiz, verfaßt im Jahre 1801 und ebenfalls zuerst in den historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung ab-

gedruckt, erzählt die in den ennetbergischen Vogteyen, dem gegenwärtigen Canton Tessin, im Jahre 1797 ausgebrochenen Parteyungen, welche einige Jahre hindurch jene Landschaften zerrütteten, bis es dem Vf. gelang, im Sommer 1800 die Ordnung wiederherzustellen. Der zweyte Theil der Sammlung umfaßt vier verschiedene Abhandlungen: 1. den Aufruhr von Stans und der Urkantone im Sommer 1799. ebenfalls zuerst erschienen im zweyten Bande der historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung, hier jedoch mit Weglassung der zahlreichen Belege und Urkunden und der häufigen Hinweisungen auf Proceßakten und dergl. Je mehr die Tapferkeit der Unterwaldner Bewundrung verdient, um so mehr wird jeder Unbefangene es bedauern, daß es hauptsächlich nur einige fanatische Priester waren, Lüssi und Paul Styrer, die durch niedrige Privatabsichten bewogen, einen Kampf anschrüten, der so vielen tapferen Männern den Untergang brachte. 2. César Friedrich Caharpè, der bekannte Lehrer und Erzieher des Kaisers Alexander und nachmahls Haupturheber der Insurrection des Waatlandes. Geboren zu Rolle am Genfersee im Jahre 1754, zeichnete er sich schon als Jüngling durch seine Lebhaftigkeit und seinen hoch strebenden Geist aus und erlangte bald das Patent eines Advocaten bey der welschen Appellationskammer zu Bern, der höchsten Stufe, die er, unter den damaligen Verhältnissen, als Waatländer ersteigen mochte. Eine unbedachtsame Aeußerung eines Herrn Steiger von Schugg, Mitglied des Appellationsgerichts, der ihn unzeitig an das Unterthanenverhältniß der Waatländer erinnerte, verleidete ihm den Aufenthalt in seinem Vaterlande und machte ihn zum entschiedenen Gegner der Berner Aristokratie. Wieder ein Mahl ein neuer Beweis, wie aus den geringfügigsten Ver-

anlassungen oft die bedeutendsten Folgen hervorgehn. Durch den Baron Grimm erhielt er bald im Jahre 1782 einen Ruf als Lehrer der beiden ältesten Großfürsten, der Söhne Pauls. Allein seine eifrige Theilnahme an den Unruhen in der Waat nach dem Ausbruche der französischen Revolution, so wie überhaupt seine unverholne republikanische Gesinnung und die Umtriebe seiner Neider und Widersacher brachten im Jahre 1793 seine Entlassung zu wege. Zwar erhielt er eine Pension, allein eine so mäßige, daß wohl ein reicher Kaufmann mehr gegeben hätte und auch dies wenige ward ihm nachmahls durch Paul entzogen. Die Erbitterung, die ihm bey seiner Rückkehr die Berner Regierung zeigte, machte ihn immer mehr zu ihrem unversöhnlichen Gegner, und es gelang ihm, das französische Directorium zur Einmischung in die schweizerischen Angelegenheiten zu vermögen. Wohl ahndete er damahls nicht, welches Unglück er seinem Vaterlande bereite. Selbst mit seiner eigenen Partey zerfiel er bald, als er am 28 Jun. 1798 Mitglied des helvetischen Directoriums geworden war. Bereits am 7 Jan. 1800 ward das Directorium durch die Gegenpartey gestürzt und nur mit Mühe entfloher aus der Schweiz nach Paris. Seit der Zeit zog er sich immer mehr von den Angelegenheiten seines Vaterlandes zurück. Seine starre Unbiegsamkeit, seine Hestigkeit, und vor allem seine Unkunde des Geistes und der Bedürfnisse der Schweiz machten ihn überhaupt zu praktischer Thätigkeit wenig brauchbar. 3. Nicolaus Friedrich von Steiger, gewesener Schuttheiß der Republik Bern. Wer kennt nicht den Namen des Mannes, der den Untergang seines Vaterlandes, an dessen Spitze er so lange gestanden, zu überleben gezwungen, in dem ganzen gebildeten Europa bey den edleren aller Parteyen die lebhafteste Theilnahme fand? — Das Bild, das hier

der Verf. von ihm entwirft, ist ganz das eines römischen Senators, aus der Blüthenzeit der Republik. Geboren im Jahre 1729 und schon durch seine Geburt zur Theilnahme an der Regierung berufen, bekleidete Steiger, während einer langen Reihe von Jahren, vorzüglich seit 1774 nach einander die ersten Ämter des Staats; bey jeder wichtigen Angelegenheit war er gewohnt, alle Stimmen für sich zu vereinigen. Auch das Ausland gab ihm wiederholt Beweise seiner hohen Achtung. Pitt erklärte ihn laut für einen der ausgezeichnetesten Staatsmänner, Friedrich Wilhelm der zweyte ertheilte ihm den schwarzen Adlerorden. Lichtvoll und überzeugend in seiner Darstellung, in seinen Grundsätzen unerschütterlich fest, verband er mit einer holden Würde des Benehmens, sobald es das Ansehen seines Amtes aufrecht zu halten galt, eine alles gewinnende Leutseligkeit in dem gewöhnlichen Umgange; für die Ehre und die Wohlfarth seines Vaterlandes dünkte ihm kein Opfer zu schwer. Selbst seine heftigsten Gegner wagten es nicht, ihm diese Gerechtigkeit zu versagen. Das Streben des revolutionären Frankreichs durchschaute er früh, erkannte, daß wenn es gelinge auch der Sturz der Eidgenossenschaft unvermeidlich sey und ward daher der entschiedene Gegner der Revolution. Vergänglich stimmte er jedoch für muthige Theilnahme an dem Kampfe, so lange es noch Zeit war: der Kleinmuth der trägen Mehrzahl behielt diesmal die Überhand, so wie auch nachmahls so oft der greise Schultheiß zu kraftvoll entscheidenden Maaßregeln rieth. Ueberzeugt daß ein Mahl der Kampf unvermeidlich sey, wollte er ihn, damit Bern, wenn auch Sieg unmöglich sey, wenigstens ehrenvoll untergehe und beklagt von den Edlern. Als aber der Kleinmuth der Gegner selbst in die Auflösung der sechshundertjährigen Verfassung von Bern, auf Frankreichs Forderung gewilligt, da

suchte er vergebens in dem Kampfe im Grauholz den Tod. Auf dem Stamme einer umgestürzten Eiche stand er während des Gefechts, den seinigen sichtbar, so wie dem vordringenden Feinde, unverletzt unter dem mörderischen Kugelregen. Fortgerissen durch die Flucht, errettete ihn in dem Dorfe Münsingen nur seine würdevolle Haltung von dem Schicksale seines Freundes des Feldherrn Erlach, der bereits als ein Opfer der Wuth seiner eigenen Soldaten gefallen war. Mühsam rettete er sich aus der Schweiz nach Lindau, von dort nach Ulm, in allen Orten von Bekannten und Unbekannten mit hoher Achtung empfangen. Die Schweiz von Frankreichs Herrschaft wiederum zu befreien, blieb von jezt an sein rastloses Streben. Noch ein Mal führten ihn die Siege der Oesterreicher in der ersten Hälfte des Jahres 1799 nach Zürich zurück, allein Bern selbst sah er nicht wieder. Schon war von ihm eine neue Verfassung für die Schweiz entworfen, als Massena's Sieg bey Zürich seine letzte Hoffnung zertrümmerte und ihn zur Flucht nach Augsburg zwang. Der tiefe Kummer über des Vaterlandes Unglück beschleunigte seinen Tod, er starb am 3ten December 1799 an einem Nervenschlage.

4. Schwarz von Sonnenburg. Biographie des bekannten Missionärs Schwarz (geb. 1726) der veranlaßt durch August Hermann Frank, sich im Jahre 1750 nach Ostindien begab und vorzüglich in Madura, Tanjore und Mysore mit mehr, als gewöhnlichem Erfolge bis an seinen Tod (1798) das Christenthum zu verbreiten bemüht war.

5. Ludwig Burkard von Basel, der Bereiser des inneren Africa. Das Schicksal des hoffnungsvollen Reisenden, der am 15 Oct. 1817 zu früh für die Wissenschaften starb, hat in Europa allgemeine Theilnahme erregt. Das dritte Bändchen enthält unter der Aufschrift Elio's Winke, wie der Verf. selbst sie benennt, Fin-

gerzeige der Geschichtsmuse zur Belehrung und Warnung, gesammelt aus verschiedenen Zeitschriften, in denen sie anfangs zerstreut waren. Der Raum dieser Blätter gestattet Ref. nicht auf die vielen hier befindlichen, trefflichen Bemerkungen im einzelnen aufmerksam zu machen. Ungern hat er jedoch darunter auch eine Parallele zwischen Friedrich dem Großen und Napoleon gefunden. Die Aeußerungen des Verfassers über Letzteren, so wie sie hier sich finden, stehen in so großem Widerspruche mit dem gesunden Urtheile, welches derselbe an vielen anderen Stellen über Buonaparte ausspricht, daß es um so mehr zu bedauern ist, wie derselbe hier in das widerliche Geschrey der Geist- und characterlosen Menge, die der bloße Anblick ausgezeichneter Kraft schon in Verzückerung versetzt, ohne zu bedenken, daß es denn doch erst die Anwendung dieser Kraft ist, die ihr auf Lob und Bewunderung Anspruch geben mag, auch nur scheinbar einstimmen möchte. Doch es ist bey unserm Verf. des trefflichen so viel zu finden und seine Urtheile über Napoleons despotisches und aller Freyheit feindseliges Treiben, sind an mehreren Stellen — man vergleiche nur den eben so wahren als treffenden Ausspruch S. 276 desselben Bändchens — so klar und nachdrücklich ausgesprochen, daß diese einzelne Inconsequenz gar wohl übersehen werden mag. Möchte man dasselbe doch von manchem andern Tageschriftsteller rühmen können! Drey treffliche Aufsätze bilden den Inhalt des vierten Theils. Der erste von ihnen: die Sorge der edlern Menschheit für ihre Würde in unsern Tagen, ein Beitrag zur Geschichte der neuesten geselligen Vereine in verschiedenen Ländern, enthält vornehmlich eine höchst interessante Übersicht jener zahlreichen Gesellschaften, zu wohlthätigen Zwecken aller Art, die sich durch freywilligen Zusammentritt edler Män-

ner aller Länder in der neuesten Zeit gebildet, als namentlich der Friedensgesellschaft von Massachusetts; der brittischen Gesellschaft zur Versittlichung der Gefangenen, gestiftet von der Quäkerin Elisabeth Fry; der Gesellschaft zur Vernichtung des Neggerhandels, nebst Angabe der zur Ausrottung dieses empörenden Handels von den verschiedenen Staaten ergriffenen Maaßregeln; der Gesellschaft für christliche Moral zu Paris, die so oft mißdeutet und verunglimpft worden; der Tractatengesellschaft ebendasselbst, nicht mit jenem Vereine unter gleichem Namen zu verwechseln, die nur einen schwärmerisch mystischen Geist zu verbreiten bemüht sind. Insbesondere spricht außerdem der Verf. noch über den jetzigen Zustand der Juden in den cultivirtesten Ländern Europa's und über die Verbreitung des wechselseitigen Unterrichts in den Volksschulen der fünf Welttheile — in jeder Rücksicht ein höchst lesenswerther Aufsatz. Erfunden durch den englischen Geistlichen Andreas Bell und von ihm zuerst eingeführt in der Schule zu Eymore bey Madras im Jahre 1790, nach Europa zuerst verpflanzt durch den Quäker Joseph Lancaster im Jahre 1798. in einer von ihm zu London errichteten Armenschule, nachmahls von einigen trefflichen Männern weiter ausgebildet und vervollkommenet, hat sich bekanntlich in unsern Tagen die Methode des wechselseitigen Unterrichts mehr oder weniger über alle fünf Welttheile verbreitet. Längere Zeit hat es derselben freylich nicht an eifrigen Widersachern gefehlt und auch noch gegenwärtig hört man dieselbe oft unbedingt als eine rein mechanische Erziehungsweise tadeln, wiewohl schon der Umstand gegen diesen Tadel mißtrauisch machen sollte, daß gerade eine Partey, deren Streben sehr sichtbar auf Verbreitung des Obscurantismus abzielt, sich ebenfalls als die unverföhnliche Feindin des wechselseitigen Unterrichts und zwar nicht allein des

Personals der Lehrer, sondern vielmehr der Methode selbst gezeigt hat. Allerdings scheint auf den ersten Blick ein einseitig mechanisches Treiben durch dieselbe gar sehr begünstigt zu werden und die Unbekanntschaft mit dem eigentlichen Wesen derselben, hat daher um so leichter das Vorurtheil gegen dieselbe verbreitet. Daher ist es allerdings ein sehr wesentliches Verdienst des Verf. daß er durch eine klare, lichtvolle und erschöpfende Darstellung den Ungrund jenes noch immer ziemlich allgemein verbreiteten Glaubens in seiner ganzen Blöße dargestellt hat. Er zeigt vielmehr auf das Ueberzeugendste, wie die Methode des wechselseitigen Unterrichts bey denjenigen Elementarkenntnissen, die denn doch nun ein Mahl mechanisch erlernt werden müssen und hauptsächlich nur Gedächtniß und Uebung erfordern. — Geschichte, Erdbeschreibung und vor allen Religion sollen nie nach derselben gelehrt werden — die überwiegendsten Vortheile darbietet, indem sie die Aufmerksamkeit der Kinder fesselt, ihren Wettstreit anspornt, sie fortwährend, ohne sie zu ermüden beschäftigt und die ertödtende Eintönigkeit verbannt, abgesehen davon, und das ist unstreitig in manchen Fällen keine zu übersiehende Rücksicht, daß dabey eine ungleich größere Masse von Kindern von einem einzelnen Lehrer unterrichtet werden kann, die Lehrer selbst daher auch besser besoldet und daher tüchtigere Männer zu dem Lehramte gefunden werden können. Sehr beachtungswerth ist die Bemerkung des Verfassers, wie diese Methode, indem dadurch die Masse der Völker am leichtesten hell werde, auch auf die ganze Gestaltung der civilisirten Welt von dem entschiedensten Einflusse werden müsse — denn daß eine ein Mahl gemachte Erfindung unbezweyelt bleibe, das scheint dem Verf. wohl mit Recht bey dem damaligen Zustande der Cultur unmöglich. Der letzte Abschnitt dieses Aufsatzes handelt endlich noch von den Bibelgesellschaften im An-

fange des neunzehnten Jahrhunderts; eine kurze Geschichte ihrer Entstehung und überraschend schnellen Ausbreitung. 2. Ueber Größe und Untergang des Freystaats Venedig; ein wahrer Spiegel für Staaten, die sich von der Zeit und der Cultur abzusondern und vor ihnen zu verschließen versuchen. 3. Holland's Schicksal. Wie der zu weit getriebene Föderalismus auch hier die Wurzel alles Uebels gewesen und endlich den Untergang herbeigeführt, ist auf wenigen Blättern gar eindringlich gezeigt. Fünfter Theil. 1. Geschichtliche Darstellung der Ausbreitung des Christenthums auf dem Erdballe; mit Berücksichtigung der neueren Missionsberichte. Nur was die Hindus betrifft, möchten wir den sanguinischen Hoffnungen des Verf. rücksichtlich der Ausbreitung des Christenthums nicht bestimmen. Wer Dubois's Memoiren gelesen, wird darin wohl dem Ref. bestimmen. 2. Schicksale der Freymaurerey in Europa; ein geschichtlicher Umriss. Der sechste Theil enthält zuerst die bereits im Jahre 1801 zuerst erschienene, dann in das französische, englische und italiänische übersehte Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Wald Cantone, besonders des eidgenössischen Cantons Schwyz, im Jahre 1798. Wohl verdiente diese Geschichte in mehrere Sprachen übertragen zu werden; es ist das herzergreifende Gemälde eines kleinen aber muthigen Volkes, das entschlossen zu Sieg oder rühmlichem Tod, den Heldenkampf für Verfassung und Vaterland gegen die drohende Uebermacht wagt. Mays Beding und die Schlachtstage an der Schinderleggi und bey Rothenthurn erinnern unwillkürlich an Leonidas und die Thermopylen. Ein Umriss der Geschichte des Kargaus, zuerst im Jahre 1816 als Neujahrsblatt von dem Verf. geschrieben und an die Jugend des Landes unentgeltlich ausgetheilt, füllt

den Rest dieses Bändchens. Auch hier wieder seltene Zweckmäßigkeit in Ton und Darstellung. Die schwere Kunst, den rechten Ton in den für das Volk bestimmten Schriften zu treffen, versteht der Verf. auf eine ausgezeichnete Art. Man erkennt dabey gar leicht den Mann, der im praktischen Leben oft zu dem Volke zu reden Gelegenheit hatte. Siebenter Theil. 1. Vom Meinungskampfe des deutschen Volkes im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, aus den Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit, vom Jahre 1819. Eine ruhige klare und ernste Entwicklung der neuesten Schicksale von Deutschland. Mit strenger Unparteylichkeit, zugleich aber auch mit muthiger Freymüthigkeit werden hier die verschiedenen entgegengesetzten Ansichten und Meinungen, als welche auf die jüngsten Verhältnisse in Deutschland einen so bedeutenden Einfluß gehabt, geprüft und gewürdigt. Die Geschichte wird in der Folge dem Verf. ihre Zustimmung nicht versagen, wenn auch vielleicht der leidenschaftliche Parteygeist nicht immer mit ihm zufrieden seyn möchte. Trefflich ist entwickelt, wie seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts hauptsächlich von Frankreich aus, eine wesentliche Veränderung in dem öffentlichen Geiste in Deutschland vorgegangen, zugleich aber auch die deutsche Nationalcultur durch das Aufblühen der deutschen Literatur einen neuen Aufschwung erhalten, wie daher in dieser aufgeregten Stimmung auch die Ideen, welche die Revolution in Frankreich zu Tage gefördert, ebenfalls in Deutschland einen empfänglichen Boden gefunden, wie jedoch durch äußere Verhältnisse der deutsche Nationalgeist längere Zeit unterdrückt und verflärkt worden, bis er in der allgemeinen gleichzeitigen Erhebung gegen Napoleon mit überraschender Kraft und Energie plötzlich ins Leben getreten sey.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.

Den 20. May 1826.

A r a u.

Beschluß der Anzeige von Heinrich Schöf-
fe's ausgewählten Schriften.

Wie aber sowohl die, welche zum Kampfe,
als die welche zum Nachgeben und zum An-
schließen an Frankreich gerathen, dieß oft aus
ganz verschiedenen Beweggründen gethan, daher
alsdann auch bald selbst unter denen, die bis-
her anscheinend unter denselben Manieren gekämpft,
nach Buonaparte's Sturze unerwartet und plöz-
lich ein heilloser Zwiespalt ausgebrochen, und wie
es hauptsächlich dieser Zwiespalt gewesen, der so
manche unerfreuliche Erscheinung in der neuesten
Zeit hervorgebracht, das alles verdient hauptsäch-
lich in dem Buche selbst nachgelesen zu werden.
Ref. muß sich begnügen, darauf aufmerksam gemacht
zu haben. Nur die Schlußworte des gehaltreichen
Aufsatzes mögen hier noch einen Platz finden: „das
Bessere wird sich ohne Schmerz entfalten durch Ge-
rechtigkeit und Mäßigung aller gegen alle; nicht so
früh, als die Ungebuld will, nicht so spät, als der
Kleinmuth fürchtet, sondern wie das Gesetz der Na-

tur es gebeut, dem Niemand gebeut." 2. Die Besiznahme der Insel Curassao durch die Britten im Jahre 1800; nach den Papieren des damaligen holländischen Gouverneurs der Insel, Joh. Rudolf Lauser aus Zofingen. Ein Beyspiel unerhörter Niederträchtigkeit der französischen Regierungsgagenten auf Guadeloupe, vorzüglich eines derselben, eines gewissen Bresseau, der sich nach Seeräuberart der Insel Curassao, der Besizung der damahls mit Frankreich innigst verbündeten batavischen Republik, mit Hülfе einer angezettelten Negerempörung zu bemächtigen suchte. Nur durch die englische Fregatte Nereide, Capitän Watkins, die in dem entscheidenden Momente zufällig bey der Insel eintraf, ward dieselbe vor den Gräueln der Verwüstung bewahrt; edelmüthig half der Feind gegen den treulosen Bundesgenossen; Lauser übergab die Insel den Engländern durch Capitulation und ward nachmahls ehrenvoll durch ein Kriegsgericht in Holland selbst von aller Anklage freigesprochen. Vergeblich aber verlangte die batavische Republik durch ihren Gesandten zu Paris, strenge Bestrafung der Verräther; alles was sie endlich erlangte, war die Absehung der Regierungsgagenten auf Guadeloupe, die jedoch wie das Gerücht behauptete, bald anderweitig wieder angestellt wurden. 3. Ueber Adolf Heinrich Friedrich von Schlichtegroll geboren den 8. December 1765, gestorben den 4. December 1822. Der Vf. des deutschen Nekrologs hat hier ebenfalls einen seiner würdigen Biographen gefunden. Die Stellen, die der Verf. aus den Briefen des Verstorbenen in seinen Aufsatz aufgenommen hat, sind ganz dazu geeignet, lebhatte Theilnahme bey dem Leser zu erwecken. Der achte Theil enthält den größten Theil der Geschichte des Schweizerlandes für das Schweizervolk. Was Ref. bereits von der Tüchtigkeit des Verf's bemerkt, den

rechten Ton in seinen für das Volk bestimmten Schriften zu treffen, das gilt auch recht eigentlich von diesem Werke, dessen bereits oben Erwähnung gethan ist. Nicht allein aber den unteren Volksklassen mag diese Geschichte frommen, sie wird als eine Uebersicht der schweizerischen Geschichte auch den Gebildeten willkommen bleiben; die bekannten bänderreichen Geschichten der Eidgenossenschaft möchten zumahl unter Geschäftsmännern wohl nur wenige Leser finden. Der neunte Theil enthält: 1. den Schluß der angeführten Geschichte. Gewichtige und wohl zu beherzigende Worte sind es, die der Verf. zu guter Letzt seinen Mitbürgern zuruft über das, was die Eidgenossenschaft begründet, über das, was sie gefährdet und gestürzt habe; möchten sie nicht umsonst gesprochen seyn! 2. Eine Denkschrift über das politische Verhältniß der Schweiz zu Deutschland, Frankreich und sich selbst; im Spätjahre 1814 nach Wien an den Congreß gesandt. Sehr richtig bemerkt der Verf., daß dieselbe auch wohl noch gegenwärtig historischen Werth habe, in so fern sie ein Bild des politischen Zustandes der Eidgenossenschaft von dem Jahre 1815 enthalte. Den Wünschen, welche der Verf. als Resultate seiner Darstellung aufstellt, ist übrigens beynah sämmtlich durch den Congreß entsprochen. Er verlangt: 1. daß die Schweiz ein Föderativstaat bleibe; 2. daß ihr eine immerwährende Neutralität zugesichert und 3. daß ihre innere Ruhe so wie die Existenz der neuen Cantone aufrecht erhalten werde. Der dritte Aufsatz: über einige Verbesserlichkeiten des eidgenössischen Heer- u. Kriegswesens, ward bereits im Anfange des Jahres 1815, als nach Buonaparte's Rückkehr von Elba, die Rüstungen gegen ihn aller Orten aufs neue begannen, niedergeschrieben. Die hier geäußerten Ideen fanden vielfach bey erfahrenen Schweizeroffizieren

Beyfall, und manches ist seitdem in Gemäßheit der Vorschläge des Verfassers in dem eidgenössischen Kriegsmesen verbessert, wozu vorzüglich auch die seitdem errichtete Militäraufsichtsbehörde, die Kriegsschule zu Thun und die Einführung jährlicher Uebungslager gewirkt haben. Vorzüglich dringt der Verf. auf Vermehrung der Zahl der Scharfschützen, wogegen die Reiterey gar süglich bedeutend vermindert werden könne; überhaupt habe man noch viel zu wenig die Waffen, die Taktik und die Strategie der besondern Natur des Landes angepaßt und zu unbedingt fremde Einrichtungen nachgeahmt. Der vierte Aufsatz: Betrachtung einer großen Angelegenheit der Eidgenossenschaft, verfaßt im Jahre 1823, macht auf die Nothwendigkeit aufmerksam, bey Zeiten genaue Bestimmungen zu treffen, wem in außerordentlichen, dringenden Fällen, vorzüglich in Kriegszeiten, die höchste Gewalt und die oberste Leitung der Angelegenheiten der gesammten Eidgenossenschaft zu übertragen sey, indem der darauf sich beziehende neunte Artikel des Bundesvertrags keineswegs alle Schwierigkeiten beseitige und alle Zweifel löse. Die mehrsten Cantonsregierungen, wie der Verf. ausdrücklich bemerkt, waren jedoch der Meinung, es habe dieser Punkt nicht öffentlich zur Sprache gebracht werden sollen. Der fünfte Aufsatz: Staatenbund und Bundesstaaten führt hauptsächlich den Satz aus, daß in Deutschland zwar wohl ein Staatenbund aber kein Bundesstaat, dagegen in der Schweiz gar wohl das letztere bestehen könne. Die sechste Abhandlung von geistlichen Angelegenheiten des Zeitalters, geschrieben im Jahre 1817 prüft vornemlich manche auch noch in der neuesten Zeit ziemlich allgemein über Protestantismus und Catholicismus verbreitete Vorurtheile, namentlich die angebliche politische republicanische Tendenz des er-

stern und die monarchische des letzteren, welchem allen denn doch die Erfahrung durchaus widerspricht. Auch manche religiöse Schwärmeren unserer Tage sind hier zur Sprache gebracht; leider ein nur zu reichhaltiges Kapitel! Den Beschluß dieses Theiles macht ein Aufsatz über die Parteyungen zur Zeit des Veroneser Congresses und ein Bruchstück über die Nord- und Südstaaten Europa's in politischer Hinsicht. Die Angabe der Ueberschriften reicht schon hin, um die Aufmerksamkeit auf diese Untersuchungen zu leiten. Der zehnte Theil umfaßt eine ganze Reihe kleiner Aufsätze: 1. An Euphrasien, über den Nachruhm; 2. metapolitische Ideen; ein Bruchstück, geschrieben schon im Jahre 1791, während des Verf's Aufenthalts zu Paris. Es enthält dasselbe treffende Bemerkungen über die wichtigsten politischen Ideen: über Freyheit, Zweck des Staats, Menschenrechte, Anordnung des Staats, Trennung der Gewalten und Gesetzgebung, 3. Geschichtliche Bemerkungen zu dem Nibelungen Liede; geschrieben im Jahre 1812. 4. Vom Asylrechte. Vorzüglich Beantwortung der Frage, in wie fern ein Staat den aus einem andern Staate Vertriebenen oder Geflüchteten einen Aufenthalt bey sich zu gestatten habe oder nicht? Daß jeder Staat ganz unbedingt das Recht zur Ertheilung einer solchen Freystätte habe, gehe aus dem Begriffe eines Staats selbst, als einer vollkommen unabhängigen Gesellschaft hervor; bedingt könne dies Recht nur werden durch die Natur des Verbrechens, welches der Flüchtling begangen hat. Nur der, der gegen das Gesetz aller Länder gefehlt, sich, wie der Verf. es ausdrückt, eines Verbrechens der beleidigten Menschheit schuldig gemacht hat, solle keinen Anspruch auf Schutz machen können, wiewohl daraus noch nicht nothwendig folge, daß ein solcher unbedingt

seinen Verfolgern ausgeliefert werden müsse. Wohl sollen immer bürgerliche und sittliche Verbrechen sorgfältig von einander unterschieden und insbesondere solchen, die nur wegen Meinungen verfolgt werden, das Asyl nicht verweigert werden. Nur in drey Fällen kann, nach der Ansicht des Verf's der gestattete Schutz mit Recht wieder entzogen werden: im Fall des Unvermögens des Asylgebers, den Verfolgten gegen eine Uebermacht zu schirmen, welche Eigenthum und Völkerrecht zu verletzen drohe, im Fall des Ungehorsams des Beschützten gegen die Gesetze des Landes, daß ihn schütze und endlich falls der Beschützte die gewonnene Sicherheit benutze, um in derselben eigenmächtiger und ungebundener denen zu schaden, vor welchen er geflohen war. 5. Der Groß oder über die Liebe. 6. Gutachten über ein Gesetz gegen Preßvergehen. Dem Verf. war ein Gutachten über die Frage abgefordert, wie auf die zweckmäßigste Art den schriftstellerischen Unfugen und daraus entstehenden Verwirrungen begegnet und ohne Beeinträchtigung nützlicher Wissenschaften, Frevel, Vergehungen und Verbrechen, welche durch Druckschriften begangen werden können, gesetzlich zu verhüten oder zu bestrafen seyen? Als möglichen Zweck eines Gesetzes über Preßvergehen, nimmt er einen doppelten an, entweder den allgemeinen, zu verhüten, daß der von Jahrzehend zu Jahrzehend in vielen Ländern immer herrschender gewordene Geist der Unzufriedenheit mit den bestehenden Staatsverfassungen, den kirchlichen oder bürgerlichen Einrichtungen, durch die Werke der Gelehrten und Schriftsteller nicht fort und fort genährt, und so endlich die öffentliche Ruhe zu Grunde gerichtet werde, oder den besonderen, daß nur die in einem einzelnen Staate befindlichen Autoritäten und Privatpersonen vor Beschimpfungen, die hier bestehenden Kirche vor Entehrung, die hier geltens-

den Begriffe von guten Sitten vor Verletzung und die hier eingeführten öffentlichen Ordnungen überhaupt vor meuterischen Anfällen gesichert und geschützt erhalten werden. Demnach ist denn auch das Gutachten selbst in zwey Theile getheilt. In dem ersten sucht der Verf. vorzüglich zu beweisen, daß schriftstellerischer Unfug zumahl der Tagesschriftsteller noch nie eine Revolution hervorgebracht, wenn gleich gerade die besseren Schriftsteller, indem sie wichtige Wahrheiten zu Tage fördern und allgemeine Aufklärung und Selbstgefühl unter den Völkern verbreiten, unter gewissen Umständen allerdings wohl gefährlich werden können. Ein vollkommenes Gesetz über Pressvergehen aufzustellen, hält der Verf. schon deshalb für äußerst schwierig, weil der Ausdruck und der Begriff von schriftstellerischem Unfuge beide gleich unbestimmt seyen, man sich bey Beurtheilung desselben billiger Weise doch nur an Willen und Absicht des Verfassers halten könne, diese aber, wenn Willkühr vermieden werden solle, denn doch aber immer nur sehr mangelhaft ausgemittelt werden können. Auch schon deshalb mögen Gesetze zur Beschränkung der Pressfreyheit im Allgemeinen das nicht bewirken, was man dadurch zu erreichen strebt, weil jeder auf irgend einem Punkte unsers Erdballs durch das Organ der Druckerpresse ein Mahl geäußerte irgend bedeutende Gedanke, auch unvermeidlich früh oder spät aller Orten wirke, ohne daß auch die strengste Controлле dies zu hindern vermöchte, um so mehr als die Ansichten über das was zu gestatten und zu verbieten sey, sich in den verschiedenen Ländern oft so durchaus widersprechen. Auch gänzlichliches Verschließen des einen Staats vor dem andern: Bücherverbote u. dgl. können nicht helfen. Aus allem diesem zieht der Verf. das Resultat, daß der allgemeine Zweck den Geist der Unzufriedenheit mit bestehenden Ordnungen zu verbannen,

nicht durch geschliche Beschränkungen der Pressfreyheit erreicht werden möge; dies vielmehr leicht selbst ein höchst gefährliches Mittel werden könne. Ungleich einfacher werde jedoch die Sache dann, wenn das Gesetz nichts weiter bezwecke, als nur die in unserm einzelnen Staate bestehenden Ordnungen und Autoritäten zu schützen. Diese Aufgabe wird von dem Verf. in dem zweyten Theile seines Gutachtens behandelt. Die Frage sey hier, wie der Staat sich selbst und seine Mitglieder auf solche Weise gegen Rechtsverletzungen gesetzlich schützen könne, daß der Schutz des Rechts auf der einen Seite, nicht selbst wieder Verletzung des Rechts auf der andern werde? Dies allein könne von einem guten Gesetze über schriftstellerischen Unfug erwartet werden, nicht aber daß der Unfug selbst verhütet werde; dieser werde vielmehr nie ganz vermieden werden können, nur werde er in gleichem Maaße weniger nachtheilig wirken, je weniger die Pressfreyheit selbst beschränkt sey. Vorzügliche Schwierigkeit habe immer die Bestimmung, was als Pressvergehen angesehen und bestraft werden solle; im Allgemeinen könne nur dasjenige als solches gelten, was zu allen Zeiten und bey allen gesitteten Völkern als Vergehen betrachtet worden. Welche Vergehen insbesondere von dem Verf. hierher gerechnet werden, verbietet der Raum dieser Blätter einzeln aufzuzählen. Was die Mittel betrifft, durch welche die aus dem Mißbrauche der Pressfreyheit möglicher Weise entstehenden Uebel verhütet werden können, so erklärt sich der Verf. unbedingt gegen Bücherverbote und Censuren, indem durch beide Maaßregeln gar leicht das Gegentheil von dem bewirkt werden könne, was man zu erreichen beabsichtige, auch Verwandlung der Herausgabe von Tageblättern und Zeitschriften in Privilegien sey gleich zweckwidrig und willkürlich. In friedlichen Zeiten solle daher nur die Anonymität verboten seyn,

jedoch zugleich mit Sicherung der Schriftsteller, Verleger und Drucker gegen willkürliche Plackereien; daß in unruhigen Zeiten allerdings weitere Maaßregel nothwendig werden können, wird jedoch zugegeben. In jedem Falle sollen über das Schuldig oder Nichtschuldig in Presssachen Geschworene den Ausspruch thun.

7. Bericht über Ursachen des Cretinismus im Canton Aargau und in der Schweiz überhaupt, abgestattet in der Gesellschaft für vaterländische Cultur des Canton Aargau, im März 1823. Einen Hauptgrund des Uebels findet der Verf. in der Lage der Ortschaften, je nachdem dieselben an der Südseite, oder an der Nord- oder Schattenseite der Berge gelegen sind, indem letztere hauptsächlich am Cretinismus leiden, während die ersteren davon fast ganz und gar befreyt sind. Allen übrigen oft als Ursachen des Uebels angegebenen Umständen schreibt er dagegen nur eine untergeordnete Einwirkung zu. Eine Reihe von auffallenden Thatsachen wird zur Unterstützung dieser Behauptung beygebracht.

8. Ueber das Verhältniß der Freymaurerey zu Kirche und Staat.

9. Europas Niedergang, Amerika's Aufgang; eine zuerst im Jahre 1818 gedruckte, jedoch nie gehaltene Rede. Der eilfte Theil enthält die erste Hälfte des Gebirgsförsters, eines kurzen Forst-Lehrbuchs vorzüglich mit Rücksicht auf die Schweiz, wo das Bedürfniß einer tüchtigen Forstwirthschaft in neueren Zeiten immer fühlbarer geworden. Die zweyte Hälfte dieses Lehrbuchs sowie eine Abhandlung über die allgemeinen Bewegungen der Atmosphäre bilden den Inhalt des zwölften Theils. Der dreyzehnte Theil enthält: des Schweizerboten Spruch und Schwank; eine Sammlung solcher Artikel aus den von dem Verfasser herausgegebenen Volksblatte, welche ein allgemeineres und dauerndes Interesse ihm zu ha-

ben schienen. Auch im vierzehnten Theile sind diese Auszüge noch weiter fortgesetzt. Was Ref. bereits verschiedentlich über die besondere Gabe des Verf's bemerkt hat, das dem Volke bestimmte und zusagende, auch in dem rechten Tone vorzutragen, findet sich hier aufs neue bestätigt. Dasselbe gilt auch in vorzüglichem Maaße von der ebenfalls noch in diesem Theile enthaltenen Erzählung: Das Goldmacherdorf. Der funfzehnte Theil begreift: 1. Sehnsucht nach dem Schauen des Unsichtbaren. 2. Almonade. Eine Erzählung, die zuerst im Jahre 1792 zu Zürich im Druck erschien, jetzt durchgesehen und verbessert. 3. Blätter aus dem Tagebuche des armen Pfarr Vicars von Wiltshire. Es erschien dieses Brückstück zuerst im British Magazine von 1766 und gab wahrscheinlich Goldsmith die erste Idee zu seinem Vicar of Wakefield. Die Ähnlichkeit zwischen beiden ist unverkennbar. 4. Die Bohne. Sechszehnter Theil. 1. Das Gastmahl des Lebens. 2. Die Prinzessin von Wolfenbüttel. Es ist die Geschichte jener unglücklichen Gemahlin des Czarewitsch Alexis, des Sohnes Peters des Großen, welche nach einigen Erzählungen, während man sie zu Petersburg todt glaubte, mit Hülfe einiger Vertrauten nach Louisiana entflohen, und dort mehrere Jahre unbekannt gelebt haben soll, nachmahls jedoch nach Europa wiederum zurückkehrte, da sie sich aber zu Paris erkannt sah, sich nach einigen nach der Insel Bourbon, wo sie angeblich noch im Jahre 1754 gelebt, noch andern nach Brüssel zurückgezogen habe und dort auch gestorben sey. 3. Der Blondin von Namur; nach einem zu Brüssel erschienenen Originale bearbeitet. Der siebenzehnte Theil enthält endlich ebenfalls noch mehrere Stücke, bey denen wir uns jedoch begnügen können, nur die Uberschriften anzuführen. 1. Prolog. 2. Aga-

thocles, Tyrann von Syracus. 3. Die Verklärungen, die Geschichte einer magnetischen Hellscherin. 4. Der Pascha von Buda; größtentheils wahre Geschichte. 5. Florette, oder die erste Liebe Heinrichs der Vierten. — Mit Verlangen sieht Ref. der Erscheinung der noch rückständigen sieben Theile entgegen.

L e i p z i g.

Bey G. Fleischer: Thucydides de Bello Peloponnesiaco libri octo — — ed. E. F. Poppo. Pars 1. Prolegomena complectens. Volumen 2. in Thucyd. commentarii politici, geographici, chronologici. 592 S. Pars II. Contextus verborum — Vol. 1. 422 S. 1825.

Der erste Band dieser Ausgabe ist schon früher in diesen Blättern (Jahrg. 1822. St. 105.) angezeigt. In diesem zweyten Bande der Prolegomenen fährt der Herausg. fort, alles was zur Sachklärung des Schriftstellers dient mit großer Vollständigkeit unter allgemeinen Gesichtspunkten zusammenzustellen. Der erste Abschnitt enthält eine Darstellung des politischen Zustandes von Griechenland zur Zeit des Peloponnesischen Kriegs. Sie ist umfassender und gründlicher als die von Kortüm gegebene, welcher der Herausgeber indeß manches verdankt. Neue Ansichten und Vermuthungen über schwierige Punkte und dunklere Verhältnisse sucht man hier vergebens, indem der Verf. gewöhnlich nur das überlieferte und leicht verständliche gesammelt und zu einer deutlichen Uebersicht zusammengestellt hat. Nach einer allgemeinen Darstellung der griechischen Staatenvereine, werden die Verhältnisse des Attischen und Laconischen Staatenbundes untersucht, die sich hauptsächlich auf die Verbindung der Colonieen mit den Mutterstaaten, so wie auf die Uebereinstimmung der Staats-

verwaltung gründen. Gegensatz der demokratischen und aristokratischen Verfassung. Mit Recht folgt hier der Herausgeber der älteren wohlbegründeten Ansicht, gegen welche Zittmann und einige Neuere sich erklärt haben. Ueber das Seewesen, die Thalassokratie. Umfang und Wesen der Attischen Symmachie. Aufzählung der Attischen Bundesgenossen. Ueber die Staatskräfte von Athen sind nur kurze Andeutungen gegeben, Ueber seine See- und Land-Macht, und das System der Kriegführung, so wie der Staatsverwaltung. Auch hier fehlen tiefere Untersuchungen, namentlich über den Perikles und die Untersuchung verliert sich öfters ins Allgemeine. Die Abhandlung über den Lakonischen Bund beantwortet dieselben Fragen. Dann folgt eine Vergleichung der Streitkräfte der beiden Staaten und kurze Entwicklung der Ursachen, die den Ausgang des Krieges bestimmten.

Im zweyten Abschnitt S. 124 — 558. liefert der Verf. eine geographische Beschreibung aller von Thucydides erwähnten Länder und Orte, indem er vom nördlichen Griechenland anfängt, und nachdem er alle Theile von Griechenland durchgegangen, Kleinasien, Aegypten, Africa, Sicilien, Italien und Spanien abhandelt. Es ist daher auch vieles aufgenommen, was mehr in ein Handbuch der alten Geographie als in eine Einleitung zum Thucydides gehört, während das Uebrige sich kürzer und vielleicht zweckmäßiger in einem geographischen Index abhandeln ließ. Aus den bekanntesten Werken über alte Geographie, aus den Commentaren zum Thucydides und einigen neueren Reisebeschreibungen, Pouqueville, Dodwell, Gell's Itinerary (aber nicht der Argolis) Clarke, Choiseul Gouffier (aber nur dem ins Deutsche übersehten Theile) Walpole's Memoirs und einigen andern hat der Verf. eine ausführliche Beschreibung zusammengesezt, welche manchem Leser des Thucy-

bides genügen und die erwähnten Hülfsmittel ersetzen mag, während der genauere Forscher neuen geographischen Untersuchungen nicht, wohl aber manchen herkömmlichen und zum Theil längst widerlegten Irrthümern darin begegnet. Mit Sorgfalt ist indeß die Orthographie der Eigennamen abgehandelt, und in dieser Untersuchung, so wie in einigen historischen z. B. über das Reich der Dryasen S. 404. liefert der Verf. Resultate gründlicher Forschungen. Uebrigens findet man die wichtigsten geographischen Bemerkungen von Hudson, Wasse und Duker, Gatterers Thracien im Auszuge, mehrere Abhandlungen von Gail übersetzt, und Auszüge aus neuern Monographien von Rambach, Göller u. a. hier zusammengestellt. Mannert's Griechenland, worauf der Verf. einige Mal in den Addendis verweist, so wie Zittmann's Staatsverfassungen konnten erst nach Vollendung des Werkes von Hrn. P. benutzt werden. Ueber beide wird in der Vorrede ein unbestimmtes und deßhalb ungerechtes Urtheil ausgesprochen. Eine von dem Verf. entworfene Karte wird zu diesem geographischen Theile nachgeliefert werden. — Der letzte Theil der Prolegomena bezieht sich auf die Chronologie, und enthält die *tabulae chronologicae* aus der Haack'schen Ausgabe hin und wieder berichtigt und vermehrt. Die Dodwell'schen *annales* ganz abdrucken zu lassen trug der Herausg. mit Recht Bedenken. Manche chronologische Schwierigkeiten werden, wie wir hoffen, in dem Commentar genauer entwickelt und beseitigt werden.

Pars II. Vol. 1. enthält eine Abhandlung *de artis criticae in Thucydide exercendae ratione et subsidiis* bis S. 162. dann das erste Buch des Thucydides mit den Scholien und critischen Bemerkungen. S. 417. Dieser Theil des Werkes, in welchem der Herausg. bey Weitem mehr geleistet hat als in den früheren, ist G. Hermann zugeeignet, unter dessen

Leitung der Herausg. den Thucydides kritisch zu bearbeiten anfang. Schon in seinen *Observationes crit.* (1814) machte der Herausg. viele treffliche Bemerkungen über die Grundsätze welche die Critik bey dem Thuc. zu befolgen hat, und untersuchte die Beschaffenheit und den Werth der Handschriften, sowie ihre Verhältnisse zu einander, ihre Klasse und Familie genauer als bisher geschehen war. Die vollständige auch in vielen Punkten berichtigte Untersuchung erhalten wir nun in dieser Abhandlung in 13 Kapiteln, und die daraus folgenden Grundsätze der Critik sehen wir bey der Recension des ersten Buches fast überall sehr glücklich und zur Bestätigung der Untersuchung angewandt. Mehrere indessen bekannt gewordene neue Quellen und Hülfsmittel, welche sorgfältig von Hrn. P. benutzt sind, kamen ihm dabey zu Statten, hauptsächlich die Bekkersche Recension und die Variantensammlung der Bekkerschen Ausgabe, von der wir in einem der nächsten Blätter reden werden.

B e r l i n.

Hey Dümmler: *Fragmenta legis Serviliae repetundarum, ex tabulis aereis primum conjunxit, restituit, illustravit Clemens Augustus Carolus Klenze, J. U. D. et Prof. P. E. in univ. liter. Berolinensi 1825. XX u. 104 S. in gr. Quart, nebst einem Bogen in Tabellenform und zwey Steindrücken.*

Eine gewiß sehr wichtige Bereicherung der Quellenkunde des römischen Rechts! Schon Sigonius hatte im Jahre 1574 und 1576 vier Bruchstücke, von denen er zwey einer *lex Servilia repetundarum*, und einer *lex Thoria agraria* zuschrieb, bekannt gemacht, Fulvius Ursinus dagegen im Jahre 1584, vierzehn ähnliche Bruchstücke herausgegeben, von denen er sieben einer *lex agraria*, sieben einer *lex judiciaria* zugeschrieben hat. Spätere Herausgeber haben diese Bruchstücke wieder abdrucken lassen, ohne daß sie von einer innern Verwandtschaft

derselben zu einander etwas geahnet haben. Der Verf., aufmerksam gemacht, durch eine Abbildung von vier dieser Bruchstücke in Primisser's Nachricht von dem Karitätencabinet zu Umbras (jetzt in Wien), und durch die dort gegebene Nachricht, daß solche eigentlich nur zwey Bruchstücke einer auf beiden Seiten beschriebenen Tafel von Bronze seyen, entdeckte in ihnen diejenigen, welche Ursinus bereits öffentlich bekannt gemacht hatte. Eine Reise nach Wien, und Forschungen an den Verttern, wo sich gleichfalls Originale jener Ursinusschen Bruchstücke aufbewahrt befanden, überzeugten ihn, daß alle diese 14 Bruchstücke Theile einer bronzenen Tafel waren, auf deren vordern Seite die Lex Servilia repetundarum, auf der hintern Seite aber die lex Thoria agraria eingegraben gewesen war. Beide in ihrer ursprünglichen Gestalt, soweit es die Ueberreste erlaubten, aus jenen Bruchstücken wieder herzustellen, war nunmehr sein Plan, und so hat derselbe gegenwärtig die solcher Gestalt wieder hergestellte Lex Servilia, dem Publicum vorgelegt. So mühsam diese Arbeit gewesen ist, und so viele Hindernisse der Verf. hiebey zu besiegen hatte; so gelungen ist dieselbe zu nennen. Sie liefert den Text dieser schätzbaren Ueberreste, mit wahrscheinlichen Ergänzungen, und durch meistens theils critische Anmerkungen erläutert, dann aber eine nochmalige Zusammenstellung derselben auf einem ganzen Bogen, so daß man sich auch die äußere Form der bronzenen Tafel, auf welche sie eingehauen ist, versinnlichen, und dadurch zugleich von der Richtigkeit der von dem Verf. geschehenen Zusammenstellung der einzelnen Bruchstücke derselben überzeugen kann. Die Vorrede enthält eine Geschichte der Aufindung jener Bruchstücke, und literarische Notizen über die einzelnen Ausgaben derselben, sodann eine Erzählung der Art und Weise, wie der Verf. auf seine Entdeckung gekommen ist, und wie er bey der Zusammenstellung der Bruchstücke und bey Wiederherstellung der Lex verfuhr; endlich eine genaue Darle-

gung ihres Inhalts, und eine Untersuchung über den Gesetzgeber selbst. Der Verf. zeigt, daß es C. Servilius Glaucia war, der sie zwischen den Jahren 648-654 in Antrag gebracht haben muß. M. Aemilius Scaurus, Manius Aquilius und P. Rutilius Rufus wurden in Gemäßheit dieser Lex angeklagt. — Sehr zu wünschen ist es, daß der Verf. bald sein Versprechen, auch die wiederhergestellte Lex Thoria auf gleiche Weise herauszugeben, erfüllen möge.

P a r i s.

Bey Dondrey-Dupre: Magasin asiatique, ou revue géographique et historique de l'Asie centrale et septentrionale; publiée par Mr. J. Klaproth, Membre des Sociétés Asiatiques de Paris et de Londres - Tome premier. Nor. I. 1825. 171 S. in Octav. — In der Hauptstadt Frankreichs, welche für die Verbreitung orientalischer Kenntnisse jetzt mit ungewöhnlichem Eifer wirkt, beginnt eine neue Zeitschrift, der wir eine längere Fortdauer wünschen, als die unter demselben Namen und von demselben Verfasser in Deutschland angefangene gehabt hat. Ihr Zweck ist vorzüglich die leichte und schnelle Bekanntmachung der neuen Entdeckungen im mittleren und nördlichen Asien; russische Reisebeschreibungen, die selten in der Ursprache in Frankreich gelesen werden, sollen übersetzt und mit erläuternden oder verbessernden Anmerkungen begleitet werden; außerdem liefert der Herausgeber eigene neue Abhandlungen. In diesem ersten Stück sind zwey russische Reisebeschreibungen übersetzt und über die an China gränzende Länder einige wichtige geographische und historische Bemerkungen aus einer Ausgabe der großen chinesischen Reichsgeographie mitgetheilt. Besonders lehrreich ist die erste Reisebeschreibung. Phil. Nazarov sah auf einer Gesandtschaftsreise nach Kholand im J. 1813 Gegenden in der Mongolei und Tartarei, welche noch wenige Europäer betreten haben.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.

Den 22. May 1826.

Fortsetzung der im vorhergehenden Stücke abgebrochenen Anzeige des Thucydides ed. C. F. Poppe.

Der critischen Arbeit des Herausgebers war durch die Bekker'sche Ausgabe bedeutend vorgearbeitet, welche 1821 erschien. Thucydides ex recensione Imman. Bekkeri. Vol. I. XXI und 544 S. II. 477 S. III. 305 S. ohne den index rerum (aus der Bauer'schen Ausgabe entlehnt) und dem index verborum welches ein Auszug aus dem Duker'schen index dictionum ist; doch sind nur die einzelnen Wörter aufgeführt, aber nach Buch und Kapitel. Diese sehr schön und ziemlich correct gedruckte Ausgabe erschien im Reimer'schen Verlage ist aber in Oxford gedruckt. Den größesten Raum nehmen darin die (gar nicht berichtigten) Scholien, und die Anmerkungen von Duker und Wasse ein. Auch Anmerkungen von Wyttenbach und einigen andern Erklärern sind hin und wieder aufgenommen. Der Herausg. gab nur wenige ganz kurze critische Bemerkungen aber eine durchgreifende Verbesserung des Textes, die sich nur an wenigen Stellen auf Conjectur gründet, sonst überall auf Handschriften, insbesondere einige sehr gute Handschriften, die der Herausg. zuerst verglichen hat. (Hier

A (4)

Italiänische und eine Heidelberger zum Theil.) Außerdem liefert er die Varianten der früher verglichenen Handschriften aus der Leipziger, Pariser und Wiener Ausgabe aber nicht vollständig. Ueberhaupt ist der früher bekannte Apparat an manchen Stellen zu wenig berücksichtigt. Der Herausgeber beschreibt in der Vorrede die gebrauchten Handschriften mit seiner gewohnten Kürze. Ueber ihren Werth und sein kritisches Verfahren, so wie auch über Orthographie und Interpunction sagte er mehr in der Vorrede zu seiner kleineren Ausgabe, und diese Bemerkungen sollten billigerweise für die Käufer der theuren großen Ausgabe auch einzeln abgedruckt seyn. Uebrigens enthält diese kleinere Ausgabe auf 511 S. in gr. Octav alles Schätzbare der größeren und noch manche Berichtigungen und besseren Interpunctionen im Texte. Der Bekkersche Text ist ferner in der von E. Dindorf besorgten Ausgabe *Ἰουκρυδίδου ἑρμηνεία*. Leipzig bey Teubner 1824 Octav, zum Grunde gelegt, doch enthält diese Ausgabe auch einige Verbesserungen des Herausgebers und wenige aber schätzbare Anmerkungen. Auch Götter ist in seiner Ausgabe, von der der erste Band vor uns liegt, dieser Recension an den meisten Stellen gefolgt.

Wir kehren zu Hrn. Ps Ausgabe zurück. Ueber den Werth und die Rangordnung der Handschriften stimmen seine Untersuchungen fast ganz mit Bekker's Critik überein; nur hält der erstere den Laurentianischen Codex für schlechter und wohl mit Recht. Er hat den ganzen bisher bekannt gewordenen Apparat vollständig benutzt und alle Handschriften nach einer sehr genauen Prüfung geschätzt und classificirt, so daß, wenn in der Folge neue gebraucht werden sollten, auch diesen nun leicht ihre Stelle angewiesen werden kann. Seine Abhandlung hebt mit einer Frage aus der höheren Critik an; über die Echtheit des achten Buches, welche in neuerer Zeit am ausführlichsten von Gail und

besonders scharfsinnig und gründlich von Krüger (hinter seiner Ausgabe von Dionysii historiograph.) besprochen ist. Der Herausgeber erklärt sich für die Echtheit, indem er das Unzuverlässige, Widersprechende und Unglaubliche der Nachrichten, die dagegen zeugen, hervorhebt, und die inneren Gründe dafür in der Uebereinstimmung dieses Buches mit dem Geiste und der Schreibart des übrigen nachweist. Hierbey dürfte wohl auf die Uebereinstimmung mancher einzelnen Wörter und Redensarten kein so großes Gewicht gelegt werden, da ein einigermaßen geschickter Nachahmer solche leicht annehmen kann, mehr auf einige weniger auffallende Eigenheiten der Construction, die Krüger nachgewiesen hat. Indessen darf man die Echtheit für hinreichend erwiesen halten, und die Veranlassung jener Sagen, die dagegen sind, wird mit Recht in einigen Eigenthümlichkeiten dieses letzten Buches gesucht, welches keine Reden enthält, und auch wahrscheinlich des Verfassers letztes Werk war. Auch von keinem andern Theile der Schrift läßt sich die Unechtheit beweisen. III. 84. wurde von Bekker nach einem Scholion eingeklammert, ist aber mit Recht von dem Herausgeber vertheidigt. Eben so wenig zeigen sich Lücken darin, einige scheinbare verschwinden durch richtige Erklärung, oder richtigere Lesarten. Der Verf. beschreibt dann die Hülfsmittel der niederen Critik und zwar zuerst die Handschriften, welche Camerarius, Stephanus, Hudson, Duker, Gottleber, Alter, Gail, Bekker zu ihren Ausgaben benutzt haben. Die Heidelberger Handschrift welche zu den besten gehört und von Bekker nur theilweise verglichen war, ist für den Herausg. von Hrn. Frommel vollständig verglichen. Durch Hrn. Göller erhielt der Herausgeber die Varianten aus drey Münchner Handschriften und Varianten zu einem Theil des ersten Buches, welche Zanetti im Catal. Venet. mittheilte. Unter diesen

neuen Hülfsmitteln, welche wir in dieser Ausgabe zuerst erhalten, zeichnet sich besonders die Heidelberger Handschrift aus, der wir an einigen Stellen allein die richtige Lesart verdanken. Nach einer genauen Vergleichung sämmtlicher Handschriften fand der Herausgeber, daß sie in vier Klassen zerfallen, und jede derselben wieder in verschiedene Familien. Der erste Platz gehört ohne Zweifel der Cassel'schen, mit welcher die Augsburger meistens übereinstimmt, doch gehören zu dieser ersten Klasse noch die Clarendon Venet. und Paris. A. C. F. — Aber Bekkers Handschrift A. und die verwandte Heidelberger setzt er in die zweite Klasse, und beweiset sehr gründlich, daß Bekkers Handschrift A. und die Vatikan. und Paris. H. an vielen Stellen schlecht und interpolirt sind, und nicht den Werth haben, den ihnen Bekker beylegte. Diese Bemerkung ist besonders für die Recension des siebenten und achten Buches sehr wichtig. Zur vierten und schlechtesten Klasse gehört die Arundel. Coll. Corp. Christi und Danic. die in Irrthümern und Fehlern übereinstimmen. Der Herausgeber zeigt die Verwandtschaft und den Werth dieser Handschriften an wohlgevählten Beyspielen so überzeugend, daß sich gegen die Richtigkeit dieser Eintheilung und die daraus herfließenden Grundsätze der Critik in den meisten und wichtigsten Punkten gar keine Zweifel erheben lassen. Einige unbedeutendere Handschriften ließen sich in keine Klasse mit Sicherheit bringen. Dann kommt der Herausgeber auf den critischen Werth der alten Ausgaben, welcher sehr gering ist und der Scholien, in denen einige gute Lesarten aufbewahrt sind, ferner der Uebersetzung des Walla. Er bemerkt in Ansehung der letzten, daß in der Ausgabe des Parthenius manche Stelle anders stehe als bey Stephanus. — Ueber die Benutzung anderer Schriftsteller, welche Stellen des Thucydides anführen und nachahmen. Das meiste dieser

Art ist bereits von Wasse und dann von Duker aufgesucht. Anderes wurde von dem Herausgeber in den Prolegomenen nachgewiesen. Hier zeigte er weitläufig die Stellen an, welche im Procop nachgeahmt sind. Im neunten Kapitel liefert der Herausgeber ein Verzeichniß aller Ausgaben, Uebersetzungen und Erläuterungsschriften. Die meisten sind von ihm selbst benutzt und kurz beurtheilt. Dann beschreibt er das critische Verfahren der früheren Herausgeber von Stephanus an, und macht auf die Mängel ihrer Ausgaben aufmerksam. Ausführlich handelt er von dem Vorzuge, den die Critik an vielen Stellen der kürzern Lesart geben muß, und von den Glossen. In den letzten Kapiteln handelt Hr P. von der Conjecturalcritik, und bemerkt sehr richtig, daß sie bey diesem Schriftsteller nur an sehr wenigen Stellen mit der größten Vorsicht angewendet werden darf, da wir sehr gute Handschriften haben und der Schriftsteller von jeher weniger gelesen und abgeschrieben und daher weniger verderbt ist. Er geht dann die Conjecturen von Reiske, Benedict, Lindau, Thiersch und andern durch, und verwirft einen großen Theil davon mit Recht. Auch die Herausgeber des Thucydides, so sparsam sie meistens mit Conjecturen waren, nahmen doch einige entbehrliche auf, wie an einigen Beyspielen gezeigt wird. Einige Fehler sind indeß sehr alt und können nur nach Vermuthungen berichtigt werden. Hierbey hätte die Frage über die Orthographie des Thucydides und das Alphabet, womit er schrieb, eine genaue Beantwortung verdient, so wie über die spätere Umänderung nach der gewöhnlichen Schreibart. Der Herausgeber hat darüber nichts gesagt. Wenn alte Critiker bemerkten, daß schon zu Alexanders Zeit der Text sowohl durch Abschreiber als durch Emendatoren sehr verderbt war (Philemon bey Willoison Anecd.-Gr. II. S. 136. und Proleg. ad Homer.

§. 34) so entsprangen sicher manche dieser Fehler aus der alten Orthographie und der neueren Dialektweise. Auch für die Schreibung der Eigennamen ist diese Untersuchung sehr wichtig. Levesque war der erste, der sie bey diesem Schriftsteller anstellte, und bey der Critik des Textes an einigen Stellen darauf Rücksicht nahm. Sein Excurs darüber ist sehr mangelhaft und die Untersuchung würde nach den später bekannt gewordenen Hülfsmitteln und neueren paläographischen Forschungen ganz anders ausfallen, aber gewiß zu sichern und interessanten Ergebnissen führen, wenn sie überall mit Benutzung des critischen Apparats und mit der Einsicht durchgeführt würde, mit welcher Bökh neulich diesen Punkt in Ansehung des Pindar erörtert hat.

Nach den Grundsätzen der Critik, die Hr. P. in der Abhandlung aufgestellt hat, ist nun der Text des ersten Buches sehr sorgfältig und consequent von ihm berichtigt. An vielen Stellen ist die Lesart der besten Handschriften von ihm wieder hergestellt auch in Kleinigkeiten, die Bekker öfters nicht berücksichtigt hatte, z. B. den Apostroph und die volle Schreibung *κατὰ ἔχδος, δὲ ἦλθεν* u. s. w. Er folgt auch in Ansehung der Orthographie, wo nicht bestimmte Nachrichten und Regeln dagegen sind, überall den besten Handschriften, besonders wenn mehrere Klassen darin übereinstimmen, daher auch *κᾶν, κᾶνταῦδα* und die Infinitive in *ᾶν*; dagegen *ὠφέλεια* weil die Handschriften so, und nicht *ὠφελία* haben. Auch *ετοῖμος* und *δοῖος* nahm er nicht von Bekker an, weil die Handschriften die gewöhnliche Betonung haben. Nur möchte über Solches das Zeugniß der Grammatiker gewichtvoller seyn. Doch sind es meistens nur Fälle, worüber man streiten kann, wo der Herausgeber den Handschriften beytritt, ganz unstatthafte Schreibarten finden wir nirgends ihnen zu Liebe befolgt. An sehr wenigen Stellen gründet sich die Lesart des

Herausgebers auf Conjectur. Aufgenommen ist K. 46. Ἐφόρα, eine sehr unsichere Verbesserung, da die beste Handschrift mit ein Paar andern Ἐφόρη hat und sich für diese alte Form viel sagen läßt. 44. billigt der Herausgeber Bekkers Vermuthung noch τοῖς ἄλλοις noch einmal τοῖς einzuschieben, und 100. die Veränderung ξύμπαντες für ξυμπάντων, die auch viel für sich hat. K. 63. hat er δοῦν für γοῦν geschrieben, wie der Zusammenhang erfordert. 133. hat er τε in Klammern geschlossen, daß die grammatische Verbindung der Sätze stört, sich aber vielleicht durch ein Anacoluthon erklären läßt, wie auch δὲ Kap. 28. am Ende, was der Herausgeber gegen alle Handschriften ausstreichen will. K. 33 bezeichnet er κατάθησε als unsicher und erklärt sich für Bekkers Lesart καταδεισε die auch den besten Handschriften am nächsten kommt. Sonst überall gründet sich die Lesart des Herausgebers auf Handschriften, und der Fall, wo einzelne schlechtere den Vorzug erhalten mußten, kommt verhältnißmäßig selten vor. Unsichre Stellen hat er im Texte selbst durch Sterne und Klammern bezeichnet, z. B. K. 1. πρὸς ἑκατέρου (höchst wahrscheinlich ein Glossem) 9. μείζω. Ferner καὶ ναυτικῶ [τε] K. 10. scheint uns die Variante δύναμεις in ein Paar schlechten Handschriften kein hinreichender Grund um μοίρας für ein Glossem zu halten, so wenig als K. 18. αὐτὴν. 24. πόλις. Ueber einige Stellen werden die Urtheile leicht immer verschieden bleiben, wie K. 11. αὐτά [γε] δὴ ταῦτα wo γε sehr guten Sinn hat, aber in den besten Ausgaben fehlt; ferner über die Glosseme des 15ten Kapitels. An den meisten Stellen läßt sich die Kritik des Herausgebers noch nicht vollständig beurtheilen, da er seine Gründe erst im Commentar auseinander setzen wird. Zur Bequemlichkeit des Gebrauchs ist zu wünschen, daß die critischen und erklärenden Noten nicht noch wieder

getrennt werden. — Die Scholien sind an vielen Stellen berichtigt und vermehrt. Das meiste ist aus der Heidelberger Handschrift hinzugekommen, aber meistens unbedeutende grammatische Bemerkungen. Auch bey den übrigen Scholien hat der Herausgeber jedes Mal die Quelle genau angegeben. Ferner hat er durch eine vorangeschickte griechische Uebersicht des Inhaltes, durch Ueberschriften über jedem Kapitel durch Angabe der Jahrszahlen und zuweilen historischer Bemerkungen und Nachweisungen am Rande das Verständniß und die Uebersicht sehr erleichtert und durch Eintheilung der Kapitel in kleinere Sectionen das Nachschlagen bequemer gemacht.

L e i p z i g.

Bey Vogel: *Chrestomathia syriaca sive S. Ephraemi carmina selecta. Ediderunt notis criticis, philologicis, historicis et glossario locupletissimo illustraverunt Augustus Hahn, philos. et th. D. in acad. Regiom. p. p. o. et Fridericus Ludovicus Sieffert. Praemissae sunt observationes prosodicae. 1825. XVI und 238 S. in Octav.*

Zwar haben die jungen Freunde der syrischen Sprache Chrestomathien (von Michaelis, Grimm, Kirsch, Knös) genug: doch wiederholt die obige nichts in diesen Gedrucktes, und Ephräm's Werke sind so selten, daß manchen auch ein Auszug daraus willkommen seyn wird. Die Noten scheinen aber zu wenig für den Anfänger berechnet, und dem sonst mit viel Fleiß ausgearbeiteten Glossar wäre zu wünschen, daß es nicht die bloß alphabetische Ordnung befolgte. Denn es ist sehr inconsequent, die Nominalformen allein zu stellen, während die dem Anfänger eben so schweren *derivata verbi* nach der Etymologie geordnet werden.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. Stück.

Den 25. May 1826.

P a r i s

De la Membrane Muqueuse gastro-intestinale dans l'état sain et dans l'état inflammatoire, ou Recherches d'Anatomie pathologique sur les divers aspects sains et morbides que peuvent présenter l'estomac et les intestins. Ouvrage couronné par l'Athénée de Médecine de Paris. par C. Billard, Ex-élève interne des hôpitaux d'Angers etc. 1825. XX und 565 S. in 8.

Der Hr. Verfasser, seine vortheilhafte Anstellung an einem großen Spitale zur Bereicherung der pathologischen Anatomie benutzend, beobachtete nichts als was ihm die Natur zeigte, und schrieb nichts nieder als was er selbst sah. Demgemäß enthält Obs. 1. die Schilderung des Ansehens des Darmcanals hinsichtlich seiner Abtheilungen, seiner Farbe, Glätte, Dicke, Trennbarkeit der Häute, Falten und Zotten aus einem vier bis fünfmonatlichen Embryo. 2. Aus einem Fötus von sieben Monathen. 3. eines reifen Fötus. 4. eines Kindes von 22 Monathen. Gewöhnlich zeigt sich ein zwey Queersfinger breiter Raum zwischen der Mündung des Pfört-

ners und der ersten Falte oder Klappe des Duodenum, welchen der Verf. *espace pylori-valvulaire du duodenum* benennt. Obs. 5. beschreibt in dieser Hinsicht ein dreijähriges Mädchen. 6. Achtjährig Kind. 7. Zehnjährig Kind. 8. Vierzehnjährig Kind. 9. Sechszehnjährig Kind. 10. Neunzehnjähriger Mann. 11. Acht und zwanzigjähriger Mann. 12. Fünf und vierzigjähriger Mann. Diese zwölf Beobachtungen sind an Subjecten gemacht worden, die durch Zufall starben, ohne an einer Krankheit des Darmcanals gelitten zu haben. Die folgenden Beobachtungen dagegen sind aus krank gewesenen Subjecten genommen. 13. Obs. Greis von sechszig Jahren. 14. 75jähriger Mann. 15. 80jährige Frau. Die Farbe der Schleimhaut sey im Erwachsenen in ihrem ganz gesunden Zustande weißlich, am Magen graulich weiß, am Duodenum und Jejunum, etwas blasser gegen das Ende des Jejunums, wieder weißer am Dickdarm, ohne gelbliche Flecken. Diese Farbe untergeht verschiedene Modificationen mit dem Alter, und je nachdem man die Därme während oder nach der Verdauung antrifft. In einem eigenen Kapitel handelt der Verf. von den Peyer'schen Schleimdrüsen *Glandes mucipares de la Membrane muqueuse gastro-intestinale*. Hr. Bretonneau de Tours, der diese Drüsen ganz besonders untersuchte, theilte dem Verf. seine Beobachtungen über dieselben mit, denen zufolge er drey Arten von Drüsen annimmt. 1. *Glandes isolées et solitaires cryptes mucipares*; 2. *groupées par petites masses irrégulières*; 3. *réunies par plaques ovales ou olivaires*. Er beschreibt sie sehr genau, so wie sie bißweilen als *plaques froncées* oder *gauffrées* erscheinen, bemerkt aber doch selbst S. 116. *Presque tous les cadavres en présentent; mais elles sont à peine apparentes, dans le plus grand nombre. Uebrigens seyen sie klein in Kindern, entwickelter in Erwachsenen, wenig auffallend in Greisen. In dem*

Dickdarme zeigten sich nie jene plaques, sondern bloß glandes agminées. Deuxième Partie. Entzündlicher Zustand der Schleimhaut des Darmcanales. Entzündung ließe sich, anatomisch betrachtet, definiren; Le résultat d'une concentration active des fluides vers un point quelconque de notre économie préalablement irrité. Röthe ist nach dem Verf. der erste anatomische Charakter der Entzündung der schleimigen Darmhaut, dazu gesellt sich bald Absonderung eines häufigen, zähen, klebrigen, sehr fest sich an die Wände des Darms anhängenden Schleims, hält die Entzündung an, so verdickt sich die entzündete Haut, verliert ihre Halbdurchsichtigkeit, ihre Falten werden vorragender und sie selbst wird gewissermaßen brüchig. Hiervon unterscheiden sich die Passiven oder Mechanischen Congestionen durch folgende anatomische Charactere. In einer Kaze, deren Därme der Verf. aufschlitze, sah er die nun der Luft ausgesetzte Schleimhaut des Darms, so lange sie noch Leben verrieth, sich plötzlich röthen. Auch in Leichen röthet sich diese der Luft ausgesetzte Haut vor der Fäulniß nur weit langsamer. Auch zeigten sich im Bauche erstickter Menschen hin und wieder solche Blut-Congestionen. Treffend werden die Unterschiede zwischen den inflammatorischen und den passiven Röthen (Rougeurs) der Schleimhaut des Darmcanales angegeben. Die Coloration rouge zeige folgende Varietäten: 1. Injection ramiforme inflammatoire; 2. Inj. ramiforme passive. Injection capilliforme inflammatoire, und Inj. capilliforme non inflammatoire. Rougeur pointillée inflammatoire. R. p. non inflammatoire ou artificielle. R. striée sowohl inflammatoire als non inflammatoire. Rougeurs par plaques. R. inflammatoire par plaques. 1. Rougeurs simples. 2. Plaques rouges avec excréations de mucosités épaisses; diese Röthen hätten wenig zu bedeuten. Ecchymoses de la Membrane mu-

queuse zeigen sich gewöhnlich nach gewaltsamem Tode, mittelst plötzlicher Hemmung der Bewegungen des Herzens und bey Hindernissen des Blutlaufes in den großen Gefäßen. Die bisweilen mit dieser Ecchymose zugleich vorhandene Entzündung der Schleimhaut ließe sich dennoch von selbiger unterscheiden. *Pétéchies de la Membrane muqueuse intestinale*: diese auf inneren Organen gerade so wie die auf der äußeren Haut erscheinenden Petechien, entstehen durch Extravasation von Bluttröpfchen, jedoch durch eine schwer auszumittelnde Ursache, welche man, streng genommen, wohl nicht als entzündlich betrachten könne. *Rougeur diffuse inflammatoire*. Dieser Zustand würde den Nahmen *inflammation phlegmoneuse* verdienen, wenn nicht die Schleimhaut der Därme ihrer geringen Ausdehnbarkeit, und geringen Dicke des unter ihr befindlichen Zellstoffs wegen, sehr schwer diese Art von Entzündung annähme. *Rougeur diffuse non inflammatoire* zeigt sich sowohl in aneurysmatischen Personen als an dem in einem Bruchfacke befindlichen Stücke eines Darmes. Gut werden die Umstände auseinander gesetzt, welche solche Röthungen nach dem Tode bisweilen verschieden machen. Chap. 11. *Coloration brune et violacée*. Die gleichmäßigen (*uniformes*) braunen Färbungen zeigen nicht so viele *Modificationen* und *Varietäten* als die rothen. Unter zehn Fällen hat in neun, diese Färbung der Därme eine Entzündung zur Ursache, weil ohne solche stockendes Blut in lebendigen Theilen nicht leicht diese Mißfarbe annimmt. *Marbrures de la Membrane muqueuse*. Scheinen von einer chronischen Entzündung abzuhängen, und nicht, wie Cloquet meinte, zum normalen Zustande zu gehören. Ch. III. *Coloration ardoisée*. Diese schwarzgraue Färbung scheint von ausgetretenem nicht gesundem, sondern krankhaftem Blute zu kommen, als späte Folge einer Entzündung. Ist ebenfalls entweder *uniforme* oder

striée et pointillée. Letztere sey eine trace de phlegmasie chronique très légère, welche sich auch wohl im gesunden Zustande antreffen lassen könne. Coloration ardoisée non inflammatoire zeige sich bey unvollkommener Blutbereitung wegen organischer Fehler des Herzens, z. B. bey Aneurysmen. Ch. IV. Coloration noire ou mélanique. Die sogenannte mélanose treffe man fast niemals auf der innern Haut der Därme an, ohne daß die Schleimhaut nicht zu gleicher Zeit in einem offenbar entzündlichen Zustande sich befände. Ch. V. Phénomènes concomitans de l'inflammation de la Membrane muqueuse intestinale. 1. Ausdehnung des Magens und der Därme? Verengung des Darmcanals, 3. Blutauschwitzung, 4. Blutung durch exhalation, 5. Blutung durch Zerreißung der Gefäße, z. B. wenn ein Aneurysma, sich in den Darmcanal öffnet, oder Glassplitter, Gifte, Blutegel die Gefäße beschädigen. 6. Materien die sich im Darmcanale befinden. 2. Section. Altération de Tissu. Entzündung ist das gemeinste Zerstörungsmittel der Organisation. Ch. 1. Veränderung des Gewebes ohne Substanzverlust. 1. Emphysem der Darmschleimhaut. Diese ganze Entwicklung ist nicht einmal eine Wirkung der Fäulniß, denn der Verf. fand den Darmcanal emphysematös in einem im Duel getödteten Soldaten, welchen er zwey Stunden nach dem Tode öffnete. 2. Dedem ohne Entzündung. 3. Schwammiges Ansehen der Schleimhaut. Folge heftiger Phlegmasien, doch zeigte sich auch dieses schwammige Ansehen ohne Entzündung. Hypertrophie der Schleimhaut. Wenn auch Hypertrophie und Entzündung einige Aehnlichkeit mit einander haben, so sind sie doch in ihren Wirkungen verschieden; denn wenn erstere, die Gewebe construirt, vermehrt und organisirt, so hat letztere dagegen die Tendenz sie zu zerstören. 5. Auswüchse der Schleimhaut sind fast polypenartig oder dem Blutschwamm

gleichend. Verfeinerung (amincissement) der Schleimhaut. Siehe sich vielmehr als eine Atrophie, nicht sowohl als eine Erhöhung der Lebenskräfte betrachten. Ist bisweilen allgemein, bisweilen nur örtlich, und kann auch Aufblähung des Darmes zur Ursache haben. Erweichung der Schleimhaut, allgemeine oder örtliche. Erweichung der Schleimhaut durch Fäulniß. Genaue Beobachtungen an zum Faulen hingelegeten Därmen. Développement des glandes mucipares, welches auch unser Röderer und Wagler bemerkt und abgebildet hatten; diese Drüsen würden sowohl von einer acuten, als von einer chronischen Entzündung ergriffen. Chap. 11. Altérations de tissu avec perte de substance. Eiterung der Schleimdrüsen theils acute, theils chronische, welche der Verf. der sie in ihren drey verschiedenen Perioden beobachtete, genau schildert. Abercrombie scheint ihm nicht wahrgenommen zu haben, den Unterschied im Aussehen entre les ulcérations par suite du ramollissement de la tunique muqueuse et celle qui détermine l'inflammation boutonneuse ou furonculaire de cette membrane. Zu dieser Art örtlicher Erweichung, und der Eiterung, welche eine Folge derselben ist, gehörten auch die von selbst erfolgenden Durchlöcherungen (perforations spontanées) des Magens und der Därme. Excoriations de la Membrane muqueuse. Diese excoriationen oder érosions bildeten in der Folge wahre Geschwüre. De la Gangrène de la Membrane muqueuse intestinale. Brand dieser Haut entsteht durch heftige Entzündung oder durch ätzende Gifte. Es entstehen Brandschorfe oder brandige Geschwüre. Destruction complète de la Membrane muqueuse, Cicatrices de la Membrane muqueuse. Er schildert sowohl theilweise als gänzliche Vernarbungen der Geschwüre der Schleimhaut. Résumé et Conclusions. Zuletzt wird noch, der interessanten Krankheitsgeschichte des Lehrers des Verfs, des berühmten Prof.

Béclan gedacht, in dessen Leiche man am Magen die Narbe eines Geschwürs vorfand, welche Benarbung er seiner strengen Lebensordnung zu verdanken hatte. Solche Resultate lieferten dem fleißigen, aufmerksamen und scharfsinnigen Verf. ein und achtzig Leichenöffnungen.

E b e n d a s e l b s t.

Bey J. S. Merlin: Moeurs, institutions et coutumes des peuples de l'Inde; par Mr. l'Abbé J. A. Dubois, ci-devant missionnaire dans le Meissour, membre de la société royale asiatique de la Grande-Bretagne et de l'Irlande, de la société asiatique de Paris et de la société littéraire de Madras. 1825. T. 1. S. XXXII. 491. T. 2. S. 559. In 8.

Bereits im Jahre 1817 erschien das vorliegende Werk zum ersten Mahle auf Veranstaltung der Directoren der englisch ostindischen Compagnie, welche schon im J. 1807 die französische Handschrift des Verfassers für 2000 Pagodas (etwa 20,000 Francs) angekauft hatten, in einer englischen Ausgabe unter dem Titel: description of the character, manners and customs of the people of India; and of their institutions religious and civil, in Quart. Inzwischen hatte der Verf. seine Untersuchungen fortgesetzt und manche Bereicherungen und Ergänzungen für sein Werk gesammelt. Auf sein Gesuch gestattete daher die ostindische Compagnie mit gewohnter Liberalität, wie aus einem der vorliegenden französischen Ausgaben vorgedrucktten Briefe der Secretärs der Compagnie, Dart, vom 27. Jun. 1823 hervorgeht, sowohl aus Achtung gegen den persönlichen Charakter des Verf.'s, als auch aus Rücksicht auf das Interesse der Wissenschaften und um das Resultat seiner Untersuchungen desto allgemeiner bekannt werden zu lassen, daß er auf seine Rechnung und zu seinem Vortheile die gegenwärtige neue Ausgabe seines Werkes veranstaltete. Da Ref. bereits bey dessen erster Erscheinung von demselben in diesen Blättern ausführliche Rechenschaft gegeben (Gött. gel. Anz. Jahrg. 1821. St. 16. S. 145

fa.), so braucht er jetzt nur kürzlich anzugeben, wodurch sich die vorliegende Bearbeitung, von jener ersten Ausgabe unterscheidet. Der Vf. hat seiner eigenen Angabe nach, seine frühere Arbeit nochmal's genau durchgesehen und wenn gleich im Ganzen die Ordnung und die Eintheilung der Materien dieselbe geblieben, so hat dagegen das Werk nicht nur durch weitere Ausführung und Hinzufügung mancher Einzelheiten, sondern auch ganzer Kapitel und neuer Untersuchungen mehrfache Bereicherungen erfahren. Auf die seit der Erscheinung der ersten Ausgabe, in Indien vorgegangenen großen politischen Veränderungen, hat der Vf., der bekanntlich zu denen gehört, welche die Hoffnungen, sowohl das Christenthum, als europäische Civilisation unter den Hindus zu verbreiten, für nichts weiter, als schöne aber durchaus unausführbare Träume halten, als seinem ursprünglichen Zwecke fremd, weiter keine Rücksicht genommen, wie er denn überhaupt, wenn er von Regierung und Verwaltung unter den indischen Völkerschaften spricht, dabey immer nur dasjenige berücksichtigt, was vor der Ausbreitung der englischen Herrschaft bestand. Nichts desto weniger zollt er jedoch wiederholt der letzteren mit großer Wärme und Offenheit ein in seinem Munde durchaus unverdächtig erscheinendes Lob. Wenn sie nicht alles Gute gewirkt, was vielleicht manche von ihr erwartet und was sie selbst gern hätte schaffen mögen, so sucht er davon hauptsächlich den Grund in der Armuth des Landes, die er zugleich — wiewohl in Widerstreit mit den gewöhnlichen Vorstellungen, darum dennoch nicht weniger wahr — für den gefährlichsten Feind erklärt, der die Engländer in jenen fernen Gegenden bedrohe; schwerlich, meint er, möchten die geringen Hülfquellen die zu einer gut geregelten Verwaltung erforderlichen großen Kosten auf die Dauer aufzubringen im Stande seyn. Die bedeutendsten Zusätze hat das Werk in dem Anbange zu dem zweyten Theile erhalten, indem hier außer der bereits in der englischen Ausgabe enthaltenen Abhandlung über die Sekte der Jainas, noch folgende fünf neue Abhandlungen hinzugefügt sind: 1. über den Yaca-dassy oder eilften Tag des Mondes; 2. über die siva-ratty oder die Nacht des Siva; 3. Regeln, welche die Frauen bey ihren monatlichen Reinigungen zu befolgen haben; 4. Notiz über den Ursprung des berühmten Tempels von Djag-natta (Jaguernat); 5. von den verschiedenen Arten der Ordallen.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

83. Stück.

Den 27. May 1826.

D r e s d e n .

Bei Arnolt: Bündige und reine Darstellung des wahrhaften Infinitesimal-Calculs, wie sie besonders auch für wissenschaftliche Practiker brauchbar ist, von Dr. Friedr. Gottlieb v. Busse, Berg-Commissionsrath und Prof. der Math. Phys. u. Bergmaschinenlehre an der K. Sächs. Bergacad. zu Freyberg. Erster Band. Differenzialrechnung. 327 Octavf. 2 Kupfert. 1823.

Wenn gleich der Verf., nach den diesem Werke vorausgeschickten Betrachtungen, in dem bekannten Differenzen-ausdruck einer Function y von x (nämlich in der Formel $dy = p dx + q dx^2$ u. oder auch in dem Quotienten $\frac{dy}{dx} = p + q dx$ u.) den Werth

von $\frac{dy}{dx} = p$ bey fortwährender Abnahme von dx ,

und folglich auch von dy , nicht als völlig erreicht angesehen wissen will, als nur für den Fall, daß dy und dx völlig verschwinden, so scheint er doch auch

der unendlichen Annäherung zu diesem Werthe nach dem Gesetze der Stetigkeit, nach welchem dy und dx von einander abhängen, nicht entgegen zu seyn, und spricht daher im erstern Falle von einem völlig genau gewordenen Differenzialquotienten, im letztern von einem werdenden Differenzialquotienten. Wir haben nichts dagegen, wenn man zwischen beiden Vorstellungen einen Unterschied machen will. Im wesentlichen werden beide nur in dem Ausdrücke verschieden seyn, weil es gewiß bleibt, daß wenn bey einer ohne Ende fort dauernden Abnahme von dy und dx der Quotient $\frac{dy}{dx}$

sich der Größe p immer mehr und mehr nähert, und von derselben um weniger als jede angebliche Größe verschieden seyn kann, der letzte nur in der Abstraction gedachte Werth von $\frac{dy}{dx}$ kein an-

derer als p seyn kann, so wie der letzte nur in der Abstraction gedachte Werth der unendlich fortlaufenden Reihe $\frac{1}{2} + \frac{1}{4} + \frac{1}{8} + \frac{1}{16}$ u. c. kein anderer als 1 seyn kann, wenn gleich diese Reihe jener 1 nur ohne Ende sich immer mehr nähert, so daß der Fehler kleiner als jede angebliche Größe werden kann. Man kann freylich dy und dx auch völlig verschwinden lassen, aber in der Anwendung der Differenzialrechnung auf geometrische, mechanische u. dgl. Aufgaben, kann man doch der Vorstellung des Unendlich kleinen, d. h. daß dy und dx nach einem gewissen Gesetze ohne Ende abnehmen, wie z. B. die Glieder der obigen Reihe, ohne jedoch völlig Null zu werden, ohne Weitläufigkeit nicht entgehen. Man sieht dann z. B. leichter ein wie $\frac{dy}{dx}$ die Tangente eines gewissen Winkels seyn kann,

oder sich derselben ohne Ende immer mehr und mehr nähert, so wie dy und dx immer mehr klei-

ner und kleiner werden, als wenn man sogleich dy und dx wirklich verschwinden lassen will, in welchem Falle wenigstens Anfängern das rechtwinklichte Dreieck, dessen Catheten dy und $dx = 0$ seyn würden, Schwierigkeiten macht. Ist eine Funktion y von x wirklich vorgegeben, so mag man, um den Differenzialquotienten $\frac{dy}{dx} = p$ zu finden, in

dem Differenzenausdruck $\frac{dy}{dx} = p + q dx$ u. im-

mer das dx auch völlig verschwinden lassen, aber wenn bey einer geometrischen oder mechanischen Aufgabe das y erst gesucht werden soll, und zu diesem Zweck aus den Bedingungen der Aufgabe zuvor das p ausgemittelt werden muß, um nachher rückwärts durch Integration das y zu erhalten, so kann dies ohne Betrachtung des Unendlich kleinen nur mit Schwierigkeit geschehen, daher denn auch der Verf. S. 28. mit Recht erinnert, "daß man in der angewandten Mathematik die wahrhafte Infinitesimalmethode (also die Betrachtung einer unendlichen Annäherung zu einem gewissen Werthe) in großen Ehren zu halten habe." Mag es immer geschehen, daß man nachher, wenn das p durch die Betrachtung des Unendlichkleinen ausgemittelt worden ist, alsdann diese dy und dx auch in völlige Nullen übergehen lasse, wenn man nicht glaubt sich dadurch des Vorwurfs einer Nullenrechnung schuldig zu machen. Es würde vielleicht bey der Grundlage der Differenzialrechnung zweckmäßiger gewesen seyn, die dy und dx nicht im Zustande ihres Verschwindens, sondern vielmehr ihres Entstehens oder Hervorgehens aus dem Nullzustande, nach Maaßgabe des Gesetzes wie y von x abhängt, betrachtet zu haben, wo denn freylich in dem Augenblicke, da dy und dx aus dem Nullzustande hervortreten, man doch immer

wieder an das Unendlichkleine, und nicht an Nullen denkt, welche Ansicht der Fluxionenrechnung zum Grunde zu liegen scheint. In der That werden auch beide Vorstellungsarten wesentlich nicht verschieden seyn. Bey der Anlage eines Calculs (z. B. das p zu finden, wenn y noch nicht bekannt ist) sogleich von den dy und dx als Nullen auszugehen, würde zu nichts führen. Bey allen Anwendungen der Differenzialrechnung, wobey ein p gesucht wird, ohne daß y bekannt ist, geht man von der Betrachtung aus, daß dy und dx immer noch Werthe haben, so klein sie auch in der Abstraction gedacht werden, (wie man z. B. von einer endlichen Differenz Δx durch fortgesetzte Halbierung Theile erhält, welche ohne Ende immer kleiner werden, ohne je in Null überzugehen) und spricht dann von einem Gränzverhältniß, oder Verschwindungsquotienten, oder mit dem Verf. von einem werdenden Differenzialquotienten $\frac{dy}{dx}$ ohne in jener unendlichen Abnahme von dy und dx etwas Anstößiges oder Geheimnißvolles zu finden. Man lasse also in der Differenzialformel $\frac{dy}{dx} = p$ die dy und dx immer das Unendlichkleine bleiben, was sie bey der Untersuchung waren, wodurch aus den Bedingungen einer Aufgabe das q ausgemittelt wurde. Es nützt zu nichts sie nachher als Nullen zu betrachten, und so der ganzen Untersuchung den unangenehmen Schein einer Nullenrechnung zu geben. Bey den Anwendungen der Differenzial- und Integralrechnung auf wirkliche Gegenstände z. B. der Geometrie, wo y und x ein Paar Linien oder Flächen ic. bedeuten, behält man bey der Betrachtung, daß dy und dx ohne Ende immer kleiner werden, doch noch immer die Idee, daß man es mit Theilchen zu thun hat, welche,

so klein sie auch gedacht werden, dimensionirlich doch noch immer zu dem Gegenstande gehören, auf welchen der Calcul angewandt wird, da hingegen mit dem völligen Verschwinden der dy und dx auch alle Anschaulichkeit in Rücksicht auf das Dimensionirliche, was durch den Calcul ausgemittelt werden soll, wegfällt. So wird denn dadurch auch manchen weitläuftigen und unangenehmen Erörterungen ausgewichen, wenn man in manchen Formeln (z. B. denjenigen für den Krümmungshalbmesser) bald dieses bald jenes Differenzial als constant betrachten, und jedes dieser Differenziale doch auch wieder zugleich als Nullen sich gedenken soll. Die Vorbereitungslehren zu dieser Differenzialrechnung des Verf. enthalten übrigens manche interessante Bemerkungen zum Theil über Gegenstände, worüber derselbe auch anderwärts schon eigenthümliche Ideen aufgestellt hat. Z. B. S. VI. daß man $\sqrt{a - b}$ nicht $= + \sqrt{ab}$ sondern $= - \sqrt{ab}$ sehen müsse. Ferner S. XII. daß wenn A kleiner oder größer als B ist, daraus nicht folge, daß auch $-nA$ kleiner oder größer als $-nB$ sey, wie es bey manchen berühmten Mathematikern, unter andern auch bey La Grange versteckt vorkomme. Ferner Betrachtungen über die Unterscheidung von Gliederconvergenten und summatorischconvergenten Reihen. Dann über die Verwandlung der Binomialpotenz $(a + b)^n$ in eine unendliche nach den Potenzen des Bruchs $\frac{b}{a + b}$ fortlaufende Reihe, von welcher der Verf. zugleich einige Anwendungen mittheilt. Ueber arithmetische und geometrische Dimensionen, Bemerkungen über Produkte aus unendlich großen und kleinen Größen, über das Bejahte und Verneinte in trigonometrischen Funktionen u. dgl. In der Differenzialrechnung selbst, das Wesentliche, was

man auch in andern Anleitungen findet, überall jedoch mit eigenen Ansichten begleitet. Man bemerkt übrigens mit Vergnügen, wie der Verf. bey der Entwicklung der Differentiale logarithmischer und Kreisfunktionen doch auch der Betrachtung des Unendlichkleinen ihr Recht wiederfahren läßt. Umständlich über den Taylorischen Lehrsatz und seine Anwendung auf die Lehre de maximis et minimis, wobey wieder manche bereits ehehin von dem Verf. dargestellte Ansichten vorkommen.

Mit verschiedenen Lehren in dieser Schrift steht nun auch eine zweyte des Verfassers, welche den Titel führt: *Formulae radii osculatoris, quoad valores earum positivos ac negativos, et ventilatae, et diligentius, quam fieri solet, explicatae* (Dresden bey Arnold 1825. 171 Octav. 1 Kupfertafel) in Verbindung. Daß bey der Anwendung der bekannten Formeln für die Krümmungshalbmesser, die zweydeutigen Wurzelgrößen eine Ungewißheit in Rücksicht der Lage des Krümmungshalbmessers oder vielmehr des Mittelpunktes des Krümmungskreises in Beziehung auf die concave oder convexe Seite der krummen Linie, verursachen, und daher in einzeln Fällen der Anwendung öfters noch besondere Betrachtungen erforderlich sind, jene Ungewißheit zu entscheiden, ist im Allgemeinen woh' anerkannt, aber in den Lehrbüchern nicht so umständlich ausgeführt, daß nicht die in dieser Schrift mitgetheilten Bemerkungen und Erläuterungen des Verf. alle Aufmerksamkeit verdienen. Das Eigenthümliche derselben verstatet aber hier keinen Auszug und muß im Zusammenhange des Ganzen gelesen werden. Dem lateinischen Texte dieser Schrift sind nun noch vier Anhänge beygefügt. I. Einige Bemerkungen gegen Klügels mathematisches Wörterbuch (das schon öfters besprochene $+$ oder $-$ in der Subtangen-

tenformel $\frac{y dx}{dy}$ betreffend). II. Bemerkungen über

Carnot's Mémoires sur la relation etc. (Ueber dessen Theorie der negativen Größen.) III. Beurtheilung der La Grange'schen Theorie und Methode die größten und kleinsten Werthe einer Function von zwey variablen Größen zu finden. Der Verf. bemüht sich zu zeigen, daß das von La Gr. aufgestellte, und in mehrere deutsche Lehrbücher sich eingeschlichene Criterium, die maxima und minima einer Function z von x und y , aus dem Verhalten der Differenzialquotienten $\left(\frac{d dz}{d y^2}\right) =$

\mathfrak{J} , $\left(\frac{d dz}{d y^2}\right) = \mathfrak{L}$ und $\frac{d p}{d y} = \mathfrak{K}$ zu beurthei-

len (M. J. Mayer's Lehrb. d. höhern Analysis I. Thl. S. 293 u.) nicht nur einen niemals nützlichen, sondern auch bisweilen schädlichen Zusatz zur Eulerischen Methode ausmachen. Der Verf. hat allerdings recht, daß wenn La Grange dies bloß aus dem bejaht- oder verneint seyn des Ausdruckes $\mathfrak{JL} - \mathfrak{K}^2$ beurtheilen würde, dies zu Irrungen Gelegenheit geben könnte. Aber nach der Art wie in dem Mayer'schen Lehrbuche die Sache entwickelt ist, darf der Fall daß $\mathfrak{JL} - \mathfrak{K}^2$, oder vielmehr die Ausdrücke $\mathfrak{J} - \frac{\mathfrak{K}^2}{\mathfrak{L}}$; $\mathfrak{L} - \frac{\mathfrak{K}^2}{\mathfrak{J}}$

auch $= 0$ seyn können, von dem Criterium nicht ausgeschlossen bleiben, und dann hat, deucht uns, die Sache gar keinen Anstand, wenn gleich der Verf. S. 119. meint, daß wenn jene Ausdrücke $= 0$ seyen, dies ein unnützes Criterium seyn würde. Die Beschaffenheit der für Z entwickelten Gleichungen (S. 294 u. 295. des Mayerischen Werkes) zeigt wohl hinlänglich, daß die Fälle, wenn jene Ausdrücke $= 0$ sind, nothwendig in jenes

Criterion mit eingehen, und dadurch gleichfalls die maxima oder minima beurtheilt werden können, wie auch sogleich das Beyspiel des Verf. S. 117. selbst ausweist, in welchem nach seinen Bezeichnungen $F. D - E^2 = 0$ ist. In dem Anhang IV. erklärt sich der Verf. gegen die von Euler, La Grange, La Croix u. a. behauptete Trüglichkeit gewisser Differenzialien, oder fonctions derivées, worüber hier im Auszuge nichts mitgetheilt werden kann. Alles gibt einen Beweis von dem bekannten Bemühen des Verf. neben dem technischen Theile des Calculs auch die Principien desselben in möglichster Klarheit zu entwickeln, wofür man ihm immer verpflichtet seyn wird, wenn gleich in manchen von ihm aufgestellten Ansichten auch dem geübtern Leser noch einige Zweifel zurückbleiben möchten.

P a r i s.

Von der Zeitschrift des für die classische Litteratur fortdauernd thätigen Hrn. Gail, deren frühere Theile zu ihrer Zeit angezeigt worden sind, le Philologue haben wir wieder T. XV. und XVI. Paris 1824 vor uns. Von diesen beiden Theilen enthält indeß T. XV. bloß die Table des Matières der vorhergehenden vierzehn Theile. Dagegen ist T. XVI. ganz ein Commentar der Stellen des Strabo, die sich auf die Chersonesus Taurica, oder die Krimm beziehen. Der Verf. gibt daher zuerst den Text dieser Stellen mit seiner Uebersetzung. Der Commentar enthält alsdann die Rechtfertigung dieser Uebersetzung, in so fern sie von denen seiner Vorgänger, besonders der des Herrn Corai abweicht. Es kann nicht der Zweck dieser Blätter seyn, diese Critiken wieder zu kritisiren; in denen das Recht uns bald auf der einen, bald auf der andern Seite zu seyn scheint; und wir müssen uns daher mit einer allgemeinen Anzeige derselben begnügen.

H n.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

Den 27. May 1826.

L e i p z i g.

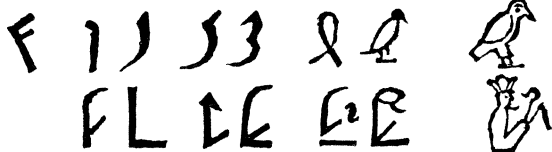
Bey Ambros. Barth: Gustavi Seyffarthi Prof. Lips. Rudimenta Hieroglyphices. Accedunt explicationes speciminum hieroglyphicorum, glossarium atque alphabeta cum XXXVI tabulis lithographicis 1826. S. 97. 4.

Als Ref. im vorigen Jahrgang St. 123 den ersten Theil des Spohn'schen Werks über die Aegyptische Schrift anzeigte, bedauerte er sehr, daß durch die Ordnung und Form der Mittheilung die Einsicht in Spohns Entzifferungsmethode und Principien sehr schwer gemacht wurde; indessen glaubte er in der Vergleichung des behandelten Casati'schen Manuscripts mit der in England existirenden Griechischen Uebersetzung ein Mittel gefunden zu haben um im Allgemeinen über das Gelingen des Unternehmens urtheilen zu können, und schloß auf solchem Wege, daß Spohn zwar Einzelnes richtig gelesen, aber doch die meisten Zeichen in falsche, ihnen wirklich nicht entsprechende, Töne übersetzt habe. Er wurde darin durch eine, als er Jeness schrieb, noch nicht erschienene Beurtheilung des

Spohnischen Werks von einem Gelehrten, der weit mehr Studien in diesem Fache gemacht, Herrn Professor Kosgarten, bestätigt, und erwartete nun mit Begier den zweyten Theil des Werks, aus dessen Erklärungen er abzunehmen hoffte, was in der Methode des gründlichen und scharfsinnigen Forschers probekaltig sey, und wo etwa der Irrthum liege. Statt dessen erhält er das vorliegende Werk, in welchem Spohns Erklärungsart der demotischen und hieratischen Schrift im Ganzen als richtig vorausgesetzt wird (ohne daß diese doch selbst schon als bekannt angenommen werden dürfte,) und darauf Etwas, woran Spohn selbst verzweifelt hatte, gebaut wird, und zwar das Größte und Höchste, wohin diese Studien überhaupt streben, die vollständige und durchgängige Lesung und Uebersetzung hieroglyphischer Texte. Herr Prof. Seyffarth ist nämlich in der That viel zu bescheiden, wenn er gleich im zweyten Paragraph seinem Vorgänger Spohn so halb und halb die Ehre der Entdeckung geben will, und sich so ausdrückt: Quae cum ita sint, velim hae schedae accipiantur tanquam (steht tanquam hier in Cicero's oder Tacitus Weise? Ref. wünscht einen bestimmteren Ausdruck) placita Spohnii, vel tanquam fructus, qui ex segete ejus prodierunt, quem instauratorem literarum Aegyptiacarum veneramur. Spohn selbst erklärte wiederholt, er verstehe von den Hieroglyphen nichts, und daß er dies magis pro modestia sua et sceptica quam pro veritate gesagt habe, ist nichts gesagt. Wir haben es also hier offenbar ganz mit Herren Seyffarths Ideen und Entdeckungen zu thun. Der wesentlichste Inhalt ist nun der: Die Hieroglyphen sind durch ein kalligraphisches Streben aus den hieratischen Buchstaben entstanden, wie diese aus den demotischen, welche wieder nur Umbildungen der Phöniciſchen sind. Der Phöniciſche Buchstabe wurde in der

demotischen Schrift auf mehr oder minder verschiedene Art verzogen, diese wurden wieder zu manigfaltigen hieratischen Buchstaben verschönkelt, und hieraus Figuren gebildet, zu denen der hieratische Buchstabe die Hauptlinien hergab. Wir können dieß unsern Lesern schwerlich deutlich machen als wenn wir aus der auf einer endlosen Tafel entwickelten Comparatio literarum Phoeniciarum, demoticarum et hieraticarum cum hieroglyphicis atque anaglyphicis eorumque in classes singulas dispositio etwas zur Probe geben, wobey wir, um die Holzschnitte zu sparen, Nebenformen auslassen. Der Phönische Buchstabe, der dem Hebräischen N entspricht, hat nach derselben sechzehn demotische Hauptformen, aus deren jeder gar verschiedene Zeichen der andern Art werden. Zwey solche, wirklich recht merkwürdige Verwandlungsproceße legen diese Reihen Figuren dar.

Phoen. Demot. Hierat. Hierogl. Anaglyph.



Auf andere Weise läßt sich dieß Verfahren auch durch Erinnerung an die auch jetzt nicht ungewöhnliche artige und witzige Spielerey deutlich machen, bey der man ebenfalls Buchstaben zu Figuren, Gruppen, ja ganzen kleinen Geschichten ausbildet, und aus dem i einen ballspielenden Knaben u. dergl. macht, obgleich nicht zu läugnen, daß dabey weit mehr Wiß und Erfindungsgabe in Anspruch genommen wird als bey dem sehr plumpen Verfahren der Aegyptier nach dieser Lehre. Aber wir wollen diese Lehre weiter hören. Natürlich kann, wie aus demselben Buchstaben gar manche Fi-

gur, so wieder aus verschiedenen Buchstaben dieselbe Figur gemacht werden, daher der Verf. ordentlich als Regel aufstellt: nullum est signum hieroglyphicum, quod habeat unam tantummodo potestatem, neque pauca exstant, quibus sex pluresve litterae significantur. Auch stimmt damit die große Tafel trefflich überein, wo dieselbe Vogelfigur im N, im 7, im 7 im 2, im 2 und noch mehreremal vorkommt, woraus natürlich, wie der Verf. selbst S. 25 sehr naiv sagt, hervorgeht ut, qui imagini cuicumque qualemcunque fere potestatem adscribat, is aliquid recti tradat. Weiter zerfallen die Hieroglyphen nach dem neuen System in emphonische, wie der Verf. die nennt, welche für sich einen Buchstaben darstellen, und symphonische, wo ein Buchstabe in mehrere Figuren zerrissen und zerlegt ist, die ihn nur zusammen darstellen. Bey der Zeichnung beider giebt es eine Menge Freiheiten, z. B. die apocope, nach der man oft Buchstaben wegläßt, so daß ganze Worte nur aus einem oder zwey Zeichen bestehen, ferner daß die Vocale sowohl unter einander als mit verwandten Consonanten leicht vertauscht werden, daß die symphonischen Zeichen nicht immer die Stellung zu einander haben, die sie als Theile desselben Buchstabens oder derselben Hieroglyphe haben sollten, u. dergl. Außer diesen beiden Classen von Hieroglyphen erkennt indeß Herr Seyffarth doch noch eine dritte an, die aphonischen oder symbolischen, deren Gebrauch er aber sehr einschränkt, weil solche symbolische Schrift kein sichres und bestimmtes Verstandniß zugelassen habe, (dies folgt nicht, wenn man annimmt, daß ein weitläufiger priesterlicher Unterricht jedes Zeichen auf die rechte Weise zum Ausdrucke conventioneller Redeformen brauchen lehrte) daher er denn von den Bildern der Dinge selbst (kyriologischen Hieroglyphen) ver-

sichert, daß sie sehr selten, von den tropischen Hieroglyphen aber, daß sie noch feltner (oder vielmehr, so viel er gefunden, gar nicht) vorkommen. Diese Sätze genügen um unsern Lesern einen Begriff von dem Wesen dieses Entzifferungssystemes zu geben. — Wunderbar ist nun darin gleich die Zumuthung, die monumentale Schrift uralter Bauwerke für entstanden zu nehmen aus der Schriftart (der demotischen oder epistolographischen), die wir bis jetzt nur durch Contracte u. dergl. Urkunden aus dem Zeitalter der Ptolemäer kennen, und die sich gleich als eine aufschnelle Aufzeichnung berechnete Cursivschrift kund gibt, die doch bey allen Völkern mühsamern und weitläuftigern Arten der Schrift zu folgen, nicht vorherzugehen, pflegt; ferner die Zumuthung, die hieroglyphischen Bilder, in denen das ganze Aegyptische Leben, besonders ihr Cultus, aber auch ihre Industrie und die Natur ihres Landes, ausgeprägt erscheint, Bilder, die schon durch sich selbst zum Geiste reden, und in einzelnen Gruppen oft eine überraschende Ähnlichkeit mit eigentlichen großen Gemälden und Reliefdarstellungen haben, für nichts anders als eine Verschönerung von Buchstaben zu halten. Wie weit natürlicher ist die Vorstellung Young's und Champollion's, nach der diese Bilder ursprünglich Sinnzeichen waren, und nur zur Ergänzung der symbolischen Schrift der phonetische Gebrauch derselben eintrat, allmählig aber überhand nahm, und, bey der Uebersetzung der Schrift auf anderes Material und andre Zwecke, die hieratische und demotische Schrift aus sich erzeugte, deren Verwandtschaft mit den Hieroglyphen allerdings unverkennbar, und nur das streitig ist, ob sie Ascendenten oder Descendenten der Hieroglyphen zu nennen sind. — Je mehr sich also unser Sinn für den Charakter alterthümlicher Bildung gegen diese Zumuthungen sträubt; um desto mehr fragen wir nach der Gewähr so kühner Behauptungen. Was nun die

Stelle aus Kosmas Kosmographie betrifft, auf die der Verf. großes Gewicht legt, die Hieroglyphen wären keine *γράμματα* sondern mehr *συμβολα γραμμάτων*, so will diese offenbar nichts anders sagen als was das ganze Alterthum sagt: die Hieroglyphik schreibe mit Bildern, welche die Dinge größtentheils symbolisch bezeichnen; der unbestimmte schwankende Ausdruck des Kosmas muß nach dem deutlicheren des Clemens, Horapollon und Anderer bestimmt werden, nicht nach einem neuen System. Aber kaum traute Ref. seinen Augen als er die Stelle des Clemens: *οἱ παρ Αἰγυπτίοις παιδευόμενοι πρῶτον μὲν πάντων τὴν Αἰγυπτίων γραμμάτων μέθοδον ἐκμανθάνουσι τὴν ἐπιστολογραφικὴν καλουμένην· δευτέραν δὲ τὴν ἱερατικὴν ἢ χρῶνται οἱ ἱερογραμματεῖς· ὑστέρη δὲ καὶ τελευταίαν τὴν ἱερογλυφικὴν* so erklärt sah: Diserte scriptura demotica prior dicitur hieratica, hieroglyphica autem omnium ultima et postrema, da doch von der Folge der Entstehung der Schriftarten mit keinem Worte bey Clemens die Rede ist. Aber gesetzt auch, fährt der Verf. fort, daß Clemens geirrt habe oder betrogen worden sey (Ref. sieht nicht ein warum), so kann niemand leugnen, daß man die hieroglyphischen Zeichen nach den andern gelernt habe (dies allerdings, aber nichts anders, sagt Clemens); und auch daraus schon soll nach des Verf. Ueberzeugung folgen, daß sie zuletzt entstanden seyen. Ref. hofft, daß die meisten Leser den Unterschied fühlen zwischen mechanischem Erlernen der Schrift, bey dem man recht gut mit der jüngsten und letzten anfangen kann, und einer historischen Erkenntniß, die allerdings am besten vom Anfang anfängt, aber lesenlernenden Kindern wohl bisher in keinem Lande mitgetheilt worden ist. Ueber die merkwürdige Stelle des Clemens wird überhaupt manches schwerlich

Annehmbare vermuthet; ein Brief von Herrn Prof. Weiske an den Vf. setzt die Meinung auseinander, daß die Art der Hieroglyphen welche Clemens durch ἡ διὰ τῶν πρώτων στοιχείων κυριολογικῆ bezeichnet, nur die einfachsten, ursprünglichsten Laute der Aegyptischen Sprache darstellte. Ref. gesteht daß ihm der Ausdruck τὰ πρώτα στ. noch sehr dunkel ist, Clemens scheint eine vollständigere Definition bloß andeutend excerpirt zu haben; so viel aber ist deutlich, daß der Schriftsteller die Hieroglyphen, welche Laute, elementa verborum, bezeichnen, bestimmt von einer andern Classe unterscheidet, welche Dinge und Begriffe unmittelbar darstellt, welche Classe der Vf., wie wir gesehn haben, fast ignorirt. Wenn Herr Prof. Senffarth also die Zeugnisse des Alterthums nicht für sich anführen kann, so muß es wohl die schlagende Evidenz der Entzifferung selbst seyn, auf welche jenes in seinen Resultaten so überraschende System sich stützt. Aber wo ist eine solche Evidenz auch nur möglich, wenn es allein von dem Entzifferer abhängt, in demselben Zeichen, z. B. dem Sperber, bald diesen bald jenen, im Ganzen sechs und mehrere sehr verschiedene, Buchstaben oder auch nur Theile von Buchstaben vorzusetzen, bloß unter der Bedingung, daß in dem Zeichen eine Linie vorkomme, die dem Buchstaben der demotischen Schrift einigermaßen entspricht, und wenn überdies unter den Buchstaben selbst wieder so vielerley Verwechslungen als möglich statuiert werden. Dazu kommt, daß die Sprache, in welcher die Hieroglyphen aufzulösen sind, wie der Verf. mit Recht behauptet, vom Aegyptischen bey so manchen Umwandlungen der Nation sehr verschieden seyn muß; die innern Geseze der Umbildung aber selbst noch Problem und erst aufzufinden sind, bis dahin aber nach

Luft und Belieben Veränderungen aller Art vorausgesetzt werden können. Bey so bewandten Umständen, wer sollte aus den Hieroglyphen nicht, was irgend verlangt wird, ungefähr herausbringen. Herr Seyffarth giebt achtzehn Specimina, wovon die sechs ersten von Papyrusrollen genommen sind, das siebente von einem Scarabäus, die folgenden sind sehr kleine Bruchstücke, die beiden letzten zwey Zeilen der Rosetta = Inschrift. Das erste Specimen beginnt mit der sogenannten Feder, die auch das Blatt der Persäa genannt wird, und der Figur eines sitzenden Mannes mit vorgestreckten Armen. Dies kann man nach der beygegebenen Tafel lesen NN oder N oder IN oder NI oder NW oder W, und keine notae diacriticae, welche der Verf. annimmt aber durchaus nicht gehörig nachweist, zeigen wie man lesen soll. Der Verf. liest nun NI (Ref. schreibt hier von der linken zur rechten), wovon er sagt es stehe für NW (aber so konnte er nach der Tafel gleich lesen); dies müsse man vom Koptischen asch und esch tollere ableiten, und heiße age. Ref. zweifelt nicht daß, wer des Koptischen kundig, aus jenen Sylben allerlei andre Wörter zu machen im Stande ist, die bey aller Freyheit der Etymologie vom Koptischen abgeleitet werden könnten. Eine komische Empfindung erregt, daß Osiris im Folgenden auf fünfzehn Art geschrieben vorkommt, nämlich NWN , NWN , NWN , NWN , NWN , so daß man den Namen des Gottes, wenn man ihn auch einmal gefunden, aus der übrigen Schrift nicht einmal herauserkennen kann. Um endlich dem Leser eine Probe zu geben, was der Verf. durch alle diese Künste aus den Hieroglyphen herausliest, führen wir nur ein Stück des Hymnus an, den der Gaddet'sche Papyrus enthalten soll: age veni Osiris

in Aegyptum dilecte juvenis Osiris in Aegyptum *ov* magnificans Aegyptum Osiris ad festa capienda Aegypti Osiris dilecte juvenis: veni Osiris in Aegyptum dilecte juvenis. deus sublimis: invise quotidie. invise Aegyptum. Ref. glaubt, daß diese Nachricht über den neuesten Versuch die Hieroglyphen zu entziffern für diese Blätter genüge, er hat dabey besonders hervorgehoben was demselben eigenthümlich ist; worin auch die Andern fehlen, namentlich daß sie den Vortrag dogmatisch und systematisch einrichten, statt daß er ganz heuristisch seyn sollte, will er dem Verf. nicht zum besondern Vorwurf machen.

R. D. M.

E b e n d a h e r

erhalten wir: Beyträge zur Kenntniss der Literatur, Kunst, Mythologie und Geschichte des alten Aegyptens von G. Seyffarth. Erstes Heft mit vier lithographischen Tafeln. 1826. S. X u. 42.

Dies Heft theilt Bemerkungen mit über die Aegyptischen Papyrus auf der königlichen Bibliothek zu Berlin. Dieser Papyrus sind im Ganzen 57, mehrere von sehr großer Länge; die schwarze Tusche ist nur hie und da verblichen, wo die Feder des Schreibers nicht genug angefüllt war, der Papyrus selbst (über dessen Zubereitung der Verf. gute Bemerkungen mittheilt) bey den meisten ziemlich conservirt. Was die Schrift betrifft, so ist diese zum Theil hieroglyphisch zum Theil hieratisch zum Theil demotisch, von welcher Classe 26 Stücke da sind. Was nun Herr Prof. Seyffarth von dem Inhalte der ersten Classe, der aus sehr kurzen, einförmigen sich oft wiederholenden Hymnen bestehen soll, angibt, beruht auf der in den Rudimentis darge-

legten Entzifferungsmethode, daher wir hier nichts weiter davon zu bemerken haben. Ganz ähnliche findet er in den hieratischen Schriften, wobey er, wie wir voraussetzen, Spohns Entzifferungen folgt, und' gründet auf das wiederholte Vorkommen derselben Stellen die Meinung, daß alle diese Hymnen aus den hermetischen Büchern genommen seyn möchten, deren erste Bücher nach Clemens Lobgesänge auf Götter und Könige enthielten. Das ist sicher und in die Augen fallend, daß oft mehrere Zeilen hinter einander mit demselben Worte anfangen und mit denselben Buchstaben und Sylben schließen, wodurch sie sich klar als Verse mit einer Art Reim kundgeben. Die demotischen Papyrus erklärt Herr Seyffarth mit Recht sämmtlich für juridische oder geschichtliche (dies wohl nur wegen der chronologischen Bestimmung) Urkunden; es ist sicher, daß sie sämmtlich aus dem Zeitalter der Ptolemäer stammen; drey ausgenommen haben sie alle dieselbe Form, welche durch die Griechischen ἀντίγραφα und Beyschriften nun schon bekannt genug ist. Wie in diesen alle vorigen vergötterten Könige, die ihren Priester zu Alexandria hatten, aufgezählt werden, so kommt auch in den demotischen Urkunden das Wort, welches man für Gott erkannt hat, mehreremal hinter einander mit andern Wörtern gepaart vor, welche die Beynamen der Ptolemäer bedeuten müssen. Die fünf ersten Namen sind in zahlreichen Rollen dieselben, und werden mit Sicherheit θεοὶ σωτῆρες, ἀδελφοί, ἐεργέται, φιλοπάτορες, ἐπιφανεῖς übersetzt (ein Resultat, welches auch die, welche die Wichtigkeit der Lesung nicht zugeben, festhalten dürfen); in der sechsten und siebenten Stelle wechseln zwey Namen, die aber auch in Variationen vorkommen, unter einander oft ab, welches offenbar darin seinen Grund hat, daß Ptolemäos Philometors und seines

Bruders Pnysson Regierungen sich sehr durchkreuzten; dann folgt derselbe Beyname, der an der vierten Stelle mit Sicherheit als Philopator erkannt wurde, aber nur nach Vermuthung dem Pnysson beigelegt wird; im neunten Namen erkennt man bestimmt den dritten, *εὐεργέται*, wieder, wie wahrscheinlich Ptolemäos Pnysson mit Kleopatra Kofke verheirathet genannt wurde; einige andre selten vorkommende und in ihrer Bedeutung zweifelhafte Beynamen übergehen wir. Es ist leicht einzusehen, daß schon nach der Länge und Beschaffenheit dieser Reihe, wo sie vorkommt, zugleich aber nach dem Anfang, wo der regierende König öfter mit seinem Beynamen genannt wird, das Alter des Papyrus bestimmt werden kann; Herr Seyffarth schreibt darnach die demotischen Papyrus der Berliner Bibliothek sehr verschiedenen Ptolemäer-Regierungen vom Soter, Lagos Sohn, bis Alexander I. zu. Um desto merkwürdiger ist es, daß ziemlich alle sich auf dieselbe Familie zu beziehen scheinen, indem fast überall der Name Dr vorkommt, den wir aus der von Buttmann erläuterten Griechischen Zollacte und andern Urkunden (s. diese Anzeigen 1825. S. 1092. 1227.) als bey einer Scholchtytenfamilie zu Theben gewöhnlich kennen: woraus deutlich hervorzugehen scheint, daß auch diese Papyrus sämtlich aus der Mumiengrotte zu Theben, von der oben die Rede war, stammen. Hr. Seyffarth macht eine Anzahl anderer Namen, die mit Dr verbunden vorkommen, namhaft, als Schonto, Proto, Msprilme, Chmpno, Nochsmscho; Ref. muß aber gestehen, daß er mehr Vertrauen zu dieser Erklärung haben würde, wenn der Verf. die der Griechischen Papyrus, Asoß, Senpoeris, Dnnophris u. dgl. wieder gefunden hätte. Höchst sonderbar ist es, daß er selbst in Papyrus 36, vom Jahre 36 des Pnysson oder Philometor (Ref.

läßt die Sache noch zweifelhaft), statt Dinnophris, Sohn des Dros und der Senpoeris, (wie das *ἀντιπαφον* hat) Anaro Sohn des Dros und der Schonto liest — ohne ein Wort der Rechtfertigung hinzuzufügen. Daß auch die hieratischen und hieroglyphischen Papyrus in Berlin derselben Familie angehörten, und einen Theil ihrer Privatbibliothek ausmachten, wird, so viel Ref. sieht, nicht mit hinlänglichen Gründen unterstützt. S. D. M.

Eben daselbst.

Treuttel und Würz: Description et essai d'explication des peintures symbolique et des légendes hiéroglyphiques d'une caisse de momie Egyptienne publiée par I. D. Guigniaut, Ancien Professeur d'Histoire et Maître de Conférences à l'École Normale, Membre de la Société Asiatique de Paris. S. 24. 8.

Herr Guigniaut, der gelehrten Welt schon als der kühne Mann bekannt, der es übernommen, die Kreuzersche Symbolik in die Französische Literatur einzuführen, gibt hier eine Beschreibung und versucht eine Erklärung der Malereyen eines Mumienkastens, den der Schiffscapitän Graf von Moncabrié dem Museum der Naturgeschichte zu Paris geschenkt. Eigentlich ist es ein äußerer und ein innerer Kasten, doch ist der erstre so beschädigt, daß man nicht viel darauf erkennen kann. Die Malereyen des innern Kastens, sowohl von der Außen- als Innenseite, werden in einem überaus saubern und zierlichen, und, wie es scheint, auch (wenigstens in Betracht des Dargestellten) treuen Kupferstiche mitgetheilt. Die Erklärung folgt Champollions System, und erklärt die zahlreichen von hieroglyphischen Legenden begleiteten Götterfiguren diesem gemäß. Sie setzt mit Recht einen innern

Zusammenhang der verschiedenen Darstellungen voraus, und findet ihn in einem graduellen Herabsteigen von den höchsten Göttern, den Göttern der obern Welt, den Schöpfern und Lichtgebern, zu denen der untern Gegenden und endlich denen der eigentlichen Unterwelt. Der Grund indeß, warum alles Dieß auf einem Mumienkasten gebildet worden, wird dadurch nicht klarer. K. D. M.

N ü r n b e r g.

Ben Fr. Campe: Hieroglyphik, ihr Wesen, und ihre Quellen. Nebst hieroglyphischer Inschrift dreier Scarabäen von Dr. F. W. Pfaff, ord. öffentl. Lehrer an der Hochschule zu Erlangen u. s. w. Mit einer Kupfertafel. 1824. S. VIII u. 207 8.

Obgleich diese Schrift nichts Neues, so viel Ref. finden kann, lehrt, so macht sie doch auf Manches aufmerksam, legt manche Ansicht dar, und darf daher in einem Blatte nicht überangegen werden, welches es sich zur Pflicht gemacht hat, die neuern Entzifferungsversuche der Hieroglyphen so vollständig wie möglich darzulegen. Die Schrift zerfällt in folgende Abschnitte: Einleitung, Urtheile des Alterthums, die Reisenden, Meinungen der Neuern, das Erscheinen der Hieroglyphen, Innres Wesen der Hieroglyphik, Quellen und Hoffnungen, Hieroglyphische Innschrift dreier Scarabäen, Astro-nomische Hieroglyphik. Einige von diesen Abschnitten sind mehr referirender, andre rasonnirender Art; nur müssen wir bemerken, daß weder die Relation vollständig noch das Råsonnement blüdig genug sey. Unter den Reisenden durfte z. B. Gau nicht übergangen werden, der manche hieroglyphische Inschrift mittheilt, und zwar niemals, wie die Herausgeber der Description, aus willkührlicher Phantasie, bloß zur Vervollständigung des Es-

fects einer bildlichen Darstellung, sondern stets nach sorgfältiger Copie. Woher hat ferner der Verf. die seltsame Meinung von Champollions Ansicht, daß nach ihr "alle diese heiligen Bilder und Symbole bloße gemeine Buchstaben sind oder wenigstens bloße Sylbenschrift." Wie der Herr Verf. als er sein Buch herausgab (Junius 1824) aus diesen Anzeigen (1. März 1824) einen richtigern Begriff von Champollions erster Entdeckung erhalten konnte: so konnte er aus der Anzeige von Letronne's Untersuchungen (3. April 1824) sich überzeugen, daß die neue Hieroglyphen = Entzifferung keineswegs darum der "aller unglücklichste Fund" zu nennen sey, weil man nun "in Theben der hundertthorigen Stadt, in Edfu, der mit Sand verschütteten, in Philä, der heiligen Insel, die Namen der Ptolemäer und erbärmlicher römischer Kaiser finde" und "Denkmäler, deren Alterthum man ehrte, in eine kleinliche, moderne, griechische Zeit herabsinken." Vielmehr ist gerade das Uebereintreffen der von einander unabhängigen, von ganz verschiedenen Punkten aus geführten, sich erst im Ziele begegnenden Letronne'schen und Champollion'schen Untersuchungen ein Hauptgrund für die Richtigkeit der letztern. In der Nachricht vom Rosetta = Steine "er sey eine Inschrift auf Stein, in Hieroglyphenschrift, in koptischer und ägyptischer Sprache" wollen wir einen Druckfehler voraussetzen, obgleich wir auch damit der Stelle nicht völlig zu helfen wissen. Soviel hier über den Werth der Relationen. Wie wenig Bündigkeit aber vom Râsonnement zu erwarten sey, mußte Ref. schon aus der Vorrede abnehmen, wo die Punkte aufgezählt werden, auf denen unsre hieroglyphische Kenntniß noch stehe, dabey heißt es "der dritte Punkt ist die Nachricht bey Diodor, daß in Aethiopien alles mit Hieroglyphen geschrieben, also es dort Volksschrift

gewesen zu seyn scheint; es wäre also alphabetisch" (sic) Denn erstens sagt Diodor (III, 3) nur, daß bey dem Aethiopen Alle sich dieser Zeichen bedienten, nicht aber daß sie zu allem gebraucht wurden, und dann ist durchaus nicht abzusehen, warum eine Schrift, in der Alles geschrieben wurde, nothwendig alphabetisch sein müsse. Hernach sah Reflekt ein, daß was dem übrigens denkenden und geistreichen Verf. in der Ansicht der Hieroglyphen eigenthümlich ist, nicht auf Analyse des Vorhandenen, sondern auf Wünschen beruht, daß es doch so und nicht anders seyn möchte. "Der Sinn, sagt er, mit dem dieß alte Volk die Natur aufgefaßt, die Tiefe oder Milde der Gleichnisse, mit denen die Welt zu ihnen sprach, das Band das sie dadurch zwischen dem Geist und dem sichtbaren knüpften, die Schärfe und Freyheit ihres Beobachtung = Sinnes, der Raum über den sich ihre Erfahrungen ausbreiteten, selbst ihre Geschichte und Erfindungen müssen bey der Wahl der Grundbilder uns sichtbar entgentreten." Der Verf. ist der Ansicht "daß das ungeheure ägyptische System symbolischer Darstellungen seiner Wurzel nach Eins sey mit der hieroglyphischen Darstellung zur Bildung der Sprache; daß es also eine echte Hieroglyphik nicht von der Sprache abstammend gebe, daß die Freyheit ihrer Bilder = Zusammensetzung kaum die Kühnheit der bildlichen Zusammensetzungen in ihren Symbolen erreiche." Ref. ist weit entfernt diese Sätze zu leugnen, aber die bloße Aufstellung derselben, wie sie in diesem Buche gegeben ist, führt nicht einen Schritt weiter. Schätzbar in dessen und aller Beachtung werth ist ein Abschnitt dieses Werkchens, die Vergleichung der hieroglyphischen Inschrift dreier Scorabäen, von denen einer bey Zoega de obeliscis steht, ein zweyter von Carsten Niebuhr mitgebracht wurde, den dritten

Niebuhr bey einem Italiäner Nigo sah. Offenbar stimmen die Inschriften partienweise überein, und man hat ohne Zweifel ähnlich lautende, theilweise dieselben Formeln vor sich; dadurch läßt sich in jedem einzelnen manches mit Wahrscheinlichkeit berichtigen. Man sieht hier, was man sonst auch an vielen unserer Philologen lernen konnte, daß man auch, was man nicht versteht, im Einzelnen bisweilen richtig zu emendiren im Stande sey. Alle drey Scarabäen sind in Hieroglyphen, deren Umrisse aber oft sehr zusammengezogen, so zu sagen abbrevirt sind; der Zoega'sche gibt die Figuren noch am vollständigsten. Auf ihm findet sich z. B. immer das horizontalliegende Zickzack, wo die andern nur einen Queerstrich haben, woraus man deutlich sieht, daß man zum Behuf der Verkleinerung die hieroglyphischen Zeichen sehr vereinfachen konnte. Daß eine völlige Identität, den Anfang ausgenommen, zwischen den drey Inschriften stattfinde, können wir dem Verf. noch nicht zugeben; es müßten dazu erst die mit einander wechselnden Zeichen durch andere Denkmäler als homophon dargethan werden.

R. D. M.

Druckfehler.

- S. 778. 3. 16. statt: holden lies: hohen
 — 779. — 20. st. Zürich I. Zürich
 — 781. — 11. st. jenem Vereine I. jenen Vereinen
 — 782. — 17. st. erfordern. I. erfordern,
 — — — 3. v. u. st. damahligen I. dermahligen
 — 783. — 18. st. bestimmen I. beysimmen
 — 784. — 4. v. u. st. verstärkt I. verkannt
 — — — 15. st. muthiger I. männlicher.
-

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.

Den 29. May 1826.

P a r i s

Ben Gabon: Traité anatomico pathologique des Fièvres intermittentes simples et pernicieuses, fondé sur des Observations cliniques, sur des faits de Physiologie et de Pathologie comparées, sur des Autopsies cadavériques, et sur des Recherches statistiques, recueillis en Italie et principalement à l'Hôpital du Saint-Esprit de Rome, pendant les années 1820, 1821 et 1822. Par E. M. Bailliy, de Blois. 1825. 8. XVI 533 S.

Weder vieljährige Beobachtungen, noch weit sich verbreitende Studien, sondern ein halbjähriger Aufenthalt zu Rom im Sommer und Herbst 1822 führten den Verf. auf seine Untersuchungen über die intermittirenden Fieber. Zunächst hat er es sich aber auch nur zur Aufgabe gemacht, auszumitteln, welche organische Veränderungen bey intermittirenden Fiebern sich ergeben, und wie die ergriffenen Organe auf einander wirken mögen. Für diesen Zweck konnte er sich nun freylich keinen geeigneteren Ort auswählen, als das von den ältesten Zeiten her mit seinen Fiebern geplagte Rom, wo nach seinen Untersuchungen jährlich der zehnte Theil der Bevölkerung er-

E (4)

krankt, und zwey Drittheile dieser das intermittirende Fieber haben, und in Rom selbst wieder das heil. Geist Spital, dessen erster Arzt Lancisi war, neuerlichst auch bekannt durch Otto's Briefe und den Besuch des Pabsts, das Spital in welchem unstreitig die größte Zahl solcher Kranken behandelt wird, da man schon in einem Jahre 320 Centner Chinarinde gebraucht haben soll, obgleich nur männliche Kranke hier, die weiblichen dagegen in St. Johann von Lateran aufgenommen werden, die Reconvalescenten aber aus beiden Spitalern noch drey Tage im Dreyeinigkeitsspital sich aufhalten dürfen. — Ohne darauf zu achten, daß die Gegend des h. G. Spitals bereits den ungesunden Quartieren der Stadt zugezählt wird, wählte der Verf. in der Nähe desselben seine Wohnung, damit er gleich am frühen Morgen seine Besuche und Sectionen beginnen konnte, und besuchte nur Abends das jenseitige Ufer, wo er denn um eils Ubr bey seiner Rückkehr auf der Engelsbrücke jedesmal in äußerst feuchten und eigenthümlich riechenden Nebel trat, welcher den diesseitigen Theil der Stadt bedeckte. — Doch erfährt man in dieser Beziehung wenig Neues oder Ausführlicheres über die Localitäten Roms, da der Verf. die Beantwortung der Frage über den Grund der Häufigkeit der intermittirenden Fieber zu Rom andern überlassen will. Im zweyten Buch welches über Rom handelt, und eigentlich das erste hätte seyn sollen, macht er nur darauf aufmerksam, daß die dem Fremden so auffallende Unsauberkeit der Palläste Roms, oder die zahllosen Leichname von den herrenlosen Hunden in Rom gar nicht den Gestank verbreiten, wie dieß an andern Orten der Fall seyn würde, überhaupt die nämlichen Quartiere z. B. die Gegend um den Vatican ungesund, das sehr schmutzige Judenquartier dagegen gesund sind. In dem durch Hitze und Trockenheit gegen den zunächst vorangegangenen Jahrgang so ausgezeichneten Jahre 1822 gab es zu Rom bedeutend weniger Kranke, als in jenem, auch im

heil. Geist-Spitale, wo im Durchschnitt jährlich 10,000 Kranke aufgenommen werden, wurden in diesem Jahr 3,000 weniger verpflegt, und namentlich war die Zahl der Fieberkranken fast nur halb so groß. Bey solchen Angaben dürfe, die Einwohnerzahl Roms zu 140.000 angenommen, nicht vergessen werden, daß bey der Wohlfeilheit der Subsistenz-Mittel, der Unnehmlichkeit des Klimas und der Leichtigkeit ein einfaches intermittirendes Fieber zu ertragen, die Römer überhaupt weniger sich veranlaßt fühlen in ein Spital zu treten, wozu noch kommt, daß sie besonders bey dem Wechselfieber mit wahrer Wollust frisches Wasser trinken, und aus Wein, Krankenkost und Krankenpflege, weshalb in nördlichen Gegenden gewöhnlich der Spital aufgesucht wird, sich gar nichts machen. Dieser Abzug wird jedoch durch das Zufließen der bedeutenderen Kranken aus der Umgegend in den Spitalern größtentheils wieder ausgeglichen. — Im ersten der sechs übrigen Bücher wird als Grundsatz vorausgeschickt, daß das intermittirende Fieber etwas ganz Eigenthümliches und keineswegs nur dem Grade nach von dem anhaltenden Fieber, welchem eine Localentzündung nicht nur zu Grunde liegt, sondern dessen Stärke auch jedesmal in geradem Verhältniß zu dieser Localentzündung steht, verschieden sey. In folgenden Punkten soll sich der Unterschied selbst bey einer kaum bemerkbaren Intermission schon für die Erscheinung ergeben: 1. das anhaltende Fieber hat seine Verschlimmerung gegen Abend, das Quotidianfieber dagegen seine Anfälle Morgens früh, das Tertianfieber Vormittags um 10 Uhr oder um 1 Uhr, und das Quartanfieber zwischen 3 und 5 Uhr Abends. Wenn dieß nicht jedesmal zutrefte, so verhalte es sich hiermit gerade wie mit den Pocken, von welchen auch hin und wieder ein Individuum verschont bleiben könne, obgleich in der Regel das ganze Geschlecht die Krankheit einmal zu bestehen habe; 2. bey den anhaltenden Fiebern vermöge die China nichts, bey den intermittirenden Fiebern sey sie das Hauptmittel;

3. bey Wechselfiebern sehe der Kranke ganz anders aus, als bey den anhaltenden, bey ersteren finde gar nicht das eingefallene leidende Ansehen statt, sogar kurz vor dem Tode drücken dessen Züge Ruhe und Gleichgültigkeit aus; endlich 4. können die Wechselfieber ganz abgebrochen und plötzlich, wenn die Krankheit am heftigsten scheine, aufhören. Ueber das Wesen des Wechselfiebers macht sich der Verf. die Vorstellung. Nur der Mensch sey dem Wechselfieber unterworfen, Thiere bekommen in denselben Gegenden und in denselben Zeiträumen, wo die Menschen in größerer Allgemeinheit am Wechselfieber erkranken, den Milzbrand und andere Krankheiten. (Doch wollte man, was der Verf. nicht zu wissen scheint zu Cambridgeshire im Jahre 1807 als die Menschen dort allgemein am Wechselfieber erkrankten, auch Aehnliches bey den Pferden bemerken.) Der Mensch verändere aber auch allein bey dem Schlaf die senkrechte Richtung seines Körpers in die horizontale, da nun, wie der Verf. doch wohl ziemlich richtig bemerkt, bey jeder Krankheit eine normale Function gleichsam unter dem Vergrößerungsglase erscheine, so müsse sich auch die Intermission auf einen Vorgang im normalen Zustand beziehen, und dieß sey kein anderer als der Wechsel des Schlafens und Wachens, wobey die Blutcongestion gegen das Gehirn, in die gegen den Magen übergehe, das Wechselfieber sey eben die Steigerung (exagération) dieses Wechsels organischer Vorgänge, die sich während eines Tags- und Nachtsyclus zutragen. Um zur wirklichen Krankheit zu gelangen, nimmt der Vf. der wohl in der Vorrede die Lehre von Broussais etwas einseitig findet, doch als ausgemachte Sache an, daß auch den Wechselfiebern eine Läsion der Digestionsorgane (une légère gastrite) zu Grunde liege, daß hier der habituelle Einfluß, welchen das Abdominal-System über die ganze Oekonomie ausübt, jetzt der prädominirende wird, und nach einer jeden Pause wieder eine allgemeine Nervenirritation erregt. Ganz un-

richtig sey es, wie Broussais annimmt, in den intermittirenden Fiebern sey die Localentzündung auch intermittirend, diese unterscheide sich von den Entzündungen der anhaltenden Fieber (inflammations franches et continues) höchstens nur dem Grade nach, sondern das, was die intermittirenden Fieber unterscheide, sey die Nervenirregbarkeit, welche sich durch diese Localentzündung in solche periodische Aufwallungen bringen lasse. Ref., dem es schon ganz unbegreiflich ist, wie Broussais bey der schönen Idee die Krankheiten in ihren Metamorphosen nachzuweisen, sich immer nur auf seine Magen- Darm-Entzündung beschränken mag, versteht nun allerdings nicht, wie bey derselben Localentzündung der übrige Organismus bald zu einer intermittirenden bald zu einer anhaltenden Mitwirkung bestimmt und dabey auf andere Organe, welche im intermittirenden Fieber fast regelmäßig afficirt erscheinen, gar keine Rücksicht genommen werden soll, er hält sich aber nicht für befugt neben der Theorie des Verf. dem Leser auch noch seine eigene hier vorzulegen, und beschränkt sich nur noch einzelne bemerkenswerthe Thatsachen auszuheben. Da es dem Verf. vorzüglich darum zu thun war, seine Ansicht der Krankheit bis zum anatomischen Erfund durchzuführen und an demselben zu erproben, so muß das dritte Buch, welches seine meisten Observationen enthält, der wichtigste Theil des Werks seyn, nur bemerkt der Verf. selbst, um sich nicht durch vorgefaßte Ideen irre führen zu lassen, oder vielmehr den Leser selbst zu hintergehen, habe er die aufgeführten Sectionsberrichte nicht aus einer großen Anzahl von ihm vorgenommener anatomischer Arbeiten gezogen, sondern die Fälle, wie sie jeder Tag gegeben, aufgeführt, und fügt noch weiter hinzu, weil es ihm vorzüglich um die Leichenöffnungen zu thun gewesen sey, habe er in den Krankensälen nur diejenigen ins Auge gefaßt, von welchen er habe annehmen können, daß sie sterben würden. Natürlich konnte bey einem solchen Eifer für pathologische Ana-

tomie desto weniger für die Krankheitsgeschichte gewonnen werden, weil es sich in diesem Fall nur von solchen Kranken handelt, die meist schon delirirend ins Spital gebracht wurden oder wenigstens, wenn sie der Verf. zu beobachten anfing, bereits außer Stand waren, über den früheren Gang ihrer Krankheit Auskunft zu geben. Wie man in Rom überhaupt schon seit langer Zeit geneigt ist, alle zu einer gewissen Zeit schnell tödtende Fieberanfalle für bössartige intermittirende Fieber zu erklären, so befinden sich auch unter den etlich und dreyßig dem Verf. eigenthümlichen Observationen mehrere über solche Kranke, die vor ihrem Tode nur einen Tag im Spital krank lagen, und bey welchen man dort gar keine Intermission bemerken konnte, so daß der Verf. bey seinem Ausspruch über die Natur der Krankheit sich ganz allein auf seine Physiognomik verlassen mußte, — Wie nach allen schnellen Todesfällen und möchte der Ref. hinzu setzen, wie bey allen Sectionen, welche von einer gewissen Schule vorgenommen werden, fanden sich bey allen Leichen Spuren von Entzündung im Magen oder den Gedärmen und die Spinnenwebenhaut des Gehirns geröthet. In Beziehung auf letzteres bemüht sich der Verf. sehr Vallemand's Behauptung zu erweisen, daß Entzündungen dieser Haut Convulsionen erregen, wenn aber das Gehirn zugleich selbst leide mehr Coma entstehe. Schon bey der dritten Observation, da Coma und Convulsionen zugleich vorhanden waren, sucht er sich damit zu helfen, daß das Coma wohl nicht so tief gewesen sey, um die Affection der serösen Haut nicht auch noch hindurch wirken zu lassen. Die Kindensubstanz habe bey allen am Coma Verstorbenen viel brauner ausgesehen, und da dieß überhaupt bey weitem der häufigste Fall gewesen, so habe sich am Ende diese abnorme Beschaffenheit ihm als normaler Typus eingeprägt, und er seine Vorstellungen von der Farbe dieses Theils, wie er sich dieselben in Frankreich gebildet hat, fast vergessen, auf gleiche Weise sey es ihm

auch mit der Farbe der Eingeweide gegangen, welche während dieser Constitution auch weit röther ausgehen haben. Eigenthümlicher als diese so allgemeinen und eben deshalb so wenig bezeichnenden Erscheinungen waren die Veränderungen, welche in mehreren Fällen die Leber oder die Milz zeigten. Von diesen Organen bildete zuweilen das eine oder das andere eine Blase mit aufgelöstem Blut erfüllt, wie dieß ja auch auf Walchern gesehen wurde. Dabey ist bemerkungswerth, daß die Kranken gar keine Klage äußerten, welche auf eine solche Veränderung hätte hinweisen können. In drey Fällen war eine solche Milz geplatzt und das Blut hatte sich in den Unterleib ergossen, hier hatten zwey Kranke 24 Stunden vor dem Tode über sehr große Schmerzen geklagt, aber ein dritter bey völligem Bewußtseyn nichts geäußert. Der Verf. hält es doch für möglich, que la rate est le point de départ des principaux phénomènes qui existent pendant l'accès fébrile. Mehrere Fälle von febris algida finden sich auch aufgeführt, hier war die Haut mehrere Tage lang weit kälter als die umgebende Atmosphäre, der Puls äußerst frequent, 160 Schläge in einer Minute, die Kranken bey vollem Bewußtseyn. Zwey klagten über große Schmerzen im Unterleibe, bey diesen war der Darmcanal seiner ganzen Länge nach außerordentlich roth und entzündet, übrigens das Gesicht im Leben gar nicht wie bey einer enterite franche, sondern die Züge äußerst weich wie bey Schlafenden. Bey zwey andern zeigten sich nur einige Entzündungsspuren im Magen. Dieselbe Eiskälte zeigte sich auch bey einem 17jährigen Menschen, welcher betrunken zu einem unnatürlichen Laster misbraucht worden war, und am eilften Tage nach der Mißhandlung starb. Hier fand man die Gedärme nicht entzündet, aber das Bauchfell und Gefröse dunkel gefärbt, Zerstörungen an der Schleimhaut des Mastdarms und im Oesophagus. Der Verf. benutz diesen Fall besonders um darzuthun, daß das Leben u. auch die Entzündung aus einem Spiele einzelner Kräfte bestehe, von welchen jede einzelne durch höchst verschiedene

Veranlassungen krankhaft verändert werden könne. Uebrigens war bey allen, bey welchen diese Kälteerzeugung bemerkt wurde, ein Exceß im Weintrinken vorangegangen. — Die ärztliche Behandlung im heil. Geist Spital ist die allergeleichförmigste, einem jeden der aufgeführten Kranken wurde ohne Unterschied der Individualität und Zufälle China gereicht, alles scheint für *fièvre a quinquina* zu gelten. Von 100 Kranken brachen 90 die Chinarinde wieder weg. Nach den Berechnungen des Vf. ist die Dauer der Krankheit dieselbe im Spital zu Lyon wo man mehr eine expectirende Methode beobachtet, bey der Behandlung mit China in Rom und bey der mit Brechweinstein nach Peysson. Von den Fieberkranken zu Rom stirbt der zehnte Theil. Auch in Italien fand man schon, daß der China in Substanz die schwefelsaure Chinine vorzuziehen seyn möchte. Daß die Behandlung der Krankheit durch den Verf. sehr viel gewonnen hätte, läßt sich kaum behaupten. Zwar soll Ségalas von der Theorie des Verf. geleitet von einer fortgesetzten horizontalen Lage einigen Erfolg bemerkt haben, der Vf. legt aber selbst wenig Werth darauf. Seinen Ansichten nach empfiehlt auch er vorzüglich die Localentzündung zu beseitigen und die schwefelsaure Chinine zu geben, um die Reaction der übrigen Organe herunterzustimmen. *La fièvre intermittente consiste dans une exaltation des forces nerveuses, produite par une lésion locale. Cette exaltation a son spécifique dans le quinquina. Leptere sey kein Roborans, sondern Stupefaciens. Aehnlich wirke auch Piperin. Die Ligaturen der Extremitäten wirken, indem sie den Zufluß des Bluts gegen die Centralorgane hemmen und dadurch die Aufwallung in diesen geringer bleibe, und am Ende glaubt der Verf. die so wichtige Frage, warum bald Blutentziehung, bald Moschus und Opium gleich wirksam seyn können, damit befriedigend zu erklären, daß Blutentziehung die Localentzündung, letztere aber die allgemeine Erregung herunterstimmen, kurz indem er Alles erklären will, erklärt er am Ende Nichts. Eben so wenig vermag der Verf. mit seiner Theorie etwas Genügendes über den Unterschied des Tertian- und Quartanfiebers zu geben, oder über die Frage, warum manche intermittirende Fieber nicht schnell geheilt werden dürfen, ja solche Fieber oft lange anhaltende Krankheiten wohlthätig entscheiden; ferner über ihre nothwendige Dauer und Krisen. Dabey muß Ref. jedoch zugeben, daß diese Schrift, die ihrer ziemlichen Breite ungeachtet, weniger für eine umfassende Arbeit über den Gegenstand, als für eine Dissertation erklärt werden kann, manchen Stoff zum Nachdenken gibt, und den so wichtigen Gegenstand, so wie die Lehre v. Broussais wieder unter neue Gesichtspunkte bringt.*

— —

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. Stück.

Den 1. Junius 1826.

N e a p e l.

La legge Petronia illustrata col mezzo di un' antica iscrizione rinvenuta nell' anfiteatro di Pompei. Memoire distesa dal Cav. Arditi soprantendente di que' Regj Scavi, e intitolata a S. A. Reg. il Principe D. Francesco duca di Calabria. 1817. 64 Seiten in gr. Quart.

Wie sehr bis jetzt das Zeitalter der in fr. 11. §. 2. D. 48. 8. ad legem Cornel. de sicariis erwähnten Lex Petronia bestritten worden ist, bedarf kaum einer Erwähnung. Einige Rechtslehrer wollen sie zur Zeit der Republik, andere unter August, noch andere unter Tiberius, Claudius, Nero, ja unter Hadrian oder gar unter Antoninus Pius, promulgirt wissen.

Im Jahre 1817, in welchem in dem Amphitheater zu Herculaneum, neue Ausgrabungen vorgenommen wurden, fand sich in einer Nische desselben, das Fußgestell einer Statue, mit der Inschrift: C. CVSPIVS. C. F. PANSA. D. V. (duovir) J. D (juri dicundo); III. (quartum) QVINQ. (quinquennalis) PRAEF. (praefectus) ID. (idem) EX.

D. D. (decreto decurionum) LEGE PETRON.
 Diese Inschrift hat dem Verf. Veranlassung gegeben, nähere Untersuchungen über das wahre Zeitalter jener Lex anzustellen. Er erinnert zuerst, daß nach Tacitus Annal. XIV. 17. das Amphitheater zu Pompeji, wegen eines bey Gelegenheit von Kampfspiele, welche Civejus Regulus gegeben hatte, ausgebrochenen Tumults, mittelst Senatus-consults vom Jahre 59 nach Chr. Geb. auf zehn Jahre, also bis 69 geschlossen werden mußte; daß dagegen das Erdbeben, wodurch die Stadt verschüttet wurde, sich nach Tacitus XIV. 22. im Jahre 62, nach Seneca de benef. VI. 1. im Jahre 65 ereignete; und daß nach dem letztern a. a. O. III. 22. besondere Beamten angestellt wurden, um über die injuriae dominorum in servos zu erkennen, wie solches die Lex Petronia, nach Fr. 11. §. 2. vorgeschrieben hatte. Sodann folgert er, da Seneca jene Bücher nach dem Tode des Claudius um das Jahr 61 geschrieben habe, so könne seine Erwähnung jener Anstellungen besonderer Beamten, nur auf die Zeit vor jenem Jahre bezogen werden. Nun sey aber der Cuspius Pansa zu einem solchen Praefectus, dem die Aufsicht über die Vollziehung der Lex Petronia übertragen sey, zufolge jener Inschrift am Amphitheater zu Herculanium, ernannt; und da dessen Ernennung während der Zeit, daß das Theater vom Jahre 59 bis 69, auf Senatsbeschluss geschlossen gewesen, thöricht gewesen seyn würde, überdies auch die ganze Stadt im Jahre 62 oder 63 verschüttet worden sey, so müsse Cuspius Pansa zum Praefectus lege Petronia, wenigstens im Jahre 58 oder 59 bestellt seyn; und so sey also die Lex Petronia auf jeden Fall schon vor jenem Jahre, promulgirt gewesen. Diesemnach würde deren Zeitalter wenigstens unter Nero oder Claudius zu setzen seyn. — Merkwürdig ist außerdem die Abhandlung durch die Mittheilung vieler in Herculania-

num neu aufgefundenen Inschriften. Die meisten derselben beziehen sich auf die Familie des Cuspius Pansa, und beweisen, in manchem großen Ansehen dieselbe dort gestanden haben muß. Einige andere sind wegen ihres Inhalts sehr merkwürdig. So z. B. eine, welche ein neues Licht auf die viel besprochene, und noch so wenig in das Klare gebrachte (selbst Gajus ist hier unlesbar) Servitus luminum wirft. Sie lautet: M. Holconius Rufus. D. V. J. D. tert. C. Egnatius Postumus D. V. J. D. iter. ex D. D. jus luminum opstruendorum HS. ∞ ∞ ∞ redemerunt parietemque privatum col. ven. cor. usque at tegulas faciendum coerarunt. Eine andere, worin das Digamma Aeolicum vorkömmt: Sp. Turranus. L. J. N. L. pro N. Fab. Proculus Gellianus Praef. Fabr. II. Praef. Curatorum Aelii Tiberis. Praef. pro pr. I. din. urbe Laetinio. pater. patratus. populi. Laurentis. foederis. ex. libris. Sibullinis. percutiendi. cum. pr. sacrorum. principiorum. P. R. quirit. nominis. que. latini. qual. apud Laurentis. coluntur. Flam. Dialis. Flam. Martialis. Salius. Praesul. Augur. Pont. Praef. Cohort. Gaitul. Tr. Mil. Leg. X. loc. d. d. d. Neben dem Forum wurde ferner ein Tempel an das Licht gezogen, und neben der Thür desselben wurden sieben hier abgebildete Bruchstücke, gefunden, deren Zusammensetzung folgende Inschrift darstellte: Romulus. Martis . . . ilius. urbem. Roma it. et. regnavit. annos. . . . adraginta. isque. . . . duce. hostium. . . e. Caeninensium . . . ecto. spolia. op. . . . Feretrio. consecra receptusque. in deorum. numerum. Quirinus. appellat. . . . Vom Forum ab entdeckte man eine Straße, an deren linker Seite ein Prachtgebäude steht, mit folgender Inschrift: Eumachia. L. F. Sacerd. publ. nomine. suo. et M. Numistri. Frontonis. filii. chalcidicum. cryptam. porticus. Concordiae. Au-

gustae. pietati. sua. pecunia. fecit. eandemque
 dedicavit.

G o t h a.

In der Göttingerschen Buchhandlung: Vollständige Anweisung zur practischen Feldmessenkunst von M. Wölfer, Herzogl. Sächs. Regierungsgeometer mit 3 Steindrücken. 1826. 248 S. in 8.

Dieses Werk, welches für die gemeinen Feldmesser, oder sogenannten Flurversteiniger bestimmt ist, enthält eine Anweisung zu dem Verfahren und den Handgriffen beim Aufmessen einzelner Felder, so wie ganzer Dörfer, und manche nützliche Rathschläge und Bemerkungen über diese Materie, doch alles ohne Anwendung anderer Instrumente, als die Messkette, Winkelscheibe und Stäbe. Der Vortrag ist sehr deutlich, mit ängstlicher Enthaltung von algebraischen Formeln, wie es auch seyn mußte, da dieß Geschäft, wie der Verf. S. 15. sagt, mitunter sogar von gewöhnlichen Landleuten betrieben wird; indessen scheint der Verf. gerade durch zu großes Bemühen, deutlich zu seyn, hin und wieder etwas unbestimmt und weitschweifig geworden zu seyn, wovon weiter unten einige Beispiele vorkommen werden. Den Anfang macht ein ausführliches Inhaltsverzeichniß, welches zugleich als Worterklärung und Beschreibung der Figuren dient. Hierauf folgt der Entwurf eines Reglements für Feldmesser, welches sehr vollständig ist, und auf die vorzüglichsten bey diesem Geschäfte vorkommenden Umstände Rücksicht nimmt. Besonders zweckmäßig ist die Angabe S. 42, wie groß der Fehler bey nochmaliger Messung seyn dürfe, um die erste für gut anerkennen zu können, woben jedoch eine allgemeinere Bestimmung des zu gestattenden Fehlers, als der Verf. angibt, zu wünschen wäre. Bey der Nachrechnung des Flächeninhalts wechselt nämlich die Angabe zwischen $\frac{1}{5}$ und $1\frac{1}{2}$ Procent nach der

verschiedenen Größe, ohne daß eine bestimmte Regel zum Grunde gelegt zu seyn scheint. Sodann wird das Verfahren bey dem Messen der Linien und Winkel auf dem Felde und der Gebrauch der Instrumente beschrieben, wobey wohl zu beobachten ist, daß wenn der Verf. S. 61. und sonst sagt, die Messung lasse sich auf keine andere, als die hier beschriebene Weise ausführen, dieß nur von der Aufnahme mit den genannten Werkzeugen gilt. Sehr vollständig ist die Anweisung zur Berechnung und Eintheilung der Felder von jeder gegebenen Gestalt, nur müßten den Laien, wenn gleich umständliche Auseinandersetzungen und algebraische Berechnungen für sie nicht angebracht sind, doch nicht offenbare Unrichtigkeiten gelehrt werden, so wie z. B. S. 149., daß der Inhalt eines Kreissegmentes $\frac{2}{3}$ des Productes der Höhe und Basis sey, welches nur für Parabelsegmente richtig ist, und auf Kreisbögen von einiger Größe erheblichen Irrthum veranlassen kann. Auch die hier angegebene Methode, Dreyecke und Trapeze in Theile von gegebenem Inhalte zu theilen, ist nur Näherung, die den verschiedenen Umständen nach mehr oder weniger von der Wahrheit abweicht. Da dieselbe außerdem auch ziemlich umständlich ist, so würde es nach des Ref. Urtheil zweckmäßiger gewesen seyn, die richtige Formel der Höhe, nämlich für das Dreyeck

$$\sqrt{\frac{2 Ah}{b}} \text{ u. für das Trapez } \frac{\sqrt{(a^2 h^2 + 2 Ah(b-a))} - ah}{b-a}$$

in Worte gekleidet, als Vorschrift zu geben, welches der Deutlichkeit unbeschadet hätte geschehen können, da die Ausziehung der Quadratwurzel später gelehrt wird. Hierauf folgt eine ausführliche, durch Zeichnung erläuterte Anweisung zur Aufnahme, Berechnung und Theilung zusammengesetzter Figuren, so wie einer aus Wiesen und Waldung bestehenden Gegend, und eines Dorfes. Den Beschluß machen verschiedene dem Feldmesser nöthige

Hülfslehren und Bemerkungen, z. B. die Ausziehung der Quadratwurzel, mit einer Quadrattafel erläutert, Reducirung der verschiedenen Maaße, die nothwendigsten Planzeichnungsmanieren, einige geometrische Begriffe die aber nur sehr unvollständig, unbestimmt und zum Theil unrichtig sind, (wie z. B. S. 246: Alle Winkel eines Dreyecks haben 180° und eines Vier- oder Viel-Ecks 560°) und zuletzt eine Tabelle über die an einigen Orten üblichen Längen- und Flächenmaaße, worin sich jedoch auch hie und da Fehler eingeschlichen haben. Es ist zwar eine große Menge von Anleitungen zur Feldmestkunst, besonders in der neuesten Zeit erschienen, welche aber, wie der Verf. auch in der Vorrede sagt, theils zu weitläufig und daher zu kostbar, oder auch zu gelehrt für den gemeinen Feldmesser oder den Laien, theils zu unvollständig sind. Das vorliegende Werk scheint uns im Plan und in der Einrichtung dem Zweck des Verf. sehr gut zu entsprechen, und würde wahrscheinlich durch eine neue Bearbeitung und Reinigung von manchen sinnentstellenden Druckfehlern, wie S. 111. abc st. ach, S. 129. cd st. gg etc. die den Leser und besonders den Anfänger verwirrt machen, sehr brauchbar und nützlich werden und insonderheit den Gerichtspersonen auf dem Lande zum Studium zu empfehlen seyn, welches wir jedoch in seinem gegenwärtigen Zustande nicht zu thun wagen. Die beygefügtten Steindrücke sind sauber gezeichnet und deutlich ausgedruckt, nur wäre eine bessere Eintheilung und Numerirung der Figuren zu wünschen.

S c h l e s w i g

Gedruckt im Königlichen Taubstummen-Institute: Die Insel Höhr und das Wilhelminen Seebad. 1824; mit zwey Charten und fünf Zeichnungen. Dargestellt von Friedrich von Warnstedt. Mit dem Motto nach Walter Scott: "Es gibt zwey Dinge, welche im Universum schwerlich

ihres Gleichen finden werden — die Sonne am Himmel, und die Nordsee auf der Erde" 1824. S. X. 174. In Octav.

Die Insel Föhr, an der Nordwestküste von Schleswig, ein Ueberbleibsel des von der See verschlungenen Küstenstrichs, unter $54^{\circ} 40'$ Norder Breite, anderthalb Meilen von Dagebüll, dem nächsten Orte auf der schleswigschen Küste, wenige Meilen von Husum und Tondern entfernt, von mehreren Seiten mit kleinen Inseln, sogenannten Hallingen umgeben und sowohl durch die Dünen derselben, als durch ausgedehnte Deiche gegen die Meeresfluthen geschützt, hat bey einem Flächeninhalte von $1\frac{2}{5}$ Quadratmeilen, nichts desto weniger einen Umkreis von $4\frac{3}{4}$ Meilen, eine Folge ihrer länglich runden Gestalt und der zahlreichen Biegungen und Krümmungen der Küste. Es besteht die Insel, die weder Berge noch Waldungen hat, wiewohl Bäume auf derselben sehr gut fortkommen, theils aus Geest, theils aus Marschland und zerfällt in administrativer Hinsicht in zwey Theile: in Westerland Föhr, das zu dem jütländischen Amte Rippen gehört, wiewohl die deutsche Sprache hier die allgemein herrschende ist, und in Osterland Föhr, welches zu dem schleswigschen Amte Tondern gerechnet wird. Die ganze Insel enthält drey Kirchen, einen Flecken, Wyl, sechszehn Dörfer und zehn Mühlen. Die Bevölkerung, welche im Jahre 1769 das Maximum von 6100 Seelen erreicht hatte, betrug im Jahre 1820 nicht über 4247 Menschen und scheint noch fortwährend sich zu vermindern, wie denn immer mehr Häuser abgebrochen und die Materialien derselben verkauft werden. Die Einwohner sind theils von Friesischer Abkunft, die in zwey Stämme unterschieden werden, eigentliche Föhringer und vorzugsweise sogenannte Friesen oder in frühen Zeiten eingewanderte Hallings-Bewohner, theils sind es hauptsächlich seit 1770 aus Schleswig und Jütland eingewanderte Dänen. Die Einwohner genießen mancher Freyheiten und Vor-

rechte, namentlich das Recht durch gewählte Repräsentanten aus eigener Mitte sämtliche öffentliche Lasten und Ausgaben zu vertheilen und für ihre Ausbringung zu sorgen; auch herrscht auf Föhr volle Gewerbefreyheit. In den Sitten und Gebräuchen finden sich manche Eigenthümlichkeiten, worunter der Verf. vorzüglich den auch in andern Gegenden üblichen Gebrauch des Fensterens anführt. Der Ackerbau ist erst in der neueren Zeit, vorzüglich seit den Einwanderungen der Dänen ein bedeutender Erwerbszweig geworden, wiewohl er auch jetzt noch immer nur mangelhaft betrieben wird; die Schiffarth dagegen, welche früher die Hauptbeschäftigung der Einwohner ausmachte, hat in neueren Zeiten, hauptsächlich durch Veränderungen, die in dem Gange des Handels überhaupt vorgegangen sind, gar sehr abgenommen. Austernfischerey und Vogelfang sind noch gegenwärtig sehr einträgliche Gewerbe. Das Klima der Insel ist ungleich milder, als man nach ihrer Lage vermuthen sollte, was wohl hauptsächlich den Dünen von Sylt zugeschrieben wird, wodurch Föhr vor den rauhen Seewinden aus Nordwesten bedeutend geschützt wird. Das Seebad zu Wyß ward im Jahre 1819 auf Actien eingerichtet, und im Anfange des Jahres 1824 bedeutend erweitert, so wie denn auch die Zahl der Badegäste fortwährend gestiegen ist. Wer sich über die Einrichtung der Badeanstalt näher zu unterrichten wünscht, findet in dem Buche über alle nur irgend wichtige Punkte hinreichende Auskunst; die Kosten sind gegen die der anderen Bäder gerechnet, gering; die nothwendigen Ausgaben eines Badegastes während eines vierwöchentlichen Aufenthalts zu Wyß berechnet der Verf. nicht höher als zu 140 Mark. Außer diesem Kostenanschlage ist noch ein Auszug aus der Abhandlung des Badearztes zu Cuxhafen Dr. Runge über Seebäder, sowie ein Auszug aus den allgemeinen Baderegeln des Großh. Mecklenb. Schwer. Geheimen Medicinalrathes und Leibarztes Dr. Vogel dem Buche angehängt.

— —

S t u t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

87. Stück.

Den 3. Junius 1826.

S t u t t g a r t.

Neue Vorträge über Religion und Christenthum zu Beleuchtung des segenvollen Einflusses des Christenthums auf die Bildung des jugendlichen Gemüths zunächst für die Zöglinge der Hochschule gehalten, und auch andern gebildeten Lesern gewidmet von D. Joh. Christ. Friedr. Steudel, ordentl. öffentl. Lehrer der Theol. 1825. S. 395. in 8.

Eine frühere Sammlung ähnlicher Vorträge gab der Hr. D. schon im Jahre 1820 unter dem Titel: Reden über Religion und Christenthum mit besonderer Hinsicht auf die Bedürfnisse der Zeit heraus. Sie waren zunächst für die Studierenden zu Tübingen, jedoch nicht bloß für die der Theologie sich widmenden bestimmt, und wurden auch für diese gehalten, denn mehreere von den dortigen Lehrern schienen sich dazu vereinigt zu haben, da auch von Hrn. Prälat Bengel einige Vorträge dieser Art und zwar einige sehr vortreffliche in das Publicum gekommen sind. Diese Bestimmung muß also auch bey ihrer Beurtheilung sorgfältig

im Auge behalten werden, aber gerade diese Bestimmung selbst ist es auch, worüber sich Rec. bey dieser Gelegenheit am liebsten aussprechen möchte, und immer etwas aussprechen zu dürfen glaubt.

Eine Anstalt weiter, durch welche auch unter der gemischten großen Masse der Studierenden auf unsern Universitäten ein christlich-religiöser Sinn geweckt und im Leben erhalten werden könnte, wird gewiß allgemein als höchst wünschenswerth erkannt werden. Was jetzt die meisten Studierenden aus den Gymnasien von denen sie uns zugeschickt werden oder von ihrer ersten häuslichen Erziehung her noch davon zu uns mitbringen, dieß wird leider immer weniger, und dieß wenige, das doch noch einige mitbringen, wird meistens schon in der ersten Zeit des freyeren und ungebundeneren akademischen Lebens erstickt: so viel größer aber dadurch das Uebel in mehreren Beziehungen wird, und vorzüglich auch in seinen weiter verbreiteten Folgen wird, so viele Vorsicht erfordert doch die Wahl der Mittel, durch welche ihm entgegen gewirkt werden mag; und in dieser Hinsicht darf man es fast für einen glücklichen Umstand halten, daß sich der Mittel selbst so wenige anbieten, von denen sich hier eine Wirkung erwarten läßt. Alles muß hier voraus ausgeschlossen werden, was nur den entferntesten Schein einer Nöthigung hat. Wenn es uns ja an einheimischen Erfahrungen fehlte, so könnte uns der tägliche statutenmäßige Gebetszwang, der in den Collegien der englischen Universitäten herrscht, die warnendsten anbieten, denn das gute, das dadurch bey einzelnen vielleicht erzielt werden kann, steht in keinem Verhältniß mit dem für die Religiosität so nachtheiligen Einfluß, den der Zwang immer auf die Masse äußeren, und wenn er einmal zur Gewohnheit geworden ist, nur noch nachtheiliger äußern wird; jenes Gute aber kann bey den einzelnen auch durch andere Mittel erzielt wer-

den. Bey allen den Anstalten, die man auf einer Universität zu der Erweckung und Belebung eines religiösen Sinnes unter der studierenden Jugend noch außer den allgemeinen kirchlichen haben mag, muß es also erstes Gesetz bleiben, daß ihre Benutzung keinem aufgedrungen wird. Es mag sehr viel gutes haben, wenn z. B. eine eigene Kirche für sie bestimmt, und ein eigener Prediger, wenn auch nur als Prediger, für sie angestellt wird: sie darf aber weder in diese Kirche gebannt, noch an diesen Prediger gebunden werden; und wenn es auch darüber auf einige Zeit dazu käme, daß jene ganz leer, und die Vorträge von diesem unbesucht blieben, so dürfte die Begräumung der temporären Ursachen die daran Theil haben möchten, nur im stillen einzuleiten, und der Erfolg mit resignirender Geduld abzuwarten seyn. Müßte aber schon bey diesen direct darauf hinizielenden Anstalten jeder Schein von Nöthigung auf das sorgsamste vermieden werden, wie viel mehr würde es bey solchen der Fall seyn, von denen sich nur eine mittelbare, und von mehreren zufälligen Bedingungen abhängige Wirkung erwarten ließe.

Eine solche mittelbare Wirkung dürfte man sich nun allerdings unter dieser ersten Bedingung auch von akademischen Vorträgen über die Religion und über das Christenthum versprechen, die nicht bloß für künftige Theologen und Prediger, sondern für das ganze gemischte Publikum der Studierenden bestimmt und berechnet wären. Es läßt sich leicht denken, daß und wie sie unter gewissen Umständen noch sicherer und kräftiger auf solche Zuhörer als eigentlich kirchliche Vorträge wirken könnten; aber die sonstigen und weiteren Bedingungen unter denen sich dieß hoffen läßt, müssen von einigen Singularitäten ihrer besondern Stellung und Stimmung abgezogen werden, durch deren Einfluß der Effect jezt verstärkt und jezt geschwächt werden

könnte. Zu diesen weiteren Bedingungen möchte dann wohl zuerst dieß gehören, daß der — wir möchten sagen — ostensible Zweck solcher religiösen Vorträge mehr für den Geist und für den Verstand als für das Herz und für das Gemüth berechnet oder mehr darauf gerichtet seyn müßte, jenen in Thätigkeit als dieses in Bewegung zu setzen. Dieß schließt gar nicht aus, daß nicht auch auf das letzte hingewirkt werden möchte. Es schließt selbst nicht aus, daß man sich nicht das letzte zum Hauptziel setzen dürfte; aber es darf nicht ausschließend auf das letzte, denn es darf niemahls anders als durch das erste darauf hingewirkt werden. Dagegen muß jeder dieser Vorträge so wohl in seiner Form, als in seinem Inhalt sichtbare Spuren des Strebens zeigen, zum Selbstdenken fähige und im Selbstdenken geübte Hörer zu unterhalten und zu befriedigen, denn sollten auch nicht alle der wirklichen Hörer in diese Klasse gehören, so werden doch alle Ansprüche darauf machen, und diese Ansprüche müssen geschont werden, weil sie durch die Schonung selbst zu der willigeren Aufnahme desjenigen was ihnen beygebracht werden soll, am günstigsten gestimmt werden können. Es wird daher schicklich und gut seyn, wenn auch der gewöhnliche Zuschnitt und das Aussehen von Predigten dabey vermieden wird. Bey der Behandlung der christlich-religiösen Wahrheiten selbst, die den Gegenstand der Vorträge ausmachen müssen, wird es vorzüglich darauf ankommen, sie dem Geiste und dem Verstande von einer ihm neuen Seite vorzuhalten, oder ihm auch in der alten und gewohnten Ansicht davon Beziehungen und Folgen bemerklich zu machen, die sonst nicht von ihm beachtet wurden. Dieß wird gerade bey den gebildeteren Zuhörern, die wirklich auch selbst schon über Religion gedacht haben, den glücklichsten Effect machen, denn sie werden sich am stärksten dadurch

angezogen fühlen. Dieß wird sich aber auch gerade bey den wichtigsten Wahrheiten der Religion überhaupt und des Christenthums im besondern, bey den Beziehungen in welchen das speculative darin mit den practischen steht, und bey dem Einflusse, den die eine oder die andere Ansicht davon auf unsere Sittlichkeit, Tugend und Glückseligkeit hat, am leichtesten und am häufigsten anbringen lassen. Und wenn es dann dabey zuweilen dem Zuhörer mit einer künstlichen Ueberraschung unerwartet vor das Auge gebracht, wenn ihm ein Begriff oder ein Gedanke, der schon oft durch seine Seele gegangen war, auf einmahl in einem nie vorher gesehenen Lichte vorgehalten, und wenn die Ueberraschung hernach nur mit einiger Gewandtheit zu der Verstärkung der Wirkung, die auf sein Gemüth gemacht werden soll, benutzt wird, so wird die Wirkung immer desto größer, und daurender seyn, je weniger sie sich voraus als abgezweckt ankündigt. Das Interesse für die Wahrheit, das zuerst von dem Geiste ausgeht, und von diesem aus auch das Herz ergreift, wirkt wenigstens immer sicherer als jenes, das erst durch das Herz dem Geiste sich mittheilt, denn scheint es auch oft, daß der Geist leichter von dem Herzen, als das Herz von dem Geiste gewonnen wird, oder daß dieser leichter dem Zuge von jenem als jenes dem Zuge von diesem folgt, so läßt sich doch im letzten Falle auf die Dauer der Wirkung immer zuverlässiger rechnen als im ersten. Welche Forderungen nun aber auch daraus für den Stil und für die Sprache, wie noch für einige andere Eigenheiten solcher Vorträge hervorgehen, — wie nöthig es wird, sich dabey beständig in dem Tone der klaren und ruhigen nur durch das Streben nach Ueberzeugung erwärmten Untersuchung zu erhalten, — wie nöthig es besonders bey der Darstellung solcher Gegenstände wird, bey denen falsche Ansichten zu bestreiten oder zu berichtigen sind, —

wie sorgfältig dabey jedes unmilde Urtheil, jede Aufwallung von Bitterkeit gegen anders Denkende, jeder die Redlichkeit ihrer Absichten in Verdacht ziehende Aeußerung vermieden, und wie sorgfältig vor allem andern jedes leere und falsche Pathos vermieden werden, muß — dieß ergibt sich so von selbst, daß es auch schon deswegen nicht erst hier ausgeführt werden darf.

Nun kann sich Rec. freylich nicht entbrechen, auch die vorliegenden Vorträge zunächst nach diesem Ideale zu beurtheilen; doch bescheidet er sich sehr gern, daß er den subjectiven Maasstab auch nur für sich daran zu legen befugt ist: mit desto größerem Vergnügen hat er aber wahrgenommen, daß dasjenige, was am wesentlichsten zu seinem Ideale gehört, auch dem Geiste des Verf. sich sehr lebhaft dargestellt haben mag. Unter den 27 Vorträgen, welche hier gegeben sind, ist der Betrachtungsstoff in den zwölf ersten aus der Geschichte Jesu, und in den funfzehn lehren aus seiner Lehre hergenommen. Sehr deutlich wird man gewahr, daß und wie dabey vorzüglich der bildende und veredelnde Einfluß der einen und der andern auf das jugendliche Gemüth herausgehoben und benutzt werden sollte; fast immer aber ist dieser Stoff so behandelt, daß man dabey unerwartet auf etwas stößt, das auch durch den Reiz des neuen des ungemeynen oder seltener beachteten, und des nur einem schärferen Auge oder nur von einem höheren Standpunkte aus wahrnehmbaren anzieht. Die Beschränktheit unseres Raumes gestattet uns nur einige einzelne Beispiele auszuheben. So wird es in dem ersten Einleitungsvortrag als eigenthümlicher Unterscheidungszug der christlichen Religion bemerkt, daß sie immer nur mittelst der Rede sich anbieten und empfehlen wollte, wodurch sie zu der allgemeinen Verbreitung geeigneter als jede andere, zugleich auch für alle, auf welcher Bildungsstufe sie stehen mögen, anwendbar gemacht

werden kann, woraus aber auch folgt, daß jetzt in der christlichen Kirche die Predigt des Wortes immer die Hauptsache statt der erstarrenden äußeren Formen des Cultus machen muß. Im zweyten Vortrage S. 16 — 30. wird gezeigt, wie der im Jünglingsalter sich am mächtigsten regende, an sich so ehrwürdige Drang, sich immer dem edelsten in der Geschichte anzuschließen, ungeachtet der damit verbundenen Gefahren nicht verkümmert werden darf, aber in demjenigen den uns das Christenthum kennen lehrt, in der Person Jesu, eine immer gefahrlose und zugleich die vollste Befriedigung finden kann. Im fünften Vortrage S. 60 — 76. heben sich vorzüglich die Betrachtungen über die Beschränktheit der äußeren Verhältnisse Jesu, besonders aber über den Umstand heraus, daß Jesus erst gegen das dreyßigste Jahr seines Lebens hervortrat, und die Weihe zum öffentlichen Wirken erhielt. Der sechs und zwanzigste Vortrag S. 369 — 383. eröffnet sich mit der eben so feinen als erfahrungsmäßigen Beobachtung, wie leicht man durch das Alleinsehen bey dem Ausüben des Guten in Gefahr kommen kann, in die Alltäglichkeit hineingezogen zu werden, um davon zu eben so fruchtbaren als anziehenden Bemerkungen über die Bestimmung und über einige Beziehungen des kirchlichen Lebens überzugehen. Die hier ausgeführten Hauptideen sind folgende. Als echte Glieder der Gemeinde Christi gehören wir dem Bunde aller guten Geister an, dessen Mittelpunkt Christus ist. — Schon bey der Richtung der Dankbarkeit in irgend einer Beziehung in Christo zusammenzutreffen, einiaet die Gemüther und rüflet mit Kraft aus. — Aber der Versuch, in eine solche Vereinigung zu bannen, streitet mit dem Edelsten des Menschen — hingegen fließt ein eigener Segen aus der Vorstellung aus, daß die äußere Kirche doch nur die Schaafe ist, in welcher die innere Kirche wohnt, doch mit der Aufgabe für jeden, zu

der treuen Darstellung der inneren Kirche nach Kräften beizutragen. Jetzt müssen wir nur noch hinzusehen, daß es doch dem Verf. nicht immer gelingt, seine Zuhörer oder Leser auf dem kürzesten Pfade zu dem Punkte, zu dem er sie bringen will, hinzuführen, daß der Effect des unerwarteten dabey zuweilen durch die Länge des Umwegs, durch den man erst dazu gelangt, geschwächt wird, und daß hin und wieder auch die Klarheit des Vortrags durch das geschränkte der Wendungen, durch die er sich fortzieht und durch das gesuchte des Ausdrucks etwas leidet, was besonders in den letzten der aufgehobenen Vorträge bemerklich wird; dennoch bleibt dabey des Trefflichen noch so viel zurück, daß sie gewiß nicht segelos bleiben und geblieben seyn können.

P a r i s

Bey Dentu: Tableausynoptique de l'histoire de France et des principaux événemens arrivés en Europe depuis la naissance de Louis XIV. jusqu'à l'époque de la restauration de la monarchie françoise; pour servir de suite à l'abrégé chronologique du président Hénault. Par Mr Bordes, chef de bureau aux archives de l'université royale. T. 1. 1819. S. XXXII. 526. T. 2. 1820. S. 528. — Was der Titel verspricht, erfüllt das Werk allerdings auf eine ziemlich befriedigende Weise, indem es sich vor manchen andern ähnlichen Schriften durch seine Vollständigkeit sehr zu seinem Vortheile auszeichnet. Nur in den die nicht französische Geschichte betreffenden Artikeln sind dem Ref. manche Unrichtigkeiten aufgestoßen; daß die Rechtschreibung ausländischer Namen mehr oder weniger fehlerhaft ist, daran ist man in französischen Werken zu sehr gewöhnt, als daß es auffallen könnte. In seinen Urtheilen über die französische Geschichte selbst, vorzüglich seit dem Anfange der Revolution, zeigt sich übrigens der Verf. als ein strenger und eifriger Royalist. Bis zu Ende des Jahres 1812 ist in den beiden vorliegenden Bänden die Geschichte fortgeführt.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 3. Junius 1826.

E d i n b u r g.

Printed for Archibald Constable and Co. etc.
1825: Sketches of the character, manners and
present state of the Highlanders of Scotland;
with details of the military service of the
Highland Regiments. By Major-General Da-
vid Stewart. Third Edition. Vol. I. 543 u.
Vol. II. 529 Seiten. Beiden Bänden ist ein Ap-
pendix und Index angehängt.

Nach Beendigung der letzten Kriege zwischen
England und Frankreich, befahl der Herzog von
York als oberster Befehlshaber der Armee den Re-
giments-Commandeurs derselben, einen umständ-
lichen Bericht der kriegerischen Vorfälle, denen ihr
Regiment seit der Errichtung beygewohnt habe, ein-
zuschicken. Der Commandeur des 42. Regiments,
Bergschotten, ersuchte den General-Major Stewart,
der früher in selbigem gedient hatte, ihm Materia-
lien zu diesem Berichte mitzutheilen. Während
der General mit Sammlung von Daten zu dieser
Arbeit beschäftigt war, entstand bey ihm die Idee,
seine Untersuchung auf die Kriegsgeschichte aller

Schottischen Hochländer Regimenten auszudehnen, und zugleich auch die Ursachen der Verschiedenheit des Militär-Charakters der Bergschotten, von den übrigen Schotten, den Engländern und Irländern darzustellen. Auf diese Art entstand das angezeigte Werk, das im J. 1822 zuerst erschien, wenige Wochen nachher zum zweyten Mahle und im verwichenen Jahre zum dritten Mahle aufgelegt ward. Dieß Stewart'sche Werk umfaßt zwey Gegenstände: eine Schilderung des Characters, der Sitten und des gegenwärtigen Zustandes der Bergschotten im Allgemeinen und dann ihre Kriegsgeschichte. Wir glauben uns bey der Anzeige der Character-Schilderung, welche die ersten zwey Theile einnimmt, am längsten verweilen zu müssen. Der dritte Theil enthält die Kriegsgeschichte der einzelnen Regimenter. Je verschiedener die Bergschotten in vielen Beziehungen von den übrigen Völkern des heutigen Europaß sind, um so interessanter ist es, diese Abweichungen bis zu ihrem Ursprunge zu verfolgen. Vergessen dürfen wir freylich nicht, daß General Stewart selbst diesem merkwürdigen Volke angehört; sein Gemälde ist, wenn auch nicht geradezu geschmeichelt, doch mit großer Vorliebe aufgetragen.

Die geographische Lage der Hochlande Schottlands, tief im Norden, die wenig ergiebige Beschaffenheit des Bodens, die durch Local-Ursachen entstehenden Schwierigkeiten der Gemeinschaft unter sich und mit ihren Nachbarn; das sie an drey Seiten umgebende Meer, mit den vielen Gruppen von Inseln, die Menge der Landseen und Bergströme, haben den Bergschotten jenen eigenthümlichen Character gegeben, und in den Stürmen der Zeit bewahrt. Auf einfache, oft spärliche Nahrungsmittel beschränkt, mit rauher Witterung und oft mit großen Entbehrungen kämpfend; gleichsam isolirt von der übrigen Welt, und umgeben von

einer romantischen, wilden Natur, drehen sich ihre Ideen in dem engen Cirkel ihrer Familien oder Nachbarn herum: daher eine aus Romantische grenzende Stimmung, lebhafte Anhänglichkeit am vaterländischen Boden und die Angehörigen, Verachtung der Ausländer, hoher Sinn für Unabhängigkeit, schneller Entschluß, Leichtigkeit sich in allen Lagen zu finden, und überall Hülfsmittel zu entdecken; großmüthig in der Freundschaft, ist der Bergschotte Enthusiast, bey allen Gegenständen, die er ergreift. — Wir erlauben uns hinzuzufügen: die Bewohner der Schottischen Hochlande kleben mit einer Beharrlichkeit an alten Gewohnheiten, Sitten und Gebräuchen, die an Halsstarrigkeit gränzt, und den Bemühungen der Englischen Regierung und ihrer Großen, ihren Zustand zu verbessern, beynah nicht zu überwindende Hindernisse in den Weg legt. — General Stewart wagt sich, wie beynah alle, die Character-Zeichnungen der Völker entwerfen, an ihren dunkeln Ursprung: die Bergschotten sollen eine Colonie der Celten seyn. Ihr ehemaliger heidnischer Gottesdienst, und die noch jetzt bey ihnen herrschende Sprache, behauptet er, verrathen einen Celtischen Ursprung. Nach seiner Ansicht haben sich von diesem räthselhaften Volke die mehrsten Spuren, (außer in den Schottischen Hochlanden) in Unter-Bretagne, in der Insel Man, in Wales und in Irland erhalten. Die Sprache, die noch gegenwärtig in der Irländischen Provinz Connaught geredet wird, soll der der Bergschotten am nächsten stehen. — Es liegt in der Natur der Sache, daß, unter Völkern, die so nahe gelegene Länder bewohnten, in der Vorzeit große Aehnlichkeit; wenn nicht Gleichheit der religiösen Begriffe, der Sitten, Gebräuche und Sprache herrschten. Eben so leicht erklärt sich der Umstand, daß Spuren dieses Urcharacters sich am längsten in unzugänglichen Gebirgen, abgelegenen Provinzen und

Inseln erhalten haben, weil fremder Einfluß hier weniger wirksam war. Aber diese Wahrnehmungen berechtigen nicht zu der Behauptung, aus ihnen die Existenz der Celten erwiesen finden zu wollen, einer Völkerschaft, die vermuthlich ein Kind der Unwissenheit der Griechischen Geographen war; als sie das ganze menschliche Geschlecht in Griechen und Barbaren, und die letztern wieder in vier Theile nach den vier Weltgegenden, in Celten, Scythen, Indier und Aethiopier eintheilten. Auffallend ist uns das ängstliche Bemühen vieler Englischen Geschichtschreiber, in ihren so weit gegen Westen liegenden Inseln immer Spuren eines orientalischen Einflusses entdecken zu wollen. Lehrt nicht vielmehr alle Erfahrung, daß die Bildung der Völker, im Laufe der Zeit aus ihnen selbst hervorgeht, wenn ihnen nur die dazu nöthige Muffe vergönnt wird? Die Geschichte der sittlichen und politischen Verfassung der Völker nimmt eine ganz andere Gestalt an, lassen wir nur erst die Arche Noah, Phönizier, Griechen und Römer aus dem Spiele. Weniger Schwierigkeiten als bey vielen Continentalvölkern bieten sich bey Feststellung der Ursachen dar, die den Charakter der Bergschotten bildeten. Was anders als die schon bemerkte eigenthümliche Beschaffenheit ihres Landes veranlaßte jene Clanship, oder jene Patriarchalische Verfassung, die im Gegensatz, mit der in den Schottischen Thälern eingeführten Lehnverfassung, den Charakter der Bergschotten eine so ganz verschiedene Richtung von diesen ihren nächsten Nachbarn gab? Wenn eine Familie immer nur mit Schwierigkeiten, und im Winter oft gar nicht zu den Nachbarn kommen konnte, so war eine natürliche Folge, daß sie gleichsam auf sich selbst beschränkt einen Staat im Staate bildete, der der Leitung des Hauptes der Familie folgte. Ein solcher Chef eines Clanship leitete die Wirthschaft, war zugleich Richter und Anführer

im Kriege. Verstattete es die Lage der Thäler, so zogen die mächtigen Familienhäupter, benachbarte schwächere Familien = Ansiedelungen freywillig oder gezwungen zu ihrem Bunde. Die einfache Lebensweise der Bergschotten machte ein geschriebenes Gesetz entbehrlich. Der Chef hatte die Autorität eines Vaters über seine Kinder, mündliche Ueberlieferungen wie es bey früher vorgekommenen Fällen gehalten worden war, standen ihm zur Seite. Die Engländer ließen diese Clanships in ihrer ursprünglichen Form bis 1748 bestehen; sie veränderten solche, als sie in dem Kriege mit dem Prätendenten von 1745 die Kraft und die Gefahr dieser Einrichtung, wenn gegen die herrschende Regenten = Familie angewandt, kennen gelernt hatten. Nach der Angabe des Verf. konnten die verschiedenen Clans vereint, 31,300 Krieger ins Feld stellen. Die Bergschotten waren nicht immer friedliche Nachbarn. Die wenige Einträglichkeit ihres Bodens, durch Mißerndten oft noch fühlbarer gemacht, verleitete sie nicht selten zu Fehden unter sich, öfter noch von ihren Bergen in die benachbarten fruchtbaren Thäler mit feindseligen Absichten herunter zu steigen. Die Ursache ihrer Kriege zeigte sein Zweck, nämlich Lebensmittel, insbesondere Vieh und Schafe zu rauben. Verfolgt dienten ihre fast unzugänglichen Gebirge zum Zufluchtsorte. So wurden und blieben sie kriegerisch, immer bereit zu den Waffen zu greifen, wenn sich Aussicht zum Beutemachen darbot. Die Jagd, als ein vorzüglicher Nahrungszweig, hatte sie mit dem Gebrauche der Waffen vertraut gemacht, zu Kriegern gestempelt. — Auch die wildesten Räuber leisteten gemeinlich ihrem Anführer unbedingten Gehorsam; schon das eigene Gefühl sagt ihnen, daß zum Gelingen Uebereinstimmung im Handeln, die nur durch unbedingte Folgeleistung der Befehle eines Einzelnen erreicht werden kann, erforderlich sey:

daher der unbedingte Gehorsam gegen das Oberhaupt des Clans. Aus einfachen Familienvätern, waren nach und nach erbliche Beherrscher ganzer Districte entstanden. Dieser residirte gemeiniglich in der Mitte seines Clanships, als oberster Befehlshaber, Gesetzgeber und Richter. Seine Anhänger folgten seiner Fahne, begleiteten ihn auf der Jagd, oder bey'm Fischfange, lieferten ihm Lebensmittel, beachteten sein Feld, brachten ihn die Erndte ins Haus, bereiteten sein Essen. Die jüngeren Söhne des Chefs und seine Verwandte, bildeten die geringern Offiziere und Unterobrigkeiten. Aber der Chef mußte gerecht und mild als Richter, tapfer und erfahren im Kriege seyn. Fehlte es ihm an Einsichten, so setzten sie ihm einen Rath von Alten zur Seite; war er ganz unfähig, oder verrieth er ihrer Meinung nach ihre Sache, so setzten sie ihn ab, bestrafte ihn wohl gar mit dem Tode. Der Bergschotte gab zwar seinem Chef Autorität über sich, aber immer mit dem Gefühle, seine Freyheit wieder nehmen zu können, letzteres nur, wenn dazu eine gerechte Veranlassung war. — Bey dem langen Kampfe der Stuarts mit dem Hause Hannover um den Besitz des Brittischen Throns, fanden die erstern in den Bergschotten eine kräftige Unterstützung, weil diese es als eine Ehrensache ansahen, ihr altes Fürstenhaus nicht zu verlassen, über welches sie sich zu beschweren, keine Ursache zu haben glaubten. Rührend sind die Beyspiele von Treue, Anhänglichkeit und Aufopferungen, die sie für die Stuarts leisteten. — Wie kam es, fragt der Verf., daß ein so geringes und armes Bergvolk, der Englischen regelmäßigen Kriegsmacht in den Kriegen mit dem Prätendenten, so vielen Nachtheil zufügte? Er sucht diese Erscheinung zu förderst aus ihrer Bewaffnung und Art der Kriegführung, dann aus ihrer Kleidung zu erklären. Als Waffen führten sie: ein langes, mit einem

Handkorbe versehenes Seitengewehr, einen Dolch; außer diesem früher eine Schlachtart, eine furchtbare Waffe, gleich geeignet zum Stich und Hieb, nebst Schild, später ein Feurgewehr, und ein Paar Pistolen. Als es ihnen im J. 1745 anfangs an Feurgewehren mangelte, schmiedeten sie ihre Sennen gerade, und griffen mit diesen zweyschneidigen Instrumente die Englische Cavallerie mit Erfolge an. Ihre Bekleidung (the Highland Garb) erleichterte ihnen das schnelle Marschiren und den Gebrauch ihrer Kräfte. Wollten sie sich zum Gefechte vorbereiten, legten sie gemeinlich ihre Säcken und Schuhe ab, rückten im Lauftritt bis auf wenige Schritte an den Feind heran, gaben eine Generalsalve, die in einer solchen Nähe verheerend war, warfen ihre Gewehre weg und griffen mit dem Seitengewehre an; im nahen Handgemenge gebrauchten sie ihre Dolche auf eine geschickte Weise. Diese wilden Bergbewohner waren um so furchtbarer, als sie jedem Klima Troß bietend, sich mit wenigen und schlechten Nahrungsmitteln behelfend, in Ausführung beschwerlicher und anhaltender Märsche, über die Königlichen Truppen einen großen Vorzug hatten. — Sie bildeten vielleicht die vollkommenste Miliz von der wir in der Geschichte Nachricht finden. General Stewart spricht mit Enthusiasmus von dem Einflusse, der noch nicht ganz erstorbenen Bardengesänge Ossians, Ulins und Drans, erneuert durch spätere Barden, die die Bergschotten in ihren Kriegen begleiteten, ihnen Verachtung des Todes und Vaterlandsliebe einflößeten. Mit den Barden in Verbindung setzt er die Pfeifer und Nationalmusik, die sich beide noch in spätern Zeiten in den Schottischen Hochlanden erhalten haben. Nicht sehr einladend und abwechselnd war die Nahrung der Bergschotten, in der frühern Zeit; im Sommer fast ganz auf Milch, im Winter auf den spärlichen Genuß des Fleisches beschränkt, den der

schwache Viehbestand lieferte; die Jagd und Fischerey, beide für alle zugänglich, mußten dem Mangel abhelfen. Haferbrod diente statt Kuchen. Im Gefolge der Schwierigkeiten eine große Volksmenge mit hinreichenden Nahrungsmitteln; zu versehen, wurde Niemanden zu heirathen verstattet, der nicht einigermaßen die Mittel zum Unterhalte einer Familie nachweisen konnte. Ehrlichkeit in allen Verhandlungen, Tapferkeit, Verachtung der Gefahren, Keuschheit waren Tugenden als Folge einer so mäßigen und einfachen Lebensweise. Unbekannt mit den Genüssen, die eine höhere Cultur gewährt, währte sich der Bergschotte, nur in seinen Bergen glücklich; gern besuchte er in müßigen Stunden seine Nachbarn, sang mit ihnen seine Nationalgesänge, oder unterhielt sich mit Märchen, die nicht selten der Aberglaube würzte. — In der IX. Abtheilung entwickelt der Verf. näher die Ursachen, weshalb die Bergschotten eine so große Anhänglichkeit an die vertriebene Stuartsche Familie bewiesen. Er sucht diese in der milden Regierung der Stuarte, und den religiösen Begriffen. In den Hochlanden herrschten die Presbyterianischen und Römisch-Catholischen Lehrbegriffe, beide in großer Verträglichkeit. Die Ursache, welche die Entfernung Jacobs II. veranlaßte, nämlich seine Begünstigung der Catholiken, war den Bergschotten nicht einleuchtend, welchen in ihrer Abgeschiedenheit die religiösen Zwistigkeiten, die das Innere von England zerrissen, unbekannt geblieben waren. General Stewart räumt ein, daß das Bestreben der Bergschotten, die vertriebene Herrscher-Familie wieder auf den Thron zu setzen, aus irrigen Ansichten entstand; allein er bemühet sich zu beweisen, daß ein hohes Gefühl von "Loyalty" durchblickte, das ihren National-Character im vortheilhaftesten Lichte darstelle. Er beklagt bitter, daß Verfügungen, welche das Englische Gouvernement seit 1748 einführen zu müs-

sen glaubte, auf die Nationaltugenden der Bergschotten einen so nachtheiligen Einfluß gehabt haben. Unter erstere rechnet er die Aufhebung der Patriarchalischen Regierungsform, (Abolition of Hereditary Jurisdiction), und Abschaffung der National-Tracht (Suppression of the Highland Garb). Diese sind die Hauptzüge des National-Character's der Bergschotten, so wie ihn der Verf. im ersten Theile schildert. Wir folgen ihm nun in seinen Untersuchungen über ihren gegenwärtigen Zustand. Die Veränderungen, die seit 1748 in dem Nationalcharacter der Bergschotten eintraten, wurden, sagt der Verf., erst seit der Vereinigung des Schottischen Parlaments mit dem Englischen im Jahre 1770 recht auffallend; seitdem verschlechterte er sich immer mehr und mehr. "The generous and characteristic spirit, the warm affection to his family, the fond attachment to his clan, the love of story and song, the contempt of danger and luxury, the mystic superstition equally awful and tender, the ardent love of his native heaths and mountains is no longer found to exist among the Highlanders." Daß ein Theil dieses hier beklagten Verfalls der Nationaltugenden auf Rechnung einer höhern Cultur gesetzt werden müsse, lehren die Erfahrungen bey anderen Völkern. Amalgamirt mit dem großen Britischen Reiche konnte der Nationalcharacter der Bergschotten nicht bleiben, wie er war. Die große Frage: ist es rathsam alle Kräfte des Staats zu centralisiren? ist in unsern Zeiten auch in Deutschland oft zur Sprache gekommen. Bekanntlich haben die Provinzialstände in mehreren deutschen Staaten ihre Privilegien ungerne aufgehoben. Und wenn auf der einen Seite nicht geleugnet werden kann, daß der Staat durch eine Auflösung in viele Unterabtheilungen an Kraft verliert, so darf nicht übersehen werden, daß die Centralisirung immer auf Kosten des Nationalcha-

racters geschieht, und den Weg zur Despotie vorbereitet. Diese Centralisirung scheint mit dem Wesen der stehenden Heere unzertrennlich verbunden zu seyn. Sie hat ihre großen Vortheile und nicht minder Nachtheile. Seit Oesterreich seine Croaten und Panduren in regelmäßige Infanterie umwandelte, bewiesen sich diese Krieger den Feinden weniger furchtbar, als sie es noch kurz zuvor im siebenjährigen Kriege gewesen waren. Die Sucht zu centralisiren kann unstreitig auch zu weit getrieben werden. Das Abschneiden der Bärte bey den Seapoy's Regimentern in Ostindien, hätte in unsern Tagen bald einen für England gefährlichen Aufstand veranlaßt. Die Abschaffung der erblichen Gerichtsbarkeit in den Schottischen Hochlanden, mochte nothwendig seyn; aber warum auch die Hand an die so beliebte Nationaltracht legen? Allein die Revolution, die die Bergschotten erfuhren, griff tiefer ein und war von größerem Umfange; sie traf nicht allein ihren romantischen Geist, sie wirkte auf die schon vorher spärlich fließenden Nahrungsquellen. Der Verf. schildert meisterhaft die Folgen, die aus den Verfügungen des Englischen Gouvernements, sowohl in Betreff der Chefs, als ihrer Unterthanen in den Hochlanden entstanden. Der erstere verließ ein Land, wo er nicht mehr befehlen konnte, und verzehrte seine Einnahme in Edinburg oder London. Der Bergschotte hörte auf einen Chef zu lieben und zu ehren, den er nicht mehr sah und der nur Geld von ihm haben wollte. Durch die nähere Bekanntschaft mit den Engländern lernte er viele Bedürfnisse kennen; er war nicht mehr mit seinen Verhältnissen zufrieden, sang nicht mehr, ward mürrisch. Fanatismus in Religion, nahm die Stelle der ehemaligen Duldung ein. Früher hatten die Bergschotten ihren Chefs mit erzeugten Producten die schuldigen Abgaben entrichtet; jetzt sollte es in Geld geschehen, und nach Maafgabe der Verbesserung des

Ackerbau in England und Schottland wurde diese Rente gesteigert. Diese Verbesserung des Ackerbausystems in England machte bey der schlechten Beschaffenheit, dem Mangel an Capital-Vermögen, und den Vorurtheilen der Bergschotten bey ihnen nur geringe Fortschritte. Doch hat glücklicherweise der Kartoffelbau Ueberhand genommen, ohne welchen in diesen Bergen oft Hungersnoth herrschen würde. Aber das baare Geld fehlt, und hunderte von braven Bergschotten, die ihre Pacht nicht aufbringen können, sind gezwungen übers Meer auszuwandern, und kommen größtentheils in Mangel und Elend um. Zu welchen Abweichungen vom Pfade der Rechtlichkeit verleitet nicht Armuth? Diese einst auf ihre Rechtlichkeit so stolzen Bergschotten treiben das Smuggler-Handwerk auf die unverschämteste Weise. — Als Mittel zur Verbesserung ihrer Lage, will der Verf. das Recht der Grundbesitzer die Renten zu steigern und dem Miethsmann aufzusagen abschaffen. Insbesondere will er die großen Schäfereyen in den Hochlanden aufheben, und die unermesslichen der Hütung bestimmten Felder, in kleine Ackerhöfe vertheilt, an die Unterthanen, gegen einen Erbzinß ausgeben; was nicht als Ackerbau treibende Volk Nahrung finden kann, mag aber unter Leitung und Unterstützung des Gouvernements, über der See, an angemessenen Orten, Colonien anlegen. Aber diese großen Schäfereyen und die zur Hütung derselben bestimmten Flächen sind Privateigenthum; auch ist es zweifelhaft, ob sich diese überall zur Cultur eignen. Zwar behauptet der Verf. kein Boden sey so undankbar, daß er nicht die Mühe des Bauens belohne, und viele Theile der Hochländer zeigten noch jetzt ganz deutlich, daß sie einst cultivirt waren; allein seiner ersten Behauptung steht die Erfahrung nicht immer zur Seite, und der letztern ist entgegen zu sehen, daß die frühere Cultur dieser Flächen vermuthlich durch die ihnen damals

uoch umgebenden dichten Wälder geschützt ward. Diese Flächen, gegenwärtig durch die Gewinnsucht der großen Grundeigenthümer des Schutzes der Waldungen beraubt, möchten schwerlich die Kosten ihrer Cultur lohnen. — Wir enthalten uns dem Verf. in den *Military Annals of the Highland Regiments*, dem Inhalt des dritten Theils, im Detail zu folgen. Die besondere Kriegsgeschichte einzelner Regimenter eines Heers kann nur in so fern ein allgemeines Interesse haben, als die Kriegsgeschichte selbst und die Kriegswissenschaften dadurch erweitert werden. Anders ist es mit dem Volke selbst, dem diese Heersabtheilungen angehören. Wer ist nicht mit Recht stolz auf den Character seiner Landeblute? Ein Regiment als einen nicht sterbenden Krieger betrachtend, glaubt jedes in selbigem dienende Individuum, ein Theil von dessen früher erworbenen Ruhme, strahle auch auf ihn zurück; Enkel suchen die Namen ihrer Vorfahren, die sich in diesem Regimente auszeichneten, Kinder die ihrer Väter, Freunde die ihrer Freunde und Bekannte. General Stewart hat sorgfältig alle auf ruhmvolle Thaten Bezug habende Anekdoten, selbst unerhebliche, nebst biographischen Nachrichten von den in den Hochländer Regimentern gestandenen Officieren, die nur für einen beschränkten Circle Interesse haben, seinem Werke einverleibt, allen Tadel ausgeschlossen. Vielleicht verdankt es diesem Kunstgriffe in wenigen Jahren dreymal aufgelegt zu seyn. Die Güte des militärischen Characters, sagt der Verf., hängt von moralischen und physischen Ursachen ab. Die Reste der Tugenden, die sich noch in dem Nationalcharacter des Bergschotten, von dem was dieser vor 1748 war, erhalten haben, und fortwährend erhalten werden, werden ihn immer zu einem der ausgezeichnetsten Soldaten in der Englischen Armee machen, wenn seine Officiere ihn zu leiten verstehen, d. h., wie die frühern Chefs der Clans mit Güte und Gerechtigkeit; wenn sie immer selbst mit gu:

tem Beyspiel vorangehen. "The character of the Highlanders is conspicuous for honesty and fidelity. They possess the most exalted notions of mental pride, of any people perhaps in Europe. Their ideas are few, but their sentiments are strong, their virtues principles in their natural. Er beschreibt nun die Kriegsgeschichte des in der Englischen Armee so berühmten 42. Infanterie Regiments, als des zuerst errichteten; dann die des London Highlanders, das 77. 78. 89. des Johnston's Highlanders, das Fraser's Highlanders, das 73. 74. 76. des Ahtole Highlanders, des 78. 81. 84. 42. 74. 75. 78. 79. und 92. Regiments; des Sutherland Highlanders, des Queens Highlanders, des Independent Companies und des Fencible Regiment. Da nach den bestandenen Einrichtungen, ein großer Theil der Englischen Armee nach jedem Friedensschlusse reducirt ward (nach dem siebenjährigen Kriege wurden z. B. alle Infanterie Regimenter, die über 60 numerirten, abgedankt), und beym Anfange eines neuen Krieges, neue Regimenter errichtet wurden, so erscheinen die nämlichen Nummern derselben, bey ganz verschiedenen Regimentern. General Stewart spricht sich am Ende seines Werks über den eigentlichen Zweck desselben bestimmt aus. Er will den Engländern den Beweis vorlegen, welche große militärische Dienste der Bewohner des unfruchtbarsten Theils der britischen Inseln, nämlich die Schottischen Hochlande, geleistet haben; aufmerksam will er sie machen, wie ungegründet ihre Vorurtheile gegen ein so tapferes Volk sind, wie unweise und unpolitisch es sey, dem Mangel eines Landes nicht abzuhelfen, das den Kern des Englischen Heers liefert, er stellt die Wichtigkeit dar, die Bergschotten durch zweckmäßige Einrichtungen vom Auswandern abzuhalten. Wir zweifeln nicht, ein jeder Engländer wird den Verdiensten der Bergschotten als Krieger

gern Gerechtigkeit widerfahren lassen; nach unsern eigenen Erfahrungen müssen wir die aus ihnen gebildeten Regimenter, als die ausgezeichnetsten in dem Englischen Heere ansehen; den Engländern nicht an Tapferkeit weichend, übertriffe, sie selbige in Haltung der Disciplin, in Mäßigkeit und Nüchternheit, in Ertragung großer körperlicher Beschwerlichkeiten. Der Englische und Irländische Soldat und Matrose verzehrt oftmals in einer lustigen Nacht den in Monathen und Jahren aufgesparten Gehalt; der Schotte spart jeden Pfennig, ein Taschengeld mit nach Hause zu nehmen. Seltsam daß in dem reichsten Lande der Welt, dem Sitz der höchsten Cultur, der Handlung und der Gewerbe, Gegenden und Provinzen anzutreffen sind, wo die Bewohner mit dem äußersten Mangel, sogar mit Hunger kämpfen, wo ein Theil der arbeitsamsten und rechtlichsten Bürger gezwungen wird, das Vaterland zu verlassen, um vielleicht einst die Reihen des Vaterlands-Feinde zu verstärken. Es ist nicht denkbar, daß eine Regierung, so umsichtig, so bedacht auf aus Wohl der Unterthanen wie die Englische ist, dem Uebel nicht Einhalt thun sollte, wenn es in ihrem Vermögen stände. Insofern diese Abhelfung einen Eingriff in das Privat-Eigenthum voraussetzt, ist ihre Macht verfassungsmäßig und folglich gesetzlich beschränkt. Werfen wir einen Blick auf die hier vorzüglich in Frage kommenden Verhältnisse. Der innere Friede, dessen England durch Beendigung des Streits der Häuser York und Lancaster zu Theil wurde, vorzüglich die Entziehung der stehenden Heere, entthob die großen Güter-Besitzer im Brittischen Reiche der Nothwendigkeit großer Gefolge im Kriege. Diese Großen sahen bald ein, daß ihnen große Landbesitzungen, im Ganzen bewirtschaftet, mehr einbringen, als solche zahlreichen aber armen Köthnern und Heuerlingen, deren Leistungen der persönlichen Folge im

Kriege, nun ihren Werth verloren hatten, länger zu lassen. Sie kündigten diesen ihre Wohnungen und Aecker auf, ließen die erstere abbrechen und so entstanden jene noch bestehenden Englischen Formen, die viele kleine Besitzungen in geschlossene Güter vereinigten. Der in England immer mehr aufblühende Handel gewährte dem einen Theile dieser aus ihren Wohnungen vertriebenen Unterhalt; ein anderer Theil erhielt aus der Armen-Casse Unterstützung. Man weiß wie bedeutend die poor rates schon in den Zeiten der Regierung der Königin Elisabeth waren. Daß diese Umwälzung in der Vertheilung des Grund-Besitzes in England nicht so furchtbar ward, und das Ganze sich früher ausgeglichen hat, lag mit darin, daß die großen Grundbesitzer wenigstens einen großen Theil des Jahrs auf ihren Gütern zubrachten, wodurch vieles Geld, das das Gut ausbrachte, dort wieder verzehrt ward. In Schottland trat, nach Aufhebung der alten Stänverfassung etwa vor 50 Jahren, die nämliche Erscheinung ein. Die großen Grundbesitzer besuchten seitdem ihre Güter in den Hochlanden sehr selten. Indessen kamen mehree günstige Verhältnisse den Bergschotten zu gute: sehr viele menschlich gesinnte Gutsbesitzer, wiesen den aus dem bisherigen Besitze Verdrängten, anderwo kleine Ansiedelungen an, Hasen und Salzniedereyen wurden angelegt, der erweiterte Fischfang beschäftigte viele Menschen. Doch konnte der Boden nach Zusammenlegung der Ländereyen bey zunehmender Bevölkerung, die Menschen nicht alle ernähren. Ausgewanderte Schotten findet man fast überall; anfangs emigriren Einzelne, gegenwärtig ganze Colonien. — Am traurigsten ist das Loos der armen Irländer, zu deren Erleichterung nicht geschehen ist, auch in vielen Gegenden nicht auszuführen steht, was zum Besten der Bergschotten geschah. Eher das Bewirtschafts-System grosser Flächen dort eingeführt ward, (dies ist in mehrern Gegenden erst in neuern Zeiten geschehen,) lebte der arme Irländer

8 bis 9 Monate des Jahrs von den Kartoffeln, die er auf seinem kleinen gemietheten Acker bauete. Jetzt, da er bloß von dem Gelde, das er sich durch seine Arbeit verdient, seine Bedürfnisse bestreiten soll, muß er, bey Mangel an hinreichendem Verdienst die Armeencassen in den Städten in Anspruch nehmen. Was soll nun der Staat thun diesem Uebel abzuhelfen? Hat er das Recht die Grundbesitzer zu zwingen, zu dem alten Systeme der Austheilung der Ländereyen an arme Pächter zurückzugeben, das ihnen keine Einnahme gewährt? Kann er die Großen durch die Kraft gesetzlicher Bestimmung veranlassen, zum Besten der ärmeren Klassen, ganz, oder doch einen Theil des Jahrs auf ihren Gütern in den Schottischen Hochlanden, oder im Innern von Irland zuzubringen? König Heinrich VIII. erließ einst ein ähnliches Gesetz, das despotisch wie er war, ohne Erfolg blieb. General Stewart wirft den Engländern mit Bitterkeit vor, daß, während sie Geld-Unterstützungen in der ganzen Welt an Arme und Unglückliche verschwenden, für die Armut in den Hochlanden nichts geschehe. Geld-Unterstützungen dürfen im Allgemeinen nur als Palliativ-Mittel angesehen werden, die zwar temporär auf Individuen, aber nicht auf das Ganze wohlthätig wirken; ein Beweis ist das Unwesen der poor rates in England.

Dem Werke beygefügt ist: A map of the Highlands of Scotland, denoting the districts or Countries inhabited by the Highland Clans. Der Umfang der Clanships ist durch Farben unterschieden; noch sind die Namen der Familien, denen sie angehören, bezeichnet. Die Familien Athol, Argyle, Macdonald u. a. m. besitzen solche ausgedehnte Landesstriche, daß sie gar füglich den Fürstenthümern und Grafschaften in Deutschland im Umfange an die Seite gesetzt werden können. Die Carte selbst ist nach dem Umfange, den die Clanships im J. 1745 hatten, entworfen, und sind dabey die in dem Memorial des Lord President Forbes, on the Territories, military force and Patronymies of the Highland Clans enthaltenen Notizen benutzt. Die Herzöge von Athol und Argyle stellten damals ein jeder 3000 Krieger ins Feld, würden aber bey dem Aufgebote aller ihrer Kräfte leicht das Doppelte haben aufstellen können. Die Familie Macdonald, damals in fünf Zweige getheilt, ließ 2300 Mann ins Feld rücken. — So sehr General Stewart die Aufhebung der Clanseinerichtung beklagt, so müssen wir, unserer vollkommensten Ueberzeugung nach die Umwandlung der Militz der Bergschotten in regelmäßige Regimenter für sehr zweckmäßig halten.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.

Den 5. Junius 1826.

L e i p z i g.

Bey Barth: *Analecta arabica* edidit, latine vertit et illustravit Ern. Frid. Car. Rosenmüller, theol. d. et litt. oo. in acad. Lips. p. p. o. Pars prima. 1825. XII. 44 S. und 23 S. arab. Text. Pars secunda. 1826. XVIII. 55 S. u. 39 S. arab. Text in Quart.

Der erste Theil hat den besondern Titel: *Institutiones juris Mohammedani circa bellum contra eos qui ab Islamo sunt alieni. E duobus Al-Codurii codicibus nunc primum arabice edidit, latine vertit, glossarium adjecit etc.* Abulhosein Ahmed Coduri, aus Misabur (er starb 428. d. H.), einer der berühmtesten Rechtsgelehrten seiner Zeit, hat ein noch jetzt allgemein geschätztes Lehrbuch über das Jus Mohammedanum geschrieben, aus dem hier Hr. Prof. Rosenmüller nach zwey Dresdener Handschriften den Abschnitt mittheilt, welcher das jus belli et pacis enthält. Gerade dieser Abschnitt mag von uns Europäern jetzt nicht ohne Interesse gelesen werden, und da sich Verfassung und Gesetze in den mohammedani-

schen Ländern seit langer Zeit unveränderlich erhalten haben, so kann man aus diesem vor 800 Jahren geschriebenen Lehrbuch ziemlich gewiß auf die noch in unsern Tagen geltenden Gesetze schließen. Zwar enthält schon Relands dissertatio de jure militari Muhammedanorum und Hamilton's ausführliches Werk fast Alles hier gedruckte; doch mag es den Kennern angenehm seyn, den Text selbst lesen zu können, den der Herausg. zugleich zum Besten der Anfänger mit Vocalen versehen hat. Doch sind dem Ref. einige Fehler vorgekommen, welche gerade den Anfänger irre führen können, z. B. die Grammatik fordert S. 2, 5. die Aussprache اقطع , 9, 3. كـ ; 9, 13. 10, 7. ثلاثة 9, 10.

ع u. s. w.; der Sinn aber 3, 1. بينات und andere Aenderungen. Der Text ist zwar ziemlich rein und kann von Anfängern leicht gelesen werden: aber ein gewiß äußerst entstellter Satz findet sich S. 11, 13. Wir sehen gar keinen Grund, auf den sich die lat. Uebersetzung: quodsi Moslimi non in bello bonis alienorum, qui non sunt Moslimi, potiantur dem Sinne oder den Worten nach stützen kann; und die Bedeutung abegit camelos, die das Glossar nach Castellus der gewiß verdorbenen Lesart أوجف gibt, ist schon dem Zusammenhange nach unpassend. Liest man aber وح für وجف (A ist bloß von den vorigen so falsch wiederholt), so wird auch ein Anfänger den Sinn nicht verfehlen können. — Angehängt ist wie es scheint, des ähnlichen Inhalts wegen, das Verzeichniß der Gesetze, die Omar den besiegten Christen vorschrieb, sehr merkwürdig ihres Charakters wegen und weil sie die ersten im Islam waren.

Der zweyte Theil enthält: Zohairi carmen Ali. moallakah appellatum. Cum Scholiis Zuze-

nii integris et Nachasi selectis e codicibus manuscriptis arabice edidit, latine vertit, notis illustravit, glossarium adjecit etc. Das Gedicht des Bohair steht zwar dem des Caab, seines Sohnes, an poetischem Werthe nach, doch gehört es zu den berühmten sieben Moallakah, und gibt ein Muster, wie die alten Araber einen didactischen Gegenstand dichterisch ausführen. Schon im J. 1792 hatte es Hr. Prof. Rosenmüller mit Uebersetzung, Anmerkungen und den Scholien des Nahhas aus einem Leidener Codex herausgegeben; jetzt gibt er nach einem Pariser Codex alles verbessert und fügt noch den geschätzten Commentar Suseni's hinzu. Wir wünschten nur, daß diese zweyte Ausgabe auf die erste etwas mehr Rücksicht genommen hätte; denn beide weichen in Lesarten und in der Reihe der Verse sehr von einander ab, ohne daß diese Abweichungen jetzt erwähnt oder kritisch geprüft werden. Doch ist im Ganzen der jetzige Text weit besser und sicherer, obgleich die Verse noch nicht völlig den Gesetzen des Metrum entsprechen, auch einige andere Fehler den Sinn stören. So muß nach


Grammatik und Metrum B. 25. ^ممغانم, v. 27.


ورأىي v. 41. تَنظُم v. 36. يـيـكتنم v. 32.

كَلَّ and ^ككَلَّ and ^ككَلَّ v. 55. حـدـه gelesen werden. Das Metrum hat der Herausgeber zwar kurz berührt; aber weil dabey die Gesetze des Rhythmus und Jctus, die allein alles Schwierige leicht erklären, übersehen sind, so glaubt er z. B.

falsch, daß v. 41. nach dem Metrum ^ممـغـنـم gelesen werden müsse. Die Uebersetzung ist den Scholiasten treu und meist richtig; einige zweifelhafte Stellen zu berühren, möchte den Raum dieser Anzeige überschreiten. Sollte der verdiente Hr. Vf.

diese Sammlung fortsetzen, wie mit uns alle Freunde der arabischen Literatur wünschen werden, so erlauben wir uns nur die Bitte, nicht jedes kleine arabische Stück mit einem besondern Glossarium zu versehen. Wozu zehn oder zwanzig solcher Glossarien, die dem Kenner unnütz sind, dem Anfänger aber immer nur etwas Halbes geben? und wann wird E in tüchtiges Wörterbuch allen für alle Schriften genügen? Leicht werden auch solche einzelnen als Nebensache bearbeitete Glossarien für den Anfänger unsicher, z. B. II. S. 50. treffen wir das uns völ-

lig unbekanntes ⁵  Studium, welche Bedeutung wir ihrer Quelle nach gar nicht finden können.

Gewiß muß Joh. v. 4. ^٤  "tarditas" gelesen werden.

Ein anderes arabisches Gedicht haben wir neulich aus Königsberg erhalten: Carmen arabicum Amali dictum, breve religionis Islamiticae systema complectens, quod e codicibus Msc. descriptum et in sermonem latinum conversum dissertationis loco — publice defendet Petrus a Bohlen, phil. doct. VII u. 52 S. mit 8 S. arab. Text in Quart. Den Namen des Dichters konnte der Herausgeber nicht entdecken: gewiß muß er aber sehr spät gelebt haben. Sein Gedicht vertheidigt die orthodoxen Dogmen der Sunniten gegen Keker: hohen Schwung und poetische Schönheiten darf man also nicht suchen. Uebrigens hat es sein Herausgeber mit Fleiß und Liebe bearbeitet: er übersetzt es lateinisch und deutsch im Versmaasse der Urschrift, fügt eine metrische persische Umschreibung hinzu und erklärt es vorzüglich nach den (nicht zugleich gedruckten) Scholien. Auf das Metrum ist eine so genaue Sorgfalt verwandt, daß kaum etwas zu verbessern übrig ist; auch der Sinn, ei-

nige schwere Stellen ausgenommen, überall richtig erkannt.

Philadelphia.

Communication on the Language, Manners and Customs of the Berbers or Brebers of Africa. In a series of letters from William Shaler, Esq., Consul of the United States at Algiers, to Peter S. Duponceau, Esq. — Read before the American Philosophical Society held at Philadelphia for promoting useful knowledge, and published in the second Volume of the New Series of their Transactions. 1824. in Quart.

Es ist erfreulich zu sehen, wie das Interesse für Länder- und Völkerkunde täglich zunimmt, und auch außerhalb Europa mehr Freunde und Beförderer findet. Durch das Studium von Adelsung und Vaters Mithridates bewogen, da er noch mehr Zeugnisse für die dort ausgesprochene Meinung wünschte, daß die Berbersprache die in einem großen Theile des Nördlichen Afrika herrschende sey, forderte Herr Duponceau den Amerikanischen Consul in Algier, Hrn. Shaler, auf, ihm Sprachproben aus verschiedenen Gegenden zu sammeln, und über die Berberstämme, ihre Sitten, Gebräuche u. s. w. so viele Nachrichten als möglich einzuziehen. Aus den erhaltenen Materialien ist die vorliegende Abhandlung entstanden, die manches Merkwürdige mittheilt, zugleich aber zeigt, wie schwierig es in jenen Gegenden hält, glaubwürdige Nachrichten sich zu verschaffen. Ein großer Theil dieses Aufsatzes ist, wie der Verfasser auch angibt, aus dem Mithridates entlehnt, und Hr. Duponceau stimmt fast überall den vom Prof. Vater (the celebrated Vater, whose profound learning is only equalled by his astonishing sagacity) aufgestellten Ansich-

ten bey, so daß er die Amazirg in Marokko, deren Sprache Shilha heißt, die Kabylen in Algier und Tunis, die Tuaricks und die Bewohner der Dase Siwah als zu Einem Stamme gehörig betrachtet; dahingegen er abweichend von dem genannten Gelehrten, die Tibbo's nicht zu demselben rechnet, wozu die Vergleichung der uns bekannten Sprachproben vollkommen berechtigt. Daß der Abhandlung beygefügte Verzeichniß der Wörter aus der Sprache der Kabylen, das sich Herr Schaler durch einen Juden, der des Arabischen kundig war, und durch einen Schweden verschaffte, dient zur Bestätigung der angenommenen Verwandtschaft. Interessant sind auch die Nachrichten über die sogenannten Beni Mozaab, oder Mozabis, die südlich von Algier, in den Wüsten wohnen, und uns durch Vananti Riley und einige ältere bekannt waren. In unseren neuen Geographien heißt ihr Land zum Theil Madureag. Das Wenige, was Schaler über ihre Sprache mittheilt, von welcher ihm in Algier gesagt ward, daß sie ganz von der aller Umwohnenden abweiche, beweist mit dem was wir sonst von dieser Sprache wissen verglichen, die Richtigkeit seiner Vermuthung, daß sie ein Dialekt der Berbersprache sey. E — u.

L e i p z i g.

Bey Hartmann: Coluthi raptus Helenae rec. — J. D. a Lennep. Accedunt eiusdem animadversionum libri tres. Editionem novam auctiorem curavit. G. H. Schaefer. 1825. XVIII. u. 260 S. Octav.

Ein vollständiger Abdruck des Lennep'schen Coluthus der sich durch Genauigkeit und gutes Aeußeres empfiehlt. Die Addenda sind gehörigen Orts eingeschaltet und einige Fehler berichtigt, sowohl Druckfehler als andere z. B. S. 46. κληῖδας statt

κλῆιδας. Neuere Ausgaben und Hülfsmittel, die zum Theil sehr wichtig sind, zu berücksichtigen, lag, wie man sieht, nicht in dem Plane des Herausg. Seine Zusätze beschränken sich auf einige Verweisungen, besonders auf Bernicke zum Tryphiodor, Dorville, Ruhnken. Ein schätzbarer Anhang dieser Ausgabe sind S. 223 bis 260. Chr. Fr. Gräfe's Observat. crit in Tryphidor. und Obs. crit. in Coluthum et Musaeum, ein Abdruck der 1817 u. 1818 in Petersburg erschienenen Abhandlungen, Die letztere ist auch als Anhang zum Musäus zu betrachten, von welchem der Herausgeber zu gleicher Zeit eine neue Ausgabe, einen Abdruck der Schrader'schen, veranstaltet hat.

E b e n d a s e l b s t.

Bey Hahn: Nonius Marcellus — additus est Fulgentius Planciades — ex recensione et cum notis Josiae Merceri ad editionem Parisiensem anni 1614 fidelissime repraesentati. 1826. XII u. 782 S. Octav.

Eine Ausgabe des Nonius ward längst vermißt, und dieser neue Abdruck der besten, die man bisher hat, mit Noten und Registern, wird Vielen willkommen seyn. Er ist wirklich, was die Verleger in ihrem Vorworte versichern, vollständig, und ersetzt die Mercier'sche Ausgabe mit der er auch in Seiten und Zeilen übereinstimmt. Sehr unzuweckmäßig ist, daß die Noten eine andere, nämlich die fortlaufende Seitenzahl haben, da in so manchen Büchern, besonders antiquarischen, nach Mercier's Seitenzahl citirt ist. Die zahlreichen Druckfehler, die in Mercier's Ausgabe angegeben sind, finden wir berichtigt, aber viele andere, die freylich meistens auffallend und leicht zu berichtigen sind, hat der Abdruck eigen. Hinzugekommen ist eine notitia literaria über den Nonius und Fulgentius, worin auch das Neuere ziemlich vollständig aufgeführt ist. (Dem Vernehmen nach von Hrn. D. N. Spangenberg in Celle). So wird diese Ausgabe, an der auch Druck und Papier sehr gut

ist, manchem Bedürfnisse abhelfen. Wo es auf kritische Genauigkeit ankommt, kann man freylich nicht mit ihr ausreichen. Der Mercier'sche Text ist sehr unzuverlässig, und man geht mit irgend einer älteren Ausgabe, oder dem Godofredus im Ganzen sicherer. Die Indices sind ziemlich vollständig aber voll Fehler. Eine kritische Ausgabe von diesem wichtigen Grammatiker vermißt man sehr, auch sind in neuerer Zeit mehrere treffliche Hülfsmittel zu einer neuen Recension bekannt geworden und zum Theil schon herausgegeben. Zwey Gelehrte, so viel wir wissen, haben eine solche versprochen. Daß bisher noch nichts davon erschienen ist, wird niemand wundern, der nur einigermaßen weiß, wie viele und mannichfaltige Schwierigkeiten der kritische Bearbeiter bey diesem und anderen Grammatikern findet. Dennoch können wir unmöglich denen bestimmen, welche diese späteren Schriftsteller solcher Mühe nicht werth achten. Jeder Herausgeber derselben sollte sich eine um so größere Sorgfalt und Zuverlässigkeit zur Pflicht machen, da er überall nur kurz die Resultate seiner Untersuchungen geben muß, die von wenigen geprüft und nachuntersucht werden können, und da neue Ausgaben nicht so schnell aufeinander folgen als von den ältern Schriftstellern. Und wenn diese Späteren, ein Vellius, Macrobius, Servius und andere Grammatiker sich mit ihren Bemerkungen fast auf das ganze Alterthum beziehen und uns schätzbare Ueberbleibsel davon aufbewahrt haben, so verlangen sie von ihrem Bearbeiter sogar umfassendere Kenntnisse als mancher ältere Schriftsteller, nicht zu gedenken der vielen Schwierigkeiten der handschriftlichen Critik, welche in einige neueren Ausgaben jener Schriftsteller auf eine unverantwortliche Weise zum Theil vernachlässigt, zum Theil nicht einmal geahnt sind. Besseres erwarten wir von Cramer und Lindemann und sind durch die früheren trefflichen Leistungen dieser Gelehrten dazu berechtigt, Besseres auch von dem Wagner'schen Servius. Aber mancher Verleger würde sich ungleich mehr Verdienst in jedem Sinne des Wortes erwerben, wenn er lieber einen einstweiligen Abdruck des besten Textes veranstaltete, wie dieser sehr brauchbare Abdruck des Nonius ist, als sogenannte kritische Ausgaben von Bearbeitern anfertigen ließe, die ihr Geschäft so betreiben, als ob es darauf ankäme, nur so schnell als möglich, gleichviel wie, den erledigten Platz auszufüllen, und als ob das Bedürfniß einer neuen Ausgabe alle Mängel und Fehler derselben rechtfertigen könnte.

— —

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. 91. Stück.

Den 8. Junius 1826.

G ö t t i n g e n.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Zur Geschichte des Königreichs Hannover in den ersten Jahren nach der Befreyung von der westphälischen und französischen Herrschaft. S. 321. — 1826. in Octav.

Des Verf. Absicht ist, die in der bemerkten Zeit, ergriffenen öffentlichen Maaßregeln zu rechtfertigen, die Schwierigkeiten zu zeigen, womit die mit deren Leitung Beauftragten, bey der eigenthümlichen Lage des Landes zur Zeit der Befreyung, zu kämpfen hatten. Der Haß gegen die fremde Herrschaft war grenzenlos, nicht weniger die Erwartungen und Hoffnungen, deren viele jedoch von dem Einen, oder dem Andern gehegt, oft einander schnurstracks entgegen liefen. Wünsche das Volk das Alte, so verstand es darunter die vormahlige milde Regierung, den alten Wohlstand, mäßige Abgaben, ohne zu bedenken, daß solche politische Umwälzungen, gleich wie große verderbliche Naturerscheinungen Folgen zurücklassen, welche die nächsten Geschlechter drücken, ohne daß es der wohlwollendsten Regierung möglich wäre, diese sofort zu ent-

fernen. Viele wollten auch außer dem Guten, was im Alten lag, zugleich das Gute, welches sie in dem Neuen bemerkt zu haben glaubten, einen größern Spielraum für ihre eigene Freyheit, eine größere politische Gleichheit. Die angestellt gewesenen Beamten unter der vertriebenen Regierung betrachteten nicht nur theilweise die Verwaltungsart, welche sie kennen gelernt hatten, als die höchste politische Weisheit, sondern auch ganz andere Ideen, als die früher üblichen, waren, selbst bis zu den untersten Ordnungen, z. B. durch das Ablösungsrecht gutsherrlicher Lasten, durch die gleiche Unterwerfung unter dieselben Abgaben und Gerichte, und durch die Aufhebung der Zünfte u. s. w. gedrungen.

Zehn Jahre lang hat das Land unter fremder Herrschaft gestanden. Bey der ersten Besetzung desselben, im J. 1803, beabsichtigte der Eroberer noch nicht die Verfassung umzustürzen, sondern die Eroberung als eine Quelle des Einkommens zu benutzen; es blieben die angestellten öffentlichen Diener. Erst nach dem Frieden zu Tilsit, bey bereits großer Erschöpfung des Landes, wurden andere Zwecke verfolgt. Die Aufhebung der von der verdrängten Regierung in den einzelnen Provinzen angestellten ständischen Deputationen, von dem fremden Machthaber in Eine Landes-Deputation zuerst vereint, erfolgte den 17. September 1807; von nun an ward nicht mehr unterhandelt, sondern befohlen. Doch es kam noch schlimmer. Das Land ward in zwey Theile zerrissen, der eine dem neuen westphälischen Reiche einverleibt, der andere blieb unmittelbar unter französischer Herrschaft; im Jahre 1810 ward dem Könige von Westphalen auch der nördliche Theil des Hannöverschen zugeetheilt, um denselben ein Jahr darauf ihm wieder zu entreissen und unter kaiserliche Obhut zu stellen.

Der Unterschied, der zwischen beiden Verwaltung-

gen war, wird geistreich und scharfsinnig entwickelt. In Westphalen, mit Ausnahme Simeons, den der Kaiser schützte, blieb die Verwaltung meist deutschen Beamten, die, wie wohl aus verschiedenen deutschen Landen, doch eine gewisse vaterländische Weise behaupteten; Einige mögen auch an den Bestand des Ganzen nicht geglaubt haben, wie aus der eigenthümlichen Art der Ausfertigung der neuen statt der ältern Schuldbriefe zu erhellen scheint. Dem jungen Könige blieben die Freuden eines verschwendenden Hofes, viele lobten den leichten Verdienst, den dieser Hof gewähre, es verbreitete sich von da aus eine gewisse Heiterkeit, die, so lange als es gehen wollte, nicht Allen mißfiel, auch wurden Andere schon dadurch zufrieden gestellt, daß sie und ihre Frauen an Hof gehen durften, wozu früher die Geburt allein den Weg bahnte. Der nördliche Theil des Landes ward dagegen lediglich von Franzosen, die alle höhere Stellen inne hatten, nach den Grundsätzen des großen Reichs regiert; er ward vollends im Sommer des J. 1813 drey Monathe lang außerhalb des Gesetzes erklärt.

Diese Theilung erschwerte der hergestellten Regierung die neu zu bildende Ordnung; die alten Diener des Landes waren versprengt, in beiden Theilen die Cassen erschöpft, in beiden hatten verschiedene Steuern geherrscht; von allen Seiten wurden Ansprüche auf Unterstützungen, auf Erleichterung in den Lasten, auf Rüstungen gegen den Feind gemacht, während die von ihm eingeführten Abgaben verhaßt waren und doch nicht stille stehen durften, wenn das Ganze nicht zusammen fallen sollte. Im südlichen Theile behielt man provisorisch die gemilderten westphälischen Abgaben bey; da aber in der nördlichen Hälfte die französischen Beamten vom Volke vertrieben worden waren, dieser Theil auch noch vielmehr als der südliche gelitten

hatte, so lehrte man hier meist zu den alten vor der Eroberung bestandenen Abgaben vorläufig zurück.

Nicht nur das öffentliche Recht, sondern auch ein neues Privatrecht war aufgedrungen worden, und die Sicherheit des Besizes forderte schnelle Hülfe, indeß das alte wieder hergestellt werden sollte. Zwischen zwey verschiedenen Ansichten wählte die Regierung eine in der Mitte beider liegende. Nach der einen sollen alle vom Eroberer gefaßten Beschlüsse für das Volk fortwährend, auch nach dessen Vertreibung, eben so gültig seyn, als die von dem rechtmäßigen Herrn; die höchste Gewalt, sagt man, stirbt nicht. Nach der andern soll nicht nur Alles, was der Eroberer verfügte ungültig seyn, sondern auch alle von Privaten eingegangene Verträge und erworbene Rechte unter der fremden Herrschaft, wenn sie nicht mit den alten Gewohnheiten übereinstimmen, derselben Ungültigkeit unterliegen. Beide Ansichten, folgerecht durchgeführt, würden zum Verderblichsten führen. Der Eroberer gelangt zum Genuß der Einkünfte des eroberten Landes; das Recht über die Substanz desselben, oder durch Schuldbriefe über dessen spätere Einkünfte oder die der Einwohner desselben rechtsbeständig zu verfügen kann ihm unmöglich eingeräumt werden, wenn nicht besondere Verträge, früher oder später darüber abgeschlossen, Anderes festsetzen. Sollten dagegen alle von Privaten unter der fremden Herrschaft und unter dem fremden Rechte eingegangene Verbindlichkeiten ungültig seyn; so hieße dieß alle freye Thätigkeit der Menschen aufheben, wenn das oberste Glied in der Kette fehlt; und welche Verwirrung würde daraus hervorgehen! Die Gnade womit man das Harte, wozu diese Ansicht führt, in einzelnen Fällen mildern will, öffnet der Willkühr Thür und Thor. Die hergestellte Regierung bestätigte die Sprüche der neuentstandenen Gerichte, die Rechte, die bona fide unter der Herrschaft der

fremden Gesetze waren erworben worden. Doch die Aufstellung des Grundsatzes genügte nicht, er mußte auch den besondern Verhältnissen der einzelnen Theile angepaßt werden, und so entstanden die mit allgemeinem Beyfalle aufgenommenen transitorischen Gesetze. Was jene Veräußerungen durch die fremde Macht betraf, so war bereits vor der Eroberung eine Erklärung bey dem Reichstage deßhalb abgegeben worden.

Außer den anerkannten alten Schulden waren auch die in den Jahren 1803 — 1805 durch das Landes = Deputations = Collegium gemachten, von der Landesherrschaft, in der kurzen Zeit ihrer freyen Wirkksamkeit, bestätigt worden. Diese alle und die späteren wurden mit der Theilung des Landes theils von Westphalen, theils von Frankreich übernommen. Die Gläubiger, welche an Westphalen gewiesen wurden, erhielten bis zum Jahre 1811 ihre Zinsen, dann wurden zwey Drittel bekanntlich gestrichen. Die, welche an Frankreich gewiesen worden waren, erhielten Weniges vor der Einverleibung, seit derselben Nichts. Den Unglücklichen ward so geholfen, daß seit dem 1. November 1813 die laufenden Zinsen ununterbrochen berichtet wurden; die Rückstände aus den Zeiten der fremden Herrschaft sind zuletzt aus den erhaltenen französischen Contributionen, zufolge der Friedensschlüsse von den Jahren 1814 und 1815, bezahlt worden, und man ist auf eine sinnreiche Weise bemüht gewesen, den wirklichen ursprünglichen Gläubigern die Vortheile zuzuwenden.

Neue Auslagen und Anstrengungen entstanden aus der Vertheidigung des Landes; die Kosten der Aufstellung eines Heers von 26400 Mann in Brabant während des J. 1815, wurden, wie es bey Andern auch der Fall war, meist durch englische Hülfsgelder bestritten: aber diese Aufstellung hatte hier im Lande um so größere Schwierigkeiten, da

die geübten Ober- und Unterbefehlshaber, schon seit Jahren abwesend, in Portugal und Spanien in der deutschen Legion den Feind bekämpften. Die Belagerung Hamburgs hat dem Lande eine Ausgabe von sechs und einer halben Million Thaler Conv. M. veranlaßt; etwa ein Drittel ward durch Abgaben bestritten, für die Deckung der beiden andern ward ein Lotterie-Anlehn eröffnet, bey welchem nur der gewöhnliche Zins gegeben worden ist, während in andern Ländern man 100 verschrieb um 30 — 40 — 50 zu erhalten: so groß war hier das Vertrauen zu der hergestellten Regierung! Durch die Bezahlung von den Verbündeten für die ihnen gelieferten Sachen, während der Belagerung, ist Alles in den nächsten Jahren abgetragen worden.

Beym Ausbruche des letzten Kampfs im Jahre 1815 ward eine Sicherheits-Commission gebildet, um den geheimen feindlichen Kundschaftern und Ausgesandten zu begegnen; nach überstandener Gefahr ist sie sofort aufgehoben worden, und das Land mit den Segnungen einer geheimen Polizei verschont geblieben. Die Bildung eines Landdragoner-Corps, zur Handhabung gemeiner Sicherheit, ist auf den Wunsch des Volks gebildet worden.

Die Verwaltungsweise der an Hannover abgetretenen Landestheile, Osnabrück und Hildesheim, konnte nicht bis zum endlichen, noch ungewissen Frieden verschoben werden. Wenn Abneigungen, Mißtrauen und Mißwollen bey allen ähnlichen Vereinigungen nie zu fehlen pflegen, und solche Gefinnung nur zu beargwöhnlich ist; so kamen noch besondere Schwierigkeiten hier hinzu. Was geschehen ist, um die Vereinigung auch dem Geiste nach zu erleichtern, welches jedoch nur das Werk der Zeit seyn kann, muß man in dem Buche nachlesen. Für die Glieder des durch frühere Reichsbeschlüsse aufgehobenen Domcapitels, ward selbst das Aufrü-

ten in höhere Stellen, die zu größern Pensionen berechtigten, zugestanden; die Ueberbleibsel der Klostersgüter sind mit dem aus den Zeiten der Reformation vorhandenen, anderweitigen Klostergute vereinigt, und von den Domainen gesondert, ihr Ertrag zu wohlthätigen Zwecken des Unterrichts, der Kirchen u. s. verwendet worden; dem Streite zwischen den verschiedenen Religionstheilen ist durch Billigkeit begegnet, und ein Versuch eingeleitet worden, zu einem Abschluß mit dem Papste wegen der katholischen Kirche zu gelangen.

Doch von allen innern Angelegenheiten war die Bildung einer neuen ständischen Verfassung die, welche die Aufmerksamkeit vornehmlich auf sich zog. Durch die Erklärung des hannoverschen Ministers auf dem Wiener Congreß war das Versprechen ständischer Vereine in den deutschen Ländern vornehmlich durchgesetzt worden; in diesem Lande aber ward das erste Beyspiel der Ausführung gegeben. Der frühere Zustand forderte dringend eine solche Verfassung, da die einzelnen Theile ihre besondern Stände meist gehabt hatten, und die Regierung Steuern und andere Maßregeln ohne ihre Zustimmung nie geboten hatte. Vor der Umwälzung der Dinge war das Land aus acht Fürstenthümern und Grafschaften zusammengesetzt, welchen im J. 1802 Osnabrück und im J. 1813 Hildesheim beygefügt wurden.

Die Stände der einzelnen Theile hatten ihren eigenen Haushalt, ihre eigenen Steuern und Schulden, sie verfuhrten als begünstigte Corporationen, und hatten sich und ihren besondern Landestheil vornehmlich nur im Auge. Mit ihnen allen im Einzelnen zu unterhandeln in einer Zeit, die so manche neue Einrichtungen forderte, war der Regierung kaum möglich, wenn nicht Alles ins Stocken gerathen sollte. Es war wünschenswerth zugleich in dieser Lage der Dinge und bey der grös-

fern Ausdehnung des Landes, ohne der Liebe zu der Provinz, der man zunächst angehörte, zu nahe treten zu wollen, die Bildung eines allgemeinen, auf das Ganze gerichteten Geistes auch nicht zu hindern, vielmehr zu fördern. Der König berief provisorisch zu einer allgemeinen Versammlung Abgeordnete aus allen Theilen des Landes; welches nicht ganz ohne Beispiel in der frühern Geschichte war. Bey der Zusammensetzung der Abgeordneten, die in Eine Kammer zusammentraten, in welcher nach Stimmenmehrheit entschieden werden sollte, hielt man sich, so viel als thunlich war, an die in den einzelnen Theilen übliche Weise, doch mit einem erweiterten Wahlrechte für Städte und Stifter, um dem höhern Bürgerstande und den Beamten, die hier wie in andern deutschen Gauen die meisten Kenntnisse des Landes hatten, den Zutritt zu erleichtern. Es war eine provisorische Versammlung; die endlich festzusetzende Ordnung ward spätern Zeiten vorbehalten; es kam Alles darauf an, auf gesetzliche Weise dem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen, und die Zukunft nicht zu fesseln, vielmehr Vorrichtungen zu treffen, daß den Umständen angemessen das Ganze sich mehr entwickeln könne. Auch die Provinzial-Stände wurden nicht aufgehoben, ob sie schon für jetzt ruhten; sie konnten zu einem neuen Leben und zu nützlicher Thätigkeit in ihren Kreisen später wieder aufgerufen werden. Wenn es getadelt worden ist, daß in diesen Ständen ein obwohl geringes Uebergewicht der Stimmenzahl den Inhabern der Rittergüter zuerstanden ward; so ist der Zustand des Landes nicht zu übersehen, in welchem Handel und Gewerbe weniger als in andern blühen; eine angemessenere freyere Wahl in den Städten, die bisher den Magistraten allein zugestanden hatte, setzte freye städtische Verfassungen voraus, woran es damahls fehlte, welchem Mangel man durch das oben erwähnte

Mittel für diesen Fall vorzubauen suchte; die Bildung freyer städtischer Gemeinden, gedrängt von einer gewaltigen Gegenwart, mußte man einer ruhigeren Zukunft überlassen, ihr hoher Werth ward nicht verkannt. Freye Bauern waren wenige im Lande, ein Consulent derer, die im Bremischen waren, ward aufgenommen; durch das Beytreten Ostfrieslands hat sich dieß verändert, weil in dem Lande freye und reiche Bauern von Alters her waren, und endlich ist auf die andern freyen, kleinen Grundeigentümer, die keine Rittergüter besaßen, späterhin Rücksicht genommen worden. Es ist nicht zu vergessen, daß damahls, so wie noch, der größte Theil der Bauern in strenger gutsherrlicher Abhängigkeit war. Eine Vorschrift über die Art der Verhandlungen, meist den in England angemessen, hat die Folge größtentheils bewährt; die Ernennung eines General-Syndicus, der das Ganze der langen Berathung zusammenfassen sollte für die, welche den Faden verloren hätten, schien nicht überflüssig. Jedes Mitglied erhielt das Recht einen Vortrag zu einem Gesetze zu machen.

Bey dieser Zusammensetzung schien die Zwecklichkeit der Verhandlungen um so wünschenswerther, da ähnliche Mängel in jener durch diese meist unschädlich in England werden. Die Versammlung selbst lehnte den Antrag aus einem Gefühle geringerer Uebung ab, die Sache war damahls in Deutschland noch unerhört. Niemand aber war zur Geheimhaltung verpflichtet, und jeder konnte, wenn er es wollte, sich von den Beschlüssen, dem Gange der Berathungen unterrichten, wie eine im Auslande erschienene Schrift erweist, die wesentlichsten Beschlüsse der Stände und ihre Verhandlungen mit der Regierung sind nachher im Druck erschienen. Wenn man oft den Vorwurf gehört hat, daß so wenig in den Zeitschriften von dem Hannöverschen die Rede sey; so mögen mehrere Gründe dieß ver-

anlassen. Unbemerkt darf es jedoch nicht bleiben, daß, nach unserer Kenntniß, kein anderes deutsches Land eine Schrift wie die vorliegende besitzt, die in gleichem Geiste und zu gleichem Zwecke geschrieben wäre.

Daß viele edle Zeit mit Kämpfen zwischen dem Corporationsgeiste und dem allgemeinem würde verloren werden, war leicht vorauszusehen; wer die Langeweile oder die Langsamkeit freyer ständischer Berathungen zu sehr scheut, der bleibe davon: diese Gebrechen sind nie ganz zu vermeiden, wenn man Denen, die unbeschadet des Ganzen sehr wohl schweigen könnten, nicht das Reden verbieten will, um nicht Gefahr zu laufen auch Denen den Mund zu stopfen, die goldene Worte reden, die man aber nicht gern hört: wenn nur die gute und reife Frucht der endlichen Beschlüsse den billigen Hoffnungen zuletzt entspricht! die verschiedensten Ansichten und Wünsche herrschten in der Versammlung, sie mußten und durften durchgesprochen werden, und wer es wollte, der fand Gelegenheit, Stimmungen kennen zu lernen, an die er vielleicht früher nicht gedacht, die er so, in seiner nächsten Umgebung vorhanden, nicht vermuthet hätte.

Nach langen Kämpfen wurden die Hauptpunkte indeß entschieden, daß alle die als allgemeine Landesschuld anerkannten Lasten der einzelnen Theile in Eins verbunden werden sollten, und daß man sich über ein gleiches provisorisches Steuersystem für das ganze Land vereinigen wolle. Hiermit war entschieden und anerkannt, daß nicht das Abgesonderte, in so fern es dem Ganzen nachtheilig werden konnte, in den einzelnen Theilen fort dauern solle. Daß dabey mit aller möglichen Schonung zu Werke gegangen ward, ließ sich aus den billigen Gesinnungen der Regierung, der Stände und dem im Lande herrschenden Geiste erwarten. Bey der Vereinigung der Schulden fand man Mittel, den Theilen, welche

wenige oder gar keine hatten, auf andere Weise eine Entschädigung zuzuweisen. Bey der Einführung gleicher Steuern machte die Grundsteuer, und die größere oder geringere Freyheit der Rittergutsbesitzer begreiflich die größten Schwierigkeiten. Eine allgemeine neue Veranschlagung des Landes forderte mehr Zeit, als das Bedürfniß zuließ: in deutschen Ländern von einem geringen Umfange, wo der Landbau die Hauptbeschäftigung ist, wird eine Grundsteuer, wie lästig sie auch seyn mag und unter Umständen werden kann, nie ganz zu entbehren seyn. Die Stände übertrugen das einzuführende provisorium der Regierung, welche durch eine Reihe verschiedener Verordnungen im J. 1817 eine Weise in Bezug auf die Pflichtigen der verschiedenen Landestheile fest setzte, die (S. 174.), selbst bey denen, welche die eifrigsten Beförderer der späterhin beliebten allgemeinen Veranschlagung waren, Zweifel erregten, ob es nicht geröthener seyn möchte, diese provisorischen Anordnungen bezubehalten und sich auf einzelne Verbesserungen derselben zu beschränken. Auch wegen der vormahls Freyen war von der Regierung eine Ordnung erlassen, welche zwar Einsrede von Seiten der Befreyten fand, die sie aber fallen ließen, da kein gleiches Interesse unter ihnen obwaltete, und die Befreyung selbst in den verschiedenen Landestheilen dem Ursprunge und der Ausdehnung nach so verschieden war. Von der folgenden ordentlichen und bleibend geordneten Versammlung hat ein gültiger Beschluß gefaßt werden können, dessen man sich seiner Billigkeit wegen freuen muß. In andern Ländern hat das Bedürfniß ge nöthigt, die Aufhebung der Befreyung mit einer Härte durchzusetzen, die nur durch die Noth zu entschuldigen war. Der spätere von der zweyten Versammlung gefaßte Beschluß lautet dahin, daß den vormahls Befreyten ein billiger Ersatz für die von ihnen aufzugebenden Vortheile in Capitalbriefen

Nahmens des Landes zugestanden werden solle; eine Entschädigung für einen unverschuldeten Schaden, der aus der Aufhebung fehlerhafter, aber gesetzlicher Vorschriften für sie entsprang. Die übrigen Steuern veranlaßten weniger Beschwerden; den Hoffnungen der lästigen und kostbaren Aufsicht bey den Verbrauchsteuern gegen den Unterschleif, mit Hilfe geringer Sätze zu entgehen, hat die Erfahrung nicht ganz entsprochen.

Wegen anderer gleichfalls allgemeiner Maßregeln der Militairpflicht, des Münzwesens, der Patrimonial Gerichte, wegen eines neuen Strafrechtsbuchs u. s. die theils beliebt, theils vorbehalten oder künftigen Vereinen vorbehalten wurden, müssen wir der Kürze wegen auf das Buch verweisen.

Zum Schluß sey eine allgemeine Bemerkung erlaubt.

Viele edle Zeit hätte erspart, mancher Streit hätte allerdings vermieden werden können, wenn die Regierung geboten hätte, was auf dem eingeschlagenen Wege langsamer, aus den Versammlungen der Abgeordneten im Einverständnis mit ihr hervorgegangen ist. Beyspiele der ersten Art sind in diesen letzten Zeiten nicht selten in andern deutschen Ländern vorgekommen, aber die allgemeine feste Ueberzeugung, daß Dieß oder Jenes geschehen müsse, war doch wohl nur auf diese Art zu erreichen; obnehin war der einaeschlagene Weg der altgewohnten Weise angemessen, nicht ohne Berathung mit den Ständen solche allgemein durchgreifende Beschlüsse zu fassen. Daß nun damit Alle zufrieden gestellt worden wären, wer wollte dieß behaupten! Die entgegenstrebenden Parteyen, die in den meisten europäischen Gemeinwesen gefunden werden, sind keinem Lande ganz fremd geblieben: während die Einen alles Heil im unveränderten Alten suchen, streben Andere nach durch-

greifenden Neuerungen, die sie auch durch eine heilsame willkürliche Gewalt gern durchgesetzt sähen, wenn nur das Ganze auf Ein Wahl neu aufgeführt würde. Das mühsam auf einem andern Wege theilweise zu Stande Gebrachte genügt ihnen nicht. So geschieht es denn, daß, nach den unglaublichsten Anstrengungen, das Bestreben, auf gefehlichem Wege das für jetzt Ungemessene zu fördern und damit sich zunächst zu begnügen, oft wenig oder keinen Dank findet; es ist nur zu häufig das Loos Derer, die in der Mitte zwischen zwey erbitterten Parteyen sich halten wollen, zu allen Zeiten gewesen, daß Beide unzufrieden mit ihrem Thun, obenein eine geheime und verderbliche Absicht ihnen andichten; mögen sie sich mit einem alten Spruche trösten:

Conscia mens recti famae mendacia ridet.

G. S — s.

L e i p z i g.

Symbolarum ad Vitam et doctrinam Laelii Socini illustrandam Part. I. et II. Auct. Christiano Frider. Jlgem. 1820. Part. I. S. 90. Part. II. S. 30. in 4to.

Mit diesen neuen Beyträgen zu der persönlichen und literarischen Geschichte von Lælius Socin hat der Hr. Verf. die Verdienste beträchtlich vermehrt, die er sich schon vorher darum erworben hatte, denn er hat dabey ein Paar eben so bedeutende als anziehende Umstände in seiner Geschichte in das Klare gebracht, über die man bisher immer noch etwas im Dunkeln war, und nicht ohne Unbehaglichkeit im Dunkeln sich fühlte. Der Gegenstand seiner Untersuchung in den ersten zwey Abhandlungen, mit denen er die neuerlich übertragene ordentliche Professur der Theologie auf der Universität zu Leipzig antrat, ist der Antheil, den Lælius vor

seiner ersten Entfernung aus Italien an den sogenannten Vicentinischen Collegien genommen haben soll, den Andr. Bissovazius, Christoph Sandius und Karist. Lubiniccius ihm zuschrieben. Diese Collegien sollten aus einer Verbindung mehrerer italienischer Gelehrten entstanden seyn, welche durch die Reformation-Bewegungen in Deutschland und in der Schweiz, ja vielleicht auch noch durch andere und frühere Anregungen sich ebenfalls zu einer Revision ihrer religiösen Ueberzeugungen gedrungen fühlten, und von Zeit zu Zeit zu Vicenza im venetianischen Gebiet zu einer freundschaftlichen Conferenz zusammen kamen, um sich über ihr gemeinschaftliches Streben, das für sie zur wichtigen Angelegenheit geworden war, zu besprechen und die Resultate ihrer Forschungen gegen einander auszuwechseln. Man darf sich also kein förmliches und noch weniger ein öffentliches literarisches Institut darunter denken; wenn aber solche Conferenzen jenes geheimen Gelehrten-Bundes wirklich zu Vicenza um diese Zeit — zwischen den Jahren 1534—1542 — statt fanden, und auch die Theilnahme von Valius Socin daran erweislich wäre, so dürfte man allerdings hoffen, daß auch über einige spätere Erscheinungen in der Reformation-Geschichte und zunächst in der Geschichte des Socinianismus einiges Licht dadurch verbreitet werden könnte. Schon Zeltner wünschte daher, daß man der Sage davon etwas genauer nachforschen, und sich mehr Gewißheit darüber verschaffen möchte; nachdem aber Wannfried von Gamben in seinen Anmerkungen zu dem siebenten Bande der Leipziger Universal-Chronik (1739) die Glaubwürdigkeit der Sage und ihrer ersten Referenten durch mehrere Zweifel verdächtig gemacht hatte, die auch Fueslin in seine Beiträge zu Erläuterung der Kirchen-Reformation-Geschichten des Schweizer-Landes B. III. aufnahm, so äußerte zwar der billige

und scharfsichtige Mosheim in seinen Institutionen, daß er nicht Gründe genug zu dem Verdacht finden könne, aber beschränkte dieß doch nur auf das Hauptfactum jener geheimen Conferenzen, die zu Vicenza von Zeit zu Zeit zwischen mehreren, eine Reformation des Lehrbegriffs begünstigenden Gelehrten angestellt worden seyn möchten. Für eine neue und weitere Forschung blieb also noch Stoff und Raum genug übrig, und diese hat hier der Hr. Verf. mit einem so genauen und gelehrten Fleiße angestellt, daß man schon die Acten darüber für geschlossen halten kann, denn schwerlich wird sich mehr über die Sache ausmitteln lassen, als hier herausgebracht ist, wenn nicht ein glücklicher Zufall ein bisher verborgenes Document in die Hände eines neuen Untersuchers fallen läßt. Das hier ausgemittelte läuft aber darin zusammen, daß man nicht nur keine Gründe hat, die Wahrheit der Nachricht von jenen Verhandlungen zu Vicenza zu bezweifeln, sondern daß sie durch alle Umstände der Zeit, des Orts, und der zusammenstreichenden näheren und entfernteren Folgen, auf die man in der gewissen Geschichte stößt, die höchste historische Glaubwürdigkeit erhält. Herr J. ist zwar dabey ganz auf dem Wege Mosheims geblieben, aber er ist ungleich tiefer in das specielle der Zeitgeschichte hineingegangen, als Mosheim bey seiner bloß gelegentlichlichen Untersuchung für schicklich und nöthig halten konnte. Er hat das durch besonders auch jenen Einfluß zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit erhoben, den der berufene Servet auf die Conferenzen zu Vicenza oder doch auf einige der Theilnehmer daran gehabt haben mochte, und noch wahrscheinlicher hat er es gemacht, daß auch Valius Socin Antheil daran gehabt haben — oder vielmehr genommen haben könnte. Bey dem letzten gesteht nemlich Rec. daß sich ihm das wahrscheinlichste auf

den genommenen möglichen Antheil von Lάλius zu erstrecken scheint, denn die schon von Mosheim dagegen erhobenen und besonders die von seiner Jugend hergenommenen Zweifels-Gründe scheinen ihm gegen einen wirklichen Einfluß, den er darauf gehabt haben könnte, noch ein sehr großes Gewicht zu behalten.

Dafür ist er überzeugt, daß dem Herrn J. in seiner zweyten Abhandlung die Auflösung eines chronologischen Knoten, auf die man in der Geschichte von Lάλius stößt, auf das vollkommenste gelungen ist. Man war nämlich bisher über das Jahr, in welchem Lάλius nach Wittenberg zu Melancthon kam, und über die Zeit im Zweifel, welche er in Wittenberg blieb, weil man in den Briefen Melancthons verschiedene Angaben darüber fand. Dieß wußte man gewiß, daß er im J. 1551 von Wittenberg wieder abreiste; aber nach einem Briefe Melancthons an Camerar wäre er im J. 1549 — nach einem andern Briefe an Baumgärtner in Nürnberg im Julius des J. 1550. — nach drey späteren Briefen schon im J. 1548 nach Wittenberg gekommen und also nach dem ersten zwei Jahre, nach dem andern kein volles Jahr und nach dem letzten gegen drei Jahre daselbst geblieben. Hier ist aber durch die sorgsamste Vergleichung der entscheidendsten gleichzeitigen Documente unwiderleglich dargethan, daß Lάλius zwischen dem 17 — 19. Jul. 1550. nach Wittenberg kam und zu Ende des Junius 1551. wieder abreiste, wodurch man schlechterdings genöthigt wird vorauszusetzen, daß in den ersten Brief Melancthons an Camerar ein falsches Datum sich einschlich, und in jenen spätern Briefen das trimestre seines vertrauteren Umgangs mit Lάλius, von dem er darin schrieb, von einem Abschreiber in ein triennium verwandelt wurde. Auf alle Fälle dürfen also über diesen Punct die Acten für geschlossen gehalten werden.

— —

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.

Den 10. Junius 1826.

H a l l e.

Bey Hemmerde und Schwetschke: Neues Archiv des Criminalrechts. Herausgegeben von Gallus Aloysius Kleinschrod, Hofrath und Professor zu Würzburg und Ritter des Civil-Verdienstordens, Christian Gottlieb Konapack, Oberappellationsrath und Professor zu Jena und C. F. A. Mittermaier, Geheimen Hofrath und Professor zu Heidelberg. Band VII. Stück 1. u. 2. und für das 3te u. 4te Stück — statt des während der Herausgabe mit Tode abgegangenen erstgenannten Mitunternehmers — von Friedrich Kofshirt Hofrath und Professor zu Heidelberg. 1824-1825. 742 S. 8.

Auch der vorliegende Band dieser Zeitschrift enthält eine reiche Ausbeute merkwürdiger und vorzüglicher Aufsätze. Die Zahl der Abhandlungen beläuft sich auf XXVII. deren Inhalt wir kürzlich andeuten und mit einigen Bemerkungen begleiten wollen. I. XII. und XVIII. Mittermaier Beiträge zur Lehre vom Verbrechen des Kindermordes und der Verheimlichung der Schwanger-
 E (4)

schaft. XXIII. Ebenderselbe über Herstellung des Thatbestandes des Kindermordes in Bezug auf die Todesursachen. (Die Ansichten der berühmtesten Criminalisten und die Bestimmungen der merkwürdigsten Gesetzgebungen über dieses Verbrechen werden mit der bekannten Gründlichkeit des Verf. geprüft und zu ihrer Berichtigung Winke ertheilt. Verbindet man mit diesem Aufsätze den, auch von unserm Verf. mit verdientem Beyfall angeführten, Versuch eines vaterländischen Schriftstellers: S. P. G a n s über das Verbrechen des Kindermords, so erhält man in beiden über diesen Gegenstand einen Reichthum von Untersuchungen, wie die Litteratur keines andern Volks ihn aufzuweisen hat. Der Gesichtspunkt für die richtige Beurtheilung des Kindermordes und die Gründe seiner Bestrafung werden S. 5. eben so human als scharfsinnig entwickelt. Die von einem achtungswerthen Mitarbeiter geäußerte Behauptung, daß der Art. 131. C. C. überhaupt die Tödtung eines neugebohrnen Kindes ohne Unterschied, ob es in der Ehe oder außer derselben erzeugt worden, und ohne Unterschied ob Mutter oder Vater diese Tödtung verübt hat, zum Gegenstande habe, wird S. 9. mit Gründen bestritten, die dem Scharfsinn des Verf. Ehre machen und die Praxis rechtfertigen, nach welcher diese Bestimmung bloß auf uneheliche Kinder bezogen werden soll, die jedoch schwerlich eine allgemeine Ueberzeugung bewirken dürften. Wir glauben recht gern mit dem Verf., daß dem Gesetzgeber der Fall eines neugebohrnen unehelichen Kindes durch die Mutter vorgeschwebt habe — welcher Gesetzgeber denkt bey der Bestimmung von Fällen nicht an diejenigen welche am öftesten vorkommen? — daß er aber auch die übrigen nicht ausgeschlossen habe, zeigt die in allgemeinen Ausdrücken abgefaßte Bestimmung: Item welches Weib ihre Kind das Leben vnd Gliedmaß

empfangen heft, heymlicher bößhaftiger williger weiß ertödtet u. Unfers Erachtens würde es ein Vorwurf für den Gesetzgeber seyn, wenn er, bey der Absicht einem unnatürlichen Verbrechen entgegen zu wirken, nur eine bestimmte Gattung von Fällen mit Strafe bedroht hätte. Entscheidend scheint auch hier die alte Rechtsregel einzutreten: Vbi lex non distinguit, nec nos distinguere debemus. — Ueber die, neuerdings lebhaft bestrittene, Lungenprobe findet man S. 499 u. ff. die wichtigsten Gründe und Gegenstände zusammengestellt. Sehr richtig wird bemerkt, daß sie auf jeden Fall nur Wahrscheinlichkeit gewähren könne, jedoch in keinem Falle, wo sie nur irgend möglich sey, von dem Arzte unterlassen werden dürfe. (Einige noch rückständige Untersuchungen scheinen der Fortsetzung der Abhandlung aufbehalten zu seyn.) II. Neuestes Gesetz des Kantons Bern über Kindermord, Abtreibung der Leibesfrucht und Aussetzung unbehüllicher Kinder. (Enthält manche Bestimmungen die, von der, im Eingange angekündigten, Kritik nicht ganz ohne Tadel angeführt werden dürften.) III. und IX. Kleinschrod über den Beweis durch Anzeigen in peinlichen Sachen. (Die letzte, höchst lehrreiche, Arbeit dieses um das Criminalrecht unsterblich verdienten Verfassers. Weit entfernt, den fraglichen Beweis zu verwerfen, sucht er die angemessenste Art und Weise seiner Herstellung zu begründen und vor den dabey nur gar zu leicht möglichen Mißgriffen zu warnen. Die verschiedenen Klassen von Indicien werden sorgfältig unterschieden, der Werth einer jeden derselben wird gezeigt und die Andeutung der bewährtesten Mittel, in vorkommenden Fällen sie zu entdecken oder weiter zu verfolgen damit verbunden. Viel Beachtungswerthes über die Beurtheilung aus Indicien findet sich S. 219 ff. zusammengestellt. "Die Erst-

minal-Politik und das Recht, sagt der Verf., müssen sich dahin vereinigen, daß auf Indicien nur dann eine Strafe zu erkennen sey, wenn Gewißheit und Ueberzeugung aus ihnen entsteht — wenn man nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge nichts anders annehmen kann, als daß diese That von diesem Menschen begangen ward, so daß nicht nur keine Gründe des Gegentheils da sind, sondern auch nach der gewöhnlichen Ordnung der Dinge nicht wohl können gedacht werden.“) IV. Spangenberg über das neue Criminalgesetzbuch des Staats von Louisiana. (Durch ein Decret des Senates vom 20. Februar 1820 wurde die Bearbeitung einem der Repräsentanten, Eduard Livingston übertragen. Noch ist dieses Gesetzbuch unvollendet. Doch werden die bey der Entwerfung desselben befolgten Grundsätze hier in dem Auszuge eines darüber von L. an den Senat erstatteten ausführlichen Berichts mitgetheilt, der selbst solchen Lesern die nicht überall mit dem Verf. einverstanden sind, lehrreich werden kann. Eine Menge bisher üblicher Strafen werden ausgeschlossen, selbst die Todesstrafe wird mit Gründen bestritten, aus denen gleichwohl nur so viel hervorgeht, daß sie bloß in seltenen Fällen gebraucht werden soll, eine Maxime, die sich bey dem dormaligen Standpunkte der Criminal-Rechtswissenschaft von selbst versteht. Ist Todesstrafe — bemerkt der Berichtsteller S. 91. — das einzige Mittel, ein gewisses Verbrechen, durch Abschreckung des Thäters vor der Begehung desselben zu verhüten, so hat unstreitig die Staatsgewalt die Befugniß, so lange eine Todesstrafe anzudrohen, als das Uebel welches aus dieser Androhung entspringen kann, nicht größer wird, als dasjenige Uebel, welches das Verbrechen hervorbringt.“ Die Erklärung dieses Satzes erfolgt nach dem bekannten Präventions-System, dem der Bearbeiter des Entwurfs augen-

scheinlich mit zu großer Vorliebe huldigt und nach Erfahrungen, bey denen er übersieht, daß sie durch Gegen-Erfahrungen entkräftet werden können. Die einzigen Strafen die er für das neue Gesetzbuch vorschlägt, sind einfaches Gefängniß — Arbeitshaus — Geldbußen — Dienstentsetzung — Verlust der staatsbürgerlichen Rechte auf immer oder auf eine gewisse Zeit — einsame Einsperrung während gewisser Zeiträume, die durch das Strafurtheil festgesetzt werden müssen.) V. Zuckermann über Untersuchungsführung bey Criminalfällen. (Die moralischen Eigenschaften des mit Untersuchungen dieser Art beauftragten Richters und die von ihm zu vermeidenden Klippen und Mißgriffe werden mit vieler Umsicht und Sachkenntniß entwickelt. Ueberall zeigt sich eigene Erfahrung, verbunden mit dem Besten was von Andern über diesen Gegenstand gesagt worden ist. Männer von diesen Einsichten und Gesinnungen gereichen dem Vaterlande zur Ehre. Nicht ganz unbedingt würden wir der S. 103. als eine Hauptregel angeführten Bestimmung beypflichten, daß jeder Inquisit, so lange die Untersuchung dauert in eine besondere Coje eingeschlossen werden muß, Der Verf. nimmt selbst den Fall aus, wenn bey der Untersuchung keine Nachtheile durch Collisionen weiter zu besorgen sind. Auch der S. 99, von ihm angeführte Fall, "wenn der Richter absichtlich die Untersuchung verzögert, um dem Zufalle, oder den Qualen des einsamen Arrestes das Geständniß des Angeschuldigten zu überlassen" hätte bey der Aufstellung dieser Regel eine ernste Betrachtung verdient.) VI. u. X. Cuccumus über das System eines Strafgesetzbuchs hinsichtlich der Polizey-Übertretungen. Ein Beitrag zur Beurtheilung des Baierschen Entwurfs. (Das Gute und Gelungene des Entwurfs wird nicht verkannt, doch werden Gründe aufgestellt nach denen eine nochmalige Bearbeitung gewünscht wer-

den dürfte. Die Sprache des Verf. ist hin und wieder ohne Noth mit fremdartigen Ausdrücken vermischt. Wie manches könnten seine scharfsinnigen Untersuchungen an Deutlichkeit und Anschaulichkeit gewinnen, wenn er den in dieser Hinsicht ausgezeichneten Vertrag seines unter Nr. II. genannten ehemaligen Kollegen sich aneignete!) VII. Ubergg Beiträge zur richtigen Erklärung der l. 5. Cod. ad leg. Jul. Maiestat, (Es ist nicht die Absicht des Verf. daß in dieser Verordnung vorgeschriebene Verfahren gegen unschuldige Kinder eines Verbrechers zu rechtfertigen, noch von dem Standpunkte des Rechts aus zu vertheidigen, doch sucht er den historischen und politischen Grund jener Bestimmung vollständiger als es von den bisherigen Auslegern geschah, zu entwickeln. Mit welchem Glücke? darüber dürften die Meinungen sehr verschieden seyn. Wenn der Verf., bey der Unzulänglichkeit der Quellen des Römischen Rechts, aus der Sitte andrer Völker des Alterthums und namentlich der Juden Erläuterung ableitet (S. 156.), so scheint dies die Schwierigkeit nur noch schwieriger zu machen. Wenn S. 179. bemerkt wird, die Kinder werden wegen ihrer eignen gefährlichen Gesinnung mit Nachtheilen belegt, um sie unschädlich zu machen, hierin liege nach Römischer Ansicht die Mildruth und Nachsicht, die Gesinnung der Kinder werde offenbar durch das väterliche Verbrechen: so scheint auch hier die Schwierigkeit nicht gehoben zu seyn. Väter und Kinder werden gewissermaßen für Eine und dieselbe moralische Person angesehen, ungeachtet die tägliche Erfahrung beweist, daß die Gesinnungen beider durchaus in keinem nothwendigen Zusammenhange stehen und daß selbst die Verbrechen des Vaters nicht selten durch ihre Scheußlichkeit in dem Kinde die entgegengesetzten Tugenden mit unauslöschlichen Zügen begründen. Auch der heilige Grundsatz des Römischen Rechts: Cogita-

tionis poenam nemo patitur (L. 18. D. de poenis) scheint mit jener Voraussetzung unvereinbar zu seyn. Wohin wir nur blicken, stoßen wir auf Dunkelheiten, nichts ist klar, als der Inhalt der empörenden Verfügung, von welcher die Rede ist und das Verderben des Zeitalters, in welchem sie ihr furchtbares Daseyn erhielt. VIII. XIV. XIX und XXVII. Beurtheilung der neuesten criminalischen Litteratur. Dieses Mal haben auch mehrere neu oder in neuen Ausgaben erschienenen Lehrbücher hier eine beurtheilende Anzeige erhalten. Eben so die über den neuen Entwurf zu einem Strafgesetzbuch für das Königreich Baiern erschienenen Schriften von (Spieß,) Lipowsky, Dersted, Kammerer, Thoma, Lindner, Wellner, Seuffert, von Gönner und von Wendt. Eine jede derselben wird besonders gewürdigt. Im Allgemeinen wird (S. 734.) bemerkt, daß wenn auch der Entwurf von 1822 nie Gesetzeskraft erhalten sollte, derselbe doch wieder ein wichtiger Versuch in der Gesetzgebungskunst ist, und daß die dadurch veranlaßten Verhandlungen belehrend und für Doctrin und Legislation einflußreich sind.) XI. Ueber die Beiträge zur Erörterung der Frage: in wie fern der Ehebruch amtswegen untersucht und bestraft werden kann? — Der Verf. hält es (S. 298) für einen Vorwurf der heutigen Zeit, daß man engherzig an dem bürgerlichen Charakter klebe, welchen man, wie er sich ausdrückt, gegen die positiven Grundsätze des gemeinen Rechts für die Ehe zu vindiciren sucht.“ (Hier dürfte man wünschen, daß es dem Verf. gefallen hätte sich über diese positiven Grundsätze des gemeinen Rechts etwas näher zu erklären. Unserm Bedünken nach kann es dem bürgerlichen Gesetzgeber nicht anders als zur Ehre gereichen, wenn er, bey aller Achtung für die religiösen Meinungen der Staatsbürger; in seinen gesetzlichen Bestimmungen sich genau in den Grenzen seines Berufs und seiner Befugnisse hält.) Er

scheint zu wünschen, daß man dem Richter hinsichtlich auf die amtliche Verfolgung des Ehebruchs größere Rechte verstaten möge. Doch bemerkt er selbst (S. 302.) auf bloße Gerüchte und Denunciationen hier einzuschreiten, dürfte häufig mehr zu öffentlichem Uergerniß Gelegenheit geben, als ein Fehltritt, dessen sich ein Ehegatte einmal schuldig machte, und es wäre zu befürchten, daß ein wichtiger Zweck dieser Untersuchung, Aufrechterhaltung des häuslichen Glücks, hier gerade durch übertriebenen Amtseifer nicht nur verfehlt, sondern vielleicht erst das bestehende gelöst würde. (Gerade dieses wollte die Weisheit der Gesetzgeber verhüten, welche die amtliche Untersuchung des fraglichen Verbrechens ohne vorhergegangene Klage des beleidigten Theils oder seiner Sachführer von der Sphäre der richterlichen Beschäftigungen ausschloß.) In der letzten Periode auf S. 287. scheint etwas zu fehlen, wodurch der Zusammenhang ihrer Glieder hergestellt wird. XIII. Spangenberg über die neuesten Bemühungen in Frankreich den Zustand der Gefängnisse zu verbessern. Besonders lehrreich in Rücksicht auf die Verbesserungen seit dem letzten Jahrzehnd. Mit gebührender Ruhme wird S. 338. die Société pour l'amélioration des prisons erwähnt, die sich nicht damit begnügte, aus Büchern und an Ort und Stelle Belehrung zu schöpfen, sondern auch jedermann aufforderte, ihr seine Ansichten über die Verbesserungen der Gefängnisse mitzutheilen und auf das beste Werk dieser Art eine Prämie setzte. Merkwürdig ist es, was S. 345. umständlicher erzählt wird, daß schon im 16. Jahrhundert zu Genua eine eigene obrigkeitliche Behörde unter der Benennung Protectores carcerum existirte, die von Amtswegen für dasjenige zu sorgen hatte, was in Frankreich bis jetzt nur durch einen freywilligen (die oberste Leitung der höchsten Staatsbehörde gleichwohl nicht ausschließenden) Verein edler Menschen geschah.

(Schon so mancher schöne Verein wurde seit einem Jahrzehend auf deutschem Boden gebildet. Hoffen wir, daß auch der fragliche nicht ohne Nachfolge bleiben möge!) XV. Gerstäcker, darf dem positiven Criminalrechte ein philosophischer Theil zum Grunde gelegt werden? Die Frage wird vereint beantwortet. Das Naturrecht — das wahre echte Naturrecht, heißt es S. 375, ist allerdings außer dem positiven Civilgesetze in den Fällen, worüber diese schweigen, die Norm der richterlichen Entscheidungen, allein es gilt nicht als philosophische Grundlage des Civilrechts, sondern als eine eigne, für sich bestehende Wissenschaft — als Wissenschaft der von der Vernunft gebotnen negativen Beschränkungen der von dem positiven Gesetze übrig gelassenen natürlichen Freyheit. Nach S. 387. hat ein philosophischer Theil des deutschen Criminalrechts weder eine wissenschaftliche noch gerichtliche Gültigkeit, ist also ein hors d'oeuvre, ja eine offenkundige, obwohl sehr gut gemeinte, Verfälschung der Wissenschaft. — Selbst wenn das Criminalrecht durch einen philosophischen Theil ergänzt werden dürfte, wird S. 408. bemerkt, müßte diesem Theil doch der letzte Platz angewiesen werden. Ihn dem positiven Theile vorangehen lassen, könne durchaus nichts anders heißen, als ihm vor diesem den Vorzug geben. Schon in einer Abhandlung des zunächst vorhergehenden Bandes (man sehe diese G. U. v. J. 1824. S. 1575) hatte der Verf. den Gerichtsbehörden (provisorischer Staatsverfassungen) eine Art untergeordneter gesetzgebender Gewalt bezeugt. Auch hier wird bemerkt, (S. 415.) dem deutschen Richter sey von jeher mit Bewilligung des Fürsten die Macht überlassen gewesen "tyrannische und unvernünftige Gesetze zu mildern, ja unangewendet zu lassen." Irren wir nicht, so müßte nach diesen vereinten Bemerkungen der philosophische Theil eines Lehr- oder Handbuchs des Criminalrechts von entschiedner Wichtigkeit für alle

Diejenigen seyn, welche sich durch den Standpunkt ihrer vaterländischen Gesetzgebung in die traurige Nothwendigkeit versetzt sehen, eine Art von Devotionbrecht gegen die oberste Staatsgewalt auszuüben. Hier scheint also nach den eignen Voraussetzungen des Verf. die von ihm aufgestellte Frage bejaht werden zu müssen. Ueber den Platz für dergleichen philosophische Untersuchungen dürfte sich schwerlich im Allgemeinen etwas bestimmen lassen. Auch hier macht es jeder so gut er einseht und kann. Häufigen wiederholten Versuchen wird es früher oder später gelingen, vollendetere Lehrbücher zu liefern, als diejenigen über deren Unzweckmäßigkeit der Verf. sich Klagen erlaubt. Ob sich die philosophische Grundlage im Anfange, in der Mitte oder am Ende befindet, dürfte an sich wohl sehr gleichgültig seyn, wenn sie nur, so zu reden, alle Poren des Ganzen durchdringt. Daß dieses bisher nur unvollkommen geschah, war doch offenbar nicht die Folge philosophischer Begründung sondern eines Mangels derselben. Selbst das Römische Criminalrecht, dessen humanen Bestimmungen der Verf. die verdiente Gerechtigkeit wiederfahren läßt, versiel in mehrere Folgewidrigkeiten, weil nicht alle und jede Theile des Gebäudes sich auf diese Grundlage stützten. — Wir unterdrücken eine Menge hierher gehöriger Bemerkungen, die sich uns bey dieser Abhandlung aufdringen und sehen nur noch hinzu, daß mehrere einzelne Theile derselben den Leser anziehen werden, wenn er gleich in Rücksicht auf den Hauptzweck des Verf. sich die Worte des mit auszeichneter Achtung von ihm genannten Hallischen Rechtsgelehrten aneignen dürfte: *Sicuti vero cuius libertatem relinquo, diversam et concinnioorem forsitan eligendi methodum in hoc iure enucleando, ita meo iure postulo, vt mihi quoque ea libertate frui liceat . . .* (J. H. Boehmer *Instit. iur. can. in praef.*) XVI. Spangenberg:

Justinus Gabler und seine Uebersetzung der Carolina; ein Beytrag zur criminalistischen Vittergeschichte. Enthält, außer einer Zusammenstellung der merkwürdigsten Lebensumstände dieses Verfassers, die Nachricht von einer zu Basel ohne Jahrszahl gedruckten Ausgabe seiner Uebersetzung der CCC. die, wie es scheint der von Koch aufgefundenen v. J. 1545 an Alter noch vorgeht. Angehängt ist eine Zugabe über eine noch unbekannte, ohne Angabe des Jahrs und des Orts — wahrscheinlich zu Mainz bey Jvo. Schöffler — gedruckte Ausgabe der Bambergischen Halsgerichtsordnung. XVII. v. Gönner, Soll die Untersuchung bey Verbrechen wider veräußerliche Privatrechte, wenn sie nicht mit gemeiner Gefahr verbunden sind, von Amtswegen, oder nur auf Anzeige des Beleidigten eintreten? Ein Aufsatz zu seiner Zeit, der es werth ist, die besonnenste, umsichtigste Prüfung zu veranlassen und dessen Inhalt, wenn er probehaltig befunden wird, dem Verfahren in Criminalsachen in mancher Hinsicht eine ganz neue Gestalt geben dürfte. XX. v. Weber über die verschiedenen Arten des Dolus. Der Verf. schlägt einige neue Unterscheidungen des criminellen dolus vor, von denen er glaubt, daß das Bedürfniß der Praxis sie erfordere. Uebrigens hält er es mit Recht für zeitgemäß, daß unsre neuern Strafgesetzbücher Mißgriffen aus superfeinem Theoretisiren und Trennen des in der Wirklichkeit Zusammengehörigen und Zusammenfallenden nachdrücklich begegnen (S. 578). XXI. Gesterding von Strafe und Sicherheitsmaßregeln bey bloßem Verdacht. Mit Recht wird die außerordentliche Strafe bey unvollkommenem Beweise für unstatthaft erkannt. Nur zwey Fragen, bemerkt der Verf., können einige Zweifel erregen 1. Ob nicht in geringen Fällen auf bloße Indicien gestraft werden könne? 2. Ob der Staat, wenn er nicht strafen kann, nicht wenigstens berechtigt sey, gegen die verdächtigen Si-

Sicherheitsmaaßregeln zu ergreifen. Beide Fragen werden verneinend beantwortet. Ein bloßer Verdacht, bemerkt der Verf., ist kein Beweis und wenn der Richter nicht die Macht hat, zu strafen, so kann man ihm auch nicht die Macht einräumen, dem (bloß verdächtigen) Verbrecher unter dem Namen eines Sicherheitsmittels ein Uebel zuzufügen. Uebel die auf Sicherheit des Staats gegen mögliche Gefahren berechnet sind, heißen zwar nicht Strafe, kommen aber in der Wirkung mit ihr überein. Im Falle des Zweifels zwischen Schuld und Unschuld bringt die Regel des Rechts es mit sich, daß absolutio ab instantia erfolge, die kein Recht in sich schließt, eine Freiheitsberaubung eintreten zu lassen. — Die Ausführung gehört zu den gelungensten im vorliegenden Bande.

XXII. Degen, das Römische öffentliche Verfahren in einem Criminalfalle aus Justinians Zeitalter, übersetzt aus Agathias Geschichtsbüchern. Was dem Kenner des Römischen Alterthums nie zweifelhaft scheinen konnte, aber der Aufmerksamkeit der Verfasser einiaer, selbst neuern, Lehrbücher des Römischen Rechts völlig entgangen war, wird hier in einer mitgetheilten Anklage und der darauf gefolgten Vertheidigungsrede anschaulich dargestellt. „Unsre Gesetze, heißt es in der erstern (S. 602) verordnen ausdrücklich, daß auch über die klarsten und größten Verbrechen nicht eber ein Urtheil gesprochen werden soll, bis öffentlich und mündlich darüber verhandelt worden.“

XXIV G. G ö r n e r Etwas über den Unterschied zwischen Verbrechen und Vergehen. Der Verf. sucht den im K. Baierschen Strafgesetzbuch v. J. 1813 aufgestellten und im Entwurf v. J. 1822. beybehaltenen Unterschied zu vertheidigen. Uebermals ein Beitrag zu den Acten über diese Verhandlung, deren vollständige Beurtheilung vielleicht nur noch die Vollendung eines neueren Gesetzbuchs abwartet, in welchem diese Unterscheidung durchaus nicht für

nöthig erachtet wird. XXV. Borst über die Theilnahme an einem Verbrechen und über die Nothwendigkeit, deren verschiedene Arten und Abstufungen näher zu unterscheiden. — Ueber die Lebensumstände und den Character des im J. 1819. als Professor zu Tübingen verstorbenen Verf. wird im Eingange manches Interessante bemerkt. Scharfsinn und Originalität wird freylich durch den vorliegenden Aufsatz bekräftigt, aber ihr Hauptinhalt ist ein warnendes Beispiel, wohin das Haschen nach Abtheilungen den Schriftsteller verleiten kann. Nach einer S. 698 u. f. aufgestellten Tafel gibt es nicht weniger als zwölf Arten der Theilnahme an Verbrechen, wovon jede wieder in verschiedene Grade abgetheilt ist; 1) wissentlich, positive und gleichzeitige Theilnahme 2) wissentliche, positive, vorgängige Theilnahme 3) wissentliche positive, nachfolgende Thl. 4) wissentliche negative, gleichzeitige Th. 5) wissentliche, negative, vorgängige Th. 6) wissentliche, negative, nachfolgende Th. 7) fahrlässige, positive, gleichzeitige Th. 8) fahrlässige, positive, vorgängige Th. 9) fahrlässige positive, nachfolgende Th. 10) fahrlässige negative, gleichzeitige Th. 11) fahrlässige negative, vorgängige Th. 12) fahrlässige negative, nachfolgende Th. Die erste dieser Arten hat mehrere Grade, deren bloße Nomenclatur beynähe zwey ganze Seiten ausfüllt, a) eine absichtliche, physische, unmittelbare und wesentliche b) eine absichtliche, intellectuelle, unmittelbare und wesentliche u. s. w. u. s. w. XXVI. Neues Bernisches Gesetz vom 22 Dec. 1823. zu Verhinderung betriebrischer und muthwilliger Bankrottirer (oder Geldstager wie sie in der dortigen Provinzialsprache heißen.) Auch als Beitrag zur Sittengeschichte nicht ohne Merkwürdigkeit. Daß hier wie in der unter N. II. angeführten Verordnung die Landesverweisung noch als Strafe aufgestellt wird, möchte schwerlich nachgeahmt werden. Auch läßt sich nicht absehen, wie diese Stra-

se in Vollzug gesetzt werden kann, indem auswärtige Regierungen immer abgeneigter werden, Beseuerungen dieser Art anzunehmen. — Hin und wieder haben wir einige störende Druckfehler bemerkt so muß S. 570. Z. 11. statt Besteuerung gelesen werden. Bestrafung. S. 586. statt Vermuthung: Verurtheilung.

S t r a ß b u r g.

Verlag von J. H. Heitz. Erklärung des neu aufgenommenen Topographischen Plans der, die Umgebungen des Odilienbergs, im niederheinishen Departement, einschliessenden, Heidenmauer und der umliegenden Denkmäler, von J. G. Schweißhäuser. 1825. 8. S. VI. u. 50. — An dem östlichen Abfall der Vogesen, 6 Lieues in grader Linie südwestlich von Straßburg, liegt die unter dem Namen der Heidenmauer bekannte alte Befestigung. Sie schließt die obre Fläche mehrere Berge ein, von denen einer das Kloster der S. Odilie trägt, aber so daß auch die niederen Abhänge, welche jene Berge miteinander verbinden, hineingenommen sind, und das Ganze eine in sich zurücklaufende Ringmauer darstellt. Die größte Länge derselben, von Norden nach Süden, beträgt gegen 5150 mètres, die Breite ist, bey der unregelmäßigen Gestalt des Ganzen, sehr verschieden zwischen, 70 u. 1200 mètres. Die Befestigung folgt nämlich so viel wie möglich dem Rande der Berggipfel und setzt, oft an schwindlichen Abhängen und über steilen Felswänden fortgeführt, nur das Werk der Natur fort, ohne nach einem eignen unabhängigen Plan angelegt zu seyn. Um die Eroberung derselben zu erschweren, sind an den beiden engsten Stellen Quermauern errichtet, welche das Ganze in drey Theile theilen, von denen jeder für sich vertheidigt werden konnte. Die Mauer, deren Dicke 1 Meter 70 Centimeters (über 5 Fuß) beträgt, besteht aus großen Felsblöcken, welchen man nur ungefähr die Gestalt von Quadrern gegeben hat;

die Verbindung machen an den beiden Enden in Gestalt eines Schwalbenschwanzes ausgeschnittene Keile von Eichenholz, von denen sich einzelne noch erhalten haben, die Vertiefungen aber, die sie aufnahmen, an den meisten Steinen sichtbar sind. Die Quader gehen zum Theil durch die Dicke der Mauer durch, meist aber liegen zwey Reihen neben einander, die untern Lagen bestehen aus größeren Steinen als die oberen. Die Höhe ist nach dem sehr verschiednen Zustande der Erhaltung verschieden, hie und da beträgt sie noch über 9 Fuß; ehedem soll sie 15 Fuß gewesen seyn. Ueberhaupt aber hat die Mauer an verschiedenen Stellen ein sehr abweichendes, bald roheres, bald kunstgemäßeres Ansehen; öfters wird sie ganz durch die natürlichen Felsen ersetzt, die sich am Abhange emporthürmen; oft ist man auch ungewiß, ob die Natur oder die Menschenhand die Steinmassen übereinander geschichtet. Eben deswegen wird man auch eine successive Anlage der Befestigung annehmen müssen. Niemand, der an die Regelmäßigkeit Römischer Bauten gewohnt ist, wird dem Verf. dieser Abhandlung darin widersprechen, daß die Ringmauer ursprünglich keine Anlage der Römer, sondern der Gallier sey. Zugleich kann man sich dieselbe, der Rauheit der Gegend und des Mangels an Wasser wegen, nicht als einen beständigen Aufenthaltsort, sondern nur als eine Zuflucht bey fremden Einfällen denken; Ref. meint, daß besonders das Vordringen der Germanen, namentlich der Tribokker, die alten Einwohner zur Befestigung dieser Felsen antrieb. Auch hat der Verf. bey seiner Untersuchung der Gegend an der Westspitze des südlichsten Theils der Ummauerung zwey Denkmäler, eine künstliche Felsengrotte und einen bedeckten Gang zwischen Felsen, entdeckt, die sich, durch Vergleichung andrer Monumente im innern Frankreich, deutlich als Celtisch und Druidisch ausweisen. Jedoch führen allerley Umstände den Verf. auf die Vermuthung, daß von dieser ursprünglichen Anlage nur noch die roheren Stük-

fe der Mauer und besonders der Unterlage derselben herkommen, daß aber die durch Schwalbenschwänze verbundene Quader der Römischen Zeit zugeschrieben werden müssen. Die Römer bedienten sich öfter dieses Mittels der Verbindung; auch hat man nach einem gültigen Zeugnisse Römische Münzen in der Mauer gefunden, endlich hat die Ueberlieferung des Mittelalters, daß der Kaiser Maximian auf der Stelle der Abtey der S. Odilie ein festes Schloß habe erbauen lassen, alle Wahrscheinlichkeit für sich, da grade damals der Andrang der Alemannen die Wiederherstellung einer großen Anzahl von Festungswerken längs der ganzen Rheingränze veranlaßte. Auch scheinen mehrere andre Befestigungen in der Nähe, auf dem Köpfel, dem Heidenkopfe, im Breuschthal, Römischen Ursprungs zu seyn; hier sind die Mauern gewöhnlich aus zwey Wänden aus größern Steinen, deren Zwischenraum mit kleinern gefüllt ist, zusammengesetzt. Augenscheinlich Römisch ist auch die gepflasterte Straße, welche vom Dorfe Ottenrot nach dem mittlern Theile der Ummauerung hinaufführt; dem Plane zufolge ist sie so angelegt, daß die auf ihr vordringenden Feinde die rechte, durch keinen Schild geschützte Seite den Geschossen der Vertheidiger auf der Mauer bieten mußten; was bey antiken Befestigungen sehr häufig beobachtet ist. — Daß von dieser Darstellung die frühern bedeutend abweichen, in welchen zum Theil eine fortlaufende Mauer längs des ganzen Höhenzugs angenommen wurde, während sich nur einzelne Ummauerungen finden, hat seinen Grund in den ungenauen Plänen, mit denen man sich begnügte, namentlich dem auch von Schöpflin wiederholten, zu Laguelles Elsassischer Geschichte gehörigen. Die Mittheilung eines sehr genauen auf triangometrischen Messungen beruhenden von Thomassin ist das Hauptverdienst dieser Schrift, welche übrigens besonders Reisenden zum Wegweiser zu dienen bestimmt ist, und diesen Zweck vortrefflich, aber auch mehr als diesen, erfüllt.

R. D. M.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. S t ü c k .

D e n 12. J u n i u s 1826.

G ö t t i n g e n .

Bey Dieterich 1826: Jacob Grimms deutsche Grammatik. Zweyter Theil. XII u. 1021 Seiten in groß Octav.

Einer Ankündigung bedarf dieser zweyte Theil nicht; denn alle diejenigen, die an grammatischen Untersuchungen, wie sie hier, und nur hier zu finden sind, Antheil nehmen, haben die Fortsetzung des vortrefflichen Werkes so begierig erwartet, daß sie ohne Zweifel bereits in ihren Händen ist. Noch weniger bedarf das Buch unserer Anpreisung; die Vereinigung von Gelehrsamkeit und Scharfsinn, welche nicht nur der deutschen sondern jeder Grammatik eine feste Grundlage bereitet und den Riß zur Errichtung des Gebäudes vorgezeichnet hat, ist längst allgemein anerkannt, anerkannt selbst von dem nicht eben ganz unbefugten Adelstolze unerblicketer Hellenisten und Latinisten. Wenn aber auch Ankündigung und Anpreisung gleich überflüssig sind, so ist es doch Bedürfniß und Pflicht für uns, einem so verdienten Mitgliede unserer Gesellschaft, wie Hr. Bibliothekar Grimm ist, öffent-

M (4)

lich unsere Freude zu bezeigen über die glückliche Vollendung dieses zweyten Theiles seines Werks, und öffentlich ihm zu danken für den reichen und wohlgeordneten Schatz von Forschungen und Entdeckungen, den er in demselben niedergelegt hat. Auch wird uns ja überall nur selten das Glück zu Theil, der kleinen Zahl gediegener und unvergänglicher Werke ein neues anreihen und durch die Anzeige desselben unsere Blätter schmücken zu können.

In das Einzelne zu gehen, ist bey einem Buche, in welchem so Vieles aufgeschichtet ist, unmöglich; indessen haben diejenigen unserer Leser, die im Allgemeinen zu erfahren wünschen was auch außerhalb des wissenschaftlichen Kreises vorgeht, in welchem sie zu Hause sind, das Recht eine kurze Anzeige dessen zu erwarten, was hier zu suchen und zu finden ist. — Der erste Band dieses Werkes enthielt im ersten Buche die Buchstaberlehre, im zweyten die Lehre von den Wortbiegungen. Die Lehre von der Wortbildung, die den Gegenstand des dritten Buches ausmacht, zeigte sich, wenn sie so gründlich und erschöpfend abgehandelt werden sollte, als ihre Wichtigkeit verdient, und ihre bisherige Vernachlässigung, die auch den griechischen und lateinischen Grammatiken zur Last fällt, es erfordert, von so weitem Umfange, daß es dem Verf. nicht möglich war, sie ganz in diesen Band zu bringen. Er liefert daher in diesem zweyten Bande nur drey Kapitel des dritten Buches, das erste von der Bildung durch Laut und Ablaut, das zweyte von der Ableitung, das dritte von der Zusammensetzung. Das übrige von der Wortbildungslehre, so wie die Syntax, bleiben dem dritten Bande vorbehalten. I. Bildung durch Laut und Ablaut, S. 5 — 89. Starke ablautende Vollwörter, früher höchst unpassend unregelmäßige Verba genannt, machen, wie es scheint, die Grundlage aller unserer Wörter aus. Die Zahl dieser starken Voll-

wörter kann nicht vermehrt werden, hat sich aber im Laufe der Zeit vermindert, und sehr stark vermindert. Noch vor wenigen Jahrhunderten sagte man bille, ball, bullen, gebollen, später, in schwacher Form, bellen, bellte. Eine Menge solcher Verschwachungen trat vor der Zeit ein, in der unsere schriftlichen Sprachdenkmale anfangen. Der Verf. gibt demnach zuerst ein Verzeichniß der verbliebenen starken Bollwörter und einiger der vornehmsten durch Laut und Ablaut von ihnen entsprungene Wörter. Dann wird eine Reihe untergegangener starker Bollwörter aufgeführt, deren früheres Daseyn aus den durch Laut und Ablaut auf sie zurückweisenden Wörtern mit mehrerer oder minderer Sicherheit folgt. Endlich bleibt noch eine bedeutende Zahl von Wörtern übrig, die keine Verhältnisse des Lautes und Ablautes darbieten, und die der Verf. verweirte Wurzeln nennt. — II. Ableitung. S. 89—405. Ableitung heißt dem Verf. die zwischen Wurzel und Flexion eingeschaltete, an sich selbst dunkle Mehrung des Wortes, kraft welcher der Begriff der Wurzel weiter geleitet und bestimmt wird. Diese Ableitung ist 1. rein vocalisch, 2. rein consonantisch, 3. gemischt; die dritte scheint der zweyten immer vorausgegangen zu seyn, oder, mit andern Worten, Ableitungen, die jetzt rein consonantisch erscheinen, setzen einen syncopierten Vocal voraus. Es gibt einfache, zweyfache, dreyfache, vierfache Ableitungen: unser heutiges Drechsler löset sich in drâh-is-al-ar-i auf. III. Zusammensetzung, S. 405—985. Aneinanderfügung zweyer deutlichen Wörter heißt Zusammensetzung. Werden mehr als zwey Wörter verbunden, so entstehen decomposita. Die Zusammensetzung ist entweder eine eigentliche, die sich nicht in ein Casus- oder Präpositionsverhältniß auflösen läßt (z. B. Weinstock), oder eine uneigentliche, bey der sich eine solche Auflösung dar-

bietet (z. B. Tageslicht). Die eigentliche Composition geschieht in der frühesten Periode der Sprache mittelst des Compositions = Vocals, welcher a, später e, ist, sich im gothischenfast überall findet, allmählich verschwindet, im neuhochdeutschen sich nur höchst selten noch zeigt (z. B. Tagesreise). Die Entdeckung dieses Compositions = Vocals ist von der größten Wichtigkeit auch für andere, nicht deutsche, Sprachen. Er wird (S. 966.) auch im Lateinischen nachgewiesen, wo er i lautet (stellifer, municeps, carnivorus, corniger etc.), und im Griechischen, wo er o lautet (ἡμεροφύλαξ, ῥοδοδάκτυλος, χειρομαντεία, γυμνοπόδης etc.), so wie im Slavischen, wo er gleichfalls o lautet. In wie fern ein solcher Bindungsvocal auch dem Sanskrit zukomme, ist Borr. S. VIII. berührt. Einen Casus, wäre es auch ein verlornen, darin zu erkennen, verbietet der Begriff, der durch das eigentlich zusammengesetzte Wort bezeichnet wird. — Aus dem s des Genitives, als welcher der un- eigentlichen Zusammensetzung am häufigsten dient, ist im neuhochdeutschen für gewisse Fälle, endlich sogar ein Analogon von Compositionsbuchstaben für eigentliche Composition entstanden (z. B. Liebedienst), welches s S. 954. ausführlicher abgehandelt wird. (Hoffentlich wird diese Auseinandersetzung die Folge haben, daß wir künftig mit den vorschneellen Verbesserungen verschont werden, welche seit einigen Jahren umher spuken, und vorzüglich die Abdrücke der Schillerschen Werke verunstalten.) Bey der Untersuchung was für Arten von Wörtern mit einander theils eigentlich theils uneigentlich zusammen gesetzt werden können, ergibt sich, daß eine Zusammensetzung zwischen Substantiv und Verbum durchaus nicht statt findet. Participle und Infinitiv können beareiflicher Weise weder als Ausnahme von dieser Regel noch als Einwendung gegen sie angesehen werden. Vollwör-

ter wie rathschlagen und dergl. sind aber immer von zusammengesetzten Substantiven abgeleitet, und eben daher auch immer schwach: man sagt ich schla-ge, ich schlug, aber ein Präteritum rathschlug ist unerhört und unmöglich, und Theil nehmen gar keine Zusammensetzung. Nicht ungewöhnlich dage-gen sind die Zusammensetzungen des Wollwortes mit dem Nomen (Schaltjahr, Schreibtisch, schwach-haft ic); sie sind immer eigentlich. Die Partikeln verbinden sich mit Nomen sowohl als Verbum, und diese Zusammensetzung ist immer uneigentlich, folg-lich ohne Compositions-Vocal; eben so die Compo-sition der Zahlwörter und ganzer Redensarten. — Von den tiefen Blicken in das Innere der Spra-che, welche vorzüglich die jedem Abschnitte ange-hängten Schlußbemerkungen kund thun, sagen wir kein Wort: die Uebersicht, die wir hier gegeben haben, wird um so verdienstlicher seyn je unbefrie-digender sie ist; das Buch selbst wird keinen Leser unbefriedigt lassen, vielmehr wird er immer wie-der zu demselben zurück kehren, und nichts ange-legentlicher wünschen als daß ein so vortreffliches, in seiner Art einziges Werk eben so glücklich, wie es bis jetzt aufgeführt worden ist, auch vollendet werde.

L o n d o n.

Journal of a ten months residence in New Zealand by Richard A. Cruise, Esq. Major in the 8th Rgt. Foot. Second edition London 1824. 327 S. 8.

Die Insel oder Inselgruppe von Neu-Seeland ist zwar oft besucht worden; aber wenig ist man in das Innere gekommen; und der bekannte Cha-racter der Einwohner, die als Cannibalen berüch-tigt sind, erschwerte die Bekanntschaft mit ihnen. Der Verf. dieser Reise, der mit dem Schiffe Dro-medar, das bestimmt war Bäume zu Masten dort

zu fällen, hinging, hielt sich zehn Monate dort auf, und hatte Zeit und Gelegenheit die Bewohner genauer kennen zu lernen. Allerdings ist seine Schrift daher ein wichtiger Beytrag zu der dortigen Völkerkunde. Indes ist sie in der Form eines Journals verfaßt, wovon die Anzeige immer Schwierigkeiten hat; da so vieles oft wiederholt wird, und vieles keine Wichtigkeit für die Leser haben kann. Wir werden daher dasjenige herauszuheben suchen, was für die genauere Kunde und den jetzigen Zustand des Volks erheblich ist; denn tief in das Innere des Landes einzudringen erlaubte schon der Zweck des dortigen Aufenthalts nicht. Die Cowry Bäume (eine andere Benennung oder botanische Beschreibung kommt nicht vor), die zu den Masten brauchbar sind, erhalten hier eine solche Höhe, daß oft erst hundert Fuß von dem Boden die Zweige anfangen; und man fand Stämme die vierzig Fuß im Umkreise hatten. Sie wachsen in einer nicht unbedeutenden Entfernung von der Küste; und nicht bloß das Fällen, sondern auch noch der Transport ans Schiff, hatte große Schwierigkeiten. Mit den Eingebornen schloß man Contracte; sie leisteten aber wenig und nur ungern Hülfe. Es ist aus den frühern Reisen bekannt, daß die Neu-Seeländer, wenn gleich Canibalen, darum doch in ihren Kunstfertigkeiten so weit vorgerückt sind, wie irgend ein andres Inselvolk der Südsee. Die Engländer haben zwar von Sidney Cove aus Missionen unter ihnen angelegt; (der Director Mr. Marsden, der selber früher in Neu-Seeland gewesen war, begleitete von Port Jackson aus das Schiff wieder dahin) es scheint aber nicht, daß sie viel ausgerichtet hätten. Die wichtigsten Veränderungen, welche durch die Bekanntschaft mit den Briten dort erfolgt sind, ist die Einführung des Kartoffelbaus (Potatoes) und des Feuergewehrs. Die Einführung des erstern, der jetzt ziemlich sich verbreitet zu haben scheint, hat aber keinesweges die

Sitte des Menschenfressens verdrängt; und sie beschränkt sich nicht bloß auf die Kriegsgefangenen, oder im Gefecht erschlagenen, sondern erstreckt sich auch auf Andre; besonders Sklavinnen und Kinder. Die Engländer sahen während ihrer Anwesenheit unzweydeutige Beweise davon; wenn gleich die Eingebornen es zu verheimlichen bemüht waren. Nach Pulver und Schießgewehr ist die erste Nachfrage; auf andere Europäische Artikel wird wenig Werth gelegt; sie wissen aber mit dem Schießgewehr nur schlecht umzugehen. Die Insel scheint stark bevölkert; die Einwohner theilen sich in Stämme, die unter ihren Oberhäuptern stehen; aber sich häufig bekriegen. Man sah bey einer Volksversammlung über zwey Tausend auf Einem Platze beisammen. Es ist allerdings ein schöner Menschenschlag; von bräunlicher Farbe und hoher Statur; allein das Gesicht wird bey den Männern durch das starke Tattouiren entstellt; worüber genauere Nachrichten gegeben werden; bey den Weibern weniger. Die letztern, deren Lebensart, so lange sie unverheyrathet sind, sehr frey ist, zeigten große Anhänglichkeit an die weißen Männer. Ein Mädchen, deren Liebhaber, ein Soldat, wegen Verdacht eines Mordes in Eisen gelegt war, war nicht aus seinem Gefängniß wegzubringen; und erklärte, daß sie sich selbst entleiben werde, wosern Er gehangen würde. Die mildere Behandlung, die sie von den Europäern erfuhren, mochte viel zu dieser Anhänglichkeit beitragen. Aber auch ein junger Mann von der Besatzung faßte eine solche Leidenschaft für die Tochter eines der Häuptlinge, daß er desertirte; und selbst zum zweytenmal, als man durch eine List seiner habhaft geworden war. Man fand ihn mit seiner Geliebten — auf Neuseeländisch — Nase an Nase; und heulend und schreyend als sie sich trennen mußten. Der Ausdruck der Leidenschaften ist bey den Neuseeländern, wie bey allen Barbaren, äußerst heftig; aber das Sonderbare ist, daß der Ausdruck der

Freude und des Schmerzens derselbe ist. Als die von Port Jackson zurückgebrachten Neuseeländer von ihren Angehörigen an Bord begrüßt wurden, heulten sie, als wenn man sie scheiden wollte. Das Volk theilt sich in zwey Classen, die Freyen, und die Tukies, oder Sklaven. Beyde sind auch in ihrem Aeuffern so verschieden, daß man sie für verschiedene Stämme zu halten geneigt seyn muß. Die letzten sind zum Theil ganz schwarz, und von mittlerer Statur. Es ist also eine ähnliche Verschiedenheit als bey den hohen und niedern Classen in Indien. Dem Tukies räumt man auch kein Leben nach dem Tode ein. Bey den Vornehmen ist Vielweiberey allgemein; aber Eine Frau hat dorten einen Vorrang vor den übrigen. Stirbt der Mann eines gewaltsamen Todes, so ist es Sitte daß die Erste Frau sich selber erhängt. Bey ihrem Ackerbau haben sie kein anders Werkzeug als einen hölzernen Spaten. Sehr geschickt sind sie in dem Gebrauche der Art; wie man bey dem Fällen der Bäume sah. Der Anblick der Ochsen und ihres Gebrauches zum Transport der Bäume erregte das größte Erstaunen. Weit aus dem Inneren der Insel kam man her, um "die großen Hunde" zu sehen, welche die weißen Männer gelandet hatten. Die gewöhnliche Kleidung bestehet aus Zeug aus dem Neuseeländischen Flachs; die Geschicklichkeit der Neuseeländer in der Verfertigung und dem Gebrauch ihrer Canots ist aus früheren Reisen hinreichend bekannt. Nach allem, was wir hier lesen, ist klar, daß die Bekanntschaft mit den Europäern noch keine große Wirkung auf die Neuseeländer hervorgebracht hat. Auch hier bestätigt sich die Erfahrung, daß eine solche Veränderung ohne die Einführung des Christenthums nicht statt findet; so lange daher die Neuseeländer dieser widerstreben, scheint auch keine gegründete Hoffnung zu seyn, daß sie ihre Lebensweise verändern, und auch nur der Menschenfreserey entsagen werden.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. Stück.

Den 15. Junius 1826.

G ö t t i n g e n .

Historische Werke von A. H. V. Heeren; Dreyzehnter Theil XVI. u. 544 S. mit einer Charte und zwey Grundrissen. Vierzehnter Theil XVIII. u. 442. S. mit einer Charte und einem Grundrisse, 1826. Auch unter dem Titel: Ideen über die Politik, den Verkehr, und den Handel, der vornehmsten Völker des Alterthums. Africanische Völker II. Theil, Erste Abtheilung: Einleitung, Carthager, Aethioper. Zweyte Abtheilung: Aegypter. Vierte sehr verbesserte und umgearbeitete Ausgabe. — Wir haben die drey Theile der vorigen Lieferung, welche die Asiatischen Völker umfasset, im vorigen Jahre 1825. St. 27. angezeigt; und glauben dasselbe mit den beiden jetzt erschienenen über die Africanischen Völker thun zu müssen, um so wie dort den Zuwachs und die Veränderungen bemerklich zu machen, welche sie in dieser neuen Ausgabe, die bekanntlich zugleich die zwente Hälfte der sämtlichen Historischen Werke des Verf. ausmachet, erhalten haben. Die Völker sind zwar,

N (4)

wie es nicht anders seyn konnte, dieselben geblieben; die Veränderungen aber sind in diesen beiden Theilen grösser als in einem der früheren; da sie sich nicht bloß auf einzelne Zusätze beschränken; sondern ganze Abschnitte Umarbeitungen erfordert haben. Zehn Jahre waren seit der vorigen rechtmäßigen Ausgabe, der dritten, verflossen; es war hier, wie immer, das Ziel des Verf. alle die Bereicherungen zu benutzen, welche seit dieser Zeit die Erd- und Völkerkunde von Afrika erhalten hat, um dadurch über das Alterthum dieses Welttheils ein helleres Licht zu verbreiten; und wie groß und mannigfaltig diese Bereicherungen sind, ist allgemein bekannt. Der Weg, den der Verf. betritt, das Alterthum aus der Gegenwart zu erläutern, ist an sich nicht neu; er ist derselbe, den einst für die Aufhellung des jüdischen Alterthums J. D. Michaelis betrat; man weiß mit welchem Beyfall; da selbst zu seiner Beförderung große Reiseunternehmungen von Regierungen angestellt wurden. Wenn man jetzt auf diesem Wege weiter vordringen kann, so verdanket man dies den kühnen Entdeckern, welche den Nebel der auf jenen Ländern und ihren Denkmälern ruhte, mit so viel Muth und Glück zerstreut haben. Die Methode muß durch ihre Resultate sich selber rechtfertigen. Der dreizehnte Theil enthält nach den allgemeinen Vorerinnerungen über Africa, zuerst die Carthager. Die Untersuchungen über dieses merkwürdige Volk haben besonders in den Abschnitten über die Verfassung, und über den Handel, wichtige Verbesserungen und Zusätze erhalten. Der erste dieser Abschnitte ist größtentheils umgearbeitet; der andre hat neue Aufklärungen, vor allem durch die Reisen des General Minutoli, und des Capitain Lyon erhalten. Das Areal des alten Ammonium konnte jetzt, aus der Reise des erstern, mit seinen Monumenten im Grundriß dar-

gelegt werden, mit der örtlichen Bezeichnung und Bestätigung aller Angaben von Herodot. Ueber die Wohnsitz der Aethiopen und Atlanten haben die Nachrichten von Lyon, und Denham, die früheren Bestimmungen des Verf. bestätigend, ein helleres Licht verbreitet. — Auf die Carthager folgen die Aethioper. Die Untersuchungen über dieses Volk, seine Wohnsitz und Denkmähler, haben die größten Erweiterungen erhalten; Dank den Werken eines Burkhart, Belzoni, Gau und Cailliaud. Die unter dem Namen der Aethioper begriffenen Völker sind jetzt genauer unterschieden; in so fern sie besonders Arabischen oder Libyschen Ursprungs waren. Der Verf. hält sich jetzt überzeugt, daß der Aegyptische Stamm, wenigstens der höhern Casten, derselbe mit dem noch vorhandenen, aber freylich tief herabgewürdigten, der Nubier sey; ohne deshalb einzelne Einwanderungen läugnen zu wollen, die von Arabien gewiß, vielleicht auch von Indien herübergekommen sind. Aber nach der Ueberzeugung des Verf. war das im Nilthal verbreitete Hauptvolk ein einheimisches; so wie seine Cultur, an seine Religion, den Ammon-Cultus, geknüpft, in seiner Ausbildung ein einheimisches Product war; selbst wenn auch Fremde einigen Einfluß darauf gehabt haben sollten. Der zweyte Abschnitt der Staat von Meroë und die Monumente, zerfällt von selbst in die Untersuchung über die Monumente von Nubien und die von Meroë; und ist fast ganz neu gearbeitet. Die Monumente von Nubien kennen wir jetzt durch das classische Werk von Gau fast genauer als die Aegyptischen; durch sie erscheint Nubien, bis zum zweyten Cataract hinauf, gleichsam als Fortsetzung von Aegypten; allenthalben haben an den Mauern seiner Monumente die Pharaonen ihre Namen und Thron verewigt; wenn auch die Monumente selbst zum Theil aus einem höhern Alter einen andern Ur-

sprung verrathen. — Den Schleyer, der die Monumente des alten Meroe bedeckte, hat Caillaud gehoben; selbst das Areal der alten Stadt mit ihren Tempeln und Pyramiden, so wie das des großen Tempelbaus in dem benachbarten Masfurah, welchen der Verf. für den alten Ammonstempel hält, hat im Grundriß beygefügt werden können. Die Bruchstücke aus der Geschichte dieses uralten Reichs, die bis ins mythische Zeitalter zurückgeführt wird, sind sorgfältig geordnet. Sehen wir sie doch zum Theil auf den Monumenten abgebildet; selbst seine Besiegung durch Sesostris, welche das große von Gau abgebildete Relief von Calabsché, die Darbringung der Beute mit der gefangenen, um Gnade für ihre Söhne flehenden, Königin enthaltend, unverkennbar darstellt. Der letzte Abschnitt über den Handel von Aethiopien hat aus Burkhardt die meisten Aufklärungen erhalten; wenn der Verf. früher den Priesterstaat von Meroë zugleich als einen uralten Handelsstaat schilderte, so wird man jetzt in diesem Reisenden, dessen Name Autorität ist, die volle Bestätigung finden. Ja! was der Verf. freylich nicht ahnden konnte, — noch jetzt steht, wenige Meilen nördlich von dem alten Meroë, in dem kleinen Staat von Damer ein solcher, den Caravanenhandel leitender, Priesterstaat da; nur daß natürlich der Islam an die Stelle des Ammon-Cultus getreten ist. Die alten Handelsstraßen, sowohl nach Aegypten, als nach dem Arabischen Meerbusen sind auf der neuen, nach einem größern Maßstabe verfertigten Chartre des alten Africa, so wie die Carthagischen, sorgfältig angegeben.

Der vierzehnte Theil, den Aegyptern gewidmet, (gleichfalls mit einer neuen Chartre Aegypten und Nubien bis zum zweyten Cataract darstellend) muß gleichsam als Fortsetzung des vorigen betrachtet werden. Er ist fast zur Hälfte um-

gearbeitet. Die Geschichte Aegyptens unter den Pharaonen ist an Monumente geknüpft. Der Vf. glaubte daher in der Vorrede den Character und das Eigenthümliche einer solchen Geschichte entwickeln zu müssen. Die Einleitung handelt von der Aegyptischen Schrift, nach den neuesten in Frankreich gemachten Entdeckungen. Der Verf. erklärt sich aus angeführten Gründen für die Methode des Hrn. Champollion, ohne deshalb sofort jede seiner einzelnen Entziefierungen verbürgen zu wollen. Er bittet aber ausdrücklich zu bemerken, daß von ihm keine weitere Anwendung davon gemacht ist, als daß einige der gelesenen Pharaonen = Nahmen in dem Abschnitte über Theben historisch angeführt worden sind. Er selbst hat sich aller Hieroglyphen = Deutungen enthalten; die überhaupt für seine Zwecke nur in so fern wichtig sind, als sie der Geschichte Stoff darbieten. Eben deshalb können auch die neuesten Versuche des Herrn Prof. Seyffarth, dessen Rudimenta Hieroglyphices dem Verf. erst nach vollendetem Druck seines Werks zur Hand kamen, mit seinen Untersuchungen in keine Berührung kommen, da sie nichts historisches, sondern nur Uebersetzung einiger Hymnen als Ausbeute geben. Die Untersuchung selbst zerfällt, statt vormals in drey, jetzt in fünf Abschnitte, von denen wir nur den dritten neu hinzugekommenen: der Staat von Theben und die Monumente, bemerklich machen wollen. Das Areal des alten Thebens und seiner Monumente ist auch diesem im Grundriß vorgelegt. Nach der Schilderung von diesen hat es der Verf. versucht das Gemälde dieses alten Staats in seiner glänzenden Periode, während der achtzehnten und neunzehnten Dynastie des Manetho, zwischen dem 15. bis etwa 13. Jahrhundert vor dem Anfange unsrer Zeitrechnung zu entwerfen, indem

er seinen Umfang, (wovon er die bloß vorübergehenden Eroberungen unterscheidet,) seine Verfassung, Einkünfte, Kriegsmacht, und seine sehr wechselnden Verhältnisse zu Neroö zu bestimmen sucht. Mit welchem Erfolge bleibt den Lesern zu beurtheilen. Hier sey es ihm nur erlaubt noch ein Wort über seine kritischen Grundsätze, in Beziehung auf die drey Hauptschriftsteller, Herodot, Diodor und Manetho, hinzuzusetzen. Den Lesern dieser Blätter kann es nicht unbekannt seyn, aus einer Reihe von Abhandlungen die er seit mehr als zwanzig Jahren der R. Societät vorlegte, wie sein kritisches Bestreben stets dahin geht, die vorhandenen Nachrichten der Schriftsteller auf ihre letzten Quellen, so viel möglich, zurückzuführen. Dieß ist in seinem Auge Kritik; weil nur dadurch das wahre Fundament der alten Geschichte untergelegt werden kann; nicht aber durch einen bloßen Haufen von Citaten. Indem er diese Methode auch auf die Aegyptischen Nachrichten jener Schriftsteller anwandte, kam er zu dem, in seinen Augen wichtigen, Resultat, daß ihre historischen Nachrichten zwar sämmtlich aus der Aegyptischen Priestersage (worunter wir zugleich ihre schriftlichen Nachrichten begreifen,) abgeleitet seyen; aber aus der dreyfachen Priestersage, wie sie sich in dem Priestercollegio zu Memphis, (diese hat Herodot;) zu Sycken, (diese hat Diodor;) und zu Heliopolis, (diese hat Manetho) also den drey Hauptplätzen der Priestercaste fand. Die Beweise und Folgerungen mag man in dem Werke selbst nachlesen. Daß bey diesem und dem folgenden Abschnitte über den Kunstfleiß und Handel der Aegypter die Werke von Belzoni und Minutoli und andern nicht vernachlässigt worden sind, werden die Leser leicht erwarten. Zu den neuen Beylagen gehören auch noch die: über den Character der Theocratie,

und über die Handelswege des alten Africa; letztere mit bloßer Anführung der Beweisstellen um jeden Leser in den Stand zu setzen selbst zu urtheilen.

Wie weit nun durch dieses Alles das Gebiet der Weltgeschichte erweitert und aufgehellert worden ist, und welche Wichtigkeit sie ihnen beylegen wollen, muß der Verf. den Lesern zu bestimmen überlassen. Unsere Väter haben freylich gelebt und sich satt gegessen, ohne etwas von den Denkmählern von Meroë und Ammonium zu wissen, wie sie ja auch nichts von den neuen Planeten, dem Schnabelthiere und dem Gaius, wußten. Dem Verf. hat es immer geschienen, daß neben der Erforschung der Planetenbahnen, auch die der Bahnen des Welthandels der Aufmerksamkeit werth seyen; und noch hat es ihn nicht gereut, diese zum Ziele seiner historischen Forschungen gemacht zu haben.

Die nun noch übrige Lieferung wird den Europäischen Völkern gewidmet seyn.

P a r i s

Rerum Gallicarum et Francicarum scriptores; ou Recueil des Historiens des Gaules et de la France. Tom. XVIII. contenant la seconde livraison des monumens des règnes de Philippe Auguste, et de Louis VIII. depuis l'an MCLXXX jusqu'en MCCXXVI. par Michel Jean Joseph Brial, ancien Religieux Benedictin du St. Maure, Membre de l'Institut de France, et de la Legion d'honneur. 1822. Fol. XXVI und 900 Seiten

Wir haben bereits bey der Anzeige der beiden

vorhergehenden Bände der großen Sammlung unser Urtheil über ihre Einrichtung gefällt (G. g. A. 1815. St. 45. und 1819. St. 99.) worauf wir uns beziehen. Da in dem vorigen Bande die Englischen Annalisten mit hereingezogen waren, so ist dieses auch in dem gegenwärtigen geschehen. Es sind aber nicht die ganzen Schriftsteller aufgenommen, sondern Auszüge aus ihnen; außerdem Briefe und andere Documente. So ist die Zahl so groß geworden, daß das Verzeichniß aller sechs Folioseiten einnimmt; und wir uns also begnügen müssen, das zum erstenmal Gedruckte auszuheben. Dabin gehört: Giraldi Cambrensis de instructione principis, ad Ludovicum Regis Philippi filium; Anonymi continuatio Annalium Rogeri de Hoveden; Bernardi Iterii Chronicon Lemovicense; eine Fortsetzung von Ville Hardouin Histoire de la conquête de Constantinople; und einige kleinere Chroniken; so wie auch einzelne aus vollständiger Hand-
schriften supplirt sind. Die in diesem Bande enthaltenen Stücke beziehen sich auf die damals der Englischen Herrschaft unterworfenen Theile: Aquitanien, Poitou, Limosin, Anjou, Bretagne und Normandie. Ferner in Belgien, Flandern, Lüttich, und Lothringen; endlich wieder in Frankreich Reims, Piccardie, Soisson, Auxerre und Bourgogne. Die südlichen Provinzen, die der Schauplatz des Kriegs mit den Albigenfern waren, bleiben dem nächsten Bande vorbehalten. Statt einer sonst gewöhnlichen vorgesezten gelehrten Abhandlung enthält die Vorrede eine critische Uebersicht der gelieferten Stücke, französisch und lateinisch. Die übrige Einrichtung und die Indices sind wie in den vorigen Bänden.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

95. Stück.

Den 17. Junius 1826.

G ö t t i n g e n .

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Das Verhältniß von Seele und Leib, Philosophen und Aerzten zu wohlwollender und ernster Erwägung übergeben von Dr. Friedrich Eduard Beneke. (XXXII u. 301 S. gr. 8.)

Daß die Lösung der in dem Titel bezeichneten Aufgabe für alle Wissenschaften und Künste, welche die menschliche Seele oder den menschlichen Leib zu ihrem Gegenstande haben, von ausnehmender Wichtigkeit sey, darüber ist wohl unter allen Gebildeten nur Eine Stimme; gar sehr getheilt aber sind die Stimmen, ob diese Lösung auch möglich sey; und nachdem in der neueren Zeit von den so schnell auf einander gefolgten Systemen mancherley entgegengesetzte Hypothesen über das Verhältniß von Seele und Leib aufgestellt worden sind, scheint jetzt der größere Theil der Forscher die Bestimmung desselben für das menschliche Erkenntnißstreben durchaus unerreichbar zu halten, und daher denn auch nicht weiter um dieselbe sich bemühen zu wollen. Der Verf. der vorliegenden Schrift ist die:

ser Meinung nicht. Vielleicht, sagt er in der Einleitung, daß man nur den Gang, welcher zu dem edlen Metalle führen soll, nicht tief genug angelegt hat. Unsere Seele nehmen wir durch das unmittelbare Bewußseyn wahr, unseren Körper durch die Sinne. Stellen aber auch wohl diese beiden Wahrnehmungen das in ihnen Wahrgenommene auf gleiche Weise dar? oder nicht vielmehr auf verschiedene? so daß wir bey dem Bestreben, ihre Anschauungen unmittelbar mit einander in Verbindung zu setzen, eines noch weit tadelnswürdigeren Fehlgriffes uns schuldig machen, als wenn jemand, der von einem chemischen Prozesse den einen Theil mit unbewaffnetem Auge, den anderen durch eine sehr stark vergrößernde Loupe beobachtet hätte, die bey jener Beobachtung wahrgenommenen Maßverhältnisse zur Erklärung der bey dieser wahrgenommenen anwenden wollte. Soll also jene Aufgabe gründlich gelöst werden, so müßten wir vor allem Anderen untersuchen, wie jene beiden Gattungen des Wahrnehmens zu dem in ihnen wahrgenommenen Seyn sich verhalten.

Der erste Theil der vorliegenden Schrift beschäftigt sich demnach mit der Beantwortung der in der Grundlegung zur Metaphysik so vielfach bestrittenen Frage nach dem Verhältnisse des menschlichen Vorstellens zum Seyn. Wir finden uns hier im Gedränge zwischen den stets erneuerten Angriffen des Scepticismus und der Ueberzeugung der gemeinen Menschenvernunft: die freylich manches Unklare und Schwankende enthält, welches eben Veranlassung zu jenen Angriffen gegeben hat, aber doch auch wieder so viel Wahres, daß sie sich, wie stark auch, ja scheinbar in ihrem tiefsten Grunde, erschüttert, immer wieder von Neuem siegreich geltend gemacht hat. Der Verf. entwickelt daher zuerst die vorzüglichsten Zweifelgründe gegen den Realismus des gewöhnlichen unwissenschaftlichen Denkens, und zeigt bey jedem derselben durch

eine genaue Vergliederung, in wie weit er gegen diesen Realismus Recht oder Unrecht habe. Der innerste Nerv dieser Zweifelgründe, wiefern sie die gänzliche Vernichtung des Realismus beabsichtigen, liegt unstreitig darin, daß zu jeder menschlichen Wahrnehmung die menschliche wahrnehmende Kraft hinzugebracht werden muß, und daß man also nicht wissen kann, wie viel von der Wahrnehmung dem wahrgenommenen Seyn, und wie viel dieser erkennenden Kraft, oder uns selber, gehöre. Hat man aber diese unleugbare Wahrheit, wie Kant und Andere, bis zu der Behauptung ausgedehnt, der Mensch sey rein auf das Vorstellen beschränkt, und kein Seyn irgend einer Art, das eigene so wenig, wie das fremde, in seinem Bereiche; das Seyn sonach eine reine Erdichtung des menschlichen Geistes: so wird hiemit offenbar zu viel behauptet, da ja, der Natur unseres Geistes gemäß, kein einfacher Begriff von uns erdichtet werden kann, und also, in wie fern der Begriff des Seyns doch unstreitig in unserer Seele existirt, irgend etwas für uns gegeben seyn muß, wovon er abgezogen ist, und worauf er demgemäß der Wahrheit nach angewandt werden kann.

Dieses "etwas" ist denn auch, bey genauerer Betrachtung, nicht schwer nachzuweisen. Denn unser eigenes Seelenseyn liegt ja doch ohne Zweifel in unserem Bereiche; und da wir dasselbe überdies auch vorstellen, und diese Vorstellungen mit ihm selber vergleichen können: so ist in diesem Einen Beispiele wenigstens die Vergleichung zwischen dem Vorstellen und dem vorgestellten Seyn für uns möglich. Diese Vergleichung lehrt dann, daß die Vorstellungen vor unserem eigenen Seelenseyn dasselbe völlig rein uns wiedergeben, oder wie es an und für sich selber, und unabhängig von unserem Vorstellen, ist. Was Kant und Andere von einer Form des inneren Sinnes gesagt haben, welche das durch diesen Wahrgenommene eben so verändere und verfälsche,

wie die Form der äußeren Sinne das von den Dingen außer uns Wahrgenommene, ist als eine Erdichtung zu verwerfen. Ja, wie das Seyn, so liegen auch die Grundverhältnisse desselben der inneren Anschauung unmittelbar und rein offen: ein Satz, welchen der Verf. in Bezug auf den ursächlichen Zusammenhang durch eine ausführliche Widerlegung der von Hume gegen den Begriff des letzteren geltend gemachten Zweifel befestigt.

Weit schwieriger ist die Nachweisung der Entstehungsart und des Werthes unserer Ueberzeugung von der Außenwelt. Eine unmittelbare Erkenntniß ist uns hier verschlossen, da wir ja doch nicht aus uns selber zu den Dingen hinauszugehn, sondern diese eben nur mit unseren Sinnen aufzufassen vermögen; gegen die Annahme einer mittelbaren Erkenntniß aber spricht, daß wir für diese keine andere Form kennen, als die des Schlusses, jene Ueberzeugung aber schon bey Kindern, die dieser Denkform noch unfähig sind, ja sogar bey Thieren sich findet. — Eine tiefere psychologische Zergliederung setzt uns jedoch auch hierüber außer Zweifel. Allerdings entsteht uns die Ueberzeugung von der Außenwelt nur durch eine Vermittelung: welche dadurch möglich wird, daß wir uns selber nicht bloß durch, das unmittelbare Selbstbewußtseyn, sondern auch, eben isowie die Außenwelt, durch die Sinne erkennen den Anschauungen u. unseres Leibes nämlich. Durch das constante Zusammenseyn dieser Erkenntniß mit jener nun werden beide auf das Innigste für uns verbunden; ihre Verbindung aber ist unstreitig eine objective; und wir beziehen daher, nach der Analogie hiemit, zunächst die Anschauungen fremder menschlicher Leiber, dann auch alle unsere übrigen Sinnenanschauungen, auf außer uns, und auch unabhängig von unseren Vorstellungen, existirende Dinge. Diese Vermittelung der Ueberzeugung von einem Außenseyn aber ist ganz dieselbe bey dem philosophischen Denker, wie bey Kindern

und bey Thieren: nur daß sie bey jenem durch das Denken eine vollkommnere Form erhalten hat, wodurch sie jedoch ihrem Gehalte nach nicht im mindesten gesteigert oder verändert worden ist. — In ihren vollkommneren Ausbildungen ist diese Ueberzeugung ein Wissen, verschieden freylich von dem Wissen des analytischen Urtheilens und Schließens, aber doch diesem zunächst stehend an Gewißheit; in ihren unvollkommneren Ausbildungen ist sie ein werdendes Wissen, sehr verschieden auch hier von demjenigen, was man mit dem Begriffe "Glauben" bezeichnet, welchem sie eine nicht geringe Anzahl philosophischer Forscher in der neueren Zeit hat unterordnen wollen. — Für die Beantwortung der Frage, ob wir die Außendinge, wie sie an und für sich selber sind, erkennen, müssen wir die Sinnenvorstellungen von den Vorstellungen des diesen zum Grunde gelegten Seyns unterscheiden. Mit den letzteren nämlich erstreben wir allerdings eine An-sich-erkenntniß des Außenseyns, können dieselbe aber nur bey demjenigen Außenseyn erreichen, welches dem unsrigen am nächsten steht: bey dem unserem Seelenseyn ähnlichsten Seelenseyn anderer Menschen. Von diesem abwärts wird der Abstand zwischen unserem Erkennen und dem erkannten Seyn immer größer, obschon allerdings eine gewisse Uebereinstimmung bleibt, die wir jedoch nur in einem dunklen Ahnen aufzufassen im Stande sind. Die Sinnenwahrnehmungen aber können gar keine Ansprüche machen, das wahrgenommene Seyn, wie es an und für sich selber ist, uns darzustellen: wie auch selbst die gewöhnliche gesunde Menschenvernunft anerkennt, sobald wir nur ihre unklaren und schwankenden Begriffe zu einer klaren und bestimmten Erkenntniß ihrer eiaentlichen Ueberzeugung ausbilden. Dabey stellt sich jedoch mit Recht die gesunde Menschenvernunft derjenigen Ansicht entgegen, welche die Sinnenwahrnehmungen durch subjective Einbildung entstehen läßt: vielmehr haben wir

dieselben allerdings als durch ein Außenseyn gewirkt anzusehen, von welchem, zum Behufe ihrer, gewisse Elemente in uns übergehen.

Nach diesen Erörterungen findet dann die Lösung unserer eigentlichen Hauptaufgabe keine Schwierigkeit mehr. Allerdings sind die Sinnenwahrnehmungen von unserem Leibe von demjenigen, was uns das unmittelbare Selbstbewußtseyn als unsere Seele zeigt, so verschieden, daß keine Gemeinschaft zwischen beiden möglich scheint; jene Sinnenwahrnehmungen aber sind ja nicht das Seyn des Leibes, sondern dieses besteht aus einem Systeme von inneren Kräften, welche, unter gewissen Modifikationen, den Kräften unseres Seelenseyns gleichartig sind. Der Unterschied zwischen beiden ist, von solchen qualitativen Unterschieden abgesehn, wie sie auch innerhalb der Seele u. des Leibes selber sich finden, nur ein quantitativer: die größere Fähigkeit der zu der Seele gehörigen Thätigkeiten, sich für zusammengesetztere Verbindungen zu erhalten, und hiedurch zum Bewußtseyn auszubilden. Daher man denn auch besser, mit einigen Alten, dem Seelenseyn im engeren Sinne, oder dem geistigen Seelenseyn, das sogenannte leibliche Seyn unter dem Namen des "thierischen Seelenseyns" an die Seite stellt.

Haben wir nun auf diese Weise für Seele und Leib eine gewisse Gleichartigkeit gewonnen, so ergibt sich die Erklärung ihrer Wechselwirkung auf einander sehr leicht; und hiefür die Gesetze nachzuweisen ist dann die Aufgabe des zweyten Haupttheiles dieser Abhandlung. Der Verf. zeigt, diese Wechselwirkung lasse sich, der Hauptsache nach, unter drey Gesichtspunkte fassen. Entweder werden durch die Entwicklungen der Seele oder des Leibes in dem anderen gleichartige Entwicklungen angeregt; oder sie steigern einander durch Uebertragung, schwächen einander durch Entziehung gewisser Elemente; oder endlich sie beschränken einander ihre Wirksam-

feit nach demselben Verhältnisse, wie wir die Wirksamkeit geistiger Thätigkeiten durch diejenige anderer geistiger Thätigkeiten beschränkt werden sehn. Diese drey Gattungen der Wechselwirkung und ihre möglichen Verknüpfungen werden vom Vf. auf allgemeine Gesetze zurückgeführt und durch genaue Bergliederung bekannter Erfahrungen anschaulich gemacht, so wie zugleich gezeigt, wie nach denselben Gesetzen, auch dauernde Modifikationen des Seelenseyns durch das leibliche, und umgekehrt, vermittelt werden können. Den Schluß der Abhandlung macht eine Uebersicht und Erklärung der vorzüglichsten individuellen Verschiedenheiten in dieser Wechselwirkung.

Dogleich die hier gegebene wissenschaftliche Entwicklung, von den früheren Entwicklungen des Verhältnisses zwischen Seele und Leib, dadurch sehr merklich und wohl nicht zu ihrem Nachtheile, sich unterscheidet, daß sie nicht auf metaphysische Hypothesen, sondern auf die Bergliederung psychologischer Erfahrungen sich stützt, auf welche sie in sicheren Schlußfolgen ihr Gebäude aufrichtet: so wurde doch durch ihren mannigfachen Gegensatz gegen die bestehenden Ansichten eine ausführlichere Berücksichtigung dieser letzteren nöthig. Um den klaren Fortschritt der Untersuchung nicht zu unterbrechen, hat der Verf. diese Berücksichtigung in Anmerkungen von größerem Umfange am Schlusse (S. 209 — 301) eintreten lassen. Einige dieser Anmerkungen gehören der Geschichte der Philosophie: wie die zweyte, welche eine Charakteristik des wahren und des falschen Scepticismus, und eine allgemeine Critik des Humeschen in Bezug auf den hier behandelten Gegenstand versucht; und die vierte und die sechste, in denen Spinoza's und Leibnitzens Ansichten über das Verhältniß unseres Vorstellens zum Seyn und der Seele zum Leibe in ihren Hauptzügen dargestellt und beurtheilt werden. Andere sind po-

temischer Art: wie besonders die siebente und die dreyzehnte, in welchen gegen einige neuere Schriftsteller gezeigt wird, daß die Lehre von der Natur und der Heilung der Seelenkrankheiten allein durch eine psychische Construction (wie dieselbe vom Verfasser in seinen "Beyträgen zu einer reinseelenwissenschaftlichen Bearbeitung der Seelenkrankheitskunde" versucht worden ist) die für sie mögliche Vollkommenheit erreichen, ja daß selbst die somatische Heilkunde nur bey einer der psychischen nachgebildeten Construction einer wahrhaft rationalen Empirie theilhaftig werden könne. Eine dritte Klasse dieser Anmerkungen gibt geschichtliche Belege für die zum Grunde gelegten Thatsachen: die zwölfte z. B. für den Einfluß des Klimas und anderer äußeren Momente auf die physische Entwicklung, aus Falconer, Ferguson und Anderen. Eine vierte Klasse endlich beantwortet einzelne mit der vorliegenden Untersuchung zusammenhängende, besonders interessante Fragen. So wird in der dritten Anmerkung das Verhältniß zwischen der dynamischen und der materiellen Naturansicht entwickelt; in der vierten das Verhältniß von Vorstellen und Seyn durch mathematische Gleichungen erläutert, und der Beweis geführt, daß eine völlige Uebereinstimmung der Außendinge mit unseren Wahrnehmungen nicht einmal möglich sey. Die zehnte untersucht das Verhältniß der bewegenden Kraft, welche auf die Außendinge von unseren Muskelthätigkeiten, zu derjenigen Kraft, welche auf diese von den Thätigkeiten unseres Willens übertragen wird; die elfte erläutert die Beschränktheit des menschlichen Bewußtseyns auf eine geringe Anzahl von Vorstellungen zc., und bestimmt hieraus die Natur der psychologischen Unfreyheit bey Selbstmördern, Rasenden zc.; die vierzehnte sucht, durch eine genauere Betrachtung und Würdigung der Grundlage der physiognomischen Erkenntniß, die Gültigkeit und Ungültigkeit der letzteren festzustellen.

— —

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 17. Junius 1826.

Braunschweig.

Gedruckt im fürstl. Waisenhaus, für Vogler *) in Halberstadt, 1826: De Kronik van Sassen in Rimen, van Wedekind went up Albregt van Brunswyk 1279. Na der shrivt berigtet un forlugted dorg K. J. A. Scheller. XVI und 336 S. 8.

Es ist die bey Leibniz im dritten Theil stehende Braunschweigische Reimchronik, ein dürres und langweiliges Gedicht, daß sich nur drey-mahl in Schwung setzt S. 106 — 112., wo eine Schlacht beschrieben wird, S. 141 — 144. bey der Stahlecker Hochzeit und S. 300. 301. bey Albrechts Tod, das Ganze unvergleichbar mit der lebendigen, reichen Erzählung eines Ottocar von Hornek oder anderer hochdeutscher Chronisten. Für Sprache und Geschichte hat es immer einigen Werth. Die Begebenheiten schließen mit 1279 dem Sterbjahr Albrechts des ersten, das Werk muß aber später abge-

*) Vonon Glover (Jahrg. 1822. dieser Anz S. 1896)
das Anagramm

faßt oder vollendet worden seyn, da sich S. 502. 303. eine Erwähnung der Albrechtischen Nachkommenschaft findet. Von Heinrich (Henricus mirabilis) heißt es, er habe hernach Agnes des Landgrafen Albrecht von Thüringen Tochter zum Weib genommen; in welchem Jahr diese Vermählung statt hatte, kann Rec. nicht sagen, sie mag, weil Heinrich bey seines Vaters Tode erst zwölfjährig war, etwa nach 1285 gehalten worden seyn. Außer Heinrich werden auch die übrigen Kinder Albrechts nämlich Albrecht (II. oder pinguis), Wilhelm, Otto, Conrad, Lothar und Mathilde als lebend vorgestellt. Wilhelm verstarb aber schon 1292, mithin scheint das Gedicht zwischen 1285 und 1292 zu fallen. Zu einer noch näheren Bestimmung führt, wie der Herausgeber S. XIV. gleichfalls bemerkt, daß dem Dichter die achtzehnjährige Dauer der Regierung Rudolfs von Habsburg bekannt ist, die Arbeit kann also genau ins Jahr 1291 gesetzt werden. Eine Interpolation S. 284. anzunehmen ist kein Grund vorhanden. Der Verfasser bedient sich einigermaßen auffallend S. 303. bey Erwähnung der Gemahlin Heinrichs Agnes und dessen Schwester Mathilde (die 1305 zu Sandersheim starb) des Prät. was, statt des Präs. is, die unmittelbar darauffolgende, an die jungen Fürsten gerichtete Ermahnung leidet aber nicht, daß man sich jene Frauen anders als noch lebend denke. Um die Ermahnung recht zu verstehen, muß man 3. 18. hinter faders (besser fader) ein Comma setzen, Henrik ist der Vocativ und 3. 22. 23. lesen: des (nämlich des Vaters) gedenke dû junge Albrecht unde Willehelm, der bröder din! Der Herausgeber unterdrückt das nothwendige des und verdirbt bröder in brodere, als wäre es der von gedenke abhängige Gen. Pl.

Leibnitz legte seiner Ausgabe die unvollständige, erst im 15. Jahrh. geschriebne Wolfenbüttler Hand-

schrift zu Grunde, fügte aber sehr zweckmäßig überall die von Göbler Frankf. 1566 bekannt gemachte hochdeutsche Bearbeitung hinzu. Er gedenkt auch (introd. p. 3.) einer verlorenen Meibomischen Handschrift, die vielleicht doch noch einmahl zum Vorschein kommt. Der gegenwärtige Herausgeber hat nur den Wolfenb. Codex zur Hand gehabt und es übernommen, die Ergänzungen, welche Göblers Ausgabe darbietet, auf seine Weise, ins Niederdeutsche umzuschreiben. Offenbar gründet sich Göblers Text auf eine bessere niederdeutsche Handschrift, als die Wolfenbüttler ist, aber der Umarbeiter (nach Leibniz Goblero utique antiquior) war der sächsischen Sprache nicht hinlänglich gewachsen. Göblers Druck fordert daher an unzähligen Stellen Berichtigung. Dem Rec. kommt es vor, daß Herr Sch. nicht der Mann war zu dieser Berichtigung. Wir wollen hier die hauptsächlichsten Irrthümer verzeichnen, die uns bey Durchsicht des neuen Textes aufgestoßen sind.

S. 2 — 4. erwähnt der Dichter eines Heinrichs, auf dessen Antrieb und mit dessen Unterstützung er sich dem Werke unterzogen habe. Nach dem Herausg. S. XIV. ist damit Albrechts Sohn, Herzog Heinrich gemeint, da man aber die Redensart des sêle hebbe dat himelrik, dorch sîne sêle, nicht leicht von Lebendenden gebraucht, Heinrich erst 1322 starb, so mußte der Prolog dreyßig Jahre später hinzugesügt seyn. Auf allen Fall war es ein hochgeborner berühmter Mann, den der Dichter in eine Art von Räthsel hüllt. Die drey ersten Zeilen S. 3. sind rein unverständlich und der Herausgeber leistet nicht das Geringste für ihre Aufklärung, Göbler weicht bedeutend vom cod. guelferb. ab. Vielleicht ist zu lesen nêmanne sweik (oder swêk) her to gevende, nemini defuit largiendo, seine Freygebigkeit war so groß, daß er erst dann genug genug gehabt hätte, wenn die Steine Silber gewesen wären? vgl. S. 113, 18. wolde ome god swiken

(wollte ihm Gott entstehen, deesse). S. 3, 22. nû behôvede ek wol râmes kores; kores, daß im cod. guelf. fehlt, wird durch den Reim spores gerechtfertigt, aber der doppelte Gen. befriedigt so wenig als die Erklärung râm Rathschlag, kor Wahl. Wir geben zwey Conjecturen, keine aber für etwas ausgemachtes. Entweder wäre râmeskores zu verbinden. Schor bedeutet im Niederl. ein Stützgebälke, schoren im Plattd. die Wand durch Getäfel scheiden; rameschor schiene dann irgend ein Gerâth und Werkzeug zum Einschneiden (scheren) zu seyn, was auch die folgenden Zeilen wente ek grôt scal invôren, ek wil et deilen unde snôren bestârken, vgl. raimstake (paxillus) Teutonista. Oder hätte man rames hornes (Widderhorn) und vorher spornes zu lesen? rames horn (Brem. Wörterb. 2, 430. rammes hoorn, vgl. den Eigennamen Ramshorn) führt wieder auf ein Werkzeug, daß gleich dem Mauerbrecher nach dem Bockshorn gestaltet war. — S. 4. schließt die Vorrede mit fünf Zeilen, die bloß bey Göbler vorkommen, aber nicht interpoliert sind, weil der Schluß jedes Abschnittes drey gleiche Reime verlangt. Sie lauten bey Göbler:

die rede ich beginn
 in dem, den der tauff erst begos
 der Sachsen Fürsten, der Nickheim gnos.
 Bey seiner zeit was überall sein landt,
 wie er heidensch war genannt,
 das ist mir aus der schrift bekandt.

Zu dem Worte gnos macht Leibnitz die Anmerkung: irte der Nickheim grofs, Witikindus magnu, finngit enim ex nescio quibus scriptis Witikindum ante baptismum fuisse dictum Nickheim, auch in der Einleitung p. 3. gedenkt Leibnitz der unerhörten Fabel. Kein Mensch hat je von einem altfächsen Namen Nisheim vernommen.

Hr. Sch. nimmt aber die Conjectur grôt ohne weiters in seinen Text, schreibt und interpungiert:

den de dope êrsten begôt,
 der Sassen forsten Nikheim grôt.
 By siner tyd was over al syn land,
 wo etheidensh was genand;
 dut is mek üt der skrivt bekand.

In einer formula andegavensis (Bouquet IV, 563.) erscheint abenteuerlich ein: inissus ille CHESTANTUS, der sogar ins Register 728b als chestanus eingetragen wird und recht unfränkisch lautet. Es muß, wie Recensent von Savigny weiß, der die Weingärtner Handschrift eingesehen hat, nur mensis ille, diestantus (vgl. Bouquet l. c. pag. 568.) gelesen werden und alles ist in Ordnung. Wir wollen sehen, ob auch das Ungeheuer NICKHEIM, ungeachtet es Hr. Sch. in Nikheim verschönert hat, aus der Welt zu schaffen ist. Der Text auf den sich Göbler stützte, mag etwa gelesen haben: des nie tchein gnofs bei seiner zeit was über all sein land, dessen Gleichen zu seiner Zeit im ganzen Lande nicht war, auf gut Sächsisch würde es heißen:

den de dôpe êrst begôt
 der Sassen vorsten, des nein genôt
 hî siner tid was over al sîn lant,
 wô he heiden was genant;
 dat is mek üt der scrift bekant.

Die Worte der Sassen vorsten sind von êrst regierte Gen. Pl. (zuerst unter allen S. F.) weshalb nicht gesetzt zu werden braucht êrsten und ein Comma hinter vorsten gehört. Eines genôt sîn begegnet in den mittelniederdeutschen Dichtungen öfters, nên man was dar or genôt Bruns p. 112. want niemand was dar sîn genôt, Gandersh. chron. p. 160^a nemant was er genoch (l. genôt) Staphorst 226^a aller êrengenôt Staphorst p. 186. vgl. 209. Wô in der vorletzten Zeile bedeutet licet, quamvis, mittelhochd. swie (vgl. wô S. 231. 273. wôwol,

wiewohl S. 2. wô doch S. 102. wô vele, wie viel auch S. 68. 96. 98.) und statt des bloßen sächs. nein, nên (nullus) hat auch Göbler anderwärts nie kein, nicht ein, z. B. S. 20, 20. dorg neines dênstes pligte: durch nicht eines dienstes pflicht, S. 216. 51. neinen, Göbl. 118^b noch keinen. — S. 10. wird Wittekind's Bekehrung ganz kurz, ohne das Wunder erzählt, welches im chron. picturatum bey Leibnitz 3, 289. vorkommt, beyläufig zu sagen, aber auch mit mythisch verschiedenen Umständen auf die Taufe eines lithauischen Königs in Preußen angewendet wurde, s. das von Meister Sepp von Eppishusen (Gostanz) 1826 herausgegebne Gedicht S. 12. — S. 13. ist für Luder zu lesen Ludger, wie auch Göbler richtig Lutger hat, es ist hier kein Lothar, sondern der bekannte Heilige gemeint. — S. 15, 10. fehlt der von besat geforderte Acc. or ê, wie aus Göbler zu entnehmen war. — S. 25, 10. die unerträgliche Schreibung befält für bevelt (taedet, piget) mittelhochd. bevilt; S. 32, 1. sogar bewâlde für bevelde. Dasselbst in der folgenden Zeile das Comma hinter behêlde zu tilgen und hernach zu lesen: beterm man, dan he wêre. Wie ist aber bevilde 160, 8. zu nehmen? — S. 36, 19. hinter gêve ein Fragzeichen zu setzen. — S. 37, 8. hätte die Abkürzung koberenger für koning Berenger (Leibnitz's Note S. 21.) aufgelöst werden sollen, vgl. S. 41. — S. 38, 15. unverständlich; die vorausgehende Zeile hat aber Hr. Sch. sehr eigenmächtig geändert, wenn der Codex so liest wie Leibnitz gibt. Auch Göbler entfernt sich und Rec. wagt keine Vermuthung. — S. 46, 15. unbesfallen: erfallen, sinnlos. Man lese unbewollen (unbefleckt): ervollen (erfüllen). — S. 63. wôrg (fessus, segnis) ein Adj. dessen sich der Dichter oft bedient, um auf borg zu reimen (S. 102. 125. 178. 183. 195. 233. 234. 245. 254. 294. 297.);

es ist das altsächs. wuorig, angels. vêrig, engl. weary. — S. 86, 1. de vader hêt Henrik dat welp, de sone hêt Henrik gelp. Aus dem Neutro dat erhellt unwidersprechlich, daß welp (hochd. welf, Pl. welfer), der Sage gemäß, castellus bedeutet; gelp (hochd. gelf) ist ein Adjectiv, mit dem Sinn hochmützig, feck, feuerfarb (nicht unser gelb). In den Beynamen der Welfen scheint aber die letztere Bedeutung nur zufällig durch die italiänische (aus der hochdeutschen entnommene) Form guelfi gerathen zu können. — 99, 6. bestreid und 157, 28. bestreden würde man leicht in bescreid, bescreden emendieren, aber mit Unrecht, da die Handschriften ohne Zweifel scr und nicht str haben, selbst Göbler setzt in der letzten Stelle bestritten, in der ersten freylich beschreit. Noch das heutige Plattdeutsch kennt astriden und bestriden für abschreiten, beschreiten (Brem. W. B. IV, 1063. 1064) und so ist auch das engl. to stride, bestride zu nehmen. — 108, 28 levedagede für levedage fällt auf, zumahl Göbler in diesen Zeilen ganz anders liest. — 117, 17. storinge, besser storie (wie auch Göbler hat) ist nicht Kampf, Zerstorung, sondern Schaar, vgl. Parc. 20449. und Benecke zu Wigalois S. 713. S. 229, 18. seht Hr. Sch. eigenmächtig stryd für das handschriftliche storie. — 114, 19. mid watere he se drenkede: an allenthalven unde enkede; im Glossar steht enken einengen, aber dann müßte es engen heißen. Enkede ist ein Adverbium und bedeutet völlig, genau, sicherlich. Im Bruchstück von Susanna: mitter hant se ome wenkete, dat sâghe we gar enkete (das sahen wir ganz eigentlich) und Reineke de vos (Hackm. p. 235. 238. Bredow p. 167. 170.) gy wetent nicht enket; dit wêt ik vorwâre un enket; vgl. Brem. W. B. 1, 308. 309. — 114, 30. fehlt hinter gewonnen das Verbum was oder ward. — 115, 17. I. mid örem blöde ütgesundert, denn dieß Verbum ge-

hört zu dem vorausstehenden van allen orden. Leibniz und Göbler interpungieren recht. — 115, 27. sinnlos, weil das zu Saladin gehörige Verbum gebricht. Göbler zeigt hier wieder die wahre Lesart: dat Saladin, de leide, nam iiii (unquam) den hêren tempel sinen rossen tō einem stalle. Was will der Herausgeber mit seinem in, das nicht einmahl die Wolfenb. Hs. hat? — 126, 17. ist wohl gîsele zu lesen, oder gîselen. — 130, 14. overdag scheint von der Bedeutung Tag = Frist hergenommen, eine ganz kurze Frist, die wir theuer bezahlen müssen. S. 111, 3. stand overdak, Ueberdach, Decke, und so könnte auch, wenn es sonst stimmte, an jener Stelle gelesen werden. — 130, 19, 20. I. scheid: leit oder schêt: lêt. 130, 28. I. scarde, trennte. — 130, 31. I. gâsterve, Pest, der gâbe Tod. Mittelniederl. gâdot Maerl. 1, 230. Aehnliche Synthesen sind das mittelh. gâchspise Jw. 1222. gâchtoufe Berth. 442. und das neuhochd. jähzorn. — 131, 14. I. öres herten zart, ihren Herzliebsten. — 132, 24. albedên unde stedelike kann dem altengl. bedêne (Ritson 3, 364.) und dem niederl. bedien verglichen werden. Göbler führt auf ganz eine andere Lesart: abbede unde gêstelike, die auch Sinn gibt. — 142, 5. niglik soll negativ, umgekehrt, heißen! man hat aber nîdlic, nîtlic, neidisch, heftig zu lesen. — 142, 18. vorkêre ist ein Subst. (conversio) und darum muß folgen mînes herteleides. Der folgenden Zeile ist schlimmer mitgespielt: fil gude! Wâr sinnes kleides nam de palenzgrevinne. Der Herausgeber hält vermuthlich fil gude für einen Vocativ, gleichsam als redete die Pfalzgräfin ihren Gemahl an, mein Guter! Man setze den Punct hinter leides und lese: Vil gôde war sinnes kleides nam u. s. w. — 143, 10. sasfedderen sind freylich Schwung: oder Schlagfedern, aber das sas bedarf der Bestätigung, Göbler hat zalsfedern und

cod. guelferb die Stelle gar nicht (man sieht hier recht, daß diese Hs. das Gedicht verschlechtert und verkürzt). Niederländ. schacht (Schacht) vederen. — 158, 17. I. rent (agitat, currere facit): gewent, denn obgleich sonst gewant (gewendet) steht, so muß doch hier gewent zulässig seyn, weil rant unzulässig ist, vgl. 179, 25. renden für randen. — 161, 24. 131, 1. porneit, 200, 28. porneis verwerfliche Formen für poneis, mittelniederl. pongis (Mel. Stoke 2, 504.) mittelhochd. puneiz, wie auch Göbler setzt. — 165, 3. unfélík wird erklärt: reichlich, fleißig. Wir halten unvêlik für unfeindlich. — 167, 3. älendhalv! Leibniz liest elenthaft und es muß ellenthaft heißen, jenes ist ein Unwort und die Erklärung älendhaft durch qual und mühevoll grundfalsch. Der Stamm ist ellen (vis, vigor). — 170, 6. hotes-pligt, Strafe des Ersazes! aber das Fem. hôt (compensatio) kann keinen Gen. hôtes haben. Besser also hodes plicht, von dem Neutr. hod (mandatum) 180, 9. Göbler richtig gebotes pflicht. — 173, 16 — 19. sind verderbt und aus den vorliegenden Texten kaum herzustellen. — 176, 14. I. mängen, wie bey Leibniz steht. — 181, 22. geagt? Göbl. acht, was doch wie ein Subst. ausieht. — 184, 7, 30. 185, 4. 249, 19. hân, widriqe Schreibung für hên, mittelh. hien, Prät. von hannen; der Wolfenb. Cod. hat hen, d. i. hên. Wenn aber 198, 7. bân- nen: bränden reimt, so wird banden (baunten): branden zu lesen seyn. — 195, 29. bal vielleicht Druckf für hal, wie es heißen muß, Otten des nicht hal (dem Otto blieb es nicht unbekannt), aber bol wird im Register angeführt, nicht hal; vgl. forhâl (I. vorhâl 197, 17 — 211, 2. wâr- der soll Zicht, Anzeige bedeuten, ist aber sehr bedenklich; wahrscheinlich hat man aus Göblers Text wrâke und sake als Reime aufzustellen. — 212, 16. etstund zu bezweifeln. — 212, 26. wind-

shuren hing (Leibn. wintschuren hink) nach dem Wortregister: bettelte. Daß mag bloß gerathen seyn. Frisch, dem dieselbe Stelle vor Augen ist 2, 451b: zerrissene Kleider hatte. Rec. kann in die Lesart keinen Sinn bringen, und Göblers winthurre scheint ihm nicht zu verachten, winddür ist ein altes gangbares Wort. — 216, 32, wente god wolde one meinen. Sine fârd nu hadde or rûghe. So der Herausg., der sich beide Sätze wahrscheinlich auslegt: denn Gott wollte ihn lieb haben. Seine Fahrt hatte nun ihr Ziel erreicht. Rec. liest: wente got wolde one menen (:nênen) sine vart, unde hadde or rôke (:hôke), d. i. Gott wollte ihn seinen Weg (auf seinem Weg) führen (mittelh. menen, niederlând. mennen) uno (und steht bey Leibn. und Göbl., daß nû ist falsch vermuthet) trug ihrer (der Fahrt, des Wegs) Sorge. Schellers rûghe: bûghe ist so fehlerhaft, wie der Punct hinter meinen. — 220, 5. gesâgd: trôgen regt. Man l. geseit: trogenheit (fallacia). — 226, 10. Göbl. hat hinter ê und vor unde daß nothwendige mochte. — 227, 26. an timmerde manigfald und im Register timmerde Gebäude. Daß paßt gar nicht. Es muß, wie im Codex zimmerde bleiben und besser geschrieben werden zimierde, zimêrde, mittelh. zimier (Helmkleinod.) Auch 269, 13. steht timmer für zimêr. — 228, 14. af he umbeden sulker riddershap. Daß Auxiliare mangelt offenbar. Rec. af he umbiden (:strîden) mochte s. r.; umbiden für untbiden (expectare). S. 229. 230. wird erzählt, wie heilsam es dem Kaiser gewesen wäre, wenn er statt die Schlacht von Bovins zu wagen, auf englische Hülfe gewartet hätte. — 229, 8. unspûd, l. unspôt (Unglück). Im Glossar steht unspud ereilt! — 230, 17. af he syn hârden umbeden versteht Rec. nicht und liest nach Göbler: af he sin hede umbeden, wenn er darauf gewartet hätte. — 231. 17, 18. forstendömen: shâmen,

nicht nur dieser Reim ist anstößig, sondern auch der subjectlose Satz des *moste do sek shämen. Rec. vorstendömen: des möste üo sek sômen* (auf sich laden) kaiser Otten herte leid u. s. w., alles in einem Punct, leid ist der Acc. (*dolorem*). 232, 31, 32. geliket sek deme mâne de sek van deme wane drecht unde sek schöne ringet, d. h. gleicht dem Mond, der sich vom Abnehmen zurückwendet (wieder zunimmt) und sich von neuem ringt (rûndet) eine hübsche Vergleichung des unbeständigen Glücks mit dem Mondwechsel. Wie Hr. Sch. sein wanen versteht, wird aus dem Glossar nicht kund. wan ist *defectus, deminutio*; sek ringen fehlt im Register. — 234, 6 *êr et lende* (l. lende: ende), der Sinn ist: eh das Gedicht zu Ende geht. Im Glossar steht der unrichtige Inf. *lenen*, als sey *lende* ein Prät., da es doch das Präs. Conj., der Inf. also *lenden* ist. Wie kann auch die Bedeutung *lehnen (inclinare)* übergehen in die von aufhören? Ueber *lenden* ist Frisch 1, 606^b nachzulesen und besonders die Stelle des *Sachsensp. merke* wie die *sibbe beginne unde war selende (finiatur)*. Auch kennen die mittelhochdeutschen Dichter das *Verbun*, vgl. *Wilh. II*, 5^b *daz wart nû wol gelendet*; *pf. Chuonrat v. 7454. unser ungemach ist gelendet*; *Lamprechts Alexander v. 3613. dô di brûtloft was gelant*. Nicht unwahrscheinlich war *lenden* ursprünglich ein Schifferwort: *appellere*, das hernach auf das *Wollbringen* anderer Dinge angewendet wurde. — 243, 29. *dat rôr und dat helm des gedichtes (an einen) setten*, bildlicher Ausdruck für den allgemeinern: von einem im Gedicht handeln. Helm scheint was *calamus*, Halm, schwertlich Stiel, wie in *Arthelm*. — 251, 18. *mid grotem heresfulle*; wie kann grôtem stehen, wenn fulle weiblich ist? noch besser zieht man das Adj. auf *heres* und ließt *grôten* oder *grôtes* wie S. 280. steht (S. 148. *bloß mid heres fulle*).

— 255, 2. Wenzelar fan Rugen, I. Wenzelaw Wizlau van Rugen, ein unter den deutschen Dichtern des 13. J. H. nicht unbekannter Name. — 255, 8. I. volspreken. — 256, 19. I. starv: warv. — 256, 29. gemeist kann unmöglich so viel wie gemeid seyn. Eher ist dieses, und auslautend gemeit, im Verse daravf aber leit (iter) zu lesen, angels. lād, altn. leid. — 257, 26. an mildem harte ny korg, schlechte Verbesserung des Göbl. Textes; harte ist auf sächs. harde und korch (nicht karg) korc, korg, mittelh. kurc. — 261, 12. an des heldes armbrost blast gibt keinen Sinn. Göbl. bloß: in des heldes armbrost. Vielleicht: an des heldes arme lasch? — 261, 16. wo mangem helden de plage sloge. Ließ: wo mangen held de plage (der Tod, das Verderben) slóc. — 264, 6. hesse ist freylich das hochd. lahse, hachse, aber wie kann dazu das hochd. häßlich gehören, das niederd. hetelik lautet und gerade auf dieser Seite 264, 16. vorkommt. — 269, 16. de wand üt up den platenring und dazu im Glossar platenring Ringmauer. Bey Göbler steht ja: dem mann aus auff den platenring und blatte, platte ist ein Stück der Rüstung, ein Theil des Harnisches. — 271, 28. forständer aus Göblers fursteniere gemacht! — E. 291. 292. eine für damals wichtige verblümete Beschreibung der Kriegswagen, es sind lebendige Rosse mit hohlen Rücken, die Räder ihre Füße. Teinspéke (Zehnspeichig) was des vótes strál, ek waene Kundrié üt dem Grál icht sô wunderlik gereide reit, Kundriens Aufzug ist aus dem Parzival (75b. c.) bekannt genug und eben keine Anecdote; was sîn hof ses vôte breit, et gaf de slag nicht ein span, war gleich sein Huf (das Rad) sechs Fuß breit, die Spur davon betrug keine Spanne. — 295, 13. wremed I. vremede. — 299, 12. den dag I. dem d. — 300, 4. ist dunkel

und mit der folgenden Zeile schwer zu vereinigen. Soll es heißen: er galt für sieben Männer?

Wir haben lange nicht alle schadhafte Stellen angeführt, nur die wichtigsten zur Sprache zu bringen gesucht und uns zuweilen auch mit Vermuthungen beholfen, da uns weder eine Handschrift, noch der Frankfurter Druck zu Gebot stand, der vielleicht hin und wieder richtiger ist, als die Wiederauflage. Jeder Beurtheiler würde sich billig bescheiden, die neue Bekanntmachung des Denkmahls dankbar aufzunehmen und dem Herausgeber manchen Verstoß nachsehen, verscherzte dieser nicht alle Nachsicht durch die dunkelhafte Laune, mit der er von seiner großen, erfolgreichen Mühe und Anstrengung spricht. Das Publicum richte über den Beruf eines Mannes zur Herausgabe altsächsischer Gedichte, dem sich gleich so ansehnliche Gebrechen in seiner Arbeit aufdecken lassen, und der sich doch nicht scheut, den Leibnizischen Abdruck für unverantwortlich schlecht zu erklären. Die Wahrheit ist, daß die Schellersche Ausgabe ohne den Text von Leibniz und Göbeler daneben nicht zu brauchen seyn wird, Besitzer der Leibnizischen hingegen des neuen Textes ent-rathen können. Leibnizens Worterklärungen, meint Hr. Sch., seyen von der Art, daß man glauben müsse, L. habe keinen Buchstaben Sächsisch verstanden; vor den Schellerschen hinten angehängten Erklärungen warnt Rec., sie enthalten manche wichtige Wörter gar nicht, deuten vieles falsch, das meiste unbestimmt. Leibnizens Sacherörterungen zu lesen wäre dem Herausgeber nicht unnütz gewesen. Wie konnte er zweifeln, was die wahre Lesart sey, Schamfis, Shamfis oder Stamfis? der Name steht S. 330. 331. drey-mahl registriert. Das Gedicht berichtet S. 158 und 227. die Sage, daß König Philipp dem Herzog Otto auf den unwahrscheinlichen Fall der Kaiserwahl seine drey besten Städte Paris, Orleans und Estampes zu schenken

versprochen habe. Leibnitz bezeichnet in der Note zu S. 87. genau die vrhs Stamparum, Arnoldus Lubecens. VII, 17. nennt ganz deutlich Parisium, Stampes, Aurelianum. (Der monachus Patavicus bey Muratori VIII, 667 gibt nur eine Stadt, Paris, an und Raumer, Hohenst. 3, 181. 182. hat anderswo für Stampes Chartres, neben Orleans und Paris gelesen; Guil. Armo-ricus de gestis Philippi Augusti bey Bouquet T. XVII. gedenkt der Fabel nirgends) Der Schreibfehler Schamsis war demnach gänzlich hintanzusetzen. S. 9. wird Mersberg (so ist zu lesen) das heutige Stadtbergen in Westphalen, das frühere Eresburgum und S. 29. Mersborg, das jetzige Mersburg in Thüringen, erwähnt. Der Herausgeber fragt S. 325. ob nicht beide Derter die letzte Stadt bezeichnen? was dem Namen und der Sache nach unmöglich ist. Wer solchen historischen Tact ver-räth, macht sich nichts daraus, den allerlahmsten Gedanken über die Entstehung der Nibelungen (Vorr. S. V.) auf die Bahn zu bringen.

Von der fehlerhaften sächsischen Orthographie, die der Herausgeber überall gewaltsam, aber nicht einmahl überall folgerichtig einführt, hat Rec. bereits im vorigen Jahrg. S. 1118. 1119. seine Meinung gesagt und läßt es dabey füglich bewenden, auch nachdem er Hrn. Schellers Vorrede zum Reineke de Fos gelesen hat. Was es mit dem angeblich berichtigten, und in keinem Worte veränderten Text (Vorr. S. IX) auf sich habe, kann man sich denken und die in unserer Anzeige mitgetheilten Proben weisen es aus. Es gebriecht auch nicht an Druckfehlern. Wir schließen mit einer allgemeineren Betrachtung über die niederdeutsche Sprache und Dichtkunst des dreyzehnten, vierzehnten Jahrhunderts. Sie steht an Eigenthümlichkeit, Frische und Reinheit offenbar um diese Zeit beträchtlich hinter der hochdeutschen. Die Reime sind

häufig ungenau, langer und kurzer Vocal und verschiedene Consonanten werden zu einander gestellt. Fremde Wörter, wie hier S. 2. geterminêrd, S. 111. victoria, S. 141. barbiren u. s. w. haben Eingang gefunden. Aber auch die hochdeutsche Mundart zeigt schon einen unvertilglichen Einfluß. Hier reimen S. 80. wîz: gliz, S. 96. glize: slize, S. 110, 295. döz: gröz und es müßte, um das niederdeutsche wît, slite, grôt zu retten, ein glit, glite, dôt nachgewiesen werden. Allein es findet sich nicht bloß in einem Gedichte, sondern leicht in allen, Eschenburgs Denkm. S. 254. vorlôs; slôz; S. 235. 244. 246. 248. 251. saz: was, S. 238. 253. Paris: vliz; S. 242. 248. 251. 252. ûz: hûs; S. 250. daz: was; S. 258. was: forbaz; S. 261. gröz: lôs. Bey Brunß S. 188. maz: was, daz: was 237. 272, desgl. Jey Staphorst S. 465b u. s. w. Die Schreiber schwanken zwischen t, s, ts und z; dem gebildeten Gehör muß der Uebergang des t ins hochd. z eben schon nicht befremdend gewesen seyn, so sehr er der Grundlage des sächs. Dialects selbst widerstreitet. Auch außerhalb Reims steht in vorliegender Chronik S. 17. 30. forbats für forbat, S. 219. forzerd, S. 63. untzunde, S. 172. straseborg f. strâteborg, S. 38. skultheisen f. skultheiten, S. 1. witze, S. 40. der svarze f. de swarte, S. 66, 1. ik bin es Autor (f. bin et) die Aussprache war also merklich abhängig von der hochdeutschen, ohne daß überall (wie hier gewiß nicht) steife Uebersetzungen aus dem Hochdeutsch auf die Beybehaltung unpassender Reime eingewirkt hätten. Man erinnere sich an die mit z oder ts anlautenden Wörter, die aus dem Hochdeutschen ins Plattdeutsche und Niederländische aufgenommen worden sind.

L e i p z i g.

De regno Christi. Dissertatio prima, quam—
publice defendit Ferdinand. Florens Fleck
Dreydanui, Philos. Doctor. 1826. S. 96
in 8.

Eine akademische Streit-Schrift, womit sich ein junger Gelehrte in das literarische Publikum auf eine Art einführt, die mehrfach dazu geeignet ist, Aufmerksamkeit zu erregen. Selbst, dasjenige, was eine ältere Critik zuerst daran ausstellen möchte, kann doch ein günstiges Vorurtheil für ihn erwecken, denn es ist nur der Fehler des Reichthums und des Ueberflusses, der selbst durch eine verständige Anordnung und Vertheilung nicht selten verdeckt wird. Hr. F. hat seine Materie in drey Abschnitte getheilt, in deren erstem die Entstehungs- und die frühere Geschichte der jüdischen Ideen von dem Messias und von seinem Reiche ausgeführt, und in dem zweyten jene Vorstellung davon nach ihren Hauptzügen geliefert ist, zu welcher Jesus seine Zeitgenossen und seine Schüler erheben wollte, woraus hernach in einem dritten einer Fortsetzung vorbehaltenen Abschnitt alles besondre was von ihm in die Idee hineingelegt wurde, entwickelt werden soll. Bey der Vollständigkeit, womit er den literarischen Vorrath älterer und neuerer Forschungen darüber sammelte, und bey der sorgsamem Rücksicht, welche er immer darauf nahm, konnte ihm nicht leicht etwas entgehen was hier in historischer oder exegetischer Beziehung Beachtung verdiente. Von den Forschern selbst, besonders von den neueren, ist ihm aber schwerlich einer entgangen denn, ein neuerer sonst ehrenwerther katholischer Theologe, Gas Jura, der die Idee des Himmel-Reichs zum Schlußstein seines ganzen dogmatischen Systems machte, blieb wohl absichtlich von ihm unerwähnt, weil er sie bloß als Dogmatiker behandelte.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. S t ü c k .

Den 19. Junius 1826.

L o n d o n .

Florae Graecae sive plantarum rariorum Historia quas in provinciis aut insulis Graeciae legit, investigavit et depingi curavit Johannes Sibthorp, M. D. etc. Characteres omnium, descriptiones et synonyma elaboravit Jacob Ed. Smith, Equ. aur. M. D. Soc. Linn. Lond. Praeses etc. Vol. III. 1819. 93 S. Tab. 201—300 in groß Folio.

Der vorliegende dritte Band dieses in artistischer und wissenschaftlicher Hinsicht gleich schätzbaren Werkes, dessen allgemeine Einrichtung wir nach der früheren Anzeige (G. g. Anz. 1816. St. 172.) als bekannt voraussetzen können, umfaßt den größeren Theil der fünften Classe des Sexualsystems, und ist gleich den beiden ersten Theilen, doch mit fortlaufender Seitenzahl, in zwey Fascikel getheilt. Genaue, sorgfältige Beschreibungen, verbunden mit einer kritischen Auswahl der Synonymie, zeichnen auch diesen Band aus, und häufiger wie in den erstern, finden wir Floren der angränzenden Länder und gleichzeitige Schriftsteller benutzt, wodurch selbst

der Prodrömus dieses Werkes mehrere, nicht unbedeutende Zusätze und Berichtigungen erhalten hat. Vorgesetzt ist diesem Bande eine herrliche Ansicht des Berges Olymp in Bithynien mit der Stadt Bursa.

Zuerst einige Vorstellungen der im vorigen Bande abgebrochenen Gattung *Convolvulus* (*Dorycnium* und *lanatus*), dann folgen eine Reihe Tafeln (Tab. 203 — 216.) von *Campanula*-Arten. Wir rechnen zu den ausgezeichnetsten derselben unter den neuen: *C. anchusiflora* t. 212., *rupestris* t. 213. (vom Ansehn der *fragilis*), *drabifolia* t. 215. (mit *Erinus* verwandt) und *cichoracea* t. 203. mit welcher ohne Zweifel *capitata* Sims. zusammenfällt. *Camp. spatulata* t. 203. bewährt sich als eine besondere Art, die schon der faserigen Wurzel wegen weder mit *pulla* noch *pubescens* verwechselt werden kann, sich auch von *patula* hinlänglich unterscheidet. *C. ramosissima* t. 204. ist nun auch in monte Baldo entdeckt und von Pollini *C. Lorei* genannt; doch muß des Herausgebers Bezeichnung als die frühere beygehalten werden. Von *Phyteuma* sind die im Prodrömus erwähnten Arten außer *repandum* abgebildet. *Ph. ellipticum* t. 217. (aber nicht das Billarsische) ändert sehr in der Größe, den Blättern und besonders in dem Verhältniß der Länge des Blattstiels, was den Verf. zu der Vermuthung veranlaßt, daß *campanuloides* M. B. vielleicht nur eine Abart desselben ausmache. Letzteres hat aber ganz ungestielte Blätter und weicht auch in mehreren andern Merkmalen von des Verf. Pflanze ab. Das schöne und sehr ausgezeichnete *Phyteuma pinatum* t. 218. soll in der Cultur höchst selten blühen, eine Bemerkung, die Rec. bestätigen kann, wovon ihm aber die Ursache noch nicht bekannt ist. Die einzige bis jetzt in Griechenland gefundene *Lobelia*, ist die t. 221. abgebildete *salicifolia* (nicht mit der gleichnamigen Thunbergischen

zu verwechseln), welche auch in Sicilien wächst und von *Bivona tenella* genannt ist. Zu *Viola gracilis* t. 222. gehört ohne Zweifel *V. Bertoloni* Pio und *heterophylla* Bert., wahrscheinlich auch *gracilis* Biv.; doch möchten wir *calcarata* nicht hierher rechnen, oder sie mit *Decandolle* als Abart zu der *calcarata* ziehen. Wer beide genauer zu vergleichen Gelegenheit hat, wird *Rec.* gewiß beypflichten. — Tab. 224 — 229. stellen *Verbascum phlomoides*, *auriculatum*, *plicatum*, *sinuatum*, *pinnatifidum* und *spinosum* vor. Die Abbildungen gehören zu den schönsten dieses Bandes; nur hätte von *phlomoides* ein kleineres Exemplar gewählt werden sollen, um den eigenthümlichen Charakter der Stengelblätter besser auszudrücken; wie denn auch die Staubfäden eine sorgfältigere Behandlung in der Vorstellung des zarten haarigen Ueberzugs verdient hätten, als ihnen hier von dem berühmten Künstler zu Theil geworden ist. Ueber *V. auriculatum*, wohin fragweise *mucronatum* Lamk. und Schrad. (Monogr. Verb.) gerechnet ist, wird der *Rec.* bey einer andern Gelegenheit seine Bemerkungen mittheilen. Unter den Solaneen (Tab. 220 — 235.) interessirt vorzüglich *Atropa Mandragora* t. 232., welche nach *Bertoloni*'s neueren Untersuchungen zwey besondere Arten in sich begreift. Die hier abgebildete und seltene, *autumnalis* von *Bertoloni* genannt, unterscheidet sich von der in deutschen Gärten gewöhnlichen *vernalis* nicht allein durch die spätere Blüthezeit, sondern auch besonders durch die Farbe der Wurzel, die schmaleren Blätter und die braungelbe Frucht. Mehrere der erwähnten Synonyme würden indeß wohl zu *M. vernalis* zu rechnen seyn, so wie *Bertoloni*'s Charakteristik durch die sehr genoue Beschreibung und treffliche Vorstellung dieser *Mandragora* einige berichtigende Zusätze gestatten möchte. *Chironia lutea* t. 237. hat, wie der

Wf. Barthut, einen viereckigen (nicht runden) Stengel, fast stumpfe (nicht zugespitzte) Zipfel der Blumenfrone, einen gespaltenen (nicht zwey) Griffel und fast dreynervige (nicht mit einem Nerven versehene) Blätter; woraus deutlich hervorgeht, daß *Ch. lutea* Bert., nur als Abart der *maritima* — wofür auch *Decandolle* diese *Chironia* in der *Flore Française* hält — betrachtet werden kann. Beyläufig wird noch bemerkt, daß *Ch. maritima* Ait. Kew. 2. p. 6. eine besondere Art ausmacht. So große und starke Exemplare als die angeführte Tafel von *maritima* und t. 238. von *spicata* vorstellen, sind übrigens dem Rec. von beiden noch nicht vorgekommen. Von *Rhamnus* nur *pubescens*, welcher nach der Abbildung t. 239. dem *alpinus* sehr nahe steht, aber nicht mit dem gleichnamigen von *Poiret* verwechselt werden darf. *Vitis vinifera* t. 242., nach *Hawkins* wild in Griechenland, hat kleinere, nicht so tief getheilte Blätter, und zartere Blumen, als der wilde Wein von andern vorgestellt zu werden pflegt. *Illecebrum cymosum* Prodr. ist t. 245. unter *echinatum* abgebildet, aber nur als zweifelhafte Art dieser Gattung beygezählt, da die Kapsel nicht wie bey *verticillatum* aufspringt. Aus derselben Gattung noch: *Paronychia* t. 246. und *capitatum* t. 247., welchem letztem Hr. Sm., durch *Bauer's* Zeichnung irre geführt, eine zweysamige Kapsel zuschreibt, was weder bey dieser noch bey einer andern Art dieser Gattung bis jetzt wahrgenommen worden.

Unter den Pflanzen der zweyten Ordnung der fünften Classe, womit der zweyte Fascikel dieses Bandes anfängt, stellt eine der ersteren Tafeln *Herniaria macrocarpa* vor, welche doch aber zu nahe mit *incana* Lmk. verwandt ist, um als eine besondere Art angesehen werden zu können. Bey den Doldengewächsen liegt, wie aus dem Prodrum. bekannt ist, *Linné's* Methode zum Grun-

de; doch sind die Gattungscharaktere fast durchgehends berichtet, und manche Arten zweckmäßiger versetzt. Auf die Frucht ist, wenn sie vorhanden war, besondere Rücksicht genommen, so daß die hier gegebenen Vorstellungen der Umbellaten als die vorzüglichsten dieser Familie zu betrachten sind. Von *Eryngium* kommen vor: *cyaneum* (*creticum* Lmk.) und *multifidum*. Es wird bemerkt, daß nach der Scherard'schen Sammlung das unter dem letztern zweifelhaft angeführte *Tournefort's* zum ersten gerechnet werden muß. Durch Vergleichung eben dieser Sammlung überzeugte sich auch der Herausgeber von der Uebereinstimmung des *Eryngii foliis laciniatis etc. Tournef. Cor. 25.* mit seinem *parviflorum Bapleur. glumaceum Prodr.* fällt mit *odontoides* zusammen. *B. Sibthorpium* gränzt zunächst an *fruticescens* und ist kaum als Halbstrauch zu betrachten. Bey *Daucus guttatus t. 269.* muß das auf *Sibthorp's* Autorität erwähnte *Synonym* aus dem *Dioscorides* gestrichen werden, da es sich bey genauer Vergleichung in dessen Schriften nicht findet. Eine ausgezeichnete Art ist *Daucus littoralis*; zweifelhaft scheint uns *Dauc. involucratum t. 271.*, vielleicht mit *polygamus* einerley. *Bunium pumilum t. 274.* weicht durch länglichwalzenförmige glatte Früchte von den verwandten ab, doch ist das Aeußere ganz übereinstimmend. *Heracleum tomentosum Prodr.* wird als *absintifolium Vent.* aufgeführt, von dem es sich nur durch etwas feinere Theilungen der Blätter unterscheidet, was indeß als locale Veranlassung nicht in Betracht kommt. Auch haben beide fast gleiche Blumenkronen (welche von *absinthifolium* bey R. und Schult. irrig strahlenförmig genannt werden.) Zu *Heracl. aureum t. 282.*, einer außaezeichneten Art, glaubt Herr Sm. *Tordylium luteum Col. Ecphr. 1. 122. t. 121.* rechnen zu können. Bey *Tournefort* findet

sich keine Spur von dieser Pflanze, und *Pastinaca orientalis*, foliis eleganter incis. Cor. 22., obgleich nicht unähnlich, ist der Verf. mehr geneigt, für sein im Prodr. beschriebenes *humile* zu halten. *Scandix latifolia* t. 284. hat der Herausgeber, wie aus dem Prodr. bekannt ist, *Cachrys cretica* Lmk. genannt, da sie der dicken, schwammigen Rinde, des Hauptcharakters dieser Gattung, entbehrt, auch spricht die Gestalt der Frucht und das ganze Aeußere dieser Pflanze mehr für *Scandix*, wenigstens wie Linné sie nimmt. *Scandix australis* t. 285. und *pecten* hält auch unser Vf. für sehr nahe verwandte Arten, und beschränkt den Unterschied der letztern besonders auf die bedeutendere Größe und Stärke, auf die eingeschlagen- zweylappigen Blumenblätter und auf das verlängerte mehr zugespitzte und feiner zertheilte Hüßchen. Von *Thapsia* wird bemerkt, daß die Frucht nur *alae marginales duplicatae* (aber nicht, wie einige Neuere irrig annehmen, zugleich auch *dorsales*) hat, wie an *garganica* t. 287. bewiesen wird, und was auch bey mehreren von dem Rec. verglichenen der Fall ist. Auf jeden Fall würde der Gattungscharakter von *Thapsia* zu berichtigen seyn. *Pastinaca Opoponax* t. 288. wird, besonders in den ältern Werken, bald mit ganzrandigen bald mit gefägten Blättern vorgestellt; letztere finden sich wirklich nur in der Natur. Von *Smyrniium perfoliatum* t. 289. scheint dem Verf. *aegyptiacum* Linn. nur darin verschieden zu seyn, daß die fast gegenüberstehenden Blumenblätter etwas weniger gefägt sind; auch glaubt er, daß *Corrigiola capensis* Willd. mit *littoralis*, von welcher t. 292. eine Vorstellung gibt, wieder zu vereinigen sey. Bey *Alsine mucronata* t. 293. wird unter den von Linné angeführten Synonymen, nach Vergleichung dessen Herbarii, das von Loeffling bestätigt, hingegen Haller's und Seguiet's

zu *Aren. fastigiata* E. Bot. gezogen. Die nahe Verwandtschaft dieser Pflanze mit *Arenaria tenuifolia* ist wohl kaum zu bezweifeln; doch können wir eben so wenig der Vermuthung des Verf. beystreten, daß sie vielleicht nur eine var. *pentandra* derselben sey, als *Seringe* (Decandolle Prodr.) beypflichten, welcher geneigt ist, sie als Abart der *A. fasciculata* anzusehen. Ueberhaupt verdienen mehrere dieser verwandten *Arenarien* noch eine genauere Untersuchung.

Unter den letzteren Tafeln dieses Bandes (294 = 300.), welche der Gattung *Statice* gewidmet sind, erwähnen wir besonders *rorida* t. 298. und *echioides* t. 299., zwey sehr verschiedene, aber von Linné verwechselte Pflanzen. Erstere (*rorida*) ist *echioides* Linn. Syst. ed. 12. nec. Sp. Pl., Willd. Spec. quoad descriptionem nec synon. und die gleichnamige des Prodr., zu der letztern gehört *echioides* Linn. Spec. Pl., Willd. Sp. sec. syn. nec. descript., Ait. Kew. etc. und *aristata* des Prodromus. Den Schluß macht mit t. 300. die im Außern nicht sowohl, als durch die Blumen sehr ausgezeichnete *St. Echinus* Linn., welche die höchsten Gebirge Griechenlands, besonders den Olymp bewohnt, dessen felsige Gipfel sie in dichten Rasen bedeckt.

Schr b.

L e i p z i g.

Ben Hinrichs: *Institutionum juris Romani privati historico-dogmaticarum lineamenta, observationibus maxime literariis distincta. In usum praelectionum denuo adumbravit, et legum duodecim tabularum nec non edicti praetoris atque aedilitii sententias integras aut prope integras, quae verbotenus supersunt, denique tabulas chronologicas, quibus historia juris Romani ex-*

terna illustratur, emendatus excusas adjecit D. Christ. Gottlieb Haubold, Antecessor Lipsiensis. Post mortem auctoris ex ejusdem schedis eruit atque additamentis auxit D. Carolus Eduardus Otto, Prof. Lipsiens. 1826. XXX. 525 u. 107 Seiten in Octav.

Der hohe Werth der im Jahre 1814 zum ersten Male erschienenen Institutionum lineamenta des verewigten Haubolds ist zu allgemein anerkannt, als daß es hier noch eine Erwähnung desselben bedürfte: es wird daher eine Angabe desjenigen genügen, was von dem Verfasser und dem Herausgeber für diese zweyte Ausgabe geschehen ist. Fast eine Umschmelzung der ersten Ausgabe schien der Verf. beabsichtigt zu haben, wie seine im Jahre 1821 herausgegebene Epitome Institutionum, bezeugte, und wirklich fanden sich unter dessen Nachlasse, fünf bereits abgedruckte Bogen der zweyten Ausgabe, nach dem in der Epitome bezeichneten Plane vor. Späterhin cassirte derselbe jedoch diese Bogen, und kehrte im Ganzen zu der in der ersten Ausgabe enthaltenen Anordnung des Materials zurück. Solchergestalt hat denn auch der Herausgeber nur die drey ersten jener Bogen benutzen können, wogegen er sich, von dem vierten an gerechnet, an die frühere Anordnung zu binden, genöthigt war. Im Ganzen liegt nun die Hauptbereicherung des Werks, in der sorgfältigen Ergänzung und Fortsetzung derjenigen Litterarnotizen, welche schon die erste Ausgabe so äußerst wichtig machten. Die meisten derselben rühren von der Hand des Verf. selbst her; indessen hat auch der Herausgeber eine große Anzahl derselben, namentlich in Betreff der neuen Entdeckungen von Rechtsquellen nachgetragen, welche, um sie von jenen zu unterscheiden, mit einem Sternchen bezeichnet worden sind.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. 99. Stück.

Den 22. Junius 1826.

B e r l i n .

Ex officina Academica (vendit Reimer). Corpus Inscriptionum Graecarum. Auctoritate et impensis classis historicae et philologicae Academiae litterarum Borussiae edidit Aug Boeckh-ius, Academiae sodalis. Voluminis Primi fascic. 1. Seiten 292 Fol

Obgleich diese Anzeige für eine bloße Meldung an das Publicum viel zu spät kommt und auf der andern Seite auch keine gründliche Beurtheilung seyn kann: so dürfen wir doch nicht anstehen, auch unsrerseits die Empfindungen und Gedanken auszusprechen, die ein so großes Unternehmen auf so meisterhafte Weise ausgeführt in uns erweckt. Wir müßten der Academie von Berlin ohne Zweifel schon sehr zu Dank verpflichtet seyn, wenn sie uns alle Griechischen Inschriften, welche bisher bekannt gemacht worden sind und sonst herbeigeschafft werden konnten, in einer umfassenden Sammlung systematisch geordnet, mitgetheilt hätte, und hie und da eine critische oder erklärende Bemerkung beygefügt worden wäre, wie in dem mit Recht be-

rühmten Gruterschen Thesaurus. Daß aber zugleich die Inschriften wissenschaftlich verarbeitet, auf so treffliche Weise verarbeitet erscheinen, daß wohl in den meisten Fällen dieses Zeitalter nicht viel weiter kommen wird, und unmittelbar in die meisten Fächer der Alterthumskunde an unzähligen Stellen neues Licht einströmt, ist mehr, als man erwarten durfte. Nur ein Mann, der für Form und Inhalt der Werke der antiken Menschheit gleich viel Sinn und Forschungsgeist besitzt, der durch vielfache Rücksichten auf den Buchstaben, das Wort, den Gedanken, den Gegenstand nicht verwirrt wird, sondern, was in jeder Rücksicht möglich und wahrscheinlich, mit Freyheit und, wir dürfen sagen, einer gewissen Kühnheit des Geistes in den Mittelpunkt einer allgemeinen Evidenz zu vereinigen weiß, konnte einem solchen Werke vorstehen, und daß der Herausgeber diese Eigenschaften besitzt, lehrt nach unserm Dafürhalten beynahе jede Seite des vor uns liegenden Heftes. Über die Haupteigenschaft, die ihn am meisten grade zu einem solchen Werke befähigt, war ein unbefangener und natürlicher Sinn für das Geschichtliche, der Vielen bey großer Gelehrsamkeit und ausgezeichnetem Scharfsinn abgeht, ein Sinn, der nicht gleich mit der angelernten Regel zutappt, sondern Denkmähler zum Theil sonst wenig bekannter Perioden zuerst für sich prüft, ihnen nicht um eines allgemeinen Grundsatzes willen Albernes oder Gewaltfames aufzwingt, sondern das scheinbar Anomale, wo es sich bey besonnener Forschung ergibt, als geschichtliches Factum für fernere Untersuchung hinstellt. Diesen Sinn bewährt, wie es uns scheint, der Herausgeber gleich bey der ersten Abtheilung: *tituli antiquissima scripturae forma insigniores.* Raum kann es für den Critiker eine schwierigere Aufgabe geben als diese Inschriften = Classe. Meist sehr kurze, zum Theil fragmentirte Stücke in Bü-

gen, die wir mitunter bloß durch wenige Denkmäler kennen, aus sehr verschiedner Zeit, theils ein hohes Alter an der Stirn tragend, theils ein solches bloß lügend, sich auf Verhältnisse des Cultus und öffentlichen Lebens der Griechen beziehend, von denen wir sonst sehr wenig Nachrichten haben, sind diese Inschriften zum Theil wahre Räthsel, an denen es nach gewöhnlicher Klugheit fast gerathener ist vorüberzugehen als Erklärungsversuche zu wagen, von denen Diejenigen, die nicht alles darin gleichmäßig auffassen und erwägen, auch nicht völlig befriedigt werden können. Diejenigen z. B., die mit einem blinden Glauben an das Ueberlieferte den Zug, den der Abschreiber notirt hat, für das Feste, Sichre, Unveränderliche nehmen, an dem die Erklärung durchaus festhalten müsse, werden den Herausgeber mitunter in seiner Critik kühn finden, doch wohl nur so lange, bis sie sich durch genaue Betrachtung ältrer Inschriftensteine überzeugt haben, wie leicht zufällige Verletzungen des Steins den Abschreiber täuschen und ihm Buchstabenformen vorspiegeln können, die dem Stein nicht eingegraben worden sind. Wenn schon in Museen aufgestellte Denkmäler bey günstigem Lichte einfallt, mit einem Schwamm beneht, weit mehr und oft andre Buchstaben zeigen, als sie unter minder vortheilhaften Umständen zu zeigen schienen, wie viel mehr müssen in Griechenland selbst von verwitterten Steinblöcken ohne Wahl der Zeit und der Umstände genommene Abschriften eine höhere Critik zulassen, als die welche dem Buchstaben Sinn und Sprache opfert. Die so nothwendige Beachtung dieser Umstände vermessen wir bey Herrn Böckh nirgends, und wenn derselbe sich bey der Grissätschen, von Gropius an Ort und Stelle copirten, so wie manchen Fourmontschen Inschriften Freyheiten nimmt, die uns an sich tabelfrey erscheinen, so geht er mit der *ῥήτρα*, die Payne Knight

in einem fac simile aus seinem Museum herausgegeben, dem Helm des Hieron u. dgl. Monumenten so religiös um, daß er auch keinen Zug ändert. Auf eine andre Weise müssen Die irren, welche diese Denkmäler vom Standpuncte der ausgebildeten Attischen Litteratur ansehen, und sich nicht genug in die Zeit hineinzudenken vermögen, in der sie entstanden sind. Wir können es für gewiß annehmen, daß die Schreibkunst in Griechenland erst in der Zeit häufiger zu werden anfing, in welcher profaische Schriftsteller auftraten, also gegen Olymp. 55, da beide Ereignisse aufs engste innerlich zusammenhängen; und manche unter diesen Schriftdenkmälern reichen ohne Zweifel nahe an diese Zeit, wenn nicht darüber hinaus. Nun war es aber mit der Umsezung einer Sprache aus dem Munde des Volks und seiner Sänger in die den Griechen ursprünglich fremde Schrift (Phönikische Zeichen nannten sie sie zuerst) keine so leichte und einfache Sache als man sich wohl gewöhnlich vorstellt; unzählige Feinheiten mußten aufgeopfert werden, die jede Volksmundart vor der Schriftsprache voraus hat, welche sie eben durch die Schrift verliert; man mußte oft zufrieden seyn, wenn das Zeichen den Ton nur im Allgemeinen angab, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Orthographie in manchen Stücken lange hin und herschwankte, ehe sie in ein festes und allgemein angenommenes System gebracht wurde. So bietet die erste Inschrift die Form ἀνδρος für ἀφδρος dar, welche gar nicht zu verkennen ist, und der Herausg. bemerkt sehr richtig, daß man in frühern Zeiten die Schreibart, die sich bey aspirirten Buchstaben eines Organs festsetzte, auch bey denen verschiedner Organe gebraucht habe. Erst allmählich scheint man erkannt zu haben, daß die Aspiration hier mehr auf beide Buchstaben vertheilt sey, dort nur dem letzten angehöre. Mit diesen Ansichten gehen wir auch zu

der zwölften, von dem Herausg. nach unserm Bedünken meisterhaft behandelten Inschrift. Es ist dies eine von Fourmont in Attika abgeschriebene Zeile, die der Herausg. mit glücklichem Scharfsinne als die Inschrift eines der Hermen erkannte, auf deren eine Seite der Pisistratide Hipparch schreiben ließ, daß sie in der Mitte zwischen der Stadt und einem Demos (ἐν μέσῳ τοῦ ἄστεος καὶ τοῦ δήμου) ständen, auf die andre aber einen nützlichen Spruch setzte. Hier hat sich nun noch der erste Theil der Inschrift, der Hexameter, erhalten, den der Herausg. so liest: Ἐν μέσῳ γὰρ Ὀπίης τε καὶ ἄστεος, ἄνερ, ὅδ' Ἐρμῆς. Was nun hier das auffallende ὅδ' betrifft, so ist es leicht ὅδ' zu corrigiren, da doch ein Demonstrativum nicht fehlen kann, indem nicht von Hermes überhaupt, sondern von einer bestimmten Herme die Rede ist; aber für noch besonnener hält Ref. das Urtheil des Herausgebers: vide ne in elisione ut tenuis ita etiam media ante asperum a nonnullis in aspiratam mutata sit. Daß nämlich die media zwar weniger als die tenuis, aber doch auch, durch die Zusammenstellung mit einer Adspirata und einem Spiritus asper afficirt wurde, kann schwerlich bezweifelt werden. So geht im Perfect die media eben so gut wie die tenuis in die Adspirata über, welche sich nach Buttmann's consequenter Theorie durch Anfügung der Endung & an den Charakter des Verbum bildet. Auch war es den Griechen eben so unmöglich, eine media vor einer Adspirata eines andern Organs zu sprechen, wie eine tenuis, wie allgemein bekannt. Dies macht es wahrscheinlich, daß auch das δ durch einen darauffolgenden Spiritus einigermaßen afficirt wurde, und in den Zeiten der sich erst bildenden Orthographie allenfals ὅδ' Ἐρμῆς geschrieben werden konnte. Was sonst die Behandlung der Inschrift betrifft, so erscheint sie uns tadellos. Ἐν μέσῳ γὰρ ist die

leichteste Weise, die Striche bey Fourmont zu verbinden, und γε hebt den Begriff von ἐν μέσῳ, in der Mitte, auf der Hälfte des Wegs, vortrefflich. Die Kürze der ersten Sylbe von Ὀρία wird durch diesen Vers wahrscheinlich, das Adjectiv Thriasius kommt wenigstens bey Seneca Hippol. 5. mit kurzer erster Sylbe vor. Die Anrede im ersten Vers paßt um so besser, da im zweyten eine Ermahnung, wie μη φίλον ἔξαπάτα, folgte. Der Name Thria's steht deutlich da; falls aber Fourmont mit den Worten ἐν τῷ γῶνι τοῦ κορυθαλαγῆ hat sagen wollen daß er den Stein in der Ortschaft Krusalades, die ziemlich weit nach der andern Seite von Athen liegt, gefunden habe: so müßte derselbe in irgend einer Zeit von dem Thriasischen Wege dahin transportirt werden seyn, wozu man sich mancherley Anlässe denken kann.

— Diese Anmerkungen knüpfen sich hier bloß gelegentlich an die Betrachtung an, wie wenig man das Recht habe eine geordnete Orthographie in der Zeit dieser Schriftdenkmäler vorauszusetzen. Ein andrer Punkt, den der Herausg. dem Ref. wohl beachtet, wenn auch nicht ausgesprochen zu haben scheint, ist der, daß die echten dieser alten Schriftdenkmäler der Periode angehören, in welcher auch die Griechische Prosa sich erst entwickelte. Alle solennere Mittheilung war bis dahin poetisch gewesen; die Prosa war nichts anders als die gewöhnliche Volkserede, noch bloß Natur- nicht Kunstproduct. Es war natürlich, daß daher in diesen Inschriften Neigung zur Poesie sich auf mancherley Weise kund gab. Am liebsten gab man ihnen völlig metrische Form, wobey man mehr den deutlichen und bestimmten, wenn auch nüchternen, Ausdruck berücksichtigte als die Eleganz des Verses. Was ist nüchterner als der Hexameter unter dem Olympischen Jupiter Φειδίας Χαριδον υἱὸς Ἀθηναῖος μ'ἐπόησε, wo nur υἱὸς um des Verses willen zugegeben ist. Auch N. 23. in dieser Sammlung

war nach dem Ref. ein Hexameter, dem die ersten anderthalb Füße fehlen: . . . ἀνέθηκεν, Ἀριστοκλέης (wofür Ἀριστοκλες geschrieben ist) ἐπόησεν. Außer Hexametern waren besonders jambische Trimeter beliebt, in denen dem Ref. auch die uralte Inschrift bey Plinius N. H. VII, 58. abgefaßt scheint, deren ersten Vers er nach den Pariser Handschriften und Turnebus so liest: NAUSIKRATES ANETHETO TEI DIOS KORREI (Der Herausgeber gibt S. 6. eine andre Lesart). Diese Verse, zu denen nicht immer ein Simonides bey der Hand war, sind natürlich mitunter schlecht, ohne daß man darum zweifeln kann, daß Verse gemeint sind, wie der auf einem zu Olympia gefundene Helm Τάργ[εῖ]φοι ἀνέθεν τῷ Διὶ τῶν Κορινθίων. Man muß dabey bedenken, daß man, um einen Vers herauszubringen, nur sehr wenig Hülfen hatte, und sich mit dem begnügen mußte, was mit diesen erreicht werden konnte. Endlich gehört hieher die Erscheinung, daß, wo keine ganzen Verse statt finden konnten, wenigstens ein Theil der Rede metrisch ist. Ref. glaubt daß dies in der berühmten Aufschrift des von Hieron nach dem Siege bey Kuma nach Olympia geweihten Helms — Ἰαρων ὁ Δεινομενεος και τοι Συρακοσιοι τῷ Δι Τυραν' ἀπο Κυμας — sehr augenfällig ist, wo, wie Pausanias von einem ähnlichen Epigramm ganz aus derselben Zeit sagt, τὰ πρῶτα οὐ σὺν μέτρῳ sind; daß das Alpha nicht wie gewöhnlich geschrieben, sondern apostrophirt ist, hat auch wohl den Zweck darauf aufmerksam zu machen. Auch ist das substantivische Gentile Τυρρανὰ für Τυρρηνικά (nämlich ὄπλα) zwar grade bey diesem Worte sehr gebräuchlich (Stephan. Byz. s. v. Κύζικος), indessen gehört es doch immer dem poetischen Sprachgebrauch an, in dem Τυρσηνὴ σάλπιγξ u. dgl. häufig vorkommt, und das öfter angeführte Τυρσηνοὶ δεσμοὶ scheint auch aus einem

alten Dichter zu stammen; daß eigentlich profaische wäre $\tau\upsilon\pi\pi\eta\nu\iota\kappa\alpha$ gewesen. Wahrscheinlich bezeichnet dies $\tau\upsilon\pi\pi\eta\nu\alpha$ eine Etruskische Panoplie, deren Dedicationinschrift oft auf die Helme gesetzt wurde, wie eine Münze des Agathokles beweist. Die allein richtige Erklärung dieser Inschrift, die Herr Böckh gegeben, verbunden mit der Entdeckung der Hipparchischen Herme, hat noch ein Resultat von großer wissenschaftlicher Bedeutung hervorgebracht, das wir hier nicht übergehen dürfen. Während nämlich sonst die Geschichte der Schrift erst mit Olymp. 80., der Zeit der Nointelschen Inschrift, chronologisch wurde, und über die Zeit aller frühern Inschriften die verschiedensten Ansichten im Schwange waren, haben wir jetzt an den beiden Schriftdenkmälern, dem einen wahrscheinlich aus Olymp. 63 oder 64, dem andern aus 76, zwey feste Punkte, nach denen sich die übrigen einigermaßen anordnen lassen; um so begieriger sind wir auf die versprochne paläographische Abhandlung, die ohne Zweifel manches neue Resultat enthalten wird. Bey dem Bestreben der Anordnung machen aber auch die in späterer Zeit aus Affectation altväterisch geschriebnen, so wie die in neuern Zeiten betriegerisch geschmiedeten Inschriften Schwierigkeit, der der Herausgeber indeß durch seine scharfsinnige Handhabung der höhern Critik trefflich begegnet. Seinen Urtheilen über Fourmonts Lakonische, so wie über Petrizzopulos's Leukadische Inschrift kann man schwerlich widersprechen, außer wenn man das Zeugniß eines überwiesenen Lügners, eine Inschrift gesehen zu haben, eben so hoch achtet, wie das eines wahrhaften Mannes. Als Producte jener Affectation aber treten nun zu den bekannten Triopeischen Säulen eine merkwürdige Inschrift von Delphi und die berühmte Sigeische. Der Herausg. hat seinen Beweis, daß diese einem mit grammatischen Kenntnissen prahlenden Alexandrinischen Zeitalter

angehöre, in die Erklärung der Inschrift selbst versponnen; Rec. will daher hier die Punkte, auf die es ihm besonders anzukommen scheint, hervorheben. Daß der Steinpfeiler, auf dem diese Doppelinschrift, oben in ionischer unten in attischer Schrift und Mundart, steht, ein Bild des Phanodikos trug, durfte Hr. Böckh, nach Chishull's Behandlung, als Axiom annehmen; Jeder, der die untre Inschrift liest: Ich bin des Phanodikos — und ich habe den Sigeern einen Krater gegeben, sieht es von selbst ein, daß hier Phanodikos Person dargestellt war. Daß dieses Bild eine Büste war, die man vermittelst des noch sichtbaren runden Zapfenlochs eingefügt hatte, ist eine völlig einleuchtende Behauptung Herrn Böckh's; die Büste mit dem Pfeiler machte eine Herme aus, wie deren unzählige existirten. Ja die Breite des Steins, 1 Fuß 6 Zoll, und die Stärke, über 10 Zoll, sind grade so beschaffen, daß die Brust einer menschlichen Figur von gewöhnlicher Größe darauf sitzen konnte; darum hat der Stein auch oben keinen Sims, der sonst aus demselben Block gehauen wäre. Jede andre Art das Bild anzubringen, ist ein verber Goldicismus oder lieber Alabandicismus in der Kunst. Nur weiß Jeder, der sich mit der Chronologie der Kunst ein wenig beschäftigt hat, daß Ehrenbilder von Privaten, die nicht in heiligen Agonen gesiegt, vor der Zeit des Peloponnesischen Krieges große Ausnahmen waren; die Sitte solche zu errichten mußte aber schon ganz gewöhnlich seyn, wenn Einer sein eignes Bild zu öffentlicher Aufstellung weihen konnte, der kein andres Verdienst für sich anzuführen hatte, als dem Prytaneion einen Krater nebst Untersatz und Durchschlag (zu den Mahlzeiten im Prytaneion, versteht sich) geschenkt zu haben. [Nur wer nicht weiß, wovon die Rede ist, kann gegen jene Behauptung ein Donarium eines Lydischen Monarchen, das den Delpfern durch sein

Metall werth war, oder einen Chorreigen Magnetsisch bekleideter Tänzer, die die Lehne eines Throns schmückten, anführen; das Weihgeschenk des Polykrates ist auf keinen Fall ein Polykrates, und von Theodoros Bilde ist wohl schon Aeginet. p. 99. das Richtige gesagt.] Fast man nun aber ferner die Doppelinschrift für sich ins Auge, so läßt sich wirklich auf keine Weise begreifen, warum man die Hauptsache einer attischen Inschrift später in ionischer Schrift darüber geschrieben haben sollte, wie man bey der Voraussetzung ihres echten Alterthums anzunehmen gedrungen ist; dagegen springt das grammatische Bestreben, ionische Sprache und die sogenannten Ἴωνικὰ γράμματα attischer Mundart und den Ἀττικοῖς γράμμασιν scharf entgegenzustellen, sehr in die Augen; die zweyte Inschrift zeigt mehr Attische Krassen zusammengedrängt (κάρω, κἀπίστατον, ἀδελφοὶ und vielleicht Ἀισωπος) als wohl die meisten echten Denkmäler des Dialekts aufstellen. Ref. begnügt sich mit diesen Andeutungen der Verdienste, die der Herausgeber sich um Critik und Erklärung jener alten Schriftdenkmäler erworben hat, und übergeht die weit zahlreicheren, größeren und eben so wichtigen Attischen Inschriften noch mit Stillschweigen, indem er von diesen Nachricht geben will, wenn die Reihe derselben geschlossen seyn wird.

R. D. M.

E d i n b u r g,

Memoirs of the Wernerian Natural history Society. Vol. III. For the Years 1817 — 18 — 19 — 20. with twenty - five Engravings. 1821. XII. und 559 Octavseiten. — Vol. IV. For the Years 1821 — 22 — 23. Part I. With ten Engravings. 1822. Part II. With seven Engravings 1822. VII. und 603 Octavseiten.

Die vorliegenden Bände der Schriften der Edinburgher Wernerischen naturforschenden Gesellschaft, sind nicht minder reich an schätzbaren Beiträgen zu den verschiedensten Theilen der Naturkunde, als die früheren. Vorherrschend ist darin gründliche, besonnene, vorurtheilsfreie Beobachtung, im Geiste des großen deutschen Naturforschers, den sich die Gesellschaft zum Vorbilde wählte.

Den dritten Band eröffnet eine zootomische Abhandlung: *Observations on the Anatomy of the Orang Outang*, by Dr. Thomas Stewart Traill. die Beobachtungen wurden an einem weiblichen Afrikanischen Orang Outang angestellt. — II. *On the Connection between the Primitive Forms of Chrystals and the Number of their Axes of Double Refraction*. By David Brewster. S. 50. Eine Untersuchung, die mit Recht Aufsehen erregt hat, da sie ein neues Licht über den Zusammenhang verbreitet, der zwischen den verschiedenen Krystallisationen-Systemen und gewissen optischen Eigenschaften krystallisirter Körper sich findet. Die von einigen deutschen Krystallographen in neuer Zeit angewandte Abtheilung der Krystallisationen-Systeme nach den verschiedenen Achsen-Verhältnissen der Grundformen, erhält durch die Brewster'schen Wahrnehmungen, einen verdoppelten Werth und eine noch höhere Bedeutung. Denn nach diesen tritt die doppelte Strahlenbrechung nebst einigen anderen damit im Zusammenhange stehenden Erscheinungen, nur da hervor, wo eine Differenz unter den Achsen der Grundform ist (in den anisometrischen Systemen, nach der Nomenclatur des Referenten); und zwar mit einer Achse doppelter Strahlenbrechung, wo eine einfache Differenz unter den Achsen der Grundform sich findet (in den auf gleicher Stufe stehenden monodimetrischen und monotrimetrischen Systemen); dagegen mit zwey

Achsen doppelter Brechung, wo eine zweifache Differenz unter den Achsen wahrgenommen wird. (in den trimetrischen Systemen). — III. Description of a Species of Delphinus, which appears to be new. By the late George Montague, Esq. S. 75. — IV. Observations on the Mineralogy of the Neighbourhood of Cork. By the Rev. John Fleming. S. 83. die Gebirgsarten — Grauwackenschiefer, Kalkstein und Thonschiefer — gehören ohne Zweifel der im Süden von Irland weit verbreiteten Uebergangsgebirgsformation an. V. Mineralogical Notices and Observations. By the Rev. Thomas Macknight. S. 104. Sie betreffen verschiedene Gegenden der Schottischen Hochlande, u. A. die durch die schönen Citrine berühmt gewordene Granitische Gegend von Cairngouram. — VI. Additional Observations on the Coal Field of Clackmannanshire, and a Description of the absolute Shape or Form of the Coal Fields in Great Britain. By Robert Bald. S. 123. Die in Großbritannien beobachteten Steinkohlenflöße sind, nebst den sie begleitenden Flözlagen, gewöhnlich beckenförmig; oder sie werden als Theile beckenförmiger, durch Verrückungen geteilter Massen erkannt. Mantelförmiges, oder umgekehrt beckenförmiges Vorkommen, ist eine Ausnahme von der Regel. Die hin und wieder verbreitete Vorstellung, die Kohlenflöße seyen tafelförmig ausgebreitete Lagen, wird widerlegt, sobald man sich nicht auf einzelne Theile eines Kohlenfeldes beschränkt, sondern die Beschaffenheiten des Ganzen richtig auffaßt. Dasselbe gilt auch ohne Zweifel von den mehrsten Steinkohlenflößen anderer Länder. — VII. Account of some Sandstone Petrifications found near Edinburgh. By the Rev. James Grierson. S. 156. Das hier beschriebene Vorkommen von Kieselholz im Koh-

lensandstein hält der Verfasser für einen Beweis, daß diese Gebirgsart nicht durch einen mechanischen Absatz gebildet seyn könne. — VIII. Description of the *Simia sagulata*, or Jacketed Monkey. By Thomas Stewart Traill. S. 176. Character: *Simia caudata*; capite barbata nigra; cauda non prehensili, nigra villosissima, claviformi; corpore subtus nigro; dorso pilis ochraceis bene tecto. Diese bisher nicht beschriebene, der *Simia Beelzebub* in einigen Stücken gleichende Affen-Species, lebt in großer Anzahl in den Wäldern von Demerary. — IX. Description of a New Species of *Felis* from Guyana. By Thomas Stewart Traill. S. 170. Char. specif. *Felis cauda elongata*; toto corpore immaculato, ex fusco rubescente. — X. On the Water-Rail. By the Rev. John Fleming. S. 174. Genaue Charakteristik des *Rallus aquaticus* von Willoughby, der in England unter den Provinzialbenennungen von Runner, Velvet-Runner, Oar-cock, Bill-cock, Erock-ouzel, Skiddcock bekannt ist. — XI. An account of the change of Plumage exhibited by many Species of Female Birds, at an advanced period of life; intended as a Supplement to Mr. John Hunter's Memoir upon that Subject, in the Philosophical Transactions. By John Butter. S. 183. Interessante Beobachtungen über eine Erscheinung, die schon von den Alten beachtet und in neuer Zeit besonders auch von unserem Herrn Obermedicinalrath Blumenbach, in dessen Abhandlung de anomalis et vitiosis quibusdam Nisus formativi aberrationibus, zur Sprache gebracht worden. Beyläufig auch einige Bemerkungen über das Alter, welches Hausvögel erreichen. — XII. Account of some Fossil Remains of the Beaver (*Castor Fiber* L.) found in Pertshire and Berwickshire, proving that that animal was for-

merly a native of Scotland. By the Secretary. S. 207. Zuörderst von einigen schriftlichen Zeugnissen, daß der Biber in früheren Zeiten in verschiedenen Theilen von Großbritannien, zumal in Walis und Schottland, einheimisch war. Die Vergleichung der an zwey Stellen in Schottland gefundenen fossilen Schedel des Bibers mit denen des Nordamritkanischen, schien zu ergeben, daß Beide zur nehmlichen Species gehören. — XIII. On the Rocks of Sanside in Caithness. By Professor Jameson. S. 220. Gegenseitiae Uebergänge von Syenit, Granit, Conglomerat, Sandstein und Kalkstein. — XIV. Geognosy of East Lothian. By Professor Jameson S. 225. Lehrreiche Beobachtungen über den rothen Sandstein und die Verhältnisse der Theils mit ihm gelagerten, Theils auf verschiedene Art ihn durchschenden Trappgebirgsarten. — XV. Account of the Effects of the Juice of the Papaw Tree (*Carica Papaya*) in Intenerating Butcher's-meat. By the late Dr. Holder. S. 245). Merkwürdige Beobachtungen über den Einfluß verschiedener Theile und selbst der Ausdünstung jenes Baumes, auf die Verminderung der Cohäsion der Muskelfasern. — XVI. Account of the Travelled Stone near Castle Stuart, Inverness-shire. By Thomas Lauder Dick Esq S. 251. Ein etwa acht Tonnen schwerer Stein wurde in der Nacht vom 19. auf den 20. Februar 1799 bey einem heftigen Sturm, durch eine Eisscholle 260 Ellen weit von seiner früheren Lage verrückt. — XVII. Abstract of a Paper on the Scale of Being, and particularly on Organization and the Living Principle. By John Campbell, Esq. S. 260. — XVIII. On the Nutrition of Cuticle, Nails, Hair, Feathers and Plants. By H. Dewar. S. 272. — XIX; Observations on the Genus *Picus* of Linnaeus, with Descriptions of two new Species from the interior of

Brazil. By William Swainson. S. 288. Die beiden neuen Arten sind: 1. *Picus chrysopterus*: griseus, albido-fasciatus, capitis lateribus, collo et pectore aureis, vertice et jugulo nigris. 2. *Picus Brasiliensis*: olivaceus, subtus flavescens, nigro-fasciatus, capite subcristato supra rubra, utrinque lineis olivaceis, fulvis et rubris. — XX. Descriptions of several new or rare native Plants, found in Scotland, chiefly by the late Mr. George Don of Forfar; By David Don. S. 294. Die neuen Pflanzen sind: 1. *Veronica setigera*, 2. *Poa stricta*. 3. *Poa leptostachya*. — XXI. On the Rocky Mountain Sheep of the Americans. By Professor Jameson. Der Verfasser ist der Meinung, daß dieses Thier einer Gattung angehöre, die zwischen Ziege und Antilope in der Mitte stehe und hält es wegen der Beschaffenheit der Wolle, worüber er einen Bericht von Thomas Laurie mittheilt, für wünschenswerth, daß man die Zucht desselben in Schottland versuche. — XXII. On the Bed of the German Ocean, or North Sea. By Robert Stevenson. S. 314. Unstreitig eine der wichtigsten Abhandlungen dieses Bandes, die eine höchst interessante Zusammenstellung der Erfahrungen über die Beschaffenheiten des Grundes der Nordsee enthält. Die mittlere Tiefe beträgt nach dem Verf. etwa 31 Faden. Die größte Tiefe scheint auf der Norwegischen Seite zu seyn, wo Sondirungen eine Tiefe von 190 Faden ergeben haben. Die Tiefe nimmt von Süden nach Norden zu. Eine genauere Uebersicht der Verhältnisse, unter den Tiefen der Nordsee geben Profile, die der Charte, welche diese Abhandlung begleitet, beygefügt sind. Die Sandbänke nehmen keinen unbedeutenden Theil der Fläche der Nordsee ein. Der Verf. schätzt diese zu etwa 153,709 (engl.) Quadratmeilen und die Fläche der Sandbänke zu 27,443 Quadratmeilen, welches etwa $\frac{1}{5}$ von der

ganzen Fläche von England und Schottland beträgt. Die mittlere Höhe der Sandbänke misst 78 Fuß und hiernach der Cubikinhalt jener ungeheuren Schuttmasse berechnet, beträgt solcher 2,241,248,563,110 Cubikellen. Ein sehr großer Theil davon besteht aus Kiesel, in der Form des Sandes von verschiedenem Caliber, gemengt mit Corallen und zermalnten Muschelschaalen. Da diese Theile specifisch leichter sind, so bedecken sie im Allgemeinen die Oberfläche der Sandbänke. Für den vormaligen höheren Stand der Nordsee, bringt der Verf. mehrere Beweise bey. — XXIII. Additional Observations on the Connection between the Primitive Forms of Minerals and the Number of their Axes of Double Refraction; By David Brewster. S. 237. — XXIV. An Account of some of the Cryptogamous Plants of Devonshire. By Robert Kaye Greville, Esq. S. 351. — XXV. Account of a Beluga or White Whale, killed in the Frith of Forth. By Dr. Barclay and Mr. Neill. S. 371 — XXVI. Description of a New Species of Fucus, found in Devonshire. By Robert Kaye Greville, Esq. *Fucus Devonien-sis*: fronde cartilaginea, enervi, dichotoma, ramis linearibus, integerrimis, apice rotundatis; tuberculis sphaericis, ad apices, immersis. — XXVII. On the British Species of the Genus Beroë. By Dr. Fleming of Flisk. S. 400. — XXVIII. Descriptions of several new Plants from the Kingdom of Nepaul, taken from Specimens preserved in the Herbarium of Aylmer Bourke Lambert, Esq. Communicated by Mr. David Don. S. 407. 1. *Rhododendron setosum*. 2. *Rh. anthopagon*. 3. *Rh. campanulatum*. 4. *Andromeda cupressifloris*. 5. *Lilium Nepalense*. 6. *Delphinium scabri-florum*. 7. *Leontodno eriopodium*. 8. *Tragopodon gracile*. 9. *Saussurea gossipiphora*.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

— —

Göttingische
Gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.

Den 24. Junius 1826.

E d i n b u r g.

Memoirs of the Wernerian Natural history Society Vol. III. Vol. IV.

XXIX. Description of a New Species of *Potentilla*, from the West Coast of Greenland; with some Account of the Account Arctic Flora. By Robert Kaye Greville, Esq. S. 416. *Potentilla Jamesoniana*. Foliis ternatis, apice incisus, utrinque sericeis; caule simplici, erectiusculo, sub-bifloro; calycis segmentis inaequalibus. Angehängt ist ein Verzeichniß von Pflanzen die von dem Capitain Scoresby in Spitzbergen unter 79° 10' N. Br. gesammelt und durch Robert Brown, Esq. bestimmt wurden. — XXX. Account of the *Lutra vittata*, and of the *Viverra (poliocephalus)*. By Th. Stewart Traill. S. 437. — XXXI. On the Leaves, Capsule and Root of *Buxbaumia aphylla*. By Robert Kaye Grenville, Esq. S. 442. — XXXII. Account of a singular Fossil Skeleton, discovered at Whitby, in February 1819. By

S (b)

the Rev. George Young. S. 450. Das in dem Alaunschiefer der Küste von Yorkshire gefundene Skelet, gehört einem Thiere der Crocodil-Familie an und ist dem ähnlich, welches im 50sten Bande der Philosophical Transactions beschrieben worden. — XXXIII. Physiological Notice concerning the early State of the Common Frog. By James Wilson, Esq. S. 458. — XXXIV. On the Luminosity of the Sea. By John Murray, Esq. S. 466. Die Beobachtungen wurden im Mittelländischen Meere angestellt. Viviani's treffliche Untersuchungen über diesen Gegenstand, scheinen dem Verf. unbekannt geblieben zu seyn. — XXXV. Explanation of an Apparatus, suggested by Colonel Yule, for Discharging Ordnance upon Mr. Forsyth's Plan; and an Account of some Experiments performed with it. By Mr. John Deuchar. S. 472. — XXXVI. Description of two New Philosophical Instruments. By Alexander Adie. S. 483. Ein sogenanntes Sympiesometer und ein neues Hygrometer. — XXXVII. Description of an Instrument for ascertaining the specific Gravity of Bodies, without the Use of Weights or Calculation. By Alexander Adie. S. 495. Verbesserung eines von Dr. B. G. Coates im Journal of the Academy of Natural Sciences at Philadelphia beschriebenen, nach Art einer Schnellwage eingerichteten Instruments. — XXXVIII. Continuation of an Account of some Experiments performed with an Apparatus for Discharging Ordnance, without the Use of a Light or Match-lock; in which several Inferences are drawn with regard to the Nature and Source of the Flame. By John Deuchar. S. 499. — Ein Anhang zu diesem Bande enthält die Geschichte der W. Gesellschaft.

Des vierten Bandes erster Theil der Schriften der Wernerischen Gesellschaft, enthält folgende Abhandlungen: I. On the Chrystallisations of Copper-Pyrites. By W. Haidinger, Esq. of Freyberg. Der Verfasser zeigt: daß die Krystallformen des Kupferkieses sich nicht, wie man sonst mit Haüy anzunehmen pflegte, auf ein reguläres Octaeder zurückführen lassen, sondern daß als Grundform ein Quadratoctaeder angenommen werden muß, dessen Grundkantenwinkel von ihm durch Messung mit dem Reflexionsgoniometer, zu $108^{\circ} 40'$ bestimmt wurde; welche Größe freylich nur um $0^{\circ} 48'$ von dem Kantenwinkel des regulären Octaeders abweicht. Die Entwicklung der Krystallformen nach der Methode von Mohs ist durch die saubersten Zeichnungen, wie man sie immer bey den gründlichen Arbeiten des Hrn. Haidinger zu finden gewohnt ist, erläutert. — II. Notice of the Attempts to reach the Sea by Mackenzie's River, since the Expedition of Sir Alexander Mackenzie. S. 19. — III. Geological Notices, and Miscellaneous Remarks, relatis to the District between the Jumna and Nerbuddah; with an Appendix, containing an Account of the Rocks found in the Baitool Valley in Berar, and on the Hills of the Gundwana Range; together with Remarks made on a March from Hussingabad to Sangar, and from thence to the Ganges. By Dr. Adam of Calcutta. S. 24. Nachrichten über die nicht ergiebigen Demantgruben von Punnah, über die verschiedenen Bodenarten von Bundelcund, über die Bildung des weit verbreiteten, eisenschüssigen Quarzgrandes, den der Verf. von zerstörten Sandsteinflözen ableitet und wobey er äußert, daß das Eisenoxydhydrat welches die Quarzgeschiebe verflüttet, späterer Entstehung und zwar vegetabilischen Ursprungs zu seyn scheine. Referent

ist durch Untersuchungen über das Vorkommen des Raseneisensteins oder sogenannten Ortsteins in den norddeutschen Sandniederungen und des Eisenoehers als Umhüllungs- und Verfüttungsmittel von Geschleben in weit verbreiteten Ablagerungen derselben z. B. in verschiedenen Gegenden vom südlichen Frankreich, besonders in der Crau oder dem Herculischen Steinfeld, zu einer ähnlichen Meinung, über die neue Bildung und den veractabilischen Ursprung von Eisenoxydhydrat geführt. — Ueber die Bildung von Kalkconcretionen, der sogenannten Kunkur in den Ebenen von Hindostan. — IV. Notices regarding the Fossil Elephant of Scotland. By Robert Bald. S. 58. Ein 39 Zoll langer Stoßzahn eines Elephanten wurde bey dem Graben des Union = Canals im aufgeschwemmten Lande gefunden. Der Verf. erwähnt noch einen andern, der im Kirchspiele von Kilmours in Ayrshire gefunden worden und in der Sammlung vom Lord Eglinton sich befindet. — V. Descriptions of Seven New Scottish Fungi. By Robert Kaye Greville, Esq. S. 67. — VI Meteorological Journal, kept at Clunie, Perthshire, for twelve Years, from 1809 to 1820. By the Rev William Macritchie. S. 74. — VII. A Description of a new Species of Grimmia, found in Scotland. By Robert Kaye Greville, Esq S. 87. *Grimmia leucophaea*: caule breviusculo, subramoso, foliis ovatis, longe piliferis, incanis, nigrescentibus; seta exserta, brevissima, recta; capsula ovata, dentibus brevibus perforatis, operculo obtusorostro — VIII. On the Geognosy of Germany, with Observations on the igneous Origin of Trap. By Amie Boué. In a Letter to Prof. Jameson. S. 91. Größten Theils ein Auszug aus dem bekannten Mémoire géologique sur

l'Allemagne im Journal de physique von 1822 worinn neben vielem Wahrem und Schätzbaren, gar manche Unrichtigkeiten sich finden. — IX. A New Arrangement of the Genera of Mosses, with Characters, and Observations on their Distribution, History and Structure. By R. K. Greville Esq. and G. A. Walker Arnott, Esq. S. 109. Diese Abhandlung enthält von der neuen Anordnung der Moose nur die Bearbeitung der Gattungen *Andraea*, *Sphagnum*, *Phascum* und *Voitia*. Zu dieser von Hornschuch aufgestellten, in den Kärnthener Alpen gefundenen Gattung, hat sich eine neue Species auf Melville Island gefunden, die *Capitain Sabine*, der den Capitain Parry begleitete, in wenigen Exemplaren mitbrachte. Die Verfasser geben die Differenz der beiden Species auf folgende Weise: *Voitia nivalis*, caule elongato ramoso; foliis ovato-lanceolatis concaviusculis, notabiliter acuminatis; theca oblongo-ovata; operculo obtusiusculo. *V. hyperborea*, caule elongato subsimplici, foliis late ovatis vix acuminatis, valde concavis; theca ovato-globosa; operculo acuto. — X. Short Account of the Rocks in the Neighbourhood of St Johns, Newfoundland. By Mr. John Baird. S. 151. In der Nähe der Küste eine große Bank von welcher das Blei einen grünen Sand und Stückchen Feuerstein herausbrachte, woraus der Verfasser den Schluß ziehet, daß die Gebirgsarten, von welchen die Masse jener Bank abstamme, der Kreide- und Grünsand-Formation angehören dürften. Nur Trappgebirgsarten beobachtete der Verf. in der Gegend von St. John. Zu unterst Trapptuff, von etwa 500 Ellen Mächtigkeit; darüber Mandelstein, dann Grünslein, darauf Thonstein, dichter Feldstein und abermals Thonstein. — XI. Observations on

the Snowy Owl (*Strix nyctea* Linn.) By Laurence Edmondston, Esq. S. 157. — XII. Meteorological and Hydrographical Notes. By Capt. R. Wauchope in a Letter to Prof. Jameson. S. 161. XIII. Account of the small District of primitive Rocks, near Stromness, in the Orkney Islands By Mr George Anderson of Inverness In a Letter to Prof. Jameson. S. 173. — XIV. Account of a New Species of *Larus*, shot in Zetland. By Laurence Edmondston, Esq. S. 176. — XV. Notice relative to two varieties of *Nymphaea lutea*, found in a Lake in Aberdeenshire. — By Mr. W. Macgillioray. S. 186. — XVI. Geognostical Sketch of the Great Glen of Scotland. By Mr. George Anderson of Inverness. S. 190. Die hier mitgetheilten Beobachtungen beschränken sich auf die Gegenden, welche man von den Höhen oberhalb Inverness übersehen kann. Mehrere Bergreihen, deren erste, die von Cromarty nach Dochfour sich zieht, der großen, und oft beschriebenen Ablagerung von rothem Sandstein angehört, die an der Ostküste von Schottland ausgebreitet ist. Eine zweite, höhere, bis zu 3000 Fuß ansteigende, durch schärfere Umrisse ausgezeichnete Reihe von Bergen, die von Phopachy beginnt, besteht aus granitartigem Gneuß, mit senkrechter Schichtenstellung, von häufigen Granitgängen durchsetzt und mit Einlagerungen von körnigem Kalkstein. Eine dritte Kette, die sich von Fort Augustus gegen das Dorf Dores erstreckt, ist hauptsächlich von Granit und Syenit zusammengesetzt, auf welche Gebirgsarten in der Nähe des berühmten Wasserfalls von Foyers, Quarzfels folgt. Dieser hat im Allgemeinen einen breccien- oder conglomeratartigen Character, indem darinn Theile von Granit, Gneuß, Glim-

merschiefer, Quarz und Feldspath durch eine bräunliche, harte Quarzmasse verbunden erscheinen. Eine vierte, niedrige, unter dem Rahmen der Leys bekannte Hügelreihe, besteht aus Schieferthon und rothem Sandstein und ist von einer starken Erdschicht bedeckt. — XVII. Observations on the Immer Goose of Zetland. By Laurence Edmondston, Esq. S. 207. — XVIII. A Description of two New Plants of the Order Algae, found in Scotland. By R. K. Greville, Esq. S. 213. 1. *Echinella circularis*: filis simplicibus, strictis, longitudinaliter aequalibus, compactis, cuneatis, in circulo plano dispositis. 2. *Gloionema apiculatum*: fronde continua, filiforme, ramosa aliquando fasciculata; granulis cylindraceo-oblongis; apicibus ramulorum incrassatis, apiculatis. XIV. Some Observations on the Natural History and Habits of the Mole. By the Rev. James Grierson. S. 218. Größten Theils nach den Beobachtungen eines sehr erfahrenen und wissenschaftlichen Maulwurfsfängers, Rahmens Robert Fletcher. Beyläufig wird bemerkt, daß Ireland weder den Maulwurf, noch Schlangen und Kröten besitzt. — XX. Account of the Island of Foula. By Capt. Vetch. S. 237. Diese westlichste unter den Schottländischen Inseln ist durch ihr Aeußeres sehr ausgezeichnet, indem sie sich bey der geringen Dimension von höchstens drey (engl.) Meilen, zu einer Höhe von 1370 Fuß erhebt und an der westlichen Küste mit senkrechten Felsen abstürzt, die an einer Stelle die Höhe von 1230 Fuß erreichen. Sandstein, der auf primären Gebirgsarten ruhet, bildet die Hauptmasse der Insel. Der Sandstein ist mit dem Gneuse durch so unmerkliche Uebergänge verbunden, daß keine bestimmte Gränze zwischen Beiden gefunden werden kann.

Vol. IV. Part II. XXI. Sketch of the Geognosy of Part of the Coast of Northumberland. By W. C. Trevelyan, Esq. S. 253. Diese Mittheilung bezieht sich auf den Theil der Küste von Northumberland, der sich von Budle Granery bis Iselstone, südlich von Bamburgh erstreckt. Die Beobachtungen betreffen besonders verschiedene Verhältnisse die zwischen Kalkstein, Sandstein und Trapp sich zeigen. Auch hier wird die schon oft beobachtete aber keinesweges allgemeine Erscheinung bemerkenswerth, daß wo Kalkstein und Trapp einander berühren, jener ein besonders krystallinisches Ansehen hat. Nähere Bestimmungen der wahrgenommenen Gebirgsarten werden vermist. — XXII. On the Fossil Remains of Quadrupeds etc. discovered in the Cavern of Kirkdale, in Yorkshire, and in other Cavities or Seams in Limestone Rocks. By the Rev. George Young. S. 262. Die Beobachtungen welche die merkwürdigen, in der Höhle von Kirkdale gefundenen Reste von den verschiedenartigsten Thieren betreffen, sind bereits durch die ausführlicheren Mittheilungen des Professors Buckland bekannt. — XXIV. An Illustration of the Natural Family of Plants called Melastomaceae. By Mr. David Don. S. 276. Der große Reichthum des Cambert'schen Herbariums, dessen Curator der Verfasser ist, an Pflanzen aus der genannten Familie, s. hte ihn in den Stand diese Bearbeitung derselben zu liefern. — XXV. Examination by Chemical Re-agents of a Liquid from the Crater of Vulcano, one of the Lipari Islands. By James Murray. S. 330. Die untersuchte Flüssigkeit wurde im Grunde des Kraters von Vulcano geschöpft. Die Prüfung ergab u. A. einen Gehalt an Eisen in Verbindung mit Nickel und Titanium. —

XXVI. Notice of Marine Deposites on the Margin of Loch Lomond. By Mr. J. Adamson. S. 334. Der eine von diesen Meerabsätzen liegt etwa acht oder zehn Fuß über dem jetzigen höchsten Wasserstande und besteht aus dichtem Kalktuff mit einzelnen Seemuschelschaalen. Zwey andere liegen in einer Höhe die etwa die Mitte hält zwischen dem höchsten und niedrigsten Wasserstande und bestehen aus Thonlagen mit mannigfaltigen Gehäusen von Seeethieren. — XXVII. Descriptions of the Esculent Fungi of Great Britain, with Observations. By R. K. Greville, Esq. S. 331. Großbritannien ist nach dem Verfasser das einzige Land in Europa, in welchem die eßbaren Schwämme, mit Ausnahme von zwey oder drey Arten, mit Geringschätzung und Widerwillen angesehen werden. Er sucht durch diese ausführliche Abhandlung auf den Reichthum an eßbaren Schwämmen in Großbritannien und auf den Nutzen aufmerksam zu machen, den sie dort, wie in anderen Ländern, gewähren könnten. — XXVIII Notice relative to the Habus of the Hyena of Southern Africa. By R. Knox S. 335. Die Hyäne pflege ihre Beute nicht zu verschleppen, welches gegen die Meinung Buckland's über die Art wie die Knochen versch edener Thiere in die Höhle von Kirkdale gelangt seyen, rede. — XXIX. An Account of Three large Loadstones, one of which presented an unusual Line of Attraction. By John Deuchar. S. 386 — XXX. Recollections of a Journey from Kandy to Caltura, "by the way of Adam's Peak, made in the Year 1819" By Simon Sawers, Esq and Mr Henry Marshall. Communicated by Mr Marshall. S. 36 Das Interessanteste in dieser Mittheilung sind die Nachrichten über den Adamspeak, dessen Höhe über dem Meere nach einer Barome-

termessung 6600 Fuß beträgt und dessen oberer Theil ein ungeheurer Granitkegel ist. Die Beschreibung des auf seinem Gipfel befindlichen heiligen Fußtapfen (Siri-pade oder, wie der Verf. schreibt Sri-pade), zu welchem Christen so gut wie Buddhisten und Muhamedaner wallfahrten, stimmt im Wesentlichen mit der von Davy gegebenen überein. Nach dem Verfasser beträgt die Länge desselben etwa $5\frac{1}{2}$ Fuß, die Breite $2\frac{1}{2}$ Fuß; die Tiefe ändert von $1\frac{1}{2}$ zu 2 Zoll ab. Ein Rand von vergoldetem Kupfer mit einigen werthlosen Edelsteinen umgibt die Vertiefung. Daneben befindet sich ein kleiner Tempel (deyo wahalla). — XXXI. Some Observations on the Falco chrysaëtos and F. fulvus of Authors, proving the Identity of the two supposed species. By P. J. Selby, Esq. S. 428. — XXXII. Remarks on the different Opinions entertained regarding the specific Distinction, or Identity of the Ring-tailed and Golden Eagles. By James Wilson, Esq. S. 434. — XXXIII. On the Natural Expedients resorted to by Mark Yarwood, a Cheshire Boy, to supply the Want which he has sustained from Birth, of his Fore-Arms and Hands. By S. Hibbert. S. 449. — XXXIV. Notice in regard to the Temperature of Mines. By Mathew Miller, Esq. S. 464. Der Verf. meint, daß die beobachtete Zunahme der Wärme in den Bergwerken mit der Tiefe derselben, eine Folge von dem vermehrten Luftdrucke sey; wogegen doch wohl Manches einzuwenden seyn dürfte. — Remarks on some of the American Animals of the Genus Felis, particularly on the Jaguar, Felis Onca Linn. By T. S. Traill. S. 468. — XXXVI. Observations on some Species of the Genus Mergus. By James Wilson, Esq. S. 475. — XXXVII. Observations on the Ser-

tularia cuscuta of Ellis. By the Rev. John Fleming. S. 585. — XXXVIII. Remarks on the Guanaco of South America. By Th. St. S. 492. Eine schöne Abbildung begleitet diesen Aufsatz. — XXXIX. On a reversed Species of Fusus, (Fusus retroversus). By the Rev John Fleming. S. 498. — XL. Notice of a Specimen of the Larus eburneus, or Joory Gull, shot in Zetland; and furthvr Remarks on the Ireland Gull. By Laurence Edmondston, Esq. S. 501. — XLI. Observations on the Formation of the various Lead-Spars. By Mr. James Braid. S. 308. Zu Leadhills angestellte Beobachtungen über die Zersetzung des Bleiglases und die dadurch bewirkte Bildung von verschiedenen Bleysalzen, namentlich von kohlen-saurem, schwefelsaurem und phosphorsaurem Blei; womit die Bemerkungen vollkommen übereinstimmen, die Referent darüber am Harz, zumal in einigen Gruben bey Clausthal und Zellerfeld schon vor langer Zeit gemacht und in den norddeutschen Beyträgen zur Berg- und Hüttenkunde II. 83. III. 34 — 39. mitgetheilt hat. — XLVII. Description of a New Species of Larus; By Th. St. Trail. S. 514. Larus Scoresbii: rostro forti, sanguineo; cruribus pedibusque ejusdem coloris; capite, collo, partibusque imis dilute canescentibus; alis nigricantibus; cauda aequali, alba. Aus der Eisregion der Südsee. — XLIII. Remarks on the Specific Characters of Birds. By Mr. W. Macgillivray. S. 517. Der Verfasser empfiehlt besonders, weniger auf die Farben, als auf den Bau des Gefieders, bey Charakterisirung der Vögel Rücksicht zu nehmen und ertheilt in dieser Hinsicht manche lehrreiche Winke. — XLIV. Notes on the Geognosy of the Crif-Fell, Kirk-

bean, and the Needle's Eye, in Galloway. By Professor Jameson. S. 541. Ein merkwürdiger Wechsel von mannigfaltigen krystallinisch-körnigen und schiefrigen Gesteinen, worin Feldspath und Hornblende vorwalten, mit Gängen von krystallinisch-körnigen Massen, namentlich von Ezenit, Feldspath. Der Verfasser bemerkt darüber schließlich: The rocks of the Needle's Eye and the neighbourhood afforded to the active and enterprising mind of Sir James Hall proofs in favour of the Huttonian theory of the Earth; to me they were interesting as illustrations of the doctrine of contemporaneous formation"; worin ihm Reserent gern beistimmt. — XLV. Observations on the Anatomy of the Beaver (Castor Fiber Linn.) considered as an Aquatic Animal. By R. Knox, Esq. S. 548. Besonders interessante Bemerkungen über den eigenthümlichen, durch gewisse Erweiterungen ausgezeichneten Bau des venösen Systems, welches mit dem Vermögen des Fibers, lange unter dem Wasser auszudauern, zusammenhängt und einen schönen Beleg für die von unserem Herrn Obermedicinalrathe Blumenbach darüber aufgestellte Theorie (Handb. d. vergl. Anat. 3e Aufl. S. 251) darbietet. — XLVI. Speculations in regard to the Formation of Opal, Wood-stone, and Diamond. By Professor Jameson. S. 556. Der Verfasser glaubt in dem Vorkommen von Opal, Halstein und Diamant eine gewisse Analogie zu finden und wirft den Gedanken hin, daß, so wie die beiden ersteren zuweilen als Producte der Vegetation erscheinen, vielleicht einmal auch der letztere als ein vegetabilisches Erzeugniß gefunden werden dürfte. Interessant ist die mitgetheilte Beobachtung über das Vorkommen von Kieselholz im Innern eines Stammes der *Tectona grandis*, welches

bey Bearbeitung desselben in einer Schiffswerfte zu Calcutta gefunden wurde. — XLVII Notice regarding the Map of Mackenzie's River by Mr. W. T. Wenzel, of the North West Fur Company. S. 562. — XLVIII. Observations on some Species of the Genus *Vermiculum* of Montagu. By the Rev. John Fleming. S. 564. — XLIX. Notice in regard to Marine Shells found in the Line of the Ardrossan, Canal. By Captain Lasky. S. 568. — Auch bey diesem Bande befindet sich ein Anhang, der die Geschichte der W. Societät enthält.

Ebenda selbst.

Bey Archibald Constable und Compagnie und London bey Longman, Hurst, Rees, Orme und Brown: Historical account of discoveries and travels in Asia, from the earliest ages to the present time By Hugh Murray, F. R. S. E. Author of a historical account of discoveries in Africa. 1820. Vol. 1. S. XVI. 517. Vol. 2. S. VIII. 525. Vol. 3. S. VIII. 544 In Octav.

Es war eine glückliche Idee des Verfassers, kurze Analysen und Auszüge aus den zum Theil in voluminösen Sammlungen zerstreuten Berichten der Entdecker und Reisebeschreiber zu liefern und dadurch ein anschauliches Gemählde des allmählichen Fortschreitens und der Ausbildung der Länder: und Völkerkunde aufzustellen; eine Idee, die wenn gleich bereits verschiedentlich etwas ähnliches versucht worden, denn doch noch nie, so viel wenigstens Ref. bekannt geworden, auf eine gleich vollständige und systematische, eine gleich klare und bestimmte Uebersicht gewährende Weise ausgeführt worden, als dies hier in Beziehung auf Asien geschehen ist. Je bewunderungswürdiger der Fleiß

ist, mit dem der Verf. die Berichte und Erzählungen von Reisenden der verschiedensten Nationen und aus den verschiedensten Zeiten gesammelt und daraus das vorzüglich merkwürdige zu seinem Zwecke hervorzuheben gesucht hat, und je reicher die Unterstützung war, die er, wie am Schlusse der Vorrede dankbar bemerkt ist, von mehreren Seiten her, bey seiner Arbeit erhielt, um so mehr ist zu bedauern, daß ihm unseres seligen Beckmann's Literatur der älteren Reisebeschreibungen, die, wie alles, was aus des trefflichen Mannes Feder geflossen ist, einen großen Schatz von gediegener, viel umfassender Gelehrsamkeit enthält, durchaus unbekannt geblieben zu seyn scheint. Manche von den in der Bibliothek angeführten vorzüglich deutschen Reisebeschreibungen fehlen gänzlich, sowohl in dem vorliegenden Werke selbst, als in dem ihm angehängten Verzeichnisse von Reisebeschreibungen, so daß zu einer vollständigen Kenntniß der Berichte und Forschungen von Reisenden über Asien Beckmann's Arbeit auch jetzt noch immer als unentbehrlich erscheint. Dagegen hat das vorliegende Werk, das sich jedoch, wie schon der Titel besagt, nur über Asien verbreitet, und zwar mit Ausnahme der nördlichen Küsten desselben, desgleichen der Inseln des indischen Archipelagus, die dem Vf. ungleich mehr zu Australien und den Inseln der Südsee zu gehören scheinen, den wesentlichen Vorzug, daß es eine systematische Ordnung befolgt, indem es in einer anziehenden lebendigen Schreibart, von den ältesten Zeiten an bis auf unsere Tage, die vornehmsten Reisebeschreibungen über die einzelnen Haupttheile und Länder von Asien, mehr oder weniger weitläufig und genau analysirt und zugleich manche treffliche Uebersichten bey den verschiedenen Hauptparthieen hinzufügt. Der beschränkte Raum dieser Blätter gestattet nicht, sämmtliche in dem

Merke auszugweise enthaltene Reisebeschreibungen einzeln anzuführen, wir müssen uns begnügen, Plan und Folge kürzlich anzugeben, nach welchen der Verf. Asien durchgenommen hat. Nachdem in einer allgemeinen Einleitung in zwey Kapiteln von den Entdeckungsreisen der Alten, dann den Entdeckungen der Araber im Mittelalter gesprochen worden, handelt das erste Buch, welches den ganzen ersten Band umfaßt, von den allgemeinen Reisen durch Asien und zwar: Kap. 1. von den frühesten europäischen Gesandtschaften nach der Tartarey; Kap. 2. Gesandtschaft von Rubiouis; Kap. 3. Reisen von Marco Polo; Kap. 4. unmittelbar auf Marco Polo folgende Reisen; Kap. 5. Reisen durch Asien, während der Periode von Timur; Kap. 6. Reisen längs der südlichen Küste von Asien; Kap. 7. Reisen über das caspische Meer nach Persien und Buchara; Kap. 8. Reisen über Land von und nach Indien; Kap. 9. Reisen zwischen Indien und China; Kap. 10. Reisen durch Mittelasien und die große Wüste; Kap. 11. Uebersicht der geographischen Systeme in Beziehung auf Asien. Das zweyte Buch, welches nebst dem dritten in, dem zweyten Bande enthalten ist, spricht überhaupt von Indien und zwar unter folgenden Rubriken: Kap. 1. Reisen nach Indien vor der Umsegelung des Vorgebirges der guten Hoffnung; Kap. 2. Entdeckung von Indien durch die Portugiesen; Kap. 3. Unternehmungen der portugiesischen Missionäre in Indien; Kap. 4. brittische Gesandtschaften an den Großmogul; Kap. 5. verschiedene Reisen durch Indien; Kap. 6. geographische und statistische Uebersicht von Indien; Kap. 7. Religion und Literatur desselben; Kap. 8. allgemeine Ansicht des Zustandes der gesellschaftlichen Verhältnisse in demselben; Kap. 9. brittisches System in Indien. Die Reisen durch die an Indien gränzenden Länder ent-

hält das dritte Buch in vier Kapiteln: Kap. 1. Reisen durch die Himmaleh Gebirge nach den Quellen der indischen Hauptströme. Von Frazer's Entdeckungen, dessen Werk gleichzeitig mit dem vorliegenden erschienen, kann daher hier nur ganz im allgemeinen die Rede seyn; Kap. 2. brittische Gesandtschaften nach Tibet; Kap. 3. Berichte über Nepaul; Kap. 4. Reisen in die westlich von Hindostan belegenen Länder. — Der dritte und letzte Band des Werks umfaßt das vierte, fünfte und sechste Buch. Das dritte Buch, welches das westliche Asien begreift, enthält Kap. 1. die älteren und Kap. 2. die neueren Reisen durch Persien und den gegenwärtigen Zustand dieses Landes; Kap. 3. Wallfahrten nach dem gelobten Lande; Kap. 4. Asiatische Turkey und Kap. 5. Arabien. Das fünfte Buch über das östliche Asien, behandelt ebenfalls in fünf Kapiteln, im ersten die Länder zwischen Indien und China; im zweyten China selbst und zwar zuerst die portugiesischen und spanischen Entdeckungen, dann im zweyten die Gesandtschaften und Missionen anderer europäischer Völker nach diesem Reiche, mit Ausnahme der britischen Gesandtschaften, denen das vierte Kapitel besonders gewidmet ist. Den Beschluß macht Japan im fünften Kapitel. Das sechste Buch endlich beschäftigt sich noch mit dem nördlichen Asien und zwar Kap. 1. mit den caucasischen Ländern; Kap. 2. mit den ersten Entdeckungen und Kap. 3. mit den neueren Reisen in Sibirien. — Als Unhang ist ein ziemlich vollständiges nach der Folge der Bücher und Kapitel geordnetes Verzeichniß aller bedeutenderen Asien betreffenden Werke, selbst derjeniaen, welche Plan und Gränzen des vorliegenden Werkes nicht näher zu analysiren erlaubten, hinzugefügt und durch ein sehr genaues Register der Gebrauch außerordentlich erleichtert.

— —

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. S t ü c k .

Den 26. Junius 1826.

G ö t t i n g e n .

Se. Königl. Hoheit der Herzog von Suffer hat abermals der Universität einen Beweis Seines gnädigen Wohlwollens gegeben, durch ein kostbares Geschenk an die Sternwarte. Es besteht in einer astronomischen Pendeluhr von Hardy. Schon seit einigen Monaten dient sie als Hauptuhr bey den Meridianbeobachtungen, und die Erwartung, welche der Name des Künstlers und die Vollkommenheit der Arbeit erregten, hat sich dadurch vollkommen bestätigt. Wir fügen hier die Uebersicht ihres bisherigen Ganges bey, dessen Gleichförmigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Die Compensation wird auf die allereinfachste Art bewirkt, indem die Pendelstange an ihrem untern Ende anstatt der sonst gewöhnlichen Linse einen Rahmen trägt, in den ein mit Quecksilber beynahe angefülltes gläsernes cylindrisches Gefäß von $6\frac{1}{2}$ Zoll Höhe und 2 Zoll Weite gestellt ist. Wird die Compensation zu schwach befunden, so muß etwas Quecksilber zugeschüttet, im entgegengesetzten Fall etwas herausgenommen werden, und so wird die Compensation, wenn

der Gang der Uhr erst bey den äußersten Temperaturzuständen beobachtet ist, einer sehr feinen Regulirung fähig. Die folgende Uebersicht gibt zu erkennen, daß bey zunehmender Wärme der tägliche Gang ganz allmählig um eine halbe Secunde retardirt, und die Compensation also bisher noch etwas zu schwach ist.

Stand und Gang des Hardyschen Regulators
gegen Sternzeit, auf den Mittag reducirt.

		Stand	täglicher Gang
1826	März 9	+ 0''83	+ 0,42
	11	1,67	+ 0,52
	14	3,22	+ 0,45
	19	5,46	+ 0,35
	April 20	16,55	+ 0,14
	21	16,69	+ 0,07
	22	16,76	+ 0,21
	May 2	19,09	+ 0,16
	8	20,05	+ 0,18
	9	20,23	+ 0,25
	11	20,74	+ 0,01
	14	20,78	+ 0,08
	16	20,94	+ 0,21
	18	21,37	+ 0,15
	20	21,68	+ 0,02
	23	21,73	+ 0,10
	26	22,03	— 0,06
	30	21,78	— 0,18
	Junius 11	19,57	— 0,22
	16	18,45	— 0,18
	17	18,27	

T u r i n.

Memorie della Reale Accademia delle Scienze di Torino, Tomo XXVI. 1821.

Die Einleitung zu diesem Bande enthält den historischen Bericht über den Zustand der Academie in Rücksicht der Zahl ihrer Mitglieder u. und eine Biographie des bereits im Jahre 1790 verstorbenen Stifters und ersten Secretärs der Academie Gianfrancesco Cigna vom Prof. Anton Maria Bassalli Gandi.

Zur Classe di Scienze Fisiche e Matematiche auf 566 Quartseiten gehören folgende Abhandlungen. 1. Nouvelles considérations sur la théorie des proportions déterminées dans les Combinaisons, et sur la détermination des masses des molécules des Corps, par le Chev. Avogadro. Der Verf. beschäftigt sich in diesem Memoire mit der weitem Ausführung und Anwendung der Principien, die er bereits in den vorhergehenden Bänden über die bestimmten Verhältnisse, nach denen sich diese oder jene Stoffe mit einander vereinigen sollen, aufgestellt hat, und welche in der Hauptsache von denen, welche Gay Lussac und Berzelius bei der Ableitung jener Verhältnisse, aus den hierüber angestellten Versuche zum Grunde gelegt haben, nur da verschieden sind, wo über die Einfachheit gewisser Stoffe z. B. des Azote, des Radical der Salzsäure, des Chlors u. dgl. noch Zweifel statt finden. Das Hauptprincip, welches er in den vorhergehenden Abhandlungen mit benutzt habe, um die Atomengewichte auszumitteln, sey, daß alle gasförmigen Stoffe, unter gleichem Druck und gleicher Temperatur, in einerley Volum eine gleiche Zahl von molécules integrantes (d. i. solchen, welche auch aus einzeln ihrer Art zusammengesetzt seyn können) enthielten, en sorte que la distance des centres des molécules dans ces circonstances soit la même pour tous les Gaz. Die Dichtigkeiten der Gasarten gäben demnach den sichersten und unmittelbarsten Maßstab für das Massen-Verhält-

nif (Mischungsgewichte) der *molécules integrantes*, und das Verhältniß in welchem sich solche Stoffe dem Volum nach in Gasform, vereinigten, gebe demnach auch das Verhältniß der Anzahl von *molécules* welche einen daraus zusammengesetzten Körper bildeten, ein Satz welcher minder allgemein auch schon von *Berzelius* ausgesprochen worden sey, um die Phänomene zu erklären, welche sich in den chemischen Proportionen offenbarten, *puisque dans le cas opposé la théorie corpusculaire et celle des volumes ne pourraient pas marcher de front, et conduiraient au contraire à des resultats différens.* Mit diesen und mehr andern Sätzen werden nun die neuesten Thatsachen und Versuche in Verbindung gebracht, um die in den vorhergehenden Abhandlungen bereits entwickelten Resultate für die Atomgewichte oder Äquivalente, noch weiter zu berichtigen.

II. *Cenni d'Ortopedia* von *Bartolomeo Borella*. Der Verf. versichert, durch eine vieljährige Praxis in der Orthopädie sich überzeugt zu haben, daß fast alle Mittel und Apparate, deren man sich bisher bedient habe, gekrümmten Gliedern wieder die natürliche Gestalt zu verschaffen, entweder ganz unnütz seyen, oder ihrem Zweck nur unvollkommen entsprächen. Er war daher bedacht, diese Apparate theils zu verbessern theils statt ihrer auch ganz neue zu erfinden, und aufgemuntert durch den guten Erfolg derselben, theilt er hier in vielen genauen Zeichnungen so wohl diese Apparate als auch die Art ihrer Anwendung mit.

Articolo 1. *Del piede torto all' indentro.* 2. *Del piede torto all' inferiori.* 3. *Del piede equino.* 4. *Della curvatura della Gamba congiunta colla torsione del piede.* 5. *Della viziatura del Ginocchio in cui l'articolazione femoro-tibiale cede anteriormente, e si flette in questo Senso.* 6. *Della permanente Flessione della Gamba.* 7. *Del mezzo di correggere alcune curvatura*

della Spina dorsale. III. Mémoire sur les intégrales définies von Chr. Eisa de Gresy. Ueber die Integrale

$$\int x^{n-1} dx (1-x)^n \quad \text{u.} \quad \int dx (\log. \frac{1}{x})^{q-1}$$

innerhalb der Gränzen $x=0$ und $x=1$, umständlicher als Euler und Legendre hievon gehandelt haben, nebst verschiedenen neuen Entwicklungen, unter andern die des letzten Integrals aus dem Satze von La Grange (Euler) daß

$\log x = r(1-x)^{-\frac{1}{r}}$ ist, wenn man $r = \infty$ setzt. Aus demselben Satze leitet der Verf. auch die bestimmten Integrale von mehreren Differenzialausdrücken, worin zugleich Exponentialgrößen und Kreisfunctionen vorkommen, ab, bey deren Entwicklung er auch die Ausdrücke in imaginären Formen nützlich findet. IV. Continuazione del Saggio di Oritographia Piemontese von Steph. Borson. Fortsetzung der angefangenen Beschreibung von Conchilien, deren mehrere zugleich auf Tab. V. und VI. abgebildet sind. V. Saggio intorno ad alcuni Fenomeni elettro-magnetici e chimici von Vittorio Michelotti. Einige Versuche ob auch electrische durch eine gewöhnliche Electrificationsmaschine hervorgebrachte Ströme solche Wirkungen auf eine Magnetnadel hervorzubringen vermögen, als sich durch die Einwirkung des Verbindungsdrathes einer Voltaischen Säule offenbaren. Der Verf. hat gleichfalls nichts von dieser Art wahrnehmen können und beschreibt zugleich einen einfachen Apparat die von Ampere beschriebenen Erscheinungen des Anziehens und Abstoßens von beweglichen Verbindungsdräthen an Electromotoren wahrzunehmen. VI. Memoria sulla composizione chimica di diver-

se specie di Borace brutto di Levante, von Slov. Batt. Canobbio. Vergleichung der hier beschriebenen Analyse des rohen Borax, mit derjenigen des raffinirten aus Indien. VII. De natura vegetabili Gorgoniarum auct. G. L. Gravenhorst. Nach einer Zusammenstellung der verschiedenen Meinungen über die vegetabilische oder thierische Beschaffenheit und Entstehungsart der Gorgonienstämme, erklärt sich der Verf. auch noch mit Hinzuziehung verschiedener eigener Wahrnehmungen, für die vegetabilische Natur derselben, polyposque Gorgoniarum extrinsecus in truncum vegetabiliter ortum et crescentem se deposuisse, wünscht jedoch, daß Naturforscher, welche Gelegenheit haben, an Ort und Stelle noch näher über diesen Gegenstand Untersuchungen anzustellen, auch noch folgende Fragen berücksichtigen möchten. 1. Num observatum sit cortices unius ejusdemque polyporum speciei in truncis diversarum specierum, vel in corporibus plane alienis inveniri. 2. Nam polypi Gorgoniarum etiam per se, absque trunco aliave basi solidiore, vivere et constare possint. 3. Num trunci Gorgoniarum in mari, vel cortice toto vel parte corticis privati, occurrant, numque observationes existent de earum in hac conditione incremento. 4. Num trunci penitus denudati in mari denuo cortice polyfero vestiantur. 5. Num revera jam observatum sit, truncum Gorgoniae cuiusdam cum suo cortice ex uno ovo se evoluisse, so wie es unter andern auch nützlich wäre zu untersuchen, quibus conditionibus coralli rubri aliorumque coralliorum ramuli defracti crescere pergant. VIII. Descrizione di una particolare batteria Voltiana von B. Michelotti. Eine aus spiralförmig zusammengewickelten Zink- und Kupferplatten zusammengesetzte Batterie, eine bekannte Einrichtung welche Döfferhaus (Gilb. Ann. d.

d. Phys. B. LXIX. Seite 198) empfohlen und von dem Verfasser zu Versuchen welche er in der Folge der Academie vorzulegen hoffe, angewandt worden ist. Der Apparat besteht aus 12 solchen spiralförmigen und durch gehörige Leitungen unter einander verbundenen Elementen. IX. Mémoire sur la manière de ramener les Composés organiques aux lois ordinaires des proportions déterminées von Chev. Avogadro. So wie bey den binären Verbindungen von Stoffen sich die Elemente nach dem Gesetz mit einander verbinden, daß mit je einem zur Basis angenommenen Element, sich andere immer nach einer ganzen Zahl vereinigen, so bemüht sich der Verf. in dieser Abhandlung zu zeigen, daß auch die ternären und quaternären Verbindungen, dergleichen besonders die organischen Substanzen darbieten, sich auf die Theorie jener combinaisons multiples zurückführen lassen, und ertheilt zu diesem Zweck Formeln, wonach solche combinaisons ausfindig gemacht werden können. Z. B. nach Berzelius Analyse bestehe der Rohrzucker = Z aus 10 M. S. Sauerstoff, 12 Kohlenstoff und 21 Wasserstoff, oder diese Stoffe der Ordnung nach mit s, k, w, bezeichnet, so sey $Z = 10 s + 12 k + 21 w$. Statt dieses Ausdrucks findet denn der Verf. (daß M. S. des Sauerstoffs zur Basis genommen) folgende ternaire Verbindungen

$$Z = 1 (1 s + 3 k + 3 w) \\ + 9 (1 s + 1 k + 2 w)$$

in welchem Ausdrucke die letztere Verbindung $1 s + 1 k + 2 w$ dervon Gay Lussac angegebenen Analyse des Zuckers entspreche, so, daß nach dieser die aus der Berzelius'schen Analyse sich noch mit ergebende $1 s + 3 k + 3 w$ wegfallen würde. X. Ad verbascum cisalpinum a. Cl. Medico J. Biroli Novariensi descriptum

Observationes auct. Aloys. Colla. XI. Note sur l'integration de l'équation $\frac{d^2 y}{dx^2} + gx^m y = 0$

von *Plana*. XII. Description d'un animal nouveau qui appartient à la Classe des échinodermes von *C. Roland*, zugleich mit einer Abbildung. — Zugleich noch eine Anmerkung über die eben angeführte Differentialgleichung von *Plana*.

Die Classe di Scienze morali, storiche et philologiche enthält nur zwey kurze Aufsätze von *S.* 1: 20. I. Del territorio Piraico von *Peyron*, zur Erläuterung einer Stelle im *Thucydides* Lib. III. 91. II. Eine Biographie des verstorbenen Mitgliedes *Jos. Bernazza* von *C. Boucheroni*.

P a r i s.

Bey Dondet = Dupré: Glossarium Eroticum linguae Latinae sive Theogoniae, legum et morum nuptialium apud Romanos explanatio nova ex interpretatione propria et impropria et differentiis in significato fere duorum millium sermonum, ad intelligentiam Poetarum et Ethologorum tam antiquae quam integrae infimaeque latinitatis; auctore P. P. (Pierrugues nach dem Prospectus) 1826 .8. Kein mit feinem Gefühl und edlem Sinn ausgeführtes Wörterbuch der Sprache des höhern Eros, sondern eine Sammlung von Obscenitäten aus den Römischen Dichtern und andern Schriftstellern, in der alle Gelehrsamkeit vermischt wird als die der res venerae, aber auch wohl oft die Obscenität mit über großem Scharfsinn aufgespürt wird. Das Latein ist barbarisch.

K. D. M.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. Stück.

Den 29. Junius 1826.

L e i p z i g.

Bey Gerh. Fleischer: Reise nach China durch die Mongoley in den Jahren 1820 und 1821 von Georg Timkowski. Aus dem Russischen übersetzt von M. J. A. E. Schmidt, öffentlichen Lehrer der russischen und neugriechischen Sprache an der Universität zu Leipzig. In drey Theilen. 1825. Erster Theil. Reise nach Peking. Mit einem Kupfer, einer Charte und einem Grundrisse. S. XXII 360. Zweyter Theil. Aufenthalt in Peking. Mit zwey Kupfern und dem Grundrisse von Peking. S. VIII. 568. In Octav.

Wiewohl in neueren Zeiten verschiedentlich europäische Gesandtschaften an den Hof von Peking gesandt und die Beschreibungen von ihren Reisen und sonstigen Begegnissen bekannt gemacht worden sind, so ward dennoch unsere Kenntniß von China dadurch verhältnißmäßig nicht sehr erweitert, da die Eifersucht der Chinesen jene Gesandtschaften größtentheils nur zu Wasser und ohne allen Aufenthalt von Canton nach der Hauptstadt reisen ließ und zugleich ihr Verkehr mit den Eingebornen auf

jede Weise erschwert ward. Nur den Russen allein ist bisher gestattet worden, den Landweg nach Peking durch die Mongoley zu nehmen, indem durch den Friedensvertrag zwischen Rußland und China vom 14. Junius 1728 ausdrücklich von letzterem der Aufenthalt einer russischen Mission in der Hauptstadt des Reiches gestattet worden ist. Es soll dieselbe aus vier Geistlichen, zu Gunsten der im Jahre 1685 nach Zerstörung der russisch albasinischen Festung am Amur, durch die Chinesen nach Peking versehten Cosacken und aus vier zur Erlernung der mandshurischen und chinesischen Sprache bestimmten Studenten bestehen. In Gemäßheit dieses Vertrags hat Rußland seit der Zeit theils auf eigene Kosten, theils auf Kosten der chinesischen Regierung eine stehende Mission zu Peking unterhalten, wenn gleich fast alle albasinische Cosacken sich inzwischen gänzlich mit den Mandshuren verschmolzen haben. Gewöhnlich alle zehn Jahre wird das Personal der russischen Mission zu Peking erneuert; einer solchen Ablösung der Mission, die sich seit dem Jahre 1808 zu Peking befand, verdanken wir das vorliegende Werk. Der Verf. begleitete in dem Jahre 1820 die neue Mission als Pristaw oder Aufseher und kehrte im nächsten Jahre mit der alten Mission nach Rußland zurück. Seine Reisebeschreibung erschien zuerst im Jahre 1824 zu Petersburg in russischer Sprache auf kaiserlichen Befehl und auf kaiserliche Kosten. Das deutsche Publicum kann es dem Uebersetzer nicht anders als Dank wissen, daß er das Werk durch seine Arbeit, die sich, wenn man gleich hin und wieder die Uebersetzung nicht verkennen wird, dennoch im Ganzen recht angenehm liest, allgemein zugänglich gemacht hat. Eine Menge neuer Angaben und Aufschlüsse über den gegenwärtigen Zustand des großen chinesischen Reichs wird man um so eher in diesem Werke erwarten, je mehr die Russen durch die Na-

tur ihrer Verbindungen mit China Gelegenheit haben und je mehr unser Verf. insbesondere Veranlassung erhielt, die inneren Verhältnisse des Reiches kennen zu lernen und diese Erwartung wird keinesweges getäuscht. Daß die ursprüngliche Form eines Tagebuchs beybehalten worden, wird gewiß allgemeinen Beyfall finden, indem dadurch die Darstellung um so anschaulicher gemacht und das Interesse durch die Abwechslung desto lebendiger erhalten wird. Das ganze Werk zerfällt in drey Theile, von denen der erste die Reise mit der neuen Mission von Kiachta nach Peking, der zweyte das während des Aufenthalts zu Peking geführte und vorzüglich interessante Nachrichten über China selbst enthaltende Tagebuch umfaßt, der dritte, dessen Uebersetzung wir noch entgegensehen in zwey Abtheilungen, in der ersten die Erzählung der Rückreise mit der bisherigen Mission nach Rußland, der zweyte eine allgemeine Uebersicht über die Mongoley geben soll. Wir wollen versuchen, so weit es der beschränkte Raum dieser Blätter gestattet, das wichtigste aus den beiden vorliegenden Bänden auszuheben. Die Mission, welche der Verf. nach Peking zu geleiten bestimmt war, bestand aus sechs Geistlichen, worunter zwey Kirchendiener und vier Studenten. Außer ihm selbst als Priester begleitete dieselbe ein Wagenmeister — ein über das Gepäck und dessen Fortschaffung die unmittelbare Aufsicht führender Beamte, — dann ein Dolmetscher der mongolischen und mandshurischen Sprache und ein Detachement von dreßzig Kosacken. Zur Fortschaffung des Gepäcks auf der langen Reise ward eine Heerde von den Buräten gelieferter Pferde und Cameele, so wie auch als Schlachtvieh eine Anzahl Ochsen mitgenommen. Chinesischer Seits waren der Mission als Führer und um für ihre etwanigen Bedürfnisse zu sorgen, zugeordnet, ein Bitchaschi (Aufseher der Schreiber) als Priester

und ein Boscho oder Wachtmeister und von Seiten der Mongolen ein Tufulachtshi, dem Range nach etwa einem Obersten entsprechend. Erst am 12. September, so lange ward die Abreise durch die verspätete Ankunft der chinesischen Beamten verzögert, begab sich die Mission von Kiachta aus, auf den Weg durch die Mengoley. Allein schon zu Urga, welches die Caravane am 27. September erreichte, entstand eine neue Zögerung durch die eingetroffene Nachricht von dem Tode des chinesischen Kaisers Dsájin, indem die Behörden anfangs Anstand nahmen, den Russen die Fortsetzung ihrer Reise zu gestatten. Erst am 7. October ward die gewünschte Erlaubniß ertheilt. Ueber den Weg, den die Gesellschaft nahm, über die Natur des Landes und seine Einwohner die Mongolen, enthält dieser erste Band manche interessante Nachrichten, auch sind gelegentlich manche China selbst betreffende Notizen eingeschaltet. Die Mengoley fand der Verf., mit Ausnahme einiger weniger ganz unfruchtbaren Steppen, zur Viehzucht vortrefflich geeignet. Von den Umaks oder mongolischen Fürstenthümern, durch welche der Weg führte, dem chakchassischen an der russischen Gränze, dem der Esuntt Mongolen und dem der Sacharen an der Gränze von China, war das mittlere bey weitem das ärmste und unfruchtbarste. Der Reichthum besteht bey der vorherrschenden nomadischen Lebensart, hauptsächlich in Vieh. Die Mongolen, einst die Beherrscher eines großen Theils von Asien, sind gar sehr von ihrer vorigen Bedeutsamkeit herabgesunken. Durch geschickte Benutzung ihrer inneren Fehden und Streitigkeiten und durch sorgfältig unterhaltene Trennung ist es den Mandshuren gelungen, sie in eine mehr oder weniger drückende Abhängigkeit von sich zu versetzen. Immer aber herrscht noch bey den Mongolen gegen ihre übermüthigen chinesischen Oberherrn eine tiefe

Abneigung, wie der Verf. bey mehreren Veranlassungen zu bemerken Gelegenheit hatte, auch schienen sie die Erinnerung an ihre glänzende Periode unter Dschingis Chan noch keinesweges verlohren zu haben. Sie erhält sich unter dem Volke vorzüglich durch Nationalgesänge, die fast sämmtlich Kummer und Trauer über die gegenwärtige Erniedrigung aussprechen. Bey seinem Eintritte in das eigentliche China gibt uns der Verf. über die bekannte große Mauer sehr umständliche Nachrichten. Es erstreckt sich dies, 215 Jahre vor Christi Geburt, unter der Regierung des Kaisers Schi-Chuandi aus der Zin'schen Dynastie, zum Schutze gegen die Einfälle der Mongolen erbaute Mauerwerk — daß die Mauer nachmahls wiederholt erneuert worden, wird hier bestritten — auf einer Strecke von etwa 700 deutschen Meilen, zum Theil auf dem Kamme beynah unzugänglicher Gebirge. Es besteht der Bau aus zwey dünnen, mit Schutt und Erde ausgefüllten Mauern; der Grund aus Quadern, das übrige aus großen gebrannten Backsteinen aufgerichtet, sechs und zwanzig Fuß hoch und oben vierzehn Fuß dick. Beynah alle hundert Schritt findet sich ein Thurm. Da jedoch die Mauer jetzt nicht mehr ausgebessert wird, so ist dieselbe allerdings an einigen Stellen eingestürzt, auch sind die darin befindlichen Thore bedeutend beschädigt. Die erste Ansicht von China von der Seite der Mongoley ist nichts weniäer als einladend; allenthalben erblickt man schroffe Gebirge, zugleich aber ist jeder nur einigermaßen culturfähige Fleck Landes bebaut, selbst die Gipfel mancher Berge — ein Zeichen der gedrängten Bevölkerung. Mit der Ankunft der Mission auf dem russischen Klosterhofe zu Peking, am 1. December, schließt der erste Band. Noch ungleich mehr des Bemerkenswerthen enthält der zweyte Band, aus dem wir jedoch hier nur einige der interessantesten Notizen aushe-

ben können. Daß die früher vorzüglich von den Missionarien, die dadurch ihre eigene Bedeutsamkeit zu erhöhen glaubten, in Europa verbreiteten Vorstellungen von der Macht und der hohen Cultur von China, gar sehr übertrieben gewesen, bemerkt auch unser Verf. ausdrücklich an mehreren Orten. Gleich allen Despotien erscheint auch China bey näherer Untersuchung schwach und ohne inneren Zusammenhang; der Bann, der hier alles regiert, vermag freylich keinen Gemeininn und keinen Patriotismus zu schaffen. Allgemeine Verkäuflichkeit und Bestechlichkeit, Kriecherey und Uebermuth ist der vorherrschende Charakter unter den chinesischen Beamten aller Ordnungen; das Elend der unteren Volksklassen bey der gewaltigen Uebersvölkerung gränzenlos und davon alsdann wieder die Folge eine auffallende physische Schwäche und Ausartung, die sich nicht nur allgemein unter den eigentlichen Chinesen zeigt, sondern auch die Mandshuren nicht verschont hat. Das christliche Missionswesen befindet sich jetzt, mit Ausnahme der russischen Mission, die unverändert in ihren anfänglichen Verhältnissen geblieben ist, in einem traurigen Zustande. Der unvorsichtige Bekehrungseifer mancher Missionare, die mehrsten waren französische, spanische und portugiesische Jesuiten, Rechtshandel über ihre Einkünfte und Besizungen, und Streitigkeiten unter ihnen selbst, hatten bereits den Unwillen der Regierung rege gemacht, als aufgefangene und verdächtig scheinende Berichte der französischen und italiänischen Missionare an den Pabst, im Jahre 1805 eine allgemeine Christenverfolgung veranlaßten, und nur das Bedürfniß der Ausarbeitung des Kalenders, den die chinesische Regierung als eine der wichtigsten Staatsfachen ansieht, hat bisher noch die gänzliche Vertreibung sämmtlicher catholischen Missionare verhindert, von denen verschiedene, namentlich

die portugiesischen, zugleich als Mitglieder der astronomischen Akademie, in chinesischen Staatsdiensten stehen. China's Macht und Sicherheit beruht gegenwärtig, wie unser Verf. meint, ungleich mehr auf seiner geographischen Lage, als auf seinen inneren Kräften. Die Kriegsmacht des Reichs ist sowohl, was die Beschaffenheit, als auch selbst die Zahl der Truppen betrifft, keineswegs so bedeutend und furchtbar, als dieselbe bisher gewöhnlich dargestellt worden. Es sind darüber in dem Werke selbst sehr ausführliche und genaue Notizen mitgetheilt. Die eigentlichen Mandshuren bilden eine in 678 Compagnien, die Compagnie zu 100 Mann, getheilte Armee von 67,800 Mann; die Mongolen, die zugleich mit den Mandshuren nach China kamen und sich dort niedergelassen haben, ein Corps von 21100 Mann in 211 Compagnien; die Udscheng Tschocha, oder die Nachkommen derjenigen Chinesen, welche zu den Mandshuren bey ihrem Einfalle übergingen und ihnen zur Unterjochung ihres Vaterlandes behülflich waren, 270 Compagnien oder 27,000 Mann. Das gesammte mandshurische Heer beträgt so nicht über 116,000 Mann, mit einer Artillerie von 400 schlechtesten Kanonen. Die aus gebornen Chinesen bestehende Armee, die sogenannten Truppen von der grünen Fahne, welche die Besatzungen im Innern bilden, betragen ungefähr 500,000 Mann, nebst einer irregulären Landmiliz von 125,000. Die gesammte Kriegsmacht des eigentlichen China beträgt daher nicht über 740,000 Mann; die den Kosacken ähnliche, leichte mongolische Reiteren, die ebenfalls zur Verfügung der Regierung von Peking steht, wird außerdem noch auf 500,000 Mann angeschlagen. Disziplin, Kleidung und Bewaffnung sind im höchsten Grade mangelhaft, letztere namentlich hauptsächlich aus Bogen und Pfeilen, dann aus Luntens Flinten ohne Ladestock bestehend. Nur der Hunger verschafft

der Armee zahlreiche Recruten, die Mandshuren und in China ansässigen Mongolen namentlich, sind durch Luxus und Ueppigkeit gänzlich ausgeartet, was im Lande selbst allgemein anerkannt wird. Ueber die Seemacht bemerkt der Verf. nur, daß sie nach allen Nachrichten sich in einem noch erbärmlicheren Zustande befinde, als die Landmacht. Die Spannung und Gährung im Innern zwischen den eigentlichen Chinesen und den eingedrungenen Eroberern ist noch keineswegs erloschen und vermehrt die Schwäche des Reichs; selbst im Jahre 1813 fand noch eine Inurrection zu Peking statt, um die Dynastie vom Throne zu stoßen. Die Hauptstadt selbst, von den Chinesen Peichin genannt, besteht aus zwey durch eine hohe Mauer von einander abgesonderten Theilen oder besonderen Städten, von denen die nördliche den Namen Peking oder die Thronstadt, die südliche den Namen Waifotschen oder die äußere Stadt führt; den gesammten Umfang beider rechnet unser Verf. auf dreyßig Werste oder vier ein Viertel deutsche Meilen. Waifotschen steht an Pausart der Thronstadt bey weitem nach; gepflasterte Straßen such* man in beiden vergebens. Die Bevölkerung von Peking wird sehr verschieden angegeben; während Staunton dieselbe auf drey Millionen schätzt, glaubt unser Verf. sie auf nicht mehr als zwey Millionen beiderley Geschlechts berechnen zu dürfen. Was über die Sitten und Lebensart der Einwohner der Stadt so wohl, als der Chinesen überhaupt, über ihren verschlossenen, hinterlistigen Charakter, ihre Habgucht und ihre bey jeder Gelegenheit sich äußernde Meinung zum Betrügeren gesagt wird, will in dem Buche selbst nachgelesen seyn. Drey Beylagen sind diesem zweyten Theile beygegeben: 1. ein Verzeichniß der in Peking 1821 gekauften Chinesischen und mandshurischen Bücher, sowohl für die kaiserliche Bibliothek zu Petersburg, als auch für die Bibliothek des asiatischen Departements des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten und die zu Jorkuzk zu errichtende Anstalt der asiatischen Sprachen; 2. Preise der Lebensmittel und verschiedenen Waaren in Peking, im Jahre 1821 und 3. eine Vergleichung des Chinesischen Gewichts mit dem russischen, wozu der Uebersetzer eine Vergleichung mit dem Leipziger Handelsge-
wichte hinzugefügt hat.

— —

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

103. Stück.

Den 1. Julius 1826.

G ö t t i n g e n.

Bei Wandenhoef und Ruprecht: Geschichte des Rationalismus und Supernaturalismus vornehmlich in Beziehung auf das Christenthum. Von D. Carl Friedrich Stäudlin. Nebst einigen ungedruckten Briefen von Kant. 1826. 476 S. gr Octav.

Die Wörter: Rationalismus und Supernaturalismus werden auf dem Titel gebraucht, weil sie jetzt die gewöhnlichsten sind, in dem Buche selbst aber werden die verschiedenen Bedeutungen, in welchen beide genommen werden, unterschieden und auch die ihnen verwandte oder aus ihnen gemischte Denkarten in Betracht gezogen. Der Verfasser gibt diese Schrift jetzt heraus, weil in unsern Tagen der Streit über Rationalismus und Supernaturalismus so lebhaft ist, weil Manche, die daran Theil nehmen oder sich dafür interessieren, von dem Geschichtlichen nicht recht unterrichtet zu seyn scheinen, welches doch so viele Belehrungen über die Sache selbst enthält und der Einseitigkeit in dem Urtheile darüber vorbeugen und entgegen-

wirken kann und weil wir noch kein Werk dieser Art hatten. Das Buch ist übrigens historisch, nicht dogmatisch. Der Verf. legt die Actenstücke und Protocolle des großen Processes in einer gewissen Ordnung vor, will dadurch die Leser zum Nachdenken reizen und ihnen die Entscheidung überlassen, eigene Urtheile über die Vorstellungen, Lehren und Theorien sügt er sparsam bey. Nur zuletzt erklärt er sich bestimmt dahin, daß viele, welche sich jetzt Rationalisten nennen und dennoch Christenthum und Bibel beybehalten wissen wollen, durchaus inconsequent und widersprechend verfahren und den stärksten Grund dazu haben, beide aufzugeben; er führt auch die Gründe für diese Behauptung aus. Er weiß wohl, welchen Verunglimpfungen und Grobheiten er sich dadurch bey einer gewissen Partey aussetzt? bekennt aber doch seine Ueberzeugung offen und freymüthig, wie er auch schon in anderen Schriften gethan hat. Er beweist mit diesem Buche selbst, daß ihm durchaus Alles, was die Gegner ihm einwenden können, wohl und schon lange bekannt ist. Jedem wird diese Schrift doch als Geschichte nützlich seyn können. Wir legen den Plan des Werkes in der Kürze vor. I. Periode: Von dem Ursprunge der Christenthums bis zur Reformation. Im Christenthum liegt nach seinen ersten glaubwürdigen Urkunden ein vereinigter Rationalismus und Supernaturalismus von ganz eigener Art, und dadurch werden natürlich gewisse Aufgaben und Fragen veranlaßt. Einwürfe der Gegner wider die Rationalität und Göttlichkeit des Christenthums. Antworten der Apologeten. Beweis, daß es der rationale Supernaturalismus ist, welcher bestritten und vertheidiget wird. Grundsätze der Kirchenväter und Scholastiker. Häretiker, namentlich Gnostiker, Montanisten, Manichäer und Pelagianer. Supernatura-

ismus der katholischen Kirche, nebst seinen Wirkungen in der Lehre, der Verfassung und dem Leben. II. Von der Reformation bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts. Grundsätze der Reformatoren. Versuche einer allgemeinen Offenbarungstheorie. Streitigkeiten über den Gebrauch der Vernunft in der Theologie unter Lutheranern, Reformirten und Katholiken. Zwingli und Calvin. Cartesianische Theologen und sogenannte Rationalisten in den Niederlanden. Unitarier. Arminianer. Freunde des Lichts. Der neuere Scepticismus in seiner Beziehung auf die Offenbarung. Englische Deisten und Vertheidiger des Christenthums. III. Periode: Vom Anfange des 18. Jahrhunderts bis jetzt. Diese Periode ist natürlich die vollste und ausführlichste. Die vielen Namen, welche hier vorkommen, können hier nicht genannt werden, wohl aber die Hauptmaterien und die Ordnung, in welcher sie abgehandelt werden. Verschiedenheiten dieser Periode von den früheren. Allgemeine philosophische Theorien der Offenbarung. Einfluß neuerer philosophischer Systeme. Erneuerte und fortgesetzte Kämpfe. Philosophische Rationalisten und Supernaturalisten. Rationalistische, supernaturalistische und vermischte Ansichten des Christenthums. Verschiedene Arten des Rationalismus in Beziehung auf dasselbe. Gründe des Uebergewichts und der weiten Ausbreitung des Rationalismus in unsern Zeiten. Englische Latitudinärer. Alte und neuere rationalistische Theologen in Deutschland. Bestreitungen der Rationalisten durch christliche Supernaturalisten. Untersuchungen und Streitigkeiten über das Verhältniß zwischen Rationalismus und christlichem Supernaturalismus. Ueber die Geschichte des Rationalismus in Beziehung auf das Christenthum und die Kirche überhaupt. Vorgänger der jetzigen deutschen Rationalisten. Ver-

suche, einen rationalistischen Gottesdienst einzuführen. Wichtigkeit, Schwierigkeit und Gefahr dieses Unternehmens. Es sind nicht alle Schriften angeführt, welche den Gegenstand dieses Buchs betreffen. Es ist eine gewisse Auswahl getroffen und gewisse Schriften konnte auch der Verfasser mit aller Mühe nicht zur Hand bekommen. Am Ende sind einige Briefe von Kant an ihn abgedruckt. Sie betreffen zum Theil den Gegenstand dieser Geschichte, theils aber verwandte Materien. Man wird auch hier den hohen Geist und Character dieses Philosophen erkennen.

E b e n d a s e l b s t.

Bey Rudolph Deuerlich: Dr. Carl Julius Meno Balett, das Recht der nothwendigen testamentarischen Berücksichtigung gewisser Verwandten oder das s. g. Nothbenrecht. VIII und 111 Seiten gr. 8.

Diese Schrift sollte zunächst die Dienste eines Programmes thun, um meine Pandectenvorlesungen, die ich denn jetzt auch wirklich angefangen habe und auf jeden Fall jedes Semester in 2 Stunden (vorläufig nach Wening-Ingenheim) lesen werde, anzukündigen. Es schien mir daher recht eigentlich zweckmäßig, aus von Pandecten selbst meinen Gegenstand, und zwar nicht den leichtesten, zu nehmen: denn dadurch setze ich Jeden in den Stand, sich selbst eine beruhigende Ueberzeugung über das, was er von meiner Vorlesung zu erwarten habe, zu verschaffen. Dies mein Verfahren wird Jeder sehr natürlich finden, wenn er bedenkt, daß ein Privatdocent ganz vorzüglich bemüht seyn muß, durch seine Waare einen günstigen Eindruck zu machen, da er noch nicht unter der Firma eines großen Namens arbeitet. — Zugleich wollte der

Verfasser hier eine Probe davon ablegen, wie er glaubt, daß ein zu Vorlesungen, und insbesondere zu Pandectenvorlesungen bestimmtes Handbuch geschrieben seyn müsse. Bey dieser Erklärung ist nun der Verfasser in dem Falle, daß Uebelbesinnte es ihm übel auslegen können, daß er eben dadurch erklärt, alle bisherigen Compendien seyen nicht so geschrieben. Was können mich aber diese angehen, da die Vernünftigen mir leicht zugeben werden, daß in der Wissenschaft Jeder nach seiner freyesten Ueberzeugung handeln darf und muß. "Prüfet alles und das Gute behaltet", und dem Verfasser möge man den Gefallen thun, ihm gründlich seine Irrthümer zu zeigen; mit aufrichtigem Danke wird er dies aufnehmen und benutzen. Also zur Sache. Der Verfasser glaubt wollen zu müssen, daß ihn das Lehrbuch unterstütze, um im Vortrage die viva vox wirken lassen zu können, damit der Zuhörer wahrhafte Ueberzeugungen vom Vortragenden in seinem Gedächtnisse, also schon als sein Eigenthum, mit hinausnehmen könne, und nicht sich sagen müsse, nur sein Heft, nicht er selbst habe profitirt. Soll dieser Zweck vollkommen erreicht werden, so muß das Lehrbuch ausführlich und faßlich genug seyn. Zur Ausführlichkeit gehört aber, daß es alle Sätze des positiven Rechtes, sowohl Regeln als Ausnahmen, sowohl bestrittene als unbestrittene Sätze, enthalte. Von allem diesem muß der Lehrer nichts bloß für den Vortrag aufbewahren. In diesem dürfen nur die Rechtfertigungen der Sätze und die Prüfungen der verschiedenen Ansichten vorkommen. Auch muß darin gezeigt werden, wie bey der Interpretation einzelner schwieriger Stellen verfahren werden müsse; und deshalb müssen auch diese Stellen selbst im Buche abgedruckt seyn. Der Text des Lehrbuches liefert dann den Stoff für den wahrhaft freyen

Vortrag. Durch solche Ausführlichkeit des Lehrbuches wird dem Zuhörer zugleich die vielen peinliche Mühseligkeit des Nachschreibens und seine Zeit gespart. Denn wegen des freien Vortrages geht ihm auch die Stunde der Vorlesung nicht verloren, und was ein Anderer durch ein täglich vierstündiges Nachschreiben mühselig zusammen bringt, hat er mit leichterer Mühe und angenehmer in 2 Stunden täalich. Was aber die Faßlichkeit betrifft, so ist diese dann vorhanden, wenn jeder mit der nöthigen Schulbildung Versehene das Lehrbuch auch für sich versteht. (Zu diesem Verstehen kann aber natürlich nicht erforderlich seyn, daß der Leser auch alle Gründe jeder einzelnen juristischen Bestimmung einsehe). Deshalb darf die periodische Schreibart, die selbst dem Geübten oft lästig wird, nicht zu weit getrieben werden; und noch weniger darf man nach räthselhaften Sätzen jagen, um etwa die Nothwendigkeit des Vortrages recht fühlbar zu machen. — Es konnte aber bey diesem Programme nicht vermieden werden, auch Rechtsfertigungen zu geben; zum größten Theile sind diese aber in die Anmerkungen gebracht. Dies sind die Hauptzüge der Ansicht des Verf., welcher gerne gleich das ganze Handbuch als Probe gegeben hätte, wenn nicht eines Theils die vielen Privatissima und Examinatorien, die er geben muß, andern Theils die Erfahrung, daß man nur durch einen Namen und dadurch, daß man dem Verleger den Absatz garantirt, zu solcher Autorschaft kommen kann, davon zurück hielten. Schließlich äußert der Verf. noch den warmen Wunsch, daß er für diese Schrift und für seine practisch-theoretischen Abhandlungen endlich einen gründlichen und unbefangenen Recensenten finden möge: denn es ist dem Verf. gar sehr daran gelegen, seine Ansichten gründlich und unbefangen zu prüfen, besonders

wünscht er dieß für die Abhandlung über den Irrthum und über die Compensation ungleichartiger Gegenstände, weil sie fast Paradoxen enthalten.

Dr. Carl Julius Meno Balett.

R o s t o c k.

De Joanne Cassiano Massiliensi, qui Semipelagianismi auctor vulgo perhibetur Commentationes tres. Auct. Dr. Gustav. Frider. Wiggers, Prof. theol. in Univ. liter. Rostochiensis. 1824. 1825. S. 84. in 4.

Der scharfsinnige und gelehrte neuere Untersucher des Augustinismus und Pelagianismus hat in diesen Abhandlungen die eine Reihe von Programmen ausmachen, einige Resultate der Vorarbeit mitgetheilt, die er auf die Geschichte des Semipelagianismus mit welcher er sich jetzt beschäftigt, verwandt hat. Sie betreffen vorzüglich den ehrlichen Cassian, dem man meistens die Ehre der Erfindung der semipelagianischen Theorie, vielleicht etwas zu freygebig zuschreibt, gewiß aber von dem Verdienste ihrer bestimmteren Ausbildung und ihrer Einführung in der Welt das meiste mit Recht zuschreiben darf. Es kann gar nicht bezweifelt werden, daß es auch im Occident, noch ehe Cassian aufstand, der Männer mehrere, und selbst unter den Bischöfen mehrere gab, welche sich von der Neuheit und von der Härte der Augustinischen Theorie eben so wie Cassian empört fühlten, dabey aber auch eben so wenig als er, alle Ansichten von Pelagius angenommen hatten. Unter den Bewegungen, welche die tractoria von Zosimus veranlaßte, kam dieß schon deutlich an den Tag. Ob sie jedoch dabey ganz in gleicher Weite und in einer gleichen Richtung wie Cassian, von Augustin abwichen, wissen wir nicht; aber Cassian trug un-

streitig durch sein Ansehen und durch seine Schriften das meiste dazu bey, daß sich von Gallien aus die Abneigung von dem Augustinismus immer weiter im Occident verbreitete. Wären wir über einige Umstände in seiner persönlichen Geschichte mehr im klaren, besonders über die Stellung, in welche er während seines Aufenthalts zu Rom, und über die Verhältnisse, in die er hier vielleicht auch mit Pelagius oder Coelestius, kam, vorzüglich aber über die Zeit mehr im klaren, in welcher er nach Gallien kam, und von hier aus seine Schriften verbreitete, so würde uns auch über manches in der Geschichte seines Werkes, wie in der Geschichte seiner Meinungen ein bestimmteres Urtheil möglich seyn. Sehr zweckmäßig hat also der Herr Verf. seine Untersuchungen S. 3 — 38. zuerst dahin gerichtet, über das persönliche, das wir von Cassian wissen, und über die Chronologie seiner Schriften das mögliche und das wahrscheinlich gewisse zusammen zu bekommen, und dann erst von dem eigenthümlichen seiner Ansichten und seiner Theorie eine in das besondere gehende Zeichnung gegeben. Vorzüglich in dieser erkennt man den eben so gelehrten Historiker als Dogmatiker, doch wird man zugleich gewahr, daß er manches einzelne auf eine noch weiter darauf zu verwendende genauere Forschung ausgesetzt hat.

Druckfehler.

- S. 945. 3. 16. I. das sich
 — 947. — 27. — Lebenden
 — 948. — 32. — forte der
 — — — 33. — magnus, fingit
 — — — 37. — sät fischen
 — 955. — 3. — up sek.
-

— —

B ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

Den 1. Julius 1826.

Königsberg.

Bei Hartung 1825: Dainos oder Litthauische Volkslieder, gesammelt, übersetzt und mit gegenüberstehendem Urtext herausgegeben von E. J. Rhesa. Nebst einer Abhandlung über die Litthauischen Volksgedichte. 362 S. in Octav.

Der Jahrg. 1822. S. 1202. dieser Anzeigen ausgesprochene Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Herr Prof. Rhesa vervollständigt unsere Kenntniß von den europäischen Volksliedern, die sich in den letzten Jahren durch Bekanntmachung der serbischen und neugriechischen außerordentlich erweitert hat, nun auch von dieser Seite. Zwar kann sich die litthauische Poesie an Reichthum, Fülle und Ausbildung mit der serbischen, die Rec. ihrer epischen Ergiebigkeit wegen, unbedenklich über die neugriechische setzt, bey weitem nicht messen, doch mangelt es keinem Lied an natürlicher Schönheit und es bieten sich anziehende Vergleichungspuncte dar. Wie der Serbe und Grieche Weise und Formeln alter Lieder auf die Thaten der neuesten Zeit anwendet, so besingt auch der Litthauer den großen

Krieg von 1813 und 1814 in Liedern (vgl. S. 330.), die ganz das Gepräge aller andern der Sammlung haben. Man sieht, das Lied und der Gesang lebt noch, kann bey jedem Anlaß von neuem aufwachsen und entbehrt nie einer gewissen edelen Haltung und Regel, die wir gerade an dem, was sich unter uns in Deutschland etwa noch Volkslied nennen läßt, schon seit lange schmerzlich missen. Auch die litthauische Volkspoesie, gleich der serbischen, bedarf keines Reimes, wo er sich zufällig darbietet, wird er nicht verschmäht. Die Werkarten hat der Herausgeber S. 334 — 347. sorgfältig abgehandelt, Wufs Untersuchung der serbischen ist ihm aber nicht bekannt gewesen. Das gewöhnliche Maaß der serbischen Heldenlieder von fünf Tacten mit der Cäsur nach den beiden ersten findet sich hier genau wieder, scheint aber nicht so häufig gebraucht zu werden. Wir rechnen dahin nicht bloß die Lieder S. 208.

Du brolyczu | manne palydejo
dwi sessyti | man wainika kele,
und S. 296.

Ten darz'ellij | z'yda myronáciei
czon darz'eij | z'yda tymonáciei
sondern auch S. 10.

O tai dywai | didi dywai buwo:
ir uz'szálo | ez'ers wasaratej'

woraus Hr. Kh. vier Zeilen macht, selbst der Inhalt der beginnenden Sangzeile stimmt ungefähr zu der serbischen Formel III, 19:

Bozhe mili, | tschuda velikoga!

Die Benennung Daina (weltliches Lied) scheint der litthauischen Mundart eigen, da sie sich nicht einmahl in der lettischen findet, hat aber keine sichtbare Wurzel; das Verbum dainoti (singen) ist von daina abgeleitet. Sollte es mit Ton, dainoti mit tönen zusammenhängen? Ein allgemeinerer Ausdruck ist giesme (Lied), lettisch dseers'ma, weil alle litth.

ge, gie lettisch zu dse werden (gélez'is, Eisen, lett. dselse, geltonas, gelb, dseltens) welches giesme doch an das böhm. pisen', poln. pies'n' erinnert und wenn man hier einen Uebergang der anlautenden Labialis in die Gutturalis zugeben und begründen könnte, zugleich das serbische m in pjesma rechtfertigen würde. In den beiden andern angeführten Wörtern haben die Slaven zh, z', böhm. z'elezo, serb. zheljezo (ferrum); böhm. z'luty, serb. zhut (slavus); ohne Zweifel mit denselben Wurzeln. Aber für die Möglichkeit zeugt doch auch die Vergleichung des litth. gaidys (gallus) giedoti (canere) mit dem serb. pijetao (gallus) pjevati (cantare); wozu pjesma gehört wie zu giedoti giesme.

Die Dainos sind nicht ohne Götter, mitredende und angeredete Thiere und Bäume, nicht ohne Sehnsucht nach dem wärmeren Land, wo der Wein fließt und goldne Äpfel wachsen, das aber hier (S. 38.) in Ungarn (i Wengrujū z'eme) zu suchen ist. Wenn das serbische Lied (I, 68.) von unsrer Heimath singt, wo zwey Sonnen scheinen und zwey Winde wehen, redet ein litthauisches (S. 222.) von dem Tage, an dem neun Sonnen glänzen werden. Christliche Anspielungen, die in der serbischen Poesie häufig sind, finden sich hier noch gar keine, alles ist heidnisch, aber mild und wehmüthig; zu der Zeit, wo die deutschen Ritter grausam in Litthauen eindrangen, mögen manche dieser Lieder, vollständiger und schöner, schon gelebt haben. Der Mond (menū) ist wie im Deutschen männlich, die Sonne (saule) weiblich. Der Mond hat die Sonne geheirathet in dem ersten Frühling, als sie aber so frühe aufsteht und ihn einsam wandeln läßt, verliebt er sich in den Morgenstern (auszrinne z'waigz'de fem.), da zürnt Perkuns (der Donnerer) und zerhaut ihn mit dem Schwerte (S. 92.), wie in der Edda (Sæm. 134b.) der halbe oder geviertelte Mond inri

skardi mâni (der geschnittene) heißt. Ueblich wird der Gestirne hülfreiche Natur geschildert (S. 200. 201.), ein geliebtes, einziges Schäflein geht verloren, der Hirte naht sich dem Morgenstern und bittet, ihm suchen zu helfen. Ich kann nicht, antwortet der Morgenstern, ich muß der Sonne frühe das Feuer anmachen. Auch der Abendstern lehnt es ab: ich muß Abends der Sonne das Bettlein machen. Der Mond sagt: ich bin mit dem Schwert zerhauen, traurig ist mein Antlitz. Aber die Sonne tröstet: neun Tage will ich das Schäflein suchen und den zehnten nicht untergehen. Gerade so wandeln in deutschen Mährchen von Stern zu Stern, von Winde zu Wind Liebende den Verlorenen suchend. Liebe Sonne, Gottes Tochter, heißt es S. 282. wie so lange weiltest du, seit du von uns geschieden? Hinter dem See, hinter dem Hügel wachte ich über Waisen, wärmte ich arme Hirten, viel sind meiner Kinder, viel sind meiner Gaben. Auch dieses Lied wiederholt den Mythos, daß ihr der Morgenstern Feuer anmache, der Abendstern bette. Die Bergelfin Laima erinnert an die serbische Vila, S. 272:

Laima szauke, Laima reke,
 basi begant per kalneli,
 die Laima rief, die Laima schrie,
 lief barfuß übers Gebirge.

Der Name scheint mit laima, Glück, Fatum, das sich auch im Lettischen findet, einerley; eine andere, vielleicht dieselbe Göttin oder Fee hieß auch Laume, deren Gürtel der Regenbogen war (Laumes jostâ) und die gleich den deutschen Elfen Kinder verwechselte (Laumes apmainytas, Wechselbala). Wir wünschten, Hr. Rh. wäre in seinen schätzbaren Erläuterungen auf eine umständliche Sammlung des litthauischen Volksglaubens, der sich aus seinen Anmerkungen zu Donaleitis oder den kurzen Angaben in Ruhigs Wörterbuch nicht einmahl über-

sehen läßt, bedacht gewesen. Denn wer hätte dazu mehr Beruf? Die Pest ist den Luthauern, wie den Neugriechen (Fauriel disc. prélim. p. LXXXIII.) und den Serben (Wußs Wörterbuch unter kuga) eine herumwandernde, einkehrende Frau, Namens Giltine (das aethiöpd. quilt, angelsächf. cvild? in Neugarts codex diplom. Alemanniae Tom I. p. 166. wird hoc quod Alamanni chuultiwerch dicunt, d. h. opus mortiferum, lebensgefährliche Handarbeit? auf jeden Fall unrichtig gedeutet durch kuvilitiwerch, gekaufter Leute Werk!) Ein schwarzer Rabe kommt aus der Schlacht, wo man Bäume aus Schwertern flocht, geflogen und trägt der Geliebten die weiße Hand mit dem Ring des gefallenen Jünglings heim (S. 170). Drey weiße Schwäne lassen sich auf ein Grab nieder, einer zu Haupte, einer zur Seite; es sind Braut, Schwester und Mutter des Helden (S. 100.). Die Braut, fährt das Lied in stiller Ironie fort, trauerte um ihn drey Wochen lang, die Schwester drey Jahre lang, die Mutter ihr Leben lang. Naturbeschreibungen eröffnen, wie in aller echten Volksdichtung; S. 152. von Abend her wehten die Winde, die Lilien schwankten, da führten sie von hinnen die liebe Tochter. S. 158. wuchsen im Garten Ulmen, klagten im Garten Rauten, klagt, klagt, klagten um die jungfräulichen Tage. S. 176. was weht der Wind? was seufzt der Wald? was schwankt die Lilie? Eingang eines Brautabendliedes. Wir heben auch einen lustigen Gesang hervor, der sich fast bey allen europäischen Völkern wiederfindet, das Gastmahl des Sperlings und die Hochzeit des Wolfs S. 66 — 71. worin die verschiedenen Thiere menschliche Rollen übernehmen. Der Herausgeber theilt S. 312. 313. das lettische Lied mit. Das wendische hat zuerst Eccard hist. stud. etym. p. 271. bekannt gemacht; das norwegische Hallager in f. Wörterbuch S. 191 — 197.; das dänische

Nyerup Udvalg af Danske Viser Th. 2. Kjøb. 1821. S. 97 — 103; das schwedische ist zu Gefle 1800 einzeln abgedruckt. Rec. besitzt in einer Handschrift des sechzehnten Jahrh. ein deutsches Volkslied: der Winter war noch nie so kalt, der Märte fuhr in den grünen Wald u. s. w., das in ähnlichem Ton zwar, keine Hochzeit, aber den Tod des Kollo besingt, den Martin (der Heber) durch den Schwercr (Mauwurf) und andere Thiere begraben läßt.

Die litthauische hat auch das Kennzeichen jeder Volkspoesie, daß sie sich gewisse ständige Redensarten und Wendungen bildet, die allenthalben wiederkehren, z. B. balta rankà (weiße Hand) S. 34. 72. 170. balta rankèle (weißes Händlein) S. 106. 252. Der Hof heißt hier nicht der weiße, sondern der bunte (S. 126. po marga dwara, serb. u. bijelu dvoru); das Verbum wird noch durch das gleichbedeutige Participium gestärkt, S. 4. linkte linko (wankend, wankten) kreste kritto (triefend treffen) oder durch das gleichbedeutige Nomen, S. 174. kalbesiwa kalhâte (wir wollen reden eine Rede) dumosiwa dumâte (denken einen Gedanken); das Nomen durch die Verkleinerungsform, S. 102. lepa, lepatele (Linde, Lindlein); brolyt', brolyt', brolytéli (Bruder, Bruder, Brüderlein); S. 32. broli, broli, brolyti mano (Bruder, Bruder, mein Brüderchen). Das Pferd, der Braune, be-rasis wird oft angeredet (S. 16. 148. 224. 226. 228. 278. 284.); die Heide ertönt von dem Reiten (szillas bildejo S. 154. szilluzis skambejo S. 78.). Der Nordwind, szauryš (vielleicht das lat. caurus, corus, Westwind) hat viel zu thun, S. 94. 112. 118. 232. 264; weniger der Südwind, pietù wejas, S. 266.

Herrn Rhesas, der ein gründlicher, gelehrter Kenner der litthauischen Sprache ist, beigefügte deutsche Uebersetzung verdient als sorgfältig und getreu

geschätzt zu werden. Wer Uebertragungen von Volkliedern, so daß das Naive, Ungezwungene des Originals in Form und Inhalt nicht einbüße, für thunlich hält, und Rec. ist schon lange anderer Meinung, der würde gestrebt haben, die deutsche Sprache hin und wieder den litthauischen Formen mehr zu nähern. Hr. Rh. bildet sogar das Silbenmaaß nicht nach, wenn es ihm Zwang auslegt. S. 30. haben die beiden ersten Zeilen der Strophe jede fünf Silben, die dritte sieben. In der zweiten Strophe: als ich erbauet | den braunen Nachen |, gebauet mit acht Ecken | wiederholt die letzte Zeile das Participium ge-

bauet, das im Urtext unnöthig ist, weil su asztunais kampáczeis den Vers füllen, beym deutschen mit acht Ecken noch drey Silben fehlen. Aber die Uebersetzung der ersten Strophe hat überall mehr Silben: ich gieng ins Fichtenwäldchen, | im Fichtenwäldchen fällt ich Holz; | vor dem Walde baut ich einen Nachen. Ein Rigorist hätte gesetzt: gieng in den Tannwald | im Tannwald fällt' ich |, baut' ein Schiff vor dem Walde. Allein damit ist das Original doch nicht erreicht. Diminutive, an welchen das Litthauische erstaunlich reich ist, werden häufig durch ein Adj. klein, lieb, hold ausgedrückt, z. B. S. 37. holde Verche, liebe Sängerin; wie viel schöner das unübersetzbare Original: wewerséle, wyturrele! Denn wyturis und wewersys bedeuten beide Verche und hold und schön schmeckt schon zu gebildet. Die beiden lieblichen Strophen S. 156. hätten sich freilich genauer verdeutschen lassen und das schleppe "das waren" entbehren können. Hr. Rh. nehme das für keine Ausstellung. Er hat den Sinn des Ganzen in allen Liedern ohne Frage gefühlt und besser getroffen, als es ein anderer vermocht hätte; wir sind mit seiner Uebersetzung völlig zufrieden.

Das hauptsächlich aus der litthanischen Bibel geschöpfte Wörterbuch von Kubig und Wielcke scheint bedeutender Ergänzung fähig und bedürftig, wenn die vorliegende kleine Lidersammlung schon Ausdrücke kennen lehrt, die darin fehlen. Nicht bloß Ableitungen, wie gulbuz'ele S. 100, wovon Wielcke die Grundform gulbe (Schwan) hat, gimminele S. 232. von gimmine (Geschlecht), sondern auch das Adj. gelswas (blond, gelb), vgl. gelswos kasséles (gelbe Flechten) S. 114. 123. Bey Vergleichen des Litthanischen mit dem Deutschen und Slavischen wird man, neben größerer Einstimmung der Flexionen mit den Deutschen, was den Stoff der Wörter angeht, immer auf ein der deutschen Sprache ähnliches fünf der slavischen ähnliche treffen. Beispiele: gruntas, goth. grundus; girnas, goth. qvairnus; lapas, goth. laufs; kardas, goth. hairus, dantis, goth. tunthus; ungleich häufiger aber: galwa (caput) serb. glava; draugas (socius) serb. drugi; sirratà (orphana) serb. sirota, kraujas (sanguis) serb. krv; lepa (tilia) serb. lipa; ezers (lacus) serb. jezero; dwaras (aula) serb. dvor; migla (nebula) serb. magla; miesa (caro) serb. meso; zalias (viridis) serb. zelen; warnas (corvus) serb. vrana (cornix); neszti (ferre) serb. nositi und viele andere, doch lassen sich auch unter ihnen einige mit der deutschen Sprache gemeinsame erkennen, warnas serb. gavran, böhm. hawran scheint zugleich corvus und hraban; migla gemahnt anß angelsächs. mist (nebula) goth. maihtus (fimus) und ist das griech. ομίχλη, δειχλη mit vorgeschlagenem ο, wie οδούς dens, dantis. Gibt man diesen Vorschlag oder diese Vocalsversehung noch weiter zu, so vergleicht sich das litth. akmu^o (lapis) Gen. akmens, sanscr. asmu nicht uneben dem slavischen kamen, ja dem deutschen hamar, da der älteste malleus von Stein war

und im altnord. hamar rupes bedeutet, so daß die Zusammensetzung hamarstein in anderm Licht erscheint. Daß ar in hamar ist nur eine Ableitungsbildung, wie das en in kamen. Für die Beurtheilung anderer litth. Wörter sind noch Regeln zu suchen. Eine ist vielleicht gefunden, wenn man auf das n Rücksicht nimmt, das vor k und t, d eintritt, im Slavischen aber und meist sogar im Lettischen mangelt, vgl. ranka (manus) lett. rohka, serb. ruka; lanka (Wiese am Fluß in der Niederung) serb. luka, böhm. luha, wahrscheinlich als altdeutsche lê; lenkas, ein Pöble, See; szwentas (sanctus) lett. swehts, serb. svet; wandu (aqua) lett. uhdens, serb. voda, goth. vato, lat. unda und udor; tinklas (rete) lett. tihkls u. a. m.

Zu erwarten bleibt nun, für das Studium der Sprachen und der Dichtungen, eine vollständigere Sammlung der lettischen Volkslieder, da die von Wahr und Bergmann (vgl. hier S. 315) ungenügend und unverbreitet ist, noch mehr aber eine der russischlitthauischen (in Samogitien), deren sich ein Sprachkundiger in Wilna unterziehen müßte. Dort, hält es Hr. Rhesa S. 353. für sehr wahrscheinlich, können sich noch ältere und längere Heldenlieder erhalten haben, die man im preußischen Litthauen vergeblich sucht. Er hat auch S. 354. 355. einige merkwürdige Stellen aus Sarnitius, Kojalowicz und Tadd. Czajki dar- über beygebracht.

J. G m,

N a u m b u r g.

Ben Bürger. Mittheilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen. Herausgegeben von dem Thüring. Sächf. Verein für

Erforschung des vaterländischen Alterthums. Erstes Heft. S. 75 mit 9 Kupfertafeln. 1822. Zweites S. 86. 1823. Drittes S. 88 mit 2 Kupfertafeln. 1823. Viertes 108 mit 6 Tafeln. 1824.

Wir dürfen nicht länger unterlassen, unsern Lesern von den schriftstellerischen Leistungen des Thüring. Vereins für Deutsche Alterthumskunde Nachricht zu geben, da uns bereits vier Hefte der Mittheilungen vorliegen, welche mehrere gründliche und nützliche Untersuchungen enthalten. Die Abhandlung des Herrn Domvicar Lepsius über das Alterthum und die Stifter des Doms zu Naumburg und deren Statuen im westlichen Chor ist um so wichtiger, je weniger Steinbilder unter den Werken älterer Deutscher Kunst bis jetzt genau bekannt geworden sind; und wenn die historische Untersuchung auch in dieser Schrift die Hauptsache ist, so ist doch auch Geschmack in der Beschreibung und Beurtheilung der Kunstwerke nicht zu verkennen. Die Domkirche zu Naumburg ist ihrem Haupttheile nach im ältern, sogenannten vorgothischen oder byzantinischen Style errichtet, ihr Bau begann, wie der Verf. wahrscheinlich macht, schon vor der Verlegung des von Kaiser Otto I. zu Zeit gestifteten Bisthums (1028), und zwar zuerst mit einer Krypta unter dem östlichen Chor, dann folgte dieser Chor, das Schiff, die Seitenflügel und Abseiten nebst den östlichen Thürmen. Hiermit war die Kirche, dem ursprünglichen Plane zufolge, vollendet; der Verf. glaubt, daß auch dies schon vor der Verlegung des Hochstifts der Fall gewesen. Bedeutend später, im zwölften oder wahrscheinlicher im dreizehnten Jahrhundert, fanden die Erneuerungen und Erweiterungen Statt, in denen der eigentlich gothische (altdeutsche, schöne deutsche), durch den Spitzbogen, die großen Fenster, das Kappenaewölbe, die Strebepfeiler u. s. w. characterisirte, Styl herrscht. In diesem Styl wurde ein Theil des östlichen, hohen, Chors neu

aufgebaut und über den ursprünglichen, durch die Krypta bezeichneten und noch erkennbaren, Plan hinausgeführt, und auch gegen Westen ein Chor oder eine Kapelle (in Urkunden bald Chorus bald Capella B Mariae Virginis genannt) angebaut, welche theils nach dem Style, theils weil sie in Urkunden der neue Chor heißt, für noch jünger als jene Erneuerung gehalten werden, und auf jeden Fall in das dreizehnte Jahrhundert gesetzt werden muß. Der Verf. macht es höchst wahrscheinlich, daß es Bischoff Dietrich II. (von 1243 an) war, der diesen Chor hinzufügte, und dadurch den Bau in gewissem Sinne vollendete. Mit diesem Bau fand aber die Errichtung der Statuen in dem Chor gleichzeitig statt, indem diese an die Pfeiler oder Gurtfortsetzungen angelehnt, mit diesen aus denselben Werkstücken ausgehauen sind; es folgt daraus, daß diese Statuen im Plane des Baumeisters gegeben waren, ja man kann nicht zweifeln, daß in ihnen die Hauptabsicht des Anbaus liegen muß. Nur eine steht in dem Felde zwischen zwey Gurtfortsetzungen, ihr Gegenstück ist verloren gegangen, mit diesem waren es im Ganzen zwölf, unter denen zwey Männer und zwey Frauen an breiteren Pfeilern paarweis, sich entsprechend, aufgestellt sind. An mehreren haben sich noch die Namen erhalten, und dabey Andeutungen, daß sie als Gründer und Wohlthäter der Kirche hier stehen, bey andern sind die Namen verblieben und übermahlt worden, indes erlaubt außer andern Urkunden besonders ein Brief des genannten Bischof Dietrich, worin die Stifter der Kirche genannt werden, einige Ergänzungen. Hiernach erkennt man in dem einen Paar den Markgraf Hermann und seine Frau Relegynbis, und in den andern den Markgraf Eckard (dieser hat eine Inschrift) und seine Frau Uta, Thüringische Dynasten, welche die Verlegung des Stiffts besonders betrieben, (sie regierten von 1002 bis 1032 und

1046); der Sizzo Comes im Briefe, SYZZO COMES DO der Inschrift nach, war Siehart Graf von Reifersberg aus derselben Zeit; der TIMO DE KISTERICZ QUI DEDIT ECCLESIAE SEPTEM VILLAS gehört dem berühmten Wettinischen Hause an, aus dem auch WILHELMUS COMES UNUS FUNDATORUM (Wilhelm von Samburg um 1078), und der Bischof Dietrich selbst, der diese Statuen ausbauen ließ, stammen. DITMARVS COMES OCCISUS war der Enkel Hermann Billungs, Herzogs zu Sachsen, und mit Hermann und Eckard, wie diese wieder mit dem Wettinischen Hause verschwägert. So schön nun die Idee war, diesen durch Familienbande und Wohlthätigkeit gegen das Stift vereinigten Kreis von Fürsten in einer besondern Halle zu vereinigen, und alle Gurte des Gewölbes von ihren Bildern ausklaufen zu lassen: eben so viel Ehre macht die Arbeit der Statuen selbst der Deutschen Steinbildneren des dreizehnten Jahrhunderts, der Cicognara nur Uebles nachzusagen weiß. Die Figuren sind im Ganzen wohl proportionirt, die Gesichter ausdrucksvoll. Bewunderung verdient der grandiose Wurf der Bekleidungen, der durch sinnreich gewählte Motive hervorgebracht ist. Am meisten Lob muß man nach den mitgetheilten, mit Sauberkeit gefertigten, Umrisszeichnungen den beiden Fürstenpaaren ertheilen. Das zweyte Heft enthält einen litterarhistorischen Versuch von Herrn A. Koberstein, Adjuncten an der Schule zu Pforta, über das wahrscheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichtes vom Wartburger Kriege, für den Grimms Worte "Inhalt und Form führen in der Geschichte der Poesie immer zu denselben Resultaten" sinnvoll zum Motto gewählt sind. Denn was eine treffliche Recension der Zeunischen Ausgabe des Gedichtes in der Jenaischen Litter. Zeitung aus dem darin herrschenden Sprachgebrauch und den Reimen erwiesen hat,

daß das Gedicht im dreyzehnten Jahrhundert als ein meißnerländerisches Volkslied nach den Sagen von dem Streit der Sänger verfaßt worden sey, und die darin gepriesnen Meister gar keinen Antheil an der Abfassung gehabt hätten, bestätigt der Verf. durch eine von historischen Nachforschungen ausgehende, ganz unabhängig unternommene, aber in demselben Punkte zusammentreffende Untersuchung. Er bezeichnet das dritte Viertel des dreyzehnten Jahrhunderts als die frühest Zeit, in welche die Entstehung des Gedichts gesetzt werden könne. Die Untersuchung ist auf eine auch für Die, welche selbst in der Sache nicht geforscht, verständliche Weise geführt; besonders anziehend ist die Behandlung der Geschichte oder Sage von Klincksor, die auch den Ref. überzeugt hat, daß dieser Magus eine mythische Person, die in die Geschichte des Sängerkreites hineingetragen worden, nicht aber eine historische sey, die allmählich mythisch ausgebildet worden wäre. Auch ist es wahrscheinlich, daß orientalische Märchen hier auf die Deutsche Sage eingewirkt, wenn auch die mitgetheilten Arabischen Etymologeen sehr frostig herauskommen. Das dritte Heft enthält eine aus Urkunden gearbeitete Geschichte des Schlosses Rothenburg in der untern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt von E. Fr. Hesse, nebst einem Anhang über den auf Rothenburg ausgegrabnen Püstrich, in welchem die ganz unbegründete Meinung, er stelle einen Germanischen oder Slavischen Gott vor, mit vollem Recht verworfen, und die entgegengesetzte, er sey nichts als ein physikalisches Kunstwerk etwa von einem Italiäner gemacht um als Dampfzug zu wirken, angenommen wird. In demselben Hefte macht es Herr Dr. Wilhelm zu Rosleben wahrscheinlich, daß die beiden weitläufigen und offenbar sehr alten Verschanzungen an der Unstrut eine halbe Stunde östlich von dem Kloster Memleben in der soge-

nannten Steinklebe, Ueberreste sind des Kastells, welches der rebellische Thüringer-Herzog Radulf gegen den Frankenkönig Siegibert und seine Reichsverweser Grimoald und Ualgisel erbaute, so wie des festen Lagers, von dem aus der junge Frankenkönig den erfolglosen Angriff und die Niederlage seines Heeres ansehen mußte. Das vierte Heft enthält einen zweyten Aufsatz von Herrn Lepsius: Die Ruinen der Rudelsburg und des Schlosses Saaleck in ihren historischen Beziehungen dargestellt mit urkundlichen Beylagen und Zeichnungen, auch einem doppelten Anhang (über zwey handschriftliche Sammlungen der Pfortaischen Klosterbriefe und über das Alterthum von Sulza, insonderheit zur Geschichte des Klosters daselbst): eine gründlich geführte Untersuchung, die mit den romanhaften Vorstellungen Andern, namentlich der von Fr. Gottschalk, einen auch schon im zweyten Hefte der Mittheilungen ausgesprochenen Gegensatz bildet. Der Vorschlag aber, die sogenannte Vorgotthische Architektur die altfrankische zu nennen, ist durch die angeführte Stelle der Limburger Chronik lange noch nicht genug begründet; auf jeden Fall wäre der Name zu eng für diese mit der Verbreitung des Christenthums von Rom über den Norden gegebne, und durch Verbindungen mit Constantinopel beförderte und ausgebildete Bauart.

K. D. M.

P a r i s

Chez Baudouin frères: Mémoires de la société d'histoire naturelle de Paris. Tom. II. première partie. 1825. 268 S. 4. 14 Planches.

Ref. zeigt mit um so mehr Vergnügen die Fortsetzung dieser Denkwürdigkeiten an, je weniger es den Anschein hat, daß sie je an Interesse verlieren werden. Die erste Abhandlung von de Basterot; Description géologique du bassin tertiaire du sud-ouest de la France; wovon hier erst die

erste Abtheilung gegeben wird, liefert nach einigen allgemeinen Bemerkungen, die Aufzählung und Beschreibung der fossilen Mollusken, die sich in der Umgegend von Bordeaux finden, von denen der Verfasser 104 Gattungen mit 342 Arten und Spielarten aufzählt. Die Gesamtzahl aller überhaupt bis jetzt aufgefundenen Arten nimmt er zu 2529, die der Gattungen zu 221 an, zu denen sich noch 264 ähnliche noch lebende Arten finden. Der Verf. glaubt die Bemerkung gemacht zu haben, daß die Muschelablagerungen aus älterer Zeit eine geringere Mannigfaltigkeit zeigen, als die aus späterer, so reich sie auch sonst erscheinen mögen. — Die sieben zu dieser Abhandlung gehörigen Steindruckstafeln liefern 126 Abbildungen. — Recherches microscopiques sur le pollen, et considérations sur la génération des plantes, par J. B. A. Guillemin, mit einer illuminirten Steintafel. Nach seinen Beobachtungen liegen die einzelnen Körner des Blütenstaubes reihenweis in einer Art von Gewebe der inneren Wände des Staubbeutels; sie sind theils trocken, theils schleimig und auch innerlich mit einer schleimigen Feuchtigkeit gefüllt, als deren ausscheidende Organe der Verf. die rauhen Erhabenheiten ansieht, die sich vorzüglich bey dem Blütenstaube der Monocotyledonen finden und mehr oder weniger symmetrisch stehen. Die glatten sind meist elliptisch und mit einer Furche bezeichnet, die jedoch nicht gerade die Stelle ist, wo der Pollen aufspringt und seine schleimige Feuchtigkeit ergießt, in welcher man noch feinere Körner unterscheidet. Dieses Aufspringen und die Auflösung des Pollens in Flüssigkeiten, so wie auch seine Bewegung, hält der Verf. für eine bloß chemische Wirkung und Folge der Abdunstung der angewandten Flüssigkeiten. Aller Blütenstaub saugt schnell Wasser ein und schwillt davon auf, liegt aber dann unbeweglich. Zwey Arten einer Gattung, desgleichen zwey verschiedene, aber zu einer natür-

lichen Familie gehörige Gattungen zeigen Aehnlichkeiten in der Bildung des Blütenstaubes. Der Pollen der Erynantheren ist warzig und schleimig; der der Malvaceen fuglich, weiß und warzig; der der Cucurbiaceen rund, warzig und gelb; der der Cichoraceen rund mit Facetten; der der Solaneen, Scrophulaceen, Gentianen, Caryophyllen, Euphorbien rund und glatt; der der Papilionaceen glatt und elliptisch; der der Monocotyledonen länglich. Die Befruchtung durch Berührung des Pollens mit der Narbe nimmt der Verf. als ausgemacht an. — Monographie du genre *Phebalium*, par M. Adrien de Jussieu. Zehn Arten: *Ph. correaefolium*, *hexapetalum*, *squammosum*, *elaeagnifolium*, *anceps*, *Billardierii*, *salicifolium*, *diosmeum*; alle aus Neuholland oder Wandiemensland. — Description d'un terrain de lignites, observé près de Castellane (Basses-Alpes) par M. Rozet. Der Vf. beschreibt das Vorkommen der Ligniten in der Provence zwischen Lagern von Kreide und grobkörnigem Kalkstein und sucht ihre Entstehung aus einer bituminisation und silicification verschütteter Holzarten, ähnlich den Tannen und Lärchen, zu erklären. — Notice géognostique sur la langue de terre, comprise entre le Rhone, l'Ardèche et une ligne, qui passerait par Rauchemaure et Vallon, Département de l'Ardèche. Eine sehr anziehende Beschreibung dieser vulkanischen Gegend. Notice sur l'animal du genre Argonaute, Argonauta, Linné. Par M. de Ferussac. Eine vollständige Beschreibung dieses Thieres, und Nachweisung seiner Entstehung aus dem Eie zugleich mit der Schale, so daß also kein Zweifel mehr übrig bleibt, ob das Thier bloß als Parasit in seiner Schale lebt, oder sie als ihm angehörig zu betrachten ist. Angefügt ist eine Bestätigung dieser Thatsache von dem Ritter Poli, aus einem Auszuge des Protocoll der Sitzung vom 14. Dec. 1824 der Akademie der Wissenschaften zu Neapel. — Mémoire sur la craie, et sur les terrains tertiaires du Continent, par M. J. Desnoyeres.

— —

G ö t t i n g i s c h e G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.

Den 3. Julius 1826.

P r a g.

Geschichte der Tempelherren in Böhmen und ihres Ordens überhaupt. Nach den neuesten Quellen mit gleichzeitigen Urkunden und Pabst Clemens des Fünften Bulle, an Böhmens Landstände. Von Joseph Wilhelm Graf. 1825. S. 137. in 8.

Schon diesem Titel muß man wohl einiges anmerken, das nicht ganz rechtlich und recht, oder doch nicht ganz ist, wie es seyn soll. Eine locale und specielle Geschichte der Tempel in Böhmen, welcher die Geschichte überhaupt als Anhang beygefügt, oder welche dieser als Anhang beygefügt, und in 137 Seiten zusammengedrängt seyn soll, muß nothwendig eine etwas zweifelhafte Verwunderung, aber die Ankündigung einer nach den neuesten Quellen bearbeiteten Geschichte, und das Versprechen einer Zugabe von gleichzeitigen Urkunden in dem nehmlichen Raume muß einen mehrfachen Verdacht erregen. Wir wollen indessen dem einzigen Raum geben, daß der Verf. in dem geschichtlichen Felde noch nicht lange einheimisch;

oder vielmehr noch gar nicht eigentlich einheimisch und dieß vielleicht seine erste gelehrt-historische Arbeit seyn mag; die Richtigkeit dieser Vermuthung wird sich aber hinlänglich aus demjenigen ergeben, was wir hier von dem Inhalt der Schrift allein ausheben dürfen.

Sie eröffnet sich mit der allgemeinen Geschichte des Ordens der Tempelherren die von S. 1 = 49. gegeben wird, Bekäme man damit bloß eine kurze Chronik, worin die Hauptschicksale, die der Orden erlebte, oder die Hauptepochen in der Geschichte seiner aufblühenden, steigenden und wieder sinkenden Macht von seinem Eintritt in das Leben an bis zu seinem Tode chronologisch zusammengereiht wären, so könnte dieß immer, wenn nur die Chronik vollständig, und das darin angenommene mit Wahrheit ausgewählt wäre, dankbar angenommen werden, allein es fehlt hier gar zu sehr an dem einen und an dem andern. Ueber die Entstehung des Ordens ist bloß die kurze Notiz angebracht, daß er von Hugo von Payens gestiftet worden sey. Daß es zu Jerusalem geschehen sey, muß man bloß daraus errathen, weil doch angeführt wird, daß der König Balduin II. von Jerusalem den vereinigten Rittern einen Sitz in seinem Pallast in der Nähe des Salomonischen Tempels angewiesen habe, von dem sie hernach ihren Rahmen erhielten; das Jahr der Stiftung des Ordens aber müssen die Leser selbst aus der Angabe des Verf. herausrechnen, daß sie 19 Jahre nach der Stiftung des Johanniter-Ordens erfolgt sey. Von der Regel des Ordens wird nur gesagt, daß sie ihm der Sage nach der h. Bernhard auf der Synode zu Troyes im J. 1127 gegeben habe — „daß sie noch vorhanden, jedoch in ihrem jetzigen Zustand einer späteren Zeit entstammt, aber doch auch in diesem ihre Uebereinstimmung mit der Benediktiner Regel noch unverkennbar

„sey.“ Von den Statuten des Ordens und ihrer successiven Entstehung ist so viel als nichts berührt, wie wohl ihm das Münstersche Statutenbuch nicht unbekannt blieb, denn von der innern häuslichen Einrichtung des Ordens, von den Formen seiner Regierung, von der Eintheilung seiner Mitglieder in verschiedene Klassen von den besondern Verpflichtungen und Verhältnissen jeder Klasse zu der andern, wie von der Eintheilung des Ordensstaats in Provinzen Balleyen, und Komthureyen sind bloß die allgemeinsten Notizen gegeben, ja über die letzte wird bloß gesagt, daß „sich die Zahl der Ordensprovinzen aus Mangel eines schriftlichen Verzeichnisses nicht mit Genauigkeit bestimmen lasse.“ Nur die bey der Wahl eines Großmeisters des Ordens gebräuchliche Ceremonien werden S. 7 — 9. ausführlich beschrieben, und S. 12 — 14. findet sich auch ein Nahmensverzeichnis der Großmeister, die bis zu der Erlöschung des Ordens auf einander folgten, aber von allem, was man sonst in einer noch so kurzen Chronik des Ordens erwarten möchte, von den glücklichen oder unglücklichen Schicksalen durch welche sich die Regierung jedes Großmeisters auszeichnete, von den Hauptoberungen welche der Orden machte, und von den bedeutenderen Besitzungen welche ihm zufließen, findet man nichts mit der gehörigen Bezeichnung der Zeit und des Orts angegeben. Nicht einmahl die päpstlichen Bestätigungsbullen und die Privilegien welche darin dem Orden ertheilt wurden, sind nach der Zeit ihres Erlasses angeführt, sondern es wird bloß erwähnt, daß er außer seinen Besitzungen im Orient sich auch ein höchst bedeutendes Eigenthum in Europa, und zwar besonders in Portugall und Spanien, in Frankreich und England, in Schottland und Irland, im oberen und mittleren Italien, Deutschland und Böhmen zu erwerben gewußt, und nachdem er einmahl von der Kirche bestätigt worden

sey, mit reißender Schnelligkeit an Macht zugenommen habe. Auch in der Unterdrückungs-Geschichte des Ordens ist nur das allgemeine und allgemein bekannte, aber das unrechtliche und illegale der Procedur, durch welche sie eingeleitet und durchgeführt wurde, jedoch mit Hinweisung auf die Moldenhauerischen Akten des Processes angebracht; dafür aber hat der Verf die Namen der 140 Tempelherrn, die zu Paris verhaftet wurden S. 16 — 21. und S. 25 — 45. die Namen der 540 Ritter, welche die Vollmacht der Vertheidiger des Ordens unterschrieben, aus den Mémoires historiques sur les Templiers von Grouvelle abdrucken lassen, weil er nach S. 24. hoffte, daß es seinen Lesern interessant seyn werde, diese Namen zu lesen, da doch noch kein Denkmahl eine so große Anzahl von Tempelherrn aufweise; auch hat er ohne Zweifel in eben dieser Hoffnung, wozu er auch bey gewissen Lesern bessere Gründe haben mochte, fast eben so viele Seiten mit Auszügen aus den Wernerischen Söhnen des Thals ausgefüllt.

Von der Localgeschichte des Ordens in Böhmen, die nun von S. 49 — 93. geht, möchte man jetzt etwas weiter erwarten, denn wiewohl sie Hr. Graf auch mit einem hors d'oeuvre, mit einer allerdings sehr schönen und von Hrn. Präfect Schön zu Görz sehr schön übersehten Elegie des Dichters Hieron. Balbus eröffnet, S. 51 — 53. welche unter dem Titel: Bohemia die Lokal-Schönheiten von Böhmen besingt und hernach unter den Urkunden S. 122 — 124. auch noch im Original gegeben wird, so gibt er doch die Epoche, in welcher der Orden zuerst nach Böhmen kam, das J. 1232 unter der Regiernug des Königs Wenzels I. mit Genauigkeit an. Zwar erfährt man dabey nichts von der nächsten Veranlassung, die seine erste Ansiedlung in Böhmen begünstigte, und auch nichts von den Umständen, unter denen sie erfolgte, sondern S. 55. wird bloß im Allgemeinen erwähnt,

„schon im J. 1233 habe sich der Orden in Böhmen
 „einen so großen Ruhm erworben, daß viele Ue-
 „rige auf ihren Burgen Klöster bauten, Brüder
 „dieses Ordens aufnahmen und mit ihnen dem
 „Allmächtigen dienten“. Bey einigen der Haupt-
 Acquisitionen welche er in Böhmen machte, wie
 bey dem Sitze, den ihm der König Wenzel im J.
 1249 in der Stadt Prag mit der Kirche des h. Lau-
 rentius verlieh, und bey der Art, wie er zu dem
 Besitze der festen Burg Eichhorn mit dem dazu ge-
 hörigen Gebiete gelangte läßt sich jedoch der Verf.
 S. 56. 59. auch auf das besondere ein. Noch eini-
 ge andere seiner Erwerbungen werden urkundlich
 bewiesen, und die Geschichte schließt sich endlich
 sehr schicklich S. 76. mit der Bulle des Pabsts Cle-
 mens V. vom 17 May 1313 worin er den Böhmi-
 schen Ständen Nachricht davon gab, daß die Be-
 sitzungen der Tempelherren in ihrem Lande dem
 Johanniterorden übergeben worden seyen, und sie
 zu der Vollziehung dieses von der Synode zu Wiene
 genehmigten Schlusses aufforderte. Recht ger-
 ne erfährt man auch, wie sich die Johanniter be-
 eilten, die ihnen zugefallene Erbschaft in Bes-
 schlag zu nehmen, indem sie sich noch im nehmli-
 chen Jahre das liegende Eigenthum, das die Tem-
 pelherren in der Stadt Prag besaßen, zuschreiben
 ließen, aber es auch noch im nämlichen Jahre mit
 Genehmigung des Königs Johann an die Domini-
 kanerinnen in Prag wieder verkauften. Durch das
 angehängte alphabetische Verzeichniß der Besit-
 zungen, welche der Orden in Böhmen gehabt haben
 soll, S. 93 — 109. wird man hingegen nicht sehr
 erbaut, denn bey sehr vielen mußte der Verf. selbst
 bemerken, daß sie nur eine alte durch nichts beweis-
 bare Sage dem Orden zuschrieb; und auch das S.
 134. noch beigefügte chronologische Verzeichniß der
 über den Orden der Tempelherren erschienenen
 Hauptschriften ist fast zu unvollständig, wenn es sich
 schon nur auf die vorzüglichsten erstrecken sollte.

Nach diesem können wir dann freylich nicht sagen, daß der Verf. alles geleistet hätte, was man hätte erwarten mögen, doch wollen wir ihm auch den Glauben nicht nehmen, dessen er sich am Ende seiner Schrift S. 121. erfreute "seinen geehrten Lesern doch immer einiges Interessante über den berühmten Tempelorden in ihrem Vaterlande geliefert zu haben" vielmehr möchten wir ihn gerne zu weiteren Arbeiten dieser Art aufmuntern. Ein höchst lebendiger Geist der wissenschaften Forschens besonders im Natur- und Welthistorischen, zunächst aber im vaterländisch-historischen Felde hat sich schon seit einiger Zeit mächtig in Böhmen geregt, und auch schon schöne Früchte hervorgebracht. Dieser Geist scheint den Vf. ergriffen zu haben; wenn er aber immer mehr nach den Mustern durch die er ihn ergriffen hat, nach den Mustern eines Dobrowsky und Millauer sich bildet, so darf man gewiß hoffen, daß er noch treffliches liefern kann.

K i e l.

1826. d. 28. Januar. e regio typographico scholarum. 59 Seiten 4. Das diesjährige Universitätsprogramm zur Feyer des Geburtstages S. M. des Königs von Dänemark, von Herrn Etatsrath Cramer, enthält Nachrichten über drey Bruchstücke alter Schriftsteller, die er auf seinen Reisen in Deutschland an Bücherdeckeln gefunden hat: I. S. 8 — 16. Zwey halbe Blätter einer lateinischen Pergamenthandschrift in Uncialen aus dem 9ten oder einem frühern Jahrhundert, mit alten Zeittafeln auf die Jahre nach Christi Geburt 41 = 52, 183 = 198, 365 = 376; die Blätter sind einem alten Canonisten der Bibliothek zu Zeitz eingeklebt, werden also, wenn sie vorsichtig mit Wasser befeuchtet und abgelöst worden sind, auf den Rehrseiten noch eben so viel Text ergeben. Die Lücke S. 13. Zeile 13. ist wohl UTIN ID auszufüllen. II. S. 17 = 47. Ein im Sommer 1824 zu Wieß,

haben aufgefundenes Doppelblatt in Folio, geschichtlichen Inhalts, mit Gothischer Schrift des 13ten Jahrhunderts, die Seite in zwey Columnen zu 41 Zeilen vertheilt, welches der Hr. Vf. für das äußerste eines Quaternio hält. Die erste Hälfte des Doppelblatts erinnerte an Eginhard's Vita Karoli, die zweyte an dessen Annales. Da es aber von beiden, besonders durch weit größere Kürze, verschieden war, so sind hier S. 20=47. in zwey Spalten einander gegenüber die Handschrift und die entsprechenden Stellen jener Werke abgedruckt, und mit einigen Bemerkungen begleitet. Es leidet keinen Zweifel, daß dieses Bruchstück nicht von Eginhard, sondern aus einer Handschrift des sogenannten Chronicon Urspergense ist, welche bis zum Jahr 1126 den Abt Eckhard von Urau zum Verfasser hat. Die Pariser Handschrift, woraus Rec. sich von letzterm Umstande überzeugete, enthält, wie das Wiesbadner Fragment (S. 36), die in den Ausgaben und der Leipziger Handschrift fehlende Stelle "Constantinopoli quidam lapideam archam invenit bis iterum me videbis", dagegen fehlt auch ihr die Zeile "Sanguis de celo et terra profluxit" am Ende des Jahres 787 (S. 45). Die Lücke des Fragments nach venire cogereetur (S. 28.), wodurch offenbar der Zusammenhang leidet, ist in den Drucken, der Pariser und der Leipziger Handschrift, nicht vorhanden. Wie sehr aber der Hr. Verf. Recht gehabt, wenn er das Blatt für das äußerste eines Quaternio hält, sieht man leicht durch Vergleichung der abgedruckten Stellen mit einer Ausgabe des Chron. Urspergense. Rec. wählte dazu die Straßburger von 1609. In dieser nimmt die zweyte Hälfte des Blattes gerade eine Seite ein (von S. 134 auf 135.), die erste etwas mehr (von S. 126 auf 127), die in der Mitte liegenden siebenthalb Seiten waren also sicher auf die jetzt zwischen dem ersten und achten des Quaternio ausgefallenen sechs Blätter geschrieben. —

Die letzten halb verloschenen Worte sind wohl nicht nice, sondern di (dei) et. — Bredow's Meinung über cum Arago Kap. 10. der Vita Karoli (S. 29. not. 4.) rührt daher, daß er den Sprachgebrauch jener Zeit nicht kannte, nach welchem cum oft so viel als bey bedeutet; die Stelle ist in allen Handschriften gleichförmig, und mit Recht keinem der früheren Herausgeber aufgefallen. III. S. 47:59. Im tit. Cod. de nuptiis finden sich seit Contius zwey Constitutionen, die in den meisten Handschriften und in allen früheren Ausgaben fehlen; die erste von Gordian "Manifestum est" ohne Zahl zwischen L. In copulandis 8. und L. Si vicinis 9. ward von Peter Pitbou in seinem 16ten Jahre aufgefunden, durch Cujacius im Jahre 1556 Observ. I. cap. 11 zuerst bekannt gemacht, und von Contius 1562 an ihre jetzige Stelle gesetzt; sie wird aber nach Cujacius und dem Inhalte mit der L. Etsi contra 6. zu verbinden seyn: die zweyte zuerst von Contius 1562 am Ende der L. Si vicinis aus einer Handschrift gegeben, und in seinen folgenden Ausgaben wieder ausgelassen, fand Charondas in zwey Handschriften, Spangenberg in der vorzüglichen Göttinger Handschrift, die aus einer vor-Accursischen abgeschrieben ist, im Texte selbst, und eben so jetzt der Hr. Verf. in einem ihm gehörigen Blatte, mit dem Ende des tit. Cod. de Donat. ante nuptias und dem Anfang des tit. de Nuptiis. Das Blatt hatte einst eine vor-Accursische Glosse, die bis auf die Authentiken wegradirt ist; das Gesetz steht zwischen L. Nemini licet. 17. und L. Viduae intra. 18. als eignes Gesetz, mit roth und blauen Initialen, und lautet hier so: Imp. Valer. Vbi iuris auctoritas desit ullum matrimonium i di contractum sepe rescriptum est. Es sey nullum statt ullum, und Valentinian. für Valerian. zu lesen, weil sonst das Gesetz vor der L. Si vicinis 9. stehen würde, und die Echtheit des Gesetzes zu bezweifeln kein hinreichender Grund vorhanden. G. H. P.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. 107. Stück.
Den 6. Julius 1826.

B a m b e r g.

Bey Weiché: Carl Wenzel, über die Krankheiten am Rückgrathe; mit 8 Kupfertafeln. 1824. Folio XXIV u. 460 S. (Preis 20 Rthlr).

Der Verf. hat, wie es in der Vorrede heißt, gegenwärtiges Werk auf Anrathen seines unvergesslichen Lehrers Weidmann bearbeitet und herausgegeben. Er sammelte daher Alles, was er über diesen Gegenstand in den großen Hospitälern von Würzburg, Wien, Pavia, Mailand beobachtete; Alles dieses aber, so wie das, was er in einem Zeitraum von mehr als 30 Jahren in eigener Praxis über diesen Gegenstand erfuhr, die Untersuchungen an Leichen, eine nicht unbedeutende Zahl von pathologischen, sich auf das Rückgrat beziehenden, Präparaten, dienten im Anfange nur dazu, den Verf. in dem irre zu machen, was er sicher gestellt glaubte. Erst später, nach wiederholten Beobachtungen gelang es gegenwärtiges Werk zu liefern. Dieses Buch ist nicht für Meister in ihrer Kunst, sondern für Anfänger in ihrer Praxis geschrieben, und daher enthält es auch die Lehre vom

A (5)

Rückgrat in jeder Beziehung. Das ganze Werk zerfällt in vier Abtheilungen.

A. Anatomisch=physiologische Betrachtung des Rückgrathes. — Die Zergliederung des Rückgrats und der dazu gehörigen Theile verbreitet immer mehr Licht über die Krankheiten, die an denselben vorkommen; auch die Beobachtungen der Krankheiten der Thiere, Versuche an lebenden Thieren durch künstliche Verletzung des Rückgrats und der übrigen hierzu gehörigen Theile, vorzüglich des Rückenmarks, der aus ihm entspringenden Nerven u. s. w. vermögen über die Krankheitserscheinungen, die wir am Rückgrat bemerken mannigfaltigen Aufschluß zu geben. — An den Hals= und Lendenwirbeln sind leichter Verkrümmungen möglich, als an den Rückenwirbeln und dem Kreuzbein, weil auf diese die Muskeln nicht einen solchen Einfluß haben, als auf erstere. Der Verf. glaubt wahrgenommen zu haben, daß die Zwischenknorpel bey dem weiblichen Geschlecht höher sind, als bey dem männlichen. — Die vordere und hintere lange Binde der Wirbelsäule soll etwa entstandenes Eiter oft ableiten von den Knochen, manchmal gegen den Rücken hin, wo wir dann einen Absceß bemerken. Durch langwierige Entzündung bemerkt man manchmal die Binde sehr verdickt, als Folge der Congestion. Die vordere widersteht der krankhaften Einwirkung kräftiger, als die Knorpelscheiben, indem wir diese oft ganz zerstört antreffen, während die Binde erhalten und an der leidenden Stelle oft verdickt angetroffen wird. — Die dem Rückgrat nahe gelegenen Arterien, vorzüglich die großen wirken auf die Knochen durch ihr Klopfen und ihre Wärme. Zur richtigen Erkenntniß des Verhältnisses der verschiedenen Gefäßsysteme unter sich und zu den ihnen zunächst liegenden Nerven, wird es für die chirurgische Praxis besonders nützlich seyn, die Ar-

terien ohne künstliche Anfüllung genau in Leichen zu untersuchen. (Dann müßten aber auch eben so die Venen untersucht werden; beides ist aber erstlich schwierig, und liefert zweytenß im Ganzen genommen nur Resultate von geringem Werth. Nach dem Tode collabiren die Venen aus Mangel an Muskelhaut, während die Arterien, die eine solche besitzen, nicht zusammengefallen, sondern activ contrahirt sind. Füllen wir aber beide Gefäßsysteme, so können wir schon durch Folgerungen mit ziemlicher Genauigkeit auf das Verhältniß dieser Systeme zu einander, in Hinsicht auf Umfang, schließen).

B. Betrachtung einiger innerer Krankheitsursachen, vorzüglich in Beziehung auf Krankheiten des Rückgraths. — Die krankhaften Veränderungen sind entweder äußerliche Bildungsfehler, oder Folge von Fehlern in der Ernährung, oder von bestimmten Krankheitsstoffen, (Ref. muß gestehen, daß der Verf. die allgemeinen Krankheiten zu materiell betrachtet, indem er in dem ganzen Werk so oft von syphilitischen, rheumatischen u. s. w. Krankheitsstoffen spricht) oder von Störungen in der Bewegung des Blutes, also Congestionen, oder von wahren Entzündungen der hierher gehörenden Theile. Vorzüglich häufig finden wir Fehler in der Ernährung bey kleinen Kindern und am auffallendsten bey solchen, die wohlgenährt zur Welt kommen und nach und nach ohne wahrnehmbare Veranlassung abmagern. Die Hauptursachen der fehlerhaften Ernährung sind Störungen in der Function des Gefäßsystems, Nervensystems, krankhafter Zustand der Eingeweide, und besonders widernatürliche Vergrößerungen derselben. So wie sich ein Organ vorzugsweis ausbildet, bleibt das andere in der Regel in der Ernährung zurück, ob aber das Rückenmark in der Ernährung zurückbleibt, wenn das

Gehirn sich vorzugsweis ausbildet, darüber hat der Verf. keine Erfahrung. (Ref. glaubt schon daraus hierauf schließen zu können, daß bey Kindern, die an der Rückendarre sterben zuerst die untern Extremitäten schwächer werden; daß wir meistens einen hellen, auch gut genährten Kopf antreffen, während die übrigen Theile des Körpers abgezehrt sind und das Rückenmark bedeutend gelitten hat, seinen Functionen zum Theil nicht mehr vorstehen kann). — Die Scropheln unterscheidet der Verf. und zwar mit Recht, genau von der Rhachitis, indem die Knochenaffectionen, wie sie bey beiden Krankheiten vorkommen, sehr verschieden sind. — Die Rhachitis befällt so wohl die schwammigen, als auch die festen Theile der Knochen, jedoch so, daß wir die ersten Erscheinungen in den schwammigen Theilen, in der Nähe der Gelenke wahrnehmen. Der Verf. zählt die Ursachen der Rhachitis größtentheils auf, und behauptet die Seitenkrümmungen des Rückgrats seyen fast immer Folge von dieser Krankheit; er hat sie nie als Folge von Geschwürigkeit der Wirbelbeine angetroffen. — Die Osteomalacie läßt der Verf. mit Recht nicht als Rhachitis im höhern Alter gelten, vorzüglich weil wir bey der Osteomalacie die Knochen weich, bey der Rhachitis aber elfenbeinartig, schwer und hart antreffen. Der Verf. betrachtet im Allgemeinen die Osteomalacie als einen Fehler der Ernährung der Theile, welcher in vollkommen ausgebildeten Knochen auf mannigfaltige Art statt hat; er vermuthet, daß aus dem Zusammenflusse vieler von ihm genannten Ursachen sich eine dritte bilde, als deren Folge er diese eigenthümliche Krankheit der Knochen ansieht. Der Verf. bezweifelt die Fälsche, und Ref. stimmt bey, wo man die Krankheit binnen drey Wochen u. s. w. will sich haben ausbilden sehen; er glaubt, daß die Fehler in der Ernährung mit dem Zeitraum parallel gehen, in

welchem die naturgemäße Ernährung des Knochens vor sich geht (?). Mit Unrecht vermischt der Verf. die zu große Brüchigkeit der Knochen mit Osteomalacie. — Zu den Fehlern in der Ernährung der Theile als Folge eines acuten krankhaften Zustandes, rechnet der Verf. die gesteigerte Congestion des Bluts in die verschiedenen Theile des Körpers und die Entzündung.

C. Betrachtung der Krankheiten die am Rückgrath und seinen verschiedenen Theilen statt haben. — Der Verf. sagt, daß an den Halswirbeln nie ein Wirbel fehle, daß dieses aber an den Rücken- und noch häufiger an den Lendenwirbeln vorkomme. (Ref. muß bemerken, daß auch zuweilen, obgleich selten nur sechs Halswirbel vorkommen; so fand es Cullen bey einem an Apoplexie Verstorbenen und schob die prädisponirende Ursache hierauf). — Bey Einwirkung einer Schädlichkeit auf das Rückgrat wird man immer mehr die Knochen, als die Knorpelscheibe ergriffen und verändert sehen; fast bey allen Krümmungen findet man noch Knorpeln, wenn diese auch nach einer Seite oder in einen Raum zusammengedrängt sind. — Selten beobachten wir an den Bändern andere Umänderungen als die, welche von krankhafter Congestion des Blutes, von Ausdehnung und Zusammenziehung herrühren. Der Glanz verliert sich gewöhnlich, und an mehrern Stellen verdicken sich die Bänder; auch trennt sich die vordere lange Binde als Folge der Entzündung und Eiterung von den Körpern der Wirbelbeine. Daß wir uns aber die Entzündung des Psoas nicht als eine für sich bestehende Krankheit ohne Affection der langen sehnichten Binde vorstellen dürfen, kann Ref. nicht beystimmen, da wir oft ein Leiden des Rückgrats nur als Folge von der Entzündung des Psoas bemerken. — Der Verf. erklärt sich aus den Menstruations-Beschwerden das häufige

figere Vorkommen der Rückgratskrümmungen bey Mädchen, als bey Knaben. (Nach Ref. Ueberzeugung könnten diese doch vorzüglich nur auf die Lendenwirbel Einfluß haben, an denen wir bey Mädchen die Verkrümmungen nicht häufiger sehen, als bey Knaben. Die häufiger vorkommenden Verkrümmungen der Rücken säule bey Mädchen lassen sich besser auf ihre schwächere Constitution, auf ihre mehr sitzende Lebensart und auf die noch bis jetzt gebräuchlichen Schnürbrüste, so wie in der gemeinen Klasse, auf das Tragen von Lasten auf dem Rücken zurückführen). — Erweiterungen der Aorta gehören zu den Hauptveranlassungen der Krankheiten des Rückgrats. Der Verf. behauptet man könne die krankhaften Affectionen des Rückenmarks mit denen des Gehirns nicht vergleichen. (Den Grund davon sieht Ref. nicht ein, denn in so fern beide, Gehirn und Rückenmark zum sensiblen System gehören, glaubt er beide mit einander vergleichen zu können, und demgemäß müssen wir auch ihre Krankheiten mit einander vergleichen können). Wie der Verf. sagt, sollen wir bey dem Gehirn eine große Masse theils geformter, theils ungeformter Substanz finden. (Was wäre denn aber die ungeformte Substanz? höchstens könnte Ref. den Halitus dahin rechnen, der die Gehirnv ventrikel ausfüllt). — Die meisten Erscheinungen der gestörten Function des Nervensystems bey Verkrümmungen des Rückenmarks sind auf die Ursprünge der Nerven, die der Verf. an der verkürzten Seite dicker fand, und nicht auf das Rückenmark selbst zu beziehen. Was dem Rückenmark bey der Krümmung an Länge abgeht, das gewinnt es durch Zunahme in die Breite; wir finden den Wirbellkanal erweitert. — Als Hauptursache der hohen Hüfte nimmt der Verf. Kleidertracht, als Schnürbrüste u. s. w. an. (Ref. möchte aber vieles Sitzen, mit vorzüglich nach einer Seite geneigtem Körper als Hauptursache dieses Uebels annehmen).

Die Krümmung des Rückgrats nach Hinten, als Folge der Entzündung und Geschwürigkeit der Wirbelbeine, können nicht nur äußere, sondern auch innere Schädlichkeiten, überhaupt Alles, was eine Entzündung der Weinhaut des Rückenmarkes bewirken kann, Congestion des Bluts u. s. w. hervorzubringen. Die Entzündung der Wirbelbeine geht häufig in Abscesse über, und dieses hält man für eine schwere Complication der Krankheiten des Rückgrats. — Wenn diese Abscesse ihren Grund in einer Geschwürigkeit der Wirbelbeine haben, so ist der Verf. geneigt, ihre Heilung der Natur zu überlassen; er hat nämlich mit dem Trocar geöffnet, aber selten guten Erfolg davon gesehen. Was Viele glauben, daß das Öffnen eines solchen Abscesses deshalb so gefährlich wäre, weil die Luft Zutreten könnte, verwirft der Verf. Er glaubt, daß alle üblen Erscheinungen, die wir als Folge des Öffnens dieser Abscesse sehen, der Absceß mag sich von selbst geöffnet haben, oder die Öffnung mag durch Kunsthilfe bewirkt worden seyn, von der Entleerung des Eiters in so fern abhängen, als dadurch der Druck, den die Saugadern im ganzen Umfange des Abscesses erlitten haben, aufgehoben wird, und die Thätigkeit dieses Gefäßsystems ohne Störung statt hat. (Wie soll sich aber Ref. jene üblen Zufälle aus dem freyen Hervortreten der Thätigkeit der Saugadern erklären? Sollen die Gefäße jetzt vielleicht Eiter auffaugen?). In Bezug auf die Ausbiegung des Rückgrats nach vorn betrachtet der Verf. weder Brüche noch Verrenkungen der Wirbelbeine als Ursachen dieses Uebels. — Von den Verrenkungen der Wirbelbeine nimmt der Verf. zwey Arten an, die wirkliche und die spontane. Die durch äußere Gewalt bewirkte wird ohne gleichzeitigen Bruch wohl an keiner Stelle statt haben können, als zwischen Atlas und Epistropheus, und gewiß ist auch häufig der Pro-

cessus odontoideus epistrophei bey dieser einzig möglichen gewaltthätigen Verrenkung gebrochen. Ruft's Meinung, daß die langsam sich bildende Verrenkung nur als Folge innerer einwirkender Schädlichkeiten zu betrachten sey, hält der Verf. für irrig. — Das Osteosarcom, welches nach des Verf. Dafürhalten als ursprüngliche Krankheit, die im Knochen entsteht und sich auf die benachbarten Theile ausdehnt, oder als secundäres Uebel, in welchem die die Knochen umgebenden Theile früher von ihrer natürlich gesunden Beschaffenheit abweichen, und der Knochen erst spät in die Verfassung übergeht, die wir mit den Namen Osteosarcom belegen, betrachtet werden kann, kann zu mancherley Krümmungen des Rückgrats, vorzüglich des unteren Theils der Wirbelsäule Anlaß geben. Diese Krankheit, welche nach dem Verf. der wahre Knochenkrebs ist, möchte Ref. lieber fungus medullaris im Knochen nennen, da die Schmerzen schon so heftig im Anfange des Uebels sind. — Rückgratspalte beobachtete der Verf. bey jungen, und partiell auch manchmal bey ältern Subjecten, so z. B. bey einem Mann von 27 Jahren, und bey einem Mädchen von 18, am sechsten Halswirbel. — Der Verf. spricht von der krankhaften Anhäufung seröser Feuchtigkeiten in der Wirbelsäule, und mit Vergnügen sieht Ref. daß er die Hydorrhachis von der Spina bifida getrennt hat. Diese Wassersammlung ist eine chronische oder acute. Beide werden durch eine krankhafte Umänderung der Membranen, vorzüglich der innersten des Rückenmarks, und keineswegs immer durch Entzündung des Rückenmarks selbst erzeugt. Die chronische ist die häufigste und nicht immer mit krankhafter Affection der Schädelhöhle und des Gehirns verbunden. Die acute beobachtete der Vf. zweymahl als Folge von Scharlach. — Die Rhachialgie sieht der Verf. als eine krankhafte Affection

der Muskeln am Rückgrat, ihrer Sehnen und sehnigen Ausbreitungen, und der zu ihnen gehörenden Nerven an. Hiergegen bringt er äußere Reize auf das peripherische Ende der Nerven in Anwendung, die er an der Ursprungsstelle leidend vermuthet. — Zu den Krankheitserscheinungen, die man in einer Entzündung des Rückenmarks bedungen glaubt, rechnet der Verf. Tetanus, Trismus, Weistanz, vorzüglich Chorea rhachitica, Hydrophobie, Oesophagitis, Pleuritis dorsalis, Angina pectoris, Colica pictonum, Nephralgia und Nephritis. Mit allem Recht eifert er gegen Diejenigen, welche das Wesen der genannten Krankheiten in eine Entzündung des Rückenmarks setzen. (Allerdings kann man oft in Leichen von an jenen Krankheiten Verstorbener Spuren von einer statt gehaltenen Entzündung des Rückenmarks auffinden, die dann häufig secundär sind; sind sie aber primär, so sind jene Krankheiten zufällige Complicationen der Entzündungskrankheit der Medulla. So geht es aber gar zu häufig; wird ein Mal eine wichtige Krankheit eines Hauptorgans, vorzüglich wenn sie früher mehr oder weniger verkannt war, recht erkannt, so haben die Krankheiten der Organe, die in der Nähe eines solchen Hauptorgans liegen, oder mit demselben zusammenhängen, das Schicksal, davon hergeleitet zu werden.) — Die ungewöhnliche Vergrößerung des Rückenmarks kommt gewiß sehr selten vor, und der Verf. bezweifelt sie gänzlich; die Verkleinerung aber bemerken wir manchmal, obwohl selten, z. B. bey Tabes dorsalis.

D. Betrachtung des Heilverfahrens bey den verschiedenen Krankheiten, die am Rückgrathe statt haben, vorzüglich in Beziehung auf die Verunstaltung dieses Theils. — Hier erfahren wir kaum etwas, was nicht schon hinlänglich bekannt wäre. Ist das Leiden

in einem Fehler der Ernährung der Knochen des Rückgrats begründet, so empfiehlt der Vf. außer der besondern Behandlung gegen die jedesmalige Grundursache, als Scropheln, Rhachitis u. s. w., Ruhe, und Aufregung der Muskeln während dieses Ruhezustandes, damit sie zu ihrer Bestimmung geschickt, und dadurch zur Verhütung höherer Grade von Krümmung des Rückgrats fähig werden. Fein gepulverte Chamillen mit Zusatz von andern aromatischen Kräutern läßt der Verf. mehrere Male des Tags längs des Rückgrats, jedesmal so lange einreiben, bis das Pulver vollkommen verschwunden ist; auch läßt er die Muskeln, ohne dem Kranken Schmerzen zu verursachen, vor und nach den Einreibungen leise mit den Fingern kneipen. Ist aber die Krümmung Folge von Entzündung und Geschwürigkeit der Wirbelbeine, so wendet der Verf. im Stadium der Entzündung eine antiphlogistische Behandlung an; örtlich läßt er in der Regel Blut entziehen durch Blutegel, Schröpfköpfe; dann will er aber auch nach der Natur der Ursachen der Krankheit, so wie nach den verschiedenen Graden durch den Contrastimulus wirken, und dem gemäß läßt er äußere gelinde Reizmittel, als Blasenpflaster, Pflaster aus Brechweinstein, die authenriethsche Salbe u. s. w. auf eine von dem leidenden Theil entfernte Stelle auflegen. In der Periode der Eiterung, nach beseitigter Entzündung wendet er stärkere Reizmittel an, z. B. künstliche Geschwüre, Moxa, und die Brandstelle wird in Eiterung erhalten. — Was nun endlich die Maschinen zur Heilung der Rückgratsverkrümmungen anbelangt, so verwirft der Verf. dieselben in der Periode der Entzündung; am Ende dieser aber, und späterhin wendet er sie gehörig an. Er gibt dem Steckapparat mit Recht einen unbedingten Vorzug vor dem Druckapparat, indem dieser häufig

daß Uebel verschlimmert, oder andere eben so große hervorbringt. Bildet sich die Verkrümmung als Folge von Fehlern in der Ernährung der Knochen im ersten kindlichen Alter aus, so dürfen die mechanischen Werkzeuge nicht angewendet werden. Findet dieser Fehler aber im Entwicklungsalter statt, ist Gewohnheit, Kleidertracht u. s. w. die Ursache, so sind Maschinen erforderlich. Bildet sich die Krankheit im höhern Alter, so sind sowohl Maschinen, als andere Mittel unwirksam. Ist die Krümmung Folge von Rhachitis, so sind die Maschinen nur in der Periode der Erweichung der Knochen zu gebrauchen. — Die 30 Abbildungen auf acht Kupfertafeln, sind sehr gut, und bereichern die pathologische Anatomie, besonders die der Rückensäule. In dem ganzen Werk ist viel Gutes, manche neue gute Ansicht, und mehrere treffliche Beobachtungen enthalten. Alles ist aber sehr zerstreut, zu weitschweifig; Vieles mehrere Male wiederholt, und die Ueberschriften der zu häufigen Abschnitte, 114 an der Zahl, füllen schon für sich mehrere Bogen an. Schließlich hätte Ref. gewünscht, daß der Verf. das Werk statt in Folio in Octav, und statt der großen, freylich schönen Lettern, mit gewöhnlichen, deren es auch sehr schöne gibt, hätte drucken lassen. Das Buch hätte dadurch an wahren Werth nichts verloren, und in Hinsicht auf den Ladenpreis wäre es billiger gewesen, und hätte sich somit ein größeres Publicum verschaffen können.

B.....b.

D r e s d e n.

Gedruckt beym Hofbuchdrucker L. E. Meinhold und Söhnen 1825: Die Culturperioden des Obersächsischen Mittelalters. Herrn Christian

August Semler, Königl. Sächsischem Bibliothekar, am Feste seiner fünf und zwanzigjährigen Amtsführung in herzlicher Theilnahme gewidmet von dem amtlich mit ihm verbundenen Kreise. 16 S. 8. (nur in 40 Exemplaren abgezogen).

Die Widmung vom 10. September 1825 (S. 3. 4) ist unterzeichnet mit G. W. S. Weigel, F. A. Ebert, A. H. Ebert, und wir glauben um so weniger zu irren, wenn wir unter ihnen Herrn Bibliothekar F. A. Ebert, der voriges Jahr von Wolfenbüttel nach Dresden zurückgekehrt ist, für den Urheber der Schrift halten, als diese mit einer kaum jemand anders als ihm bekannten Stelle einer Wolfenbüttler Handschrift beginnt, deren ungenannter Verfasser im 14ten Jahrhundert die Landschaft Meissen beschreibt: "Et cum sit populus pulcritudinis, fortitudinis et elegantis proceritatis, est tamen gens benigna et pacifica, et natura minus ceteris Germanicis habens in omnibus feritatis." Der Gegensatz dieser Schildrung zu der der Niedersachsen "Gens fuit bellicosa semper, valde elegantis formae, procerae staturae, robusta corpore et audax mente" veranlaßt den Hrn. Verf. in einigen großen Umrissen (S. 9-16.) zu zeigen, wie die Obersächsische Bildung auch durch äußere und sehr wechselnde Einwirkungen "die unermüdet regsame und doch so genügsam sich bescheidende, die nach allen Richtungen sich verbreitende und doch eines festen Characters nicht ermangelnde, die bey namhaften eigenen Leistungen doch zugleich das fremde Verdienst so willig ehrende und anerkennende geworden sey, welche sie wirklich ist" (S. 7.). I. Die Sorbische Culturperiode X—968. Ihre einzigen Denkmähler sind Urnen und Begräbnißplätze, aus denen sich bis jetzt kein Zeugniß für höhere Gewerbtthät-

tigkeit und Kunstfertigkeit ergeben hat. II. Die Niedersächsische 968 = 1547. Zur Sicherung des Christenthums wurden die Bisthümer Meissen, Zeitz und Naumburg, und mehrere Stifter und Klöster gegründet, erstere unter das Erzbisthum Magdeburg gestellt, letztere aus den Niedersächsischen Klöstern bevölkert. Vornehme Obersachsen reisten zu ihrer Bildung nach Niedersachsen, woher sich auch bey tieferer Forschung die ersten Anfänge der Obersächsischen Kunst, am auffallendsten der Baukunst, werden nachweisen lassen. Süddeutscher, Böhmischer oder Thüringischer Einfluß fand in dieser Zeit nicht Statt; wohl aber zogen seit dem elften Jahrhundert Meißner auf die Pariser Universität, nach Frankreich "jenem Mutterlande der Europäischen Cultur". (Diesen Ausdruck kann Rec. nicht unterschreiben; aber der Beweis, daß Frankreich weder das Mutterland der Europäischen, noch der Deutschen, ja nicht einmal der Niedersächsischen Bildung ist, wäre hier zu weitläufig.) III. Die Böhmisches 1347 = 1409. Stiftung der Universität Prag, auf welcher den Sachsen große Vorrechte eingeräumt werden, gleichzeitig mit politischer Annäherung des Böhmisches und Meißnischen Fürstenhauses. Aufhören der Züge nach Paris, und völlige Trennung von Niedersachsen. Die Niedersächsische Hochschule zu Erfurt (1592) wird nur von Thüringern besucht, in Meissen verbreitet sich Böhmisches Kunst und Bildung, die Klöster fangen an sich mit Böhmisches Zöglingen und Einwandern zu füllen, als der bekannte Prager Zwist eine ganz andre Gestalt der Dinge herbeyführt. IV. Die inländische 1409 = 1517. Stiftung von Leipzig. Die dortigen Juristen schlossen sich den Italiänern, die Theologen und Philosophen den Eölnern an; praktische Ansicht und Betreibung der Wissenschaften herrscht in Leipz.

zig, wie in dem J. 1502 nach dem Muster von Tübingen gestifteten Wittenberg die speculative vor. Durch diese wohlthätige Mischung und Reibung verschiedenartiger Bestrebungen bestimmt sich der Charakter der seitdem mit der Reformation so selbstständig und entscheidend hervortretenden Sächsischen Bildung, deren allgemeine Verbreitung unter Einzelnen wie unter gelehrten und geistlichen Körperschaften, seit dem Ende des 14ten Jahrhunderts durch die Anlage von Schulen, die Ausbildung der deutschen Prosa, den in Folge des Bergbaus und Handels steigenden Wohlstand, und durch die um 1480 eingeführte Buchdrucker- und Holzschneidekunst befördert ward.

Dieses ist der Inhalt der kleinen Schrift, welche sich durch eben so große Klarheit als Enthaltbarkeit auszeichnet, und nichts zu wünschen übrig läßt, als daß ihr Verf. sich entschließen mögte, seinen Gegenstand in einem größeren Werke mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln auszuführen. Daß dieses sein Plan sey, scheint aus einer früheren Ankündigung hervorzugehen; um wie viel stärker muß er sich jetzt dazu aufgefordert fühlen, da kurz nach Erscheinung dieses Buchs, in demselben Sinn für gediegene Wissenschaft, welchem Sachsen seinen ehemaligen Vorrang in Deutschland verdankte, in Dresden eine Gesellschaft für ältere Sächsische Geschichte gestiftet, von des Königs Majestät durch Anweisung eines passenden Gebäudes und einer bedeutenden jährlichen Geldsumme ausgestattet, und von den durchlauchtigsten Gründern des Vereins, den Königlichen Prinzen Johann und Friedrich, zu beständigem Secretär unser Hr. Verf. ernannt ist.

G. H. P.

L o n d o n.

Wey Booth: An account of the discoveries of

the Portuguese in the interior of Angola and Mozambique. From original manuscripts, by T. E. Bowdich, Esq. To which is added a note by the author, on a geographical error of Mungo Park in his last journal into the interior of Africa. 1824. S. II. 186. In Octav.

Kurz zuvor, ehe Bowdich Frankreich verließ, um seine dritte Untersuchungsreise anzutreten, auf der er bekanntlich das Leben verlor, hatte er die zu Wien, Paris und Lissabon gesammelten Materialien des vorliegenden Buches der afrikan. Gesellschaft zu London zum Geschenk gemacht, die sogleich den Druck desselben besorgen ließ. Durch die Schwierigkeit jedoch, einen tüchtigen Uebersetzer für das angehängte portugiesisch abgefaßte Verzeichniß der Ein- und Ausfuhr zwischen Lissabon und den portugiesisch-afrikanischen Besitzungen zu finden, ward die Erscheinung des Ganzen bis nach dem Tode von Bowdich selbst verzögert. Lange Zeit hatte die portugiesische Regierung alles was ihre afrikanischen Besitzungen betraf, sorgfältig verheimlicht; erst die neuesten politischen Veränderungen, welche Portugal erfahren, haben auch darüber größeres Licht verbreitet. Vorzüglich ward Bowdich bey seinen Nachforschungen durch den Grafen Saldanha de Gama, einen der portugiesischen Abgeordneten bey dem Wiener Congress, der früher selbst Generalgouverneur von Angola gewesen, unterstützt, indem ihm derselbe nicht nur die dem Buche hinzugefügte Charte, sondern auch über verschiedene Entdeckungs Expeditionen, die er während seiner Regierung hatte vornehmen lassen, manche interessante Nachrichten mittheilte. Eben so erhielt er von unserm vormahligen gelehrten Mitbürger, dem Grafen da Pava eine Sammlung der von seinem Vater, dem Baron von Mossamedes, weiland Generalcapitän von Angola abgesandten und empfangenen officiellen Depechen, in denen gleichfalls von verschiede-

nen in das Innere unternommenen Expeditionen genauere Nachrichten enthalten waren. So entstand das vorliegende Buch, das jedoch seiner Natur nach keines Auszugs fähig ist, und in das Einzelne einzugehen, verbietet der beschränkte Raum dieser Blätter. So viel ergibt sich aus dem hier mitgetheilten deutlich, daß die Angelegenheiten der Portugiesen in Afrika gar sehr in Verfall gerathen sind, wenn gleich ihr Einfluß, hauptsächlich vermittelt der Missionen, sich noch ziemlich weit in das Innere erstreckt und es ihnen gelungen ist, über manche der benachbarten Fürsten eine freylich oft nur nominelle Oberhoheit zu behaupten.

S a l l e.

In der Gebauer'schen Buchhandlung; *Institutiones Theologiae christianae Dogmaticae. Scholis suis scripsit addita Dogmatum singulorum historia et censura Jul. Aug. Lud. Wegscheider, Philos. et Theol. D. hujusque P. P. O. in Academia Friedericiana. Editio quinta auctior et emendatior. 1826. XXIV u. 624 S. gr. 8.*

Auch diese in kurzer Frist wieder nöthig gewordene neue Ausgabe des genannten dogmatischen Lehrbuchs, dessen wir schon früher ausführlicher in diesen Blättern gedacht haben, ist nicht ohne bedeutende Nachbesserungen und Zusätze, welche sich auf zwey Bogen belaufen, von dem Verf. dem Publicum übergeben worden. Es kann daher nicht nur das hier sehr treu dargestellte dogmatische System nach den symbolischen Büchern der lutherischen Kirche, wobey zugleich in dieser neusten Ausgabe auch auf die symbolischen Schriften der reformirten Kirche noch allgemeiner Rücksicht genommen ist, sondern auch das von dem Verf. zuerst mit Consequenz durchgeführte System des christlichen Nationalismus noch vollständiger als bisher aus dem Werke erkannt werden; dessen Preis ungeachtet der Vermehrung der Bogenzahl nicht erhöht worden ist.

— —

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. S t ü c k .

D e n 8 . J u l i u s 1826.

L o n d o n .

Printed for Sterwood, Jones and Co.: Greece in 1823 and 1824; being a series of Letters and other documents on the Greek Revolution, written during a visit to that country, by the honourable Colonel Leicester Stanhope. — Illustrated with several curious fac similes to which is added, the life of Mustapha Ali-1824. XIII. 368 S. 8.

Daß vorliegende Werk von einem Verfasser der dem literarischen Publicum durch frühere Schriften über Griechenland noch nicht bekannt ist (denn der Verfasser der Topography illustrating the battle of Platea Lond. 1817 nennt sich auf dem Titel John Spencer Stanhope F. R. S. und R. Inst. Par. corresp. etc.), gehört zu den Hauptquellen der neuern Griechischen Geschichte, für die Jahre 1823 und Anfang 1824. Wenn der Verf. selbst auch sagt (Note from Col. Stanhope to the Editor Lond. 1 Sept. 1824, indem er von den hier mitgetheilten Briefen und Actenstücken spricht: They are not even of an official character, but

were addressed to my friend Bowring for the information of the Greek Committee; so ist denn noch sehr vieles ganz Officielles darin enthalten. Briefe von ihm, Lord Byron, Maurocordato, Odysseus, Coletti und andern bedeutenden Männern in Deutschland, Italien, England und Griechenland, welche für die Befreyung Griechenlands thätig mitwirkten, officiële Schreiben der Griechischen Committeeen in London, Darmstadt, Zürich, der Philomusen Gesellschaft, der Hellenischen Central-Committee in Griechenland selbst, der Autoritäten in Griechenland, in Athen, Missolonghi, des provisorischen Gouvernements ic. während der auf dem Titel bezeichneten Jahre geben uns ein so deutliches Bild des Zustandes von Griechenland, daß wir uns mitten in die Griechischen Angelegenheiten hinein versetzt glauben. Jeder Brief jedes Actenstück enthält irgend ein bedeutendes Factum, allein eben darum können wir aus dem Einzelnen keinen Auszug unsern Lesern liefern. Nur im Allgemeinen heben wir folgendes aus.

Der Verfasser, früher in Indien, kam zurück als die Griechische Revolution schon ausgebrochen, und länger als die ephemeren Aufstände in Italien und Spanien und mit mehr Energie fortgesetzt war. Die Griechen hatten nicht mehr allein ihre Freyheit, sondern auch ihre Religion und ihr Leben zu vertheidigen, und die qualvollsten Martern, die im Falle der Ueberwindung ihrer warteten, trieben sie an, den Tod im Kampfe nicht zu scheuen. Der auf jeden Fall wünschenswerther war als die Rückkehr der Türkischen Herrschaft. — Allein es fehlte an Einigkeit des Ganzen, vielleicht zum Glück des Landes, weil dadurch die Thätigkeit in den Einzelnen immer rege erhalten wurde, es fehlte an Geld, es fehlte an Waffen und an geschickten Officieren. Die Capitani, die oft von bloßen Schwärtern sich bis zur Spitze bedeutender Heerhaufen erhoben

hatten, konnten die Uebersicht nicht haben, welche nothwendig ist, um die Vertheidigungsanstalten gegen einen mächtigen Feind mit Erfolg zu leiten. Die Noth trieb die Griechen indeß, so oft sie dringend wurde, wieder zusammen. Der gemeinschaftliche Haß gegen ihre Unterdrücker befeelte alle, und so kämpften mit abwechselndem Glück, Griechen und Türken um den Besitz des schönen Landes, während alle bedeutenden Mächte Europa's ruhig diesem Kampfe zusahen. Zur Unterstützung der Griechen hatten sich in Deutschland, England und der Schweiz mehrere Privat-Gesellschaften gebildet, und einige für Griechenland und dessen Rettung entflammte junge Männer waren als Philhellenen nach Griechenland gezogen; allein größtentheils durch die Unkunde des Volkscharacters und der Gegenden ein Opfer ihres Heldenmuthes geworden. — Es mußte daher den Griechischen Committeeen darum sehr zu thun seyn, den Zustand des Landes genau zu erforschen und diejenige Hülfe hinzusenden, welche gerade zeitgemäß war. Leicester Stanhope bot unter diesen Umständen der Griechischen Committee in London seine Dienste an, und wurde von letzterer in der Eigenschaft eines Agenten mit Vergnügen angenommen. Stanhope zeigte sich als ein Freund der Griechischen Sache, und brannzte vorzüglich für die Freyheit der Presse, ohne welche nach seiner Meinung keine liberalen politischen Principien verbreitet werden können. — Er reiste im September 1823 ab, kam über Darmstadt, Bern, Genf, Milano, Florenz und Pisa nach Ancona. Auf diesem Wege besuchte er alle Griechenfreunde und Griechischen Committeeen, und unterhielt sich mit ihnen über das, was jetzt zu thun sey. Mit Höpfner, Hirzel, Fellenberg, Capo d'Istria, Mustoridi, der die Idee hatte den Sohn des Königs von Schweden, auf den Thron Griechenlands zu bringen, dem Bischof Sgantius zu Pisa, der

für den Prinzen Leopold von Coburg war, kam er zusammen, und berichtet uns, was er mit ihnen gesprochen habe. Ueberhaupt scheinen die Griechen, welche die Vorzüge einer Monarchie im Abendlande kennen gelernt haben, alle für ein monarchisches System zu seyn. Dieses ist der Inhalt der ersten zehn Briefe. Der eilfte Brief des Verf. ist schon aus Cephalonia vom 26. November 1823 datirt. Herr Et. war den 22. November 1823 von Ancona mit dem Colonel De Lonnay (Lannay), den Herren Kolbe und Basili (letztere beide waren von der Zürcher Committee abgesandt) und 15 Griechen, die aus Rußland kamen, abgefegelt, und auch schon den 22. Nov. (?) nach Cephalonia gekommen. Hier traf er Lord Byron, der seit drey Monaten sich hier sehr zurückgezogen aufgehalten hatte, obgleich er bey Engländern und Griechen sehr beliebt war. Der Verf. meldete nun seine hier über die Griechen eingezogenen Nachrichten, die keinesweges günstig ausfallen, der Committee. Colocotroni an der Spitze der executiven Gewalt, sagt er, regiere nicht gut, alles sey habfüchtig, die Primate wären lasterhaft und ohne Ehrgefühl, nur die gesetzgebende Gewalt (Maurocordato an der Spitze) sey besonnen, mäßig und suche das Beste des Vaterlandes. Beyde Gewalten hatten sich damals getrennt. Colocotroni herrschte in Napoli di Romania, Maurocordato in Argos. Der Verf. wollte versuchen, sie zu versöhnen, und deshalb mit einem Briefe von Lord Byron selbst nach beiden Orten hinreisen. Ein Haupthebel sollte die Englische Anleihe seyn, welche vor der Versicherung nicht ausgezahlt werden sollte. Sein Wunsch ging nicht in Erfüllung. — Lord Byron hatte indeß schon 4000 Pfund Sterl. der Griech. Sache gewidmet. Des Verf. erste Zusammenkunft mit Maurocordato fand bald darauf zu Missolonghi statt. Stanhope ermahnte ihn und seinen G

neralstab zur Einigkeit und Thätigkeit, besonders zur Eroberung von Patras, Lepanto und der Schlösser von Morea und Lepanto, welche den Eingang in den Corinthischen Meerbusen beherrschen. Stanhope suchte nun Schulen durch den Doctor Meyer einzurichten, und trug ebendemselben die Herausgabe einer neugriechischen und italienischen Zeitschrift der "Griechischen Chronik" auf. Nun fing auch die General-Committee der Philhellenen in Griechenland ihre Sitzungen in Missolonghi an. Der ersten Session wohnte Stanhope bey, und gab 100 Pf. Sterl. zur Errichtung eines Corps deutscher Artilleristen und Feuerwerker in Missolonghi. Die Zeitung und die deshalb geforderte Pressfreiheit fand vielen Widerstand, da man glaubte, daß das Volk noch nicht reif dazu wäre. Stanhope stritt aber mit Hand und Fuß für die Nothwendigkeit der freyen Aeußerung der Gedanken: und setzte sie besonders durch Lord Byron's Hülfe eine Zeitlang durch. Den 1. Januar 1824 kam die erste Nummer der neuen Zeitschrift heraus. Von England forderte er immer nur Geld, keine Truppen, keine Sachen. Mit wenig Geld kann man in Griechenland viel bewirken sagt er, For example for L. 200 I can set the press at work; for L. 100 I can establish a post across the Morea for L. 500 I could put a force in movement, that would take Patras, Lepanto and the Castles. Send thereafter no more men or things; — Send me money! Sollicit the Quakers to send us a good schoolmaster, books, medicine, surgical instruments and money. (S. 46.) — Den Zustand Morea's schildert er als ganz anarchisch. Der Feudalismus walte daselbst in seiner ganzen Wildheit. Die Abgaben kommen meist in die Tasche der Capitani. Aus der Kopfsteuer vom J. 1823 ergab sich nach Maurecordato's Versicherung eine Bevölkerung von c. 2 Millionen Grie-

den in Griechenland selbst und auf den Inseln. Die herrliche Natur des Bodens und das schöne Klima, welche den Acker- und Weinbau so sehr begünstigen, werden wenig benutzt. Unter einer weniger tyrannischen Regierung, würde das Land sehr ergiebig seyn. Die Griechischen Truppen zu Land und zu Wasser sind vortrefflich, tapfer, kühn, ausdauernd, genügsam, daher rasch in ihren Bewegungen; aber das Landheer ist schlecht disciplinirt und bewaffnet. Der Krieg hat es aber schon etwas gebildet. Die Mönche und Priester haben sich größtentheils an die Spitze der Krieger gestellt. Die Capitani sind die Wegelagerer des Mittelalters, die sich mit dem Namen der Vesten oder Räuber brüsten. Sie beherrschen oft große Landesstrecken (einer derselben Stonari besitzt 120 Dörfer), und ihr Reichthum besteht in Viehherden für welche sie von ihren Pächtern eine bestimmte Summe Geldes und eine Lentieme des Ertrages ziehen. Der erwähnte Stonari besitzt 500,000 Stück Vieh, meistens Schafe und Ziegen, und hält für gewöhnlich 400 Mann reguläre Soldaten, kann aber über 3000 Mann stellen. Unter den Capitani stehen die Hauptlinge, welche aber so wenig Autorität haben, daß sie wie die Soldaten ganz nach ihrem Belieben verlassen werden können.

Es gab nach dem Verf. drey Hauptparteyen in Griechenland: 1. die Capitani hauptsächlich in Westgriechenland, an ihrer Spitze Ipsilanti, Colocotroni und Metrombey; 2. die Primaten und Oligarchen, der ein großer Theil des gesetzgebenden Körpers, der Inseln und des Volks hauptsächlich in Morea zugethan ist, und die einen ausländischen Monarchen wünscht. An ihrer Spitze steht Maurocordato, dem man auch die Entwerfung der Griechischen Constitution zuschreibt. 3. Die eigentliche National- oder Volkspartey, an deren Spitze Odysseus stand, ein Mann, der früher

daß Räuberhandwerk in den Gebirgen trieb, dann unter Ali Pascha von Janina diente, und nach dem Ausbruche der Revolution bald zum Gouverneur des östlichen Griechenlands ernannt wurde. In Athen hat er die Volksregierung wieder eingeführt. Der Verf. stand mit ihm in dem besten Vernehmen. Er nennt ihn (S. 125.) a very strong mind, a good heart and brave as his sword, he is a doing man, he governs with a strong arm, and is the only man in Greece that can preserve order. He puts however complete confidence in the people. He is for a strong government, for constitutional rights and for vigorous efforts against the enemy. Dann sagt er von diesem in der neuen Zeit gefallenen Helden, daß er keine Partey ergriffen habe, und weder für Ipsilanti, noch für Colocotroni, noch für Maurocordato wäre, weder für die Primaten, noch für die Capitani, noch für die ausländische Faction, und daß er über diese alle ganz unverscholen spreche. Er wäre der Meinung, daß alle im Auslande lebenden Griechen sich eiligst nach Griechenland begeben müßten, und er hätte auch Coray eingeladen zu kommen. In Athen hatte Odysseus Schulen eingerichtet und Herrn Stanhope erlaubt die "Freypresse für Athen" einzuführen, eine freie Zeitung, in welcher aber vieles aufgenommen wurde, wodurch die andern Häupter der Revolution sehr beleidigt wurden. — Dadurch wird uns die Catastrophe dieses "extraordinary man" wie Stanhope ihn nennt, erklärlich, und gewinnt ein ganz anderes Licht, als wenn wir ihn bloß für einen Verräther der Griechischen Sache ausgegeben sehen. Um wenigstens Ost- und Westgriechenland zu vereinigen, wollte Odysseus (nach S. 126.) einen Congress zu Salona etabliren und bat daher Lord Byron und Maurocordato dort mit ihm und zwey bis drey andern Personen zusammen zu kommen.

Er wollte die Präfecten von Theben, Livadia und Athen so wie den Capitain Erelaway und Stanhope mitbringen, suchte aber vergebens die executive Gewalt in Nauplia dazu zu bewegen (S. 164). Auch erschien Maurocordato nicht, um nicht mit Odysseus zusammenzutreffen (S. 181.), Odysseus, Gaura, Panurin und Negri kamen (S. 186.). In Athen bestimmte er einen alten Tempel (wahrscheinlich das Theseion, weil dieses der einzige bedeckte Tempel ist) zu einem Museum, und ließ die Türkischen Gefangenen die Antiken zusammentragen (S. 130.).

Wir übergehen hier die eigenen Schicksale des Verfassers und des Lord Byron, und bemerken nur, daß der Verf. durch den König von England, der seine Neutralität behaupten wollte, und darum nicht zugeben durfte, daß ein noch im Englischen Heere dienender Officier in Griechenland die Angelegenheiten des Kriegs mit leitete. Nach seinem Vaterlande zurückberufen, reiste Stanhope im Januar 1824 von Zante ab, nachdem Byron den 19. April 1824 in Missolonghi gestorben war und der Verf. noch einmal in einem S. 216. abgedruckten Briefe die Griechen zur Einigkeit und Ausdauer ermahnt hatte.

Die Hauptresultate der Reise des Col. Stanhope nach Griechenland waren die Einrichtung mehrerer Pressen zu Missolonghi, Athen und Ipsara wodurch Zeitungen gedruckt und verbreitet wurden. Der Telegraph in Missolonghi wurde mehr unter Aufsicht der Gewalthaber Westgriechenlands gedruckt. Die Freypresse Athens „mit dem Motto“ Publicität ist die Seele der Gerechtigkeit (S. 167) war das freymütigste Blatt, und beleidigte dadurch am meisten. Auch die Griechische Chronik erregte nicht nur zwischen den Griechen, sondern auch zwischen diesen und dem Englischen Gouvernement in Missolonghi, ja sogar zwischen Stanhope und

Byron selbst Streitigkeiten (cf. S. 82). Der Geseßesfreund erschien in Hydra. — Zur Verbreitung dieser Zeitschriften errichtete Stanhope eine Post (S. 69) zu deren Errichtung er selbst eine bedeutende Summe gab. Eben so gab er beträchtliche Beyträge zur Errichtung von Lancaster Schulen in Athen und Missolonghi, leitete an dem letztgenannten Orte mit vorzüglicher Hülfe des Lords Byron die Errichtung eines Artillerie-Corps, wozu er selbst 100 Pf. Sterling gab, und so ist es nicht zu leugnen, daß der Verf. bey seinem großen Eifer für die Griechische Sache viel geleistet haben würde, wenn — er lauter Engländer vor sich gehabt hätte. Ob er so aber durch seine Freypresse nicht allein seinem Freunde Odysseus sondern auch der Griechischen Sache im Allgemeinen nicht mehr geschadet als genutzt habe, ist eine Frage, welche wohl nicht ganz zu Gunsten des Verf. beantwortet werden kann. In einem Lande wie England, wo man sich täglich die größten Wahrheiten und Unwahrheiten öffentlich sagt, und wo man nicht gewohnt ist, alles zu glauben, was gedruckt wird, wo das Wohl des Staats nicht von dem guten Willen einzelner Männer abhängt, und wo die Formen zu stark befestigt sind, als daß der gute oder böse Wille eines Einzelnen das Vaterland in Gefahr bringen könnte, ist die Freyheit der Presse nicht gefährlich; allein in einem Lande, welches so eben erst aus der Slaveren erwacht, und einem furchtbaren Tyrannen gegenüber steht, der nur durch die größte Einigkeit der Führer des Volks abgewehrt werden kann, ist sie eine Waffe der schlimmsten Leidenschaften, ja selbst des Verraths, der dadurch leicht diejenigen stürzen kann, welche für die Wohlfahrt des Ganzen am thätigsten wirken. Was hilft da das Predigen der Einigkeit, wenn man auf der andern Seite die Fackel, welche den Feind

allein verderben sollte, gegen die Freunde des Volks schleudern läßt!

Das Leben des Mustapha Ali, welches die letzten Seiten des Werks einnimmt (S. 347 — 351), und dessen Portrait als Titeltupfer schön ausgemahlt im Anfange des Buches sich befindet, ist unbedeutend. Mustapha Ali ist ein junger Türke, dessen Vater einen kleinen District bey Argos befehligte. Der Vater nebst seiner ganzen Familie fiel als ein Opfer der Griechischen Revolution. Nur der junge Ali entging dieser traurigen Catastrophe; allein in den kläglichsten Umständen, von aller Welt verlassen, halb nackt kam er nach Salona, wo der Capitain Humfries sich seiner annahm, ihn bekleidete und mit sich nahm. Als Stanhope nach England zurückgerufen wurde, hat er sich den Knaben aus, um für ihn zu sorgen. In der Quarantaine zu Zante verliebte sich Ali in ein kleines Türkisches Mädchen, welches Lord Byron adoptirt hatte, und er wurde untröstlich, als diese ihrem Vater wieder gegeben wurde. Bey seiner Ankunft in England fürchtete er sich sehr, weil er glaubte, daß er getödtet werden sollte, sobald er ans Land stiege. In London brachte man ihn in die Concaster-Schule. Er wollte lieber in die Mädchenschule, allein er mußte bey den Knaben bleiben. Noch jetzt lernt er dort mit dem Beyfalle der Lehrer und hat den Türken so sehr vergessen, daß er sich ärgert, wenn er Türke genannt wird.

Am Ende des Werks sind Fac. Similes von Briefen von Stanhope, Bentham, Maurocordato, und bloßen Signaturen von mehreren bedeutenden Männern der Zeit unter andern von Joh. Goortho, Anastasio Anagnosti, N. Kararis, Lambro Pratino, Odysseus Tritro, F. Coletti, F. Logothezi. — Auch diese Zugabe wird für manchen Leser nicht unwichtig seyn.

Kr.

P a r i s.

Die Mémoires de l'institut royal de France, Académie des Inscriptions et belles lettres, Tome VI. (678 S. in 4.) beschäftigen sich dem größern Theile nach mit Gegenständen des classischen Alterthums. Ueber die Optik des Ptolemäus von Caussin. Die Optik des Ptolemäus, im Mittelalter bekannt und von Vitellon, Roger Bacon, Regiomontanus, Fr. Risner (1572) citirt, wurde seit der Zeit als verloren angesehen, bis der Verf. dieser Abhandlung eine lateinische Uebersetzung derselben, die nach dem Arabischen gemacht ist, in der Bibliothek des Königs zu Paris auffand, wo sie freylich schon längst hätte hervorgezogen werden sollen, da sie selbst im gedruckten Catalog der latein. Wiss. stand. Die Entdeckung ist jetzt schon alt, da Lalande sie schon im Jahre 1803 erwähnt; auch hat Delambre im Jahre 1823 der physischen und mathematischen Classe eine Abhandlung über das Werk vorgelesen. Herr Caussin geht aber nun erst an die Herausgabe, und gibt hier eine Probe des lateinischen Textes, und einige Untersuchungen über die Epoche der Uebersetzung, den Verfasser und die Authenticität des Werks. Er glaubt, daß das Werk im Anfang des neunten Jahrhunderts ins Arabische übertragen wurde, und daß der lateinische Uebersetzer, Ammiratus (ein Amtsname) Eugenius Siculus, gegen Mitte oder Ende des zwölften Jahrh. lebte. Er beseitigt einige Zweifel gegen die Verfasserschaft Cl. Ptolemäus des Astronomen, und zeigt, daß das erhaltne Werk dasselbe ist, aus welchem Roger Bacon Ciniques citirt. — Da auch in der Bodleiana zu Oxford ein ähnliches Msct dieser Optik nach dem Catalog derselben existirt: so ist zu wünschen, daß Hr. Caussin dasselbe mit dem Pariser vergleiche; sind es zwey verschiedene Uebersetzungen, ist der Gewinn um so größer.

Ueber das Princip, die Basis und die Ausglei- chung der verschiednen Systeme von Längenmaassen im Alterthum von Gosselin. Die Meinungen dieses Gelehrten über das angegebne Thema sind schon aus andern Schriften bekannt, aber vielleicht nirgends in solchem Zusammenhang dargelegt als in dieser Abhandlung, und nirgends wird man stärker zu beklagen veranlaßt, daß so viel combinatorischer Scharfsinn auf die Ausschmückung einer so grundlosen Hypothese (wie Ref. bedünkt) verwandt worden. Der Hauptgedanke ist: man habe seit uralten Zeiten, durch ägyptische oder orientalische Beobachtungen, ziemlich genaue Bestimmungen des Erdumkreises gehabt, und auf diese hätten die verschiednen Völker ihre Längenmaasse gegründet, so daß z. B. die Griechischen Stadien stets Quoten der Erdperipherie wären. Der Verf. läugnet zwar nicht, daß Zoll, Fuß, Klafter u. s. w. auch bey den Alten von jeher von der Natur gegebne Maasse gewesen, aber doch behauptet er auch von diesen, daß sie erst von oben herab, durch die Fixirung des Stadiums, ihre bestimmtere Geltung erhalten hätten. Die verschiednen Angaben des Erdumkreises erklärt er aus den verschiednen Eintheilungen in Grade und dieser in Stadien; die verschiednen Stadien — die Herr Gosselin nämlich supponirt, — aus verschiednen metrischen Systemen, die aber nur Modificationen eines Grundtypus seyen. In dieser Abhandlung geht er so weit, daß er alle möglichen Längenmaasse der alten Welt — den Fuß der alten Ungern, pes Drusianus genannt — die Rasten des alten Deutschlands — die Armenischen Maasse bey Moses von Chorene, die Aegyptischen und Babylonischen, die Chinesischen, Indischen, Arabischen &c., selbst die Landmeilen verschiedner deutscher Provinzen, als zu demselben Ursysteme gehörig darzu-

legen sucht. Jeder sieht leicht ein, worin der Grundirrthum dieses Hypothesen-Gebäudes liegt.

Ueber die Bevölkerung Athens von Petronne. Der Verf. sucht die Nachrichten der Alten, die er im Ganzen wie Manche vor ihm der Uebertreibung beschuldigt, mit rasonnabeln Anschlägen nach statistischen Grundsätzen zu vereinigen, und zwar minder gewaltsam als einige Englische Schriftsteller gethan haben. Ohne von der Operation hier genaue Rechenschaft geben, und des Ref. abweichende Meinung in einigen Punkten darlegen und begründen zu können: bemerken wir nur, daß der gelehrte und scharfsinnige Verf. als Resultat aufstellt: die Bevölkerung Attikas habe in den Zeiten von Anfang des Peloponnesischen Krieges bis zur Schlacht von Chaeroneia im Ganzen gegen 220.000 Köpfe betragen, nämlich 70,000 Freye; 40,000 Metdken; 110,000 Sklaven. In Betreff der letztern macht der Verf. auf das geringe Verhältniß der Anzahl der Weiber zu der der Männer unter dem Sklavenstande in Athen aufmerksam, was zu sehr ernstern Betrachtungen Veranlassung geben kann.

Ein andrer Aufsatz desselben Verf. beschäftigt sich mit den Funktionen der Griechischen Magistrate, genannt Mnemonen, Hieromnemonen und Promnemonen, und der Zusammensetzung der Amphiktyonischen Versammlung. Aber wir gestehen, daß ungeachtet der sehr weitläufigen Behandlung des Gegenstands doch das über denselben verbreitete Licht uns sehr mäßig und die scheinbaren Resultate wenig haltbar scheinen. So z. B. daß, weil der Promnemon in dem bekannten Decret von Actium dieselbe Stelle einnimmt, wie der Proagoros in einem Agrigentinschen, ihre Würde verwandt sey, was dadurch völlig widerlegt wird, daß die

Letztere Würde identisch war mit der eines προ-
στατης, dessen Amt aus einer gesetzlich angeord-
neten Demagogie hervorgegangen, also eine Art
Tribunat war; was von der Obrigkeit der Pro-
mnemonen nicht im geringsten behauptet werden
kann. Zur genauern Kenntniß des Amphiktyonen-
bunds haben wir keinen neuen Beytrag gefunden.
Ueberhaupt ist nach des Ref. Meynung ein ein-
dringender und anschaulicher Begriff der politischen
Verhältnisse der Alten noch ein großes Desiderat
in der Französischen Philologie.

Derselbe Gelehrte hat ferner ein Memoire
vorgelesen, dessen Object eine Critik der Nach-
richten ist, die die Alten von Messun-
gen der Erde durch Alexandrinische Ma-
thematiker geben. Der Verf. sucht zu bewei-
sen, daß ausser zwey andern Angaben des Erdum-
fanges auch die dem Eratosthenes und dem Posei-
donios zugeschriebene Schätzung schon vor der Zeit
dieser Gelehrten existiren mußte, weil Eratosthenes
zwar eine Stadienberechnung aber keine Observa-
tionen angestellt habe, der Andre aber keines von
beyden — wodurch ein Punkt des Gosselin'schen
Systems bedeutend unterstützt werden würde. Was
erstens die Erzählung betrifft, daß Eratosthenes
mit der Σάφην Beobachtungen zu Syene und
Alexandria gemacht habe, um die Größe des Bo-
gens des Meridians zwischen beiden Städten zu
bestimmen, und dann die gewöhnlich angenommene
Distanz derselben von 5000 Stadien dem gesund-
nen Boae gleichsetzend so den Umkreis der Erde
auf 250 000 Stad. berechnet habe, so sucht diese
der Verf. dadurch zu widerlegen, daß er zuerst
die geringe Auctorität des Berichterstatters Kleo-
medes (den der Verf. in das dritte Jahrhundert
nach Chr. setzt), sodann das Schweigen der an-
dern Schriftsteller über den Gegenstand hervorhebt.

Der Hauptwiderlegungsgrund liegt aber für ihn darin, daß 5000 Stad. gar keine geodätische Messung der besagten Entfernung sey, sondern nichts als eine Berechnung des Unterschieds der Parallelen von Syene und Alexandria nach Aegyptischen Stadien von 700 auf den Grad, welcher Unterschied den Astronomen also schon von früheren Zeiten her, und zwar verhältnißmäßig sehr genau bekannt gewesen seyn muß, obgleich sie in der Anwendung desselben zur Bestimmung der wirklichen Distanz Fehler begingen. Es betrug derselbe nach Eratosth. $7^{\circ} 8' 34''$, gleich 5000 Stad. zu 700 auf den Grad, wodurch der ganze Meridian auf 252,000 St. bestimmt wird, denn die Zahl 250,000 sieht Herr Petronne bloß für einen Nachlässigkeitsfehler des Kleomedes an. Was aber die angeblichen Messungen des Posidonios betrifft: so geht der Verf. darauf hinaus zu zeigen, daß dies gar keine sind und nicht einmal seyn sollen, sondern bloß hypothetische Beispiele aus willkürlich angenommenen Daten zusammengesetzt, um einen Satz der Wissenschaft deutlich zu machen.

Ueber die Ursprünge der ältesten Städte Spaniens von Petit = Radel. Diese Abhandlung hat zum Zweck, aus den Ortsnamen des Landes das Vorhandenseyn von Kelten oder Ibern in bestimmten Gegenden nachzuweisen, und darnach das locale Verhältniß dieser beiden Volkstämme zu bestimmen. Die Kelten waren nach des Vf. Meinung, die sich auf eine Völkergenealogie bey Appian stützt, von Illyrien u. Thracien ausgegangen; daher im Celtischen *Briga*, eine sehr häufige, Endung von Ortsnamen, dasselbe bedeute was im Thracischen *Briza*, Stadt, und nicht, wie Cluver behauptet, Brücke, da viele solche *Briga* von Flüssen völlig abliegen. Auch kommt statt *briga* in Celtischen Ortsnamen mehremals wirklich

bria vor. Nach des Verf. Ansicht hängt mit dem Thrakischen Ursprung der Spanischen Celten die Sage von dem Cyclophen Briareus (von βρία) als Gründer der sog. Herkulesssäulen bey Gades zusammen, was Ref. für sehr unhaltbar hält, aber merkwürdig ist allerdings, daß Artemidor bey Strabo (3, p. 128.) am Baetis eben solche pierres branlantes (Pender-stones) erwähnt, wie wir sie sonst als alt: Celtische Monumente finden (S. diese Anzeigen St. 83. des 1823. Jahres.) Daß der Verf. überall Celten wittert, wo ein Name nur ein br enthält, und daß er diese überall in fortgesetzten Wanderungen von Thracien kommen läßt, mag er selbst verantworten. Was nun die Iberer betrifft, so sucht der Verfasser einen fortdauernden Zusammenhang nachzuweisen zwischen denselben und den Küsten Etruriens und Latiums, woraus er auch die den sog. cyclopischen ähnlichen Mauern von Sagunt und Tarragon ableitet; er bedient sich dazu einiger, wie uns scheint, mißverständner Griechischen Sagen, und der Aehnlichkeit vieler Ortsnamen auf beiden Seiten, die Ref. wenigstens nicht eben eingeleuchtet. Gewiß reichen sie nicht hin, um das Resultat zu ziehen welches der Verfasser zieht: die Iberer seyen aus Italien gekommen. Am bedeutendsten ist die Homonymie der Italischen Ortschaften und der Spanischen Orte: Osca, Vescia, Escua u. a. m. Der Verf. hätte noch den eigentlichen Namen des Basckischen Volks "Eusken" in Betracht ziehn sollen, von dessen Ableitungen kürzlich W. von Humboldt (s. Anzeigen 1822. St. 47.) mit einem Scharfsinne und einer Critik gehandelt hat, die von dem Verfahren des wackern und fleißigen Petit = Radel freylich grundverschieden ist.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.

Den 10. Julius 1826.

P a r i s

Mémoires de l'Institut royale de France, Académie des Inscriptions et belles lettres. T. VI.

Ueber die Lage der Raudii Campi, wo Marius die Cimbern schlug, und über den Weg, den diese Völker nahmen um nach Italien zu kommen, von Waldenaer. Der Verf. erkennt als diese die weiten Blachfelder östlich von Verceil im District von Biandrate an, die noch heutzutage Campi oder Prati di Ro oder di Rau heißen, und von drey kleinen Flüssen Raugia genannt, durchströmt werden, und erklärt auf eine befriedigende Weise die Entstehung mehrerer Irrthümer alter Schriftsteller über diesen Gegenstand.

Ueber die Münzen des Marinus geschlagen zu Philippopolis von Eochon d'Anney. Dieser einsichtsvolle Numismatiker und Historiker widerlegt die Meinung derer, die an Philippopolis in Thracien, und einen Marinus, der von den Soldaten in Mösien und Pannonien auf kurze Zeit den Purpur erhielt, denken, und er-

weist auf eine einleuchtende Weise, daß sie einer von dem Princeps Philippus Arabs in Arabien gegründeten Stadt und dem Angedenken desselben für seinen Vater Marinus, der freylich vorher ganz unbekannt war, angehören. — Zugleich macht derselbe Gelehrte eine Münze des Jotapianus, Gegenkaisers von Philippus in Syrien, bekannt, die erste der Art, welche die vorher fast bezweifelte Existenz dieser Person vollständig sichert.

Zur Asiatischen Geschichte gehören zwey Abhandlungen: zuerst die *Mémoires sur les relations politiques des Princes Chrétiens et particulièrement des Rois de France, avec les empereurs Mongols*, par M. Abel Remusat. Diesemahl werden die politischen Verhältnisse der Mongolischen Kaiser von Dschingischän bis Koblai (1206–1260 nach Chr.) zu den christlichen Fürsten dargestellt, fast bloß nach europäischen Geschichtschreibern, woraus man es sich zu erklären hat, daß wenig Neues und dem Verf. ganz Eigenes vorkommt. Da wir uns auf das Bekannte der Geschichte nach dem Plan dieser Blätter nicht einlassen dürfen, so können wir aus der übrigens fleißig gearbeiteten Abhandlung nur wenig auszeichnen; und sollten sich einst in dem handschriftlichen Reichthum der Königl. Bibliothek zu Paris nicht noch asiatische Quellen, diese Periode betreffend, finden, so würde die Hoffnung neuer Aufklärungen aus Asien, welche die Mongolische Geschichte so sehr bedarf, größtentheils verschwinden. Das christliche Georgien kam mit den Mongolen zuerst in Berührung (c. 1224.), die aber noch nicht zur völligen Unterjochung führte, weil der Kampf durch Dschingischäns bald darauf erfolgten Tod unterbrochen wurde: erst 1238 unterwarf sich der Georgische Prinz Dschalal dem Mongolen, weil er endlich einsah, daß doch aller Widerstand vergeblich sey und gab seine Tochter Rhuzan an den Sohn

des tatarischen Feldherrn Pughan: das erste Beyspiel eines Vertrags der Christen mit Tataren. Umständlicher, als bisher bekannt war, ist (S. 431) die Veranlassung ausgeführt, durch die Georgien ein halbes Jahrhundert über zwey Königen gegeben wurde. Unter Dktai kam auch die Reihe der Eroberung an Armenien; alles mußte sich entweder unterwerfen oder sterben, und darum fanden die Mongolen auch hier keinen großen Widerstand. Dennoch lag es lange unter schwerem Druck. Erst als Simeon, ein Syrischer Geistlicher, der, um das Evangelium an den äußersten Enden Asiens zu predigen, in die Welt gegangen war, an Dktai's Hoflager kam, und diese Gelegenheit wahrgenommen hatte, dem Groß Chan vorzustellen, daß doch die Christen in Armenien, Albanien und Georgien nicht verfolgt werden sollten, da sie sich willig unterworfen, sich nie empört und ihren Tribut richtig abgetragen hätten, trat Erleichterung ein; Dktai nahm die Vorstellung gut auf und schickte den Fürsprecher selbst 1241 nach Armenien, alles was die Christen betreffe, dort einzurichten. Die Ausübung der Religion war nun frey, manche Mongolen ließen sich taufen; doch genoß erst das Fürstenhaus der Dpelier, nach des Königs Haytons Reise an Manku's Hoflager, sammt den übrigen Armenischen Christen besondere Begünstigungen, auch alle Uebertreibungen abgerechnet, die der Neffe des Königs, der Mönch Hayton, sich erlaubt haben mag. Dafür blieben auch die Armenier mit unverrückter Treue den Mongolischen Chanen ergeben, wie ihre häufigen Sollicitationen an den Pabst für ihr Interesse beweisen, wovon nur die weite Entfernung nichts zu Stande kommen ließ. — Vielen Fleiß hat der Verf. auf die Untersuchung gewandt, ob es mit der Gesandtschaft, die der Mongolische Befehlshaber in Persien und Armenien Tschihatai mit einem Schreiben an Ludwig den

Heiligen gleich nach seiner Landung auf Cypern gesendet haben soll, historische Richtigkeit habe, die Deguignes geläugnet hat, Mosheim aber, nach Absonderung des Fabelhaften, das vom Groß-Chan dabey erzählt worden, nach einer milderer Kritik gelten ließ. Der Verf. ist mehr auf der Seite des letztern Gelehrten, doch unter der Voraussetzung, daß man den Brief in der Uebersetzung, in der er nur übrig ist, für gemildert, auch hier und da vom Uebersetzer mit Zusätzen bereichert ansehe. Denn auch anderwärts scheinen Beyspiele vorzukommen, daß man sich der trohigen und gebieterischen Ausdrücke wie sie den Mongolen gewöhnlich waren, mündlich und schriftlich enthielt, wenn sie für eine Behörde, an die man sie zu bringen hatte, zu zurückstoßend gewesen wären. Die Antwort, Ludwigs des Heiligen durch den Vater André seinen Gesandten (1248), die Deguignes ganz übergegangen hat, so wie dessen dritte Gesandtschaft, zu der Rubruquis (1253) gewählt war, doch mit dem Befehl sich bloß für einen Prediger des Evangeliums und nirgends für Ludwigs Gesandten auszugeben, — beides ist aus den bekannten Quellen umständlich dargestellt, aber auch erwiesen, daß Johann der vorgebliche Capellan Sartor's, des Sohnes Batu's, der sich bey Innocenz IV. zu Rom für einen Gesandten seines Herrn an den heiligen Vater ausgab, ein grober Betrieger gewesen sey. Diese Abhandlung schließt sich mit Hulaku's Unternehmungen, dessen Nachkommen, die Iran beherrschten, durch die Kreuzfahrer mit Europa und besonders mit Frankreich in Verbindung blieben. Sie werden daher den Inhalt des zweenen Mémoire des Verf. ausmachen, bey dem ihm wahrscheinlich die handschriftlichen Schätze der Königl. Bibliothek zu Paris Gelegenheit geben werden, vieles bisher mangelhaft oder gar nicht Bekanntes, aus der Verborgenheit zu ziehen. Das Reich von Kapt;

schaft, das mit Rußland, Polen und Ungarn in Verbindung blieb, mußte also einst einen andern Gelehrten finden, der seine so mangelhaft bekannte Geschichte, aus den ihm eigenthümlichen Quellen erläuterte.

Noch können wir zur Asiatischen Litteratur rechnen: *Mémoires sur une correspondance inédite de Tamerlan avec Charles VI.*, par M. le Baron Sylvestre de Sacy, S. 470—522. Schwerlich hätte ein andrer Gelehrter so viele Geduld und die ganze Gelehrsamkeit gehabt, alle die Schwierigkeiten, auf die man in diesen Briefen stößt, hier zu entwickeln und dort zu lösen, zumahl da der Briefwechsel weder eine bedeutende historische noch politische Wichtigkeit hat. Es sind drey Briefe; einer an Carl VI. von Timur in Persischer Sprache noch vorhanden, zwey bloß in lateinischen Uebersetzungen, einer von Timur gleichfalls an Carl VI., der andere von seinem Prinzen Mirza Miranschah an mehrere europäische Fürsten. Alle zusammen sind von den stolzen Mongolen, wohl weniger aus eigener Bewegung als auf Betrieb europäischer Glaubensprediger, wahrscheinlich hauptsächlich des Erzbischofs von Soltanieh Johann geschrieben, der wohl viel Wesen von der Macht des Königes von Frankreich gemacht haben mag; dennoch behandelt ihn Timur in seinen Schreiben wie einen unbedeutenden Fürsten. Wem ähnliche Briefe unter die Hand kommen sollten, wird nicht unterlassen ein Muster ihrer Erläuterung an diesem Mémoire zu nehmen, aus dem sich aber in der Kürze nichts ausziehen läßt, was von allgemeinem Interesse wäre. An der Echtheit der Briefe ist nicht zu zweifeln, ob man gleich manches anders, als man es hier findet, sich in ihnen gedacht haben würde, wären sie bloß durch das Gerücht bekannt worden, und nicht im Original und glaubhaften Uebersetzungen übrig geblieben. Ein Wink für die

Kritik, nicht nach allgemeinen Vorstellungen über die Eigenthümlichkeiten der Zeiten und Völker zu rasch abzusprechen.

Ueber die französische Geschichte und Geographie: das Mémoire sur les changemens qui se sont opérés dans le cours de la Loire, entre Tours et Angers, et sur la position du lieu nommé Murus dans les Actes de la vie de S. Florent, par M. Walckenaer (S. 373—395.) ist voll geographischer Erläuterungen einzelner in den Schriftstellern des Mittelalters vorkommender Ortsnamen, die keines Auszugs fähig sind. Die Untersuchung geht vom Lauf der Loire und der Bienne im fünften Jahrhundert aus, und liefert mehrere Beweise von der Richtigkeit der Maße, nach welchen die Entfernungen in den alten Itinerarien bestimmt werden. Examen critique des Historiens, qui ont parlé du différent survenu, l'an 1141, entre le roi Louis-le-Jeune et le Pape Innocent II. par M. Brial. S. 560—602. Die vierjährige Differenz zwischen dem Pabst und dem König von Frankreich betraf die Ernennung Peters de la Chatre zum Erzbischof von Bourges, und die Excommunication des Grafen Raul von Normandois und Senechals von Frankreich, weil er sich von seiner ersten Gemahlin geschieden hatte, um sich mit der Schwester der Königin von Frankreich zu vermählen. — Die Zeitgenossen, die von diesen Streitigkeiten sehr gut unterrichtet waren, wie z. B. der Abt Suger, und andre Chronisten schweigen von ihnen in ihren historischen Werken, und die Nachwelt würde fast gar nichts genaueres davon wissen, wenn nicht die Briefe des h. Bernhardt von Clairvaux, eines Parteygängers des Pabstes und des Grafen von Champagne, die Zeit überlebt hätten. An diese, ob sie gleich bloß für eine Partey sprechen, muß man sich bey der Erörterung dieser Händel halten, und der Verf. dieser Untersuchung wiegt ihren Inhalt genau ab. Das Ende derselben war

wie meistens bey Streitigkeiten, daß alles blieb wie es bey ihrem Anfang war, daß der Graf von Bermandois mit seiner zweyten Gemahlin vermählt, und der König im Besiß des Bestätigungsrechts der von Bischöfen und Aebten geschehenen Wahlen blieb; nur das Volk war das Opfer dabey durch das Interdict, das drey Jahre lang auf Frankreich lag. *Mémoire sur le Procès de Guichard, évêque de Troyes, en 1304 et les années suivantes, par M. le Comte Boyssy d'Anglas S. 603—619.* Ein Proceß, den der Florentiner Roffé-Dey zuerst eingeleitet hat, (wie um dieselbe Zeit auch den Proceß gegen die Tempelherren), der aber ehe er zu Paris späterhin andrer Verbrechen wegen gehenkt wurde, die Unschuld des Angeklagten bekannt hat, nachdem dieser schon fünf Jahre im Gefängniß geschmachtet hatte, aus dem er nun (1313) entlassen wurde. Leichtsinns der Richter, Rechtsverfehrtheit und Uberglauben haben gar oft im Mittelalter auf diese Weise ihr Spiel getrieben, wie hier nach dem Auszug aus den Acten.

Auswärtige Geschichte. *Essay historique et statistique sur les Acroissemens et les pertes qu'a successivement éprouvés la maison d'Autriche depuis l'avènement de Rodolphe de Habsbourg à l'Empire, jusques et y compris les traités de Presbourg et d'Austerlitz, par M. Mentelle, S. 620—678.* Größtentheils aus deutschen Schriften. Die Fortsetzung dieses Mémoires von 1806—1815 hätte sich gleichfalls leicht aus unsern deutschen Statistikern nachholen lassen, hätte der Verf. nicht seinem Aufsatz seinen ursprünglichen Umfang (gelesen am 27. Julius 1806) lassen wollen.

G ö t t i n g e n.

Bedenken und Bitten an alle Jünglinge, welche Theologie studiren wollen in einer Reihe von Briefen. Von Joh. Jac. Harmsen, Pastor der Pfarochie Sinsin in der Inspektion Alfeld. 1826. S. 170. in 8.

Die Vorschläge und guten Rätze, welche der Verf. in diesen Briefen allen Jünglingen gibt, die sich für den hohen Begriff des Predigers bestimmen und deswegen in das Studium der Theologie eintreten wollen, sind nicht nur herzlich und gut gemeint, und kommen sichtbar aus einem Herzen das selbst von der hohen Würde jenes Berufes und zugleich von den Gefühlen der liebevollsten Sorge für das Wohl seiner Mitmenschen auf das innigste durchdrungen ist, sondern sie sind auch so sichtbar aus eigener Erfahrung heraus und in einer so herzlichen Sprache mitgetheilt, daß sie bey denjenigen, für welche sie eigentlich bestimmt sind, gewiß nicht ganz wirkungslos bleiben können, wenn die Schrift nur in ihre Hände gebracht wird. Sie ist nämlich zunächst für solche berechnet, welche noch nicht aus dem Schulkreise herausgetreten sind, und daher auch jene ausführlichere und gelehrtere Werke, deren wir unter dem Titel von Encyclopädien und Einleitungen in die theologische Wissenschaften, so manche haben, nicht füglich benutzen können, weil diese nur selten in jenen Kreis kommen. Nach allgemeinen Erörterungen über die Erfordernisse, die Lage und Verhältnisse, wie über den Beruf des Predigers und die nothwendige Prüfung zu Ausmittlung dieses Berufs in den vier ersten Briefen S. 1-40. läßt sich daher der Verf. im fünften und sechsten S. 41-58. besonders auf die zweckmäßige so wohl sittliche als wissenschaftliche Schul- und Gymnasial-Bildung zu dem theologischen Studio, und erst nach diesem in den sechs letzten S. 59-140. auf die Universitäts-Bildung dazu nach eben diesen Beziehungen ein. Den sehr schicklichen Schluß macht S. 141-170. ein Anhang von sehr glücklich ausgewählten Kernsprüchen Luthers über Pfarrer und Prediger, die nicht nur, wie der Verf. sagt, auch noch zu unserer Zeit Beherzigung verdienen, sondern durch ihre Form sehr kräftig dazu reizen können.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. Stück.

Den 13. Julius 1826.

L o n d o n.

Facts and observations relative to the fever commonly called puerperal, by John Armstrong, M. D. second edition. 1819. VIII und 240 S. 8.

Die erste Auflage dieser Schrift erschien im Jahre 1813. Da der Verf. die darin beschriebene Krankheit seitdem jedoch wiederholt behandelte, und er durch die dabey gemachten Beobachtungen seinen Ansichten eine festere Grundlage geben zu können hoffte, so besorgte er diese zweyte. Er beschreibt zuerst die Krankheit, wie sie sich in England epidemisch herrschend darstellte, und bemerkt dabey, daß sie von der gewöhnlichen Bauchfell-Entzündung der Kindbetterinnen nicht verschieden gewesen sey. Die Unterschiede zwischen ihr und den Nachwehen, dem Milchsieber, der mindergefährlichen Gebärmutter-Entzündung, und einer Ephemera der Wöchnerinnen werden zwar kurz, doch bestimmt angegeben. Charakteristische Kennzeichen des Kindbetterinnen-Fiebers sind nach ihm

D (5)

Empfindlichkeit des Bauches, und Schmerzen dar-
 in, die beym äußerlichen Drucke sehr zunehmen,
 schnelles und ängstliches Athemhohlen, ungewöhn-
 lich schneller Puls, vermehrte Wärme, Mangel
 an Eßlust, große Niedergeworfenheit der Kräfte,
 und eine ungewöhnliche Beschaffenheit der Stuhl-
 gänge. Als wichtige Nebenkennzeichen nennt er
 mit Recht eine trockne Zunge, Auftreibung des
 Bauches, ungewöhnliche Lage der Kranken, mit
 gegen den Leib gezogenen Knieen, und einen schmerz-
 haften Zug im Gesichte. Wichtig bemerkt er, daß
 die Krankheit bald mit erhöhter und bald mit ge-
 sunkener Empfindlichkeit verbunden sey, und daß
 ihre charakteristischen Merkmale sich bisweilen frü-
 her bisweilen aber erst später äußerten, daß aber bei-
 de Verschiedenheiten auf ihre Gestalt und auf ih-
 ren Verlauf allerdings Einfluß hätten. Die Vor-
 hersage in dieser Krankheit ist nach der Aussage
 aller Aerzte sehr ungünstig. Der Verf. glaubt,
 daß die Gefahr so groß nicht sey, wenn die ersten
 24 Stunden zu einem raschen und kräftigen Heil-
 verfahren gehörig benützt würden. Ref. der sonst
 die nämliche Meinung hatte, hat sich späterhin lei-
 der überzeugen müssen, daß es Fälle gibt, in denen
 die zweckmäßigste Behandlung, gleich von Anfang
 an, den Fortgang der Krankheit nicht aufhalten,
 und den Tod nicht verhüten kann. Das beste Ver-
 fahren dem Kindbetterin-Fieber zuvorzukommen,
 wird mit großer Umsicht, und höchst lehrreich an-
 gegeben, und dabey vorzüglich auch auf die mögli-
 che Mittheilung eines Ansteckestoffs Rücksicht ge-
 nommen. Milde Abführungsmittel, und besonders
 den Gebrauch des Ricinusöhl's in der Schwanger-
 schaft, hält der Verfasser vorzugsweise bey Per-
 sonen die eine sitzende Lebensart führen, und sich
 zur Hartleibigkeit hinneigen, sehr wohlthätig, und
 rechnet sie unter die kräftigsten Vorbauungsmittel

dieser Krankheit. Den Widerspruch zwischen den Aerzten, von denen einige sie hauptsächlich nach stärkeren Gebärmutter-Blutflüssen, während und nach der Geburt wollen eintreten gesehen haben, andere dergleichen Blutaussäuerungen aber für ein Vorbauungsmittel erklären, sucht er durch Ferguson's Ausspruch, daß er nach starken Blutflüssen dies Uebel nur dann gesehen habe, wenn diese in einer Verletzung der Gebärmutter oder der Mutterscheide ihren Grund hatten, zu lösen. Ref. sah nach einem sehr starken Blutflusse, der einer schweren und langwierigen Kopfgeburt folgte, das Kindbetterinnen-Fieber in einer unheilbaren Gestalt ausbrechen. Nach dem Tode fand man bey der Section alle Geburtstheile unverletzt, das hintere Schaambein-Ligament aber zerrissen, und die beiden Körper der Schaambeine bedeutend auseinander gewichen. Ueber die wahre Natur dieser Krankheit weiß der Verf. in seinen pathologischen Bemerkungen uns wenig mitzutheilen. Im Allgemeinen hält er sie für entzündlich, und leitet ihre Eigenthümlichkeiten von dem besonderen Zustande her, in dem Wöchnerinnen sich befinden. Alles was bey ihnen Entzündung erregt soll sie daher hervorbringen können. Wenn das Fieber epidemisch herrscht, so soll es unbezweifelt auch ansteckend werden können, und dann oft sogleich einen vermischten und bössartigen Charakter annehmen. Im Allgemeinen dürfte dies die Ansicht seyn, die auch jetzt von dieser Krankheit in Deutschland herrscht, von der man jedoch gestehen muß, daß sie uns darüber noch keine vollständige Aufklärung gewährt. Betreffend die Behandlung, so rath der Verf. ganz vorzüglich auf den Zeitraum der Krankheit Rücksicht zu nehmen, und wohl zu beachten, ob sie mehr hitziger oder schleichender Art ist. Man soll sich dabey von dem Scheine der Schwäche, der sie schon in

ihrem Anfange begleitet, nicht täuschen lassen, und die scheinbare von der wahren sorgfältig unterscheiden. Je heftiger im Beginn der Krankheit die Entzündung im Unterleibe ist, desto größer scheint in der Regel die Schwäche, und um so dringender sind dennoch die Anzeigen zum Aderlaß. Der Verf. ließ bey einer jungen und vorher gesunden 28 Jahre alten Kindbetherin, die am dritten Tage nach ihrer glücklichen Entbindung von der Krankheit überfallen worden, zehn Stunden nach dem ersten Anfalle um Mittag auß, einen Aderlaß von 24 Unzen vornehmen, und reichte ihr gleich darauf einen Strupel Calomel, und hernach eine Auflösung von englischem Salze, die sie stündlich so lange nehmen sollte, bis sie fünf oder sechs reichliche Stühle gehabt. Abends um sechs Uhr hatte sie drey sparsame aber übelriechende Stuhlgänge gehabt, das entzogene Blut war mit einer dicken Speckhaut bedeckt, ihr Befinden aber kaum etwas gebessert. Es wurden wieder zwölf Unzen Blut entzogen, die Gabe des Calomels wiederholt, und von einer starken Salzmixtur stündlich 1 Eßlöffel voll gegeben. Am Morgen hatte die Kranke anderthalb Unzen englisch Salz verbraucht, und sieben reichliche, schwarze und weiche Stuhlgänge darnach gehabt. Sie befand sich jetzt um Vieles besser, und erhielt daher nichts als ein beruhigendes Klystier mit 120 Tropfen Opiumtinctur, schleimiges Getränk, und ein wenig schwache Brühe von einem Rüchlein: worauf sie vollständig genas.

Wenn im Anfange der Krankheit der Körper kalt ist, und die Kräfte unterdrückt sind, so soll ein warmes Bad, oder in Ermangelung dessen mildes lauwarmes Getränk, und das Anlegen von Warmflaschen auf die Füße und den Unterleib, von großem Nutzen seyn. Zur Ausführung gibt man Nicotinsöhl, vermeidet aber alle excitirende Mittel.

Sobald sich hierbey der wahre Charakter des Uebels entwickelt hat, schreitet man zum Aderlaß, und hinterher zu den stärkeren Purgiermitteln. Weder allein durch Blutentziehung, noch durch Abführen allein, kann der beabsichtigte Zweck erreicht werden, sondern nur dadurch, daß unmittelbar nach einer starken Blutentziehung sogleich auch reichlich abgeführt wird. Mit dem Abführen soll man kaum eher als nach dem dritten Tage aufhören dürfen, und niemals früher bis Schmerz und Spannung im Unterleibe, die Lebhaftigkeit des Pulses, und die verdorbenen Stuhlgänge aufgehört haben.

Außerliche warme Umschläge, um den Bauch lindern bisweilen die Schmerzen, doch sollen sie wie alle äußerliche nur einen untergeordneten Werth haben. Die Stärke der Blutentziehung und ihre Wiederholung richten sich nach den Umständen. Es gab Fälle, in denen ein reichlicher Aderlaß genügte, dagegen wurde derselbe bisweilen sechs Mal wiederholt, und durch denselben über sechs Pfund Blut entzogen. Dem Calomel setzte der Verf. um hinreichende Abführung zu bewirken öfter noch bedeutende Gaben von Coloquinten, und anderen Abführungsmitteln, als Aufguß von Senesblättern, und Ricinusöhl zu. Wo die Kranken sie nicht bey sich behalten konnten, verband man einen Gran Opium damit. In einem Fall der tödtlich ablief fand man hernach bey der Section, außer einer leicht entzündlichen Beschaffenheit des Bauchfells, und der Oberfläche der Gedärme, und den gewöhnlichen Ausschwitzungen die Gedärme ganz leer, aber organische Fehler im Mastdarm, der verdickt, runzlich und sehr zusammengezogen war, und inwendig einen grünen Ueberzug hatte. Der Verf. leitet dies Uebel aus früherer Zeit her, und glaubt darin den Grund der Tödtlichkeit der

Krankheit zu finden. Ref. möchte es eher von dem Mißbrauche der Abführungsmittel und besonders des Calomels herleiten.

Bei mehreren Kranken entschied sich das Kindbetterinnenfieber durch eine Gesichtsröthe, und der Verf. ging dann, um das Sinken der Kräfte zu verhüten, sogleich zum Gebrauch der China in Substanz über, was wohl kein vernünftiger Arzt in Deutschland gethan haben würde. Wenn die Gewalt der Entzündung gebrochen ist, dennoch aber ein gereizter Zustand des Unterleibs fortbauerte, leisteten Blutegel, und wo auch diese nicht mehr angezeigt waren, Zuggpflaster, große Dienste. Fingen nach hinreichenden Ausleerungen die Kräfte zu sinken an, und traten nervöse Zufälle ein, so gab er eine größere Gabe Opium, und wandte eine mild nährenden Diät an, die Alles leisteten, was er nur wünschen konnte. Ueberhaupt hält der Verf. dafür, daß ein entzündlicher Zustand sich mit dem Gebrauch des Opiums recht wohl vertrage, besonders in Verbindung mit Calomel, und er gab es daher als linderndes Mittel, und um Erbrechen zu verhüten, selbst im Anfange und fand, daß die Wirkung der Abführungsmittel dadurch unterstützt werde. Ueber die Wirksamkeit des von Dr. Brennan und Joseph Clarke empfohlenen Terpentins öls magt er sich kein Urtheil an.

Aus einem Briefe des Dr. Clarke theilt der Verf. die Bemerkung des Dr. Cabatt aus Dublin mit, daß die großen Gaben von Calomel sich dort sehr schädlich gezeigt und eine tympanitische Aufreibung des Bauchs, und ein beunruhigendes Sinken der Kräfte bewirkt hätten. Er scheint indessen zu glauben, daß wohl die Versäumung der vor auszuschickenden hinreichenden Ueberlässe daran Schuld gewesen seyn möge. —

Von dem wahren Kindbetterin-Fieber, von dem

bis jetzt die Rede war, unterscheidet er eine andere eigenthümliche Krankheit der Kindbetterinnen, die mehr von einem Angriff des Nervensystems ausgehen soll, und bey der von Anfang an, Schwäche, Kälte, eingefallnes Ansehen, und ein schwacher kleiner Puls vorherrschen sollen. Diese Krankheit, meint er, sey von den Aerzten noch nicht beschrieben, und er nennt sie eine congestive disease, weil ihr Wesen in einer Zurückdrängung des Blutes von den äußeren zu den inneren Theilen, und besonders zum Herzen, und zum Gehirne bestehen soll. Er rath zuerst das Blut wieder in freyeren Umlauf zu setzen, und dann ebenfalls zur Ader zu lassen und abführende Mittel zu geben. Dieser Abhandlung, in der, wie es auf den ersten Blick erhellt, viele ihren Gegenstand betreffende wichtige Punkte ganz übergangen sind, hat der Verf. zwey Anhänge beygefügt, von denen der erste die Briefe mehrerer englischer Aerzte über das Kindbetterin-Fieber enthält, die der Ansicht des Verf. beytreten, und den Nutzen seiner Behandlungsweise, durch eigne Erfahrungen, bestätigen; der andern aber (wenig bedeutende) Bemerkungen des Dr. Clarke zu der ersten Ausgabe des angezeigten Werkes liefert. Ueberschen wir jetzt was der Verf. geleistet hat, so finden wir in seinem Buche neben manchen Vorzügen doch auch die meisten Fehler der Schriften englischer Aerzte. Nur die Erscheinungen allein leiten ihn sowohl in der Erkenntniß als auch in der Behandlung der von ihm beobachteten Krankheit, und bey der letzteren bedient er sich der gewaltsamsten Mittel, ohne daß sich, was zum wenigsten die heftigen drastischen Purgiermittel anbetrifft, irgend eine genügende Anzeige dafür finden ließe. Zwar will er sie hauptsächlich als widerentzündliche Mittel angesehen wissen, in dieser Beziehung dürften sie sich aber gewiß durch

wirkzamere und minder gefährliche ersetzen lassen. Ref. der das Kindbetterinfieber unter verschiedenen Gestalten öfter zu beobachten Gelegenheit hatte, und es im Ganzen sehr glücklich behandelte, kann die missfärbigen übelriechenden Stuhlgänge nur für ein höchst unbeständiges, und keinesweges charakteristisches Kennzeichen erklären, und er fand zum anhaltenden Gebrauche stärkerer Abführungsmittel niemals Grund. Das öftere Erscheinen der kritischen Gesichtsröse in den von dem Verf. beobachteten Fällen läßt jedoch vermuthen, daß die Epidemie, die sie ihm lieferte, mehr einen gastrischen Charakter hatte, und daß davon der so gerühmte Nutzen der Abführungsmittel abhieng, den man ihnen sonst im Allgemeinen in dieser Krankheit nicht beylegen kann.

Lehrreich bleibt dennoch bey allen seinen Mängeln das Buch auch für deutsche Aerzte, doch darf es ihnen gradezu nicht zum Muster dienen, weder in der Erkenntniß und Beurtheilung, noch in der Behandlung eines Uebels das, bey seiner offenbar entzündlichen Natur, doch so viel Räthselhaftes hat, und so manche besondere Rücksichten in der Behandlung fordert.

M d e.

Genf und Paris.

Bey Paschoud: Du Culte des Cabires chez des anciens Irlandais. Par Adolphe Pictet. 1824. Seite IX u. 154. in 4. — Eine Schrift, in welcher eine ausgebreitete Kenntniß der mythologischen Litteratur dargelegt, aber gar zu wenig an die nothwendigen Bedingungen und Grundlagen solcher Forschungen gedacht wird, als daß eine Angabe der Resultate hier nöthig schiene.

R. D. M.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

111. S t ü c k .

Den 15. Julius 1826.

G ö t t i n g e n .

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Civilistische
Abhandlungen von Dr. W. Francke, Privatdocen-
centen in Göttingen. 1826. 260 S. in 8.

Es enthält diese Schrift vier Abhandlungen über
einzelne Materien des Römischen Privatrechts. Die
erste beschäftigt sich mit einer Untersuchung über
den Inhalt der lex Cincia, und über die Grund-
sätze des älteren Rechts von den Schenkungen bis
zu der völligen Umbildung dieser Lehre durch das
neuere Constitutionenrecht. Allgemein bekannt sind
freylich schon die einzelnen Rechtsätze, welche in dem
von Mai aufgefundenen Fragm. Vaticana ausges-
prochen sind. Doch schienen dem Verf. noch ein-
zelne Annahmen eine Berichtigung zuzulassen; für
unverträglich aber mit dem Geiste des ältern Rö-
mischen Rechts mußte er die Ansicht halten, daß
alle Bestimmungen und Rechtsätze, welche unsere
Quellen enthalten, sämmtlich einzeln durch das
Edict positiv vorgezeichnet seyn sollten. Er ver-
suchte vielmehr sämmtliche Aussprüche unserer Quel-
len auf Ein Hauptprincip zurückzuführen. Das

Resultat dieser Untersuchung ist, daß freylich in der lex Cincia ein legitimus modus für Schenkungen festgesetzt war, dessen Größe wir jedoch nicht einmal mit Wahrscheinlichkeit bestimmen können, daß in Beziehung auf diese Vorschrift die lex eine imperfecta war, weil darin größere Schenkungen nicht ausdrücklich für nichtig erklärt waren: daß aber außerdem die lex eine hiervon ganz für sich bestehende Bestimmung enthielt, nämlich die exceptio legis Cinciae, welche dem Beschenkten ohne Rücksicht auf die Größe der Schenkung entgegenstand. Von diesen Bestimmungen waren endlich durch die lex selbst viele Personen eximirt. jene exceptio legis Cinciae hat jedoch neuerdings das Schicksal gehabt, aus der lex hinaus ins Edict verwiesen zu werden; wahrscheinlich weil ihre Anordnung in der lex nicht zu der Behauptung passen wollte, daß diese Einrede nur immodicis donationibus entgegenstehe. In dieser Einrede glaubt aber der Verf. die Basis gefunden zu haben, auf welcher bis zu den Zeiten Constantins die ganze Lehre von den Schenkungen beruhete. Namentlich war sie allein Grund des Sakes, daß bey der Schenkung eines fundus Italicus außer der Mancipation noch Tradition nothwendig war zur Perfection des Geschäfts, weil der durch die Mancipation allerdings begründeten vindicatio des Beschenkten die l. C. exceptio (in factum: Si non donationis c. mancipavi) entgegenstand. Aus ihr folgte, daß bey beweglichen Sachen sogar noch der Beschenkte durch einen Besitz majore tempore anni gedeckt seyn mußte, indem sonst der Schenker durch das interdictum Utruli den Besitz wieder auf sich übertragen, und dann jede Klage durch die exceptio ausschließen konnte. Sie bewirkte ferner, daß gegen dieses Interdict dem Beschenkten keine accessio des Besitzes des Schenkers selbst gegeben werden konnte, weil das Eintreten dieser accessio ge-

gen den Auctor selbst stets eine besondere Rechtsbegünstigung voraussetzte, nach der uns noch in l. 14. pr. D. de div. et temp. pr. aufbewahrten Regel: de accessionibus possessionum nihil in perpetuum neque generaliter definire possumus, consistunt enim in sola aequitate, welche Regel jedoch so häufig auf die Lehre von der Erfizung bezogen ist, wiewohl der §. 3. derselben Stelle eine Anwendung davon auf den Pfandgläubiger macht. Eben so bewirkte diese Einrede, daß das Versprechen der Evictionleistung an einen non exceptus ohne Wirkung war (Paulus S. R. V. XI. 5.). Sie endlich war Ursache, daß der schenkungsmäßige Erlass einer Forderung, nudo pacto eingegangen, den Beschenkten nicht gegen fernere Ansprüche sicherte (während eine acceptilatio ihm unbedingte Sicherheit gewährte), indem die durch das pactum nicht aufgehobene Klage angestellt, und die exceptio pacti durch eine replicatio legis C. elidirt werden konnte (l. 2. C. de accept. l. 1. §. 1. D. quibus mod. pign. solv.). Alle diese Beschränkungen fielen weg, wenn der Beschenkte zu den exceptae personae gehörte, weil ihm dann keine exceptio l. C. entgegenstand. — Von dem übrigen Inhalte der Abhandlung verdiente wohl noch einer besondern Erwähnung, daß der Patron jede dem Freigelassenen gemachte Schenkung nach reiner Willkühr widerrufen konnte. Die Stelle, welche diesen Satz enthält (Fragm. Vat. §. 272.) ist in doppelter Hinsicht merkwürdig, theils wegen der ungeliebten Interpolation, welche sie unter den Händen von Justinians Compilatoren erfahren, indem sie in l. 1. C. de revoc. donat. dahin bearbeitet ist, daß der Patron Schenkungen wegen Undankbarkeit widerrufen könne, theils aber, weil durch sie gegen jeden Zweifel gewiß ist, daß die Aufhebung von Schenkungen wegen später geborner Kin-

ber nicht über den Patron hinaus ausgedehnt werden kann. —

Der zweyte Aufsatz enthält einen Beytrag zur Lehre vom Pfandrecht. Er beschäftigt sich theils mit der Frage, ob das für eine naturalis obligatio haftende Pfand klagen verfolgt werden könne, und dann besonders noch mit der Untersuchung, ob der Gläubiger, welcher später das Eigenthum des Pfandes erwirbt, sein Pfandrecht behalte. Diese Frage wird weder unbedingt bejaht, noch durchaus verneint, welches Letztere ganz unmöglich ist, da Beyspiele von der Fortdauer des Pfandrechtes in diesem Falle vorkommen, und es selbst geschehen kann, daß Jemand in demselben Augenblicke Eigenthum und Pfandrecht an einer und derselben Sache erwirbt (l. 3. C. de his qui in prior. credit.). Um hier aber eine bestimmte Grenze ziehen zu können, ist vom Verf. eine neue Erklärung der l. 30. §. 1. D. de except. rei jud. versucht, indem die Entscheidung dieser ganzen Frage von der Art und Weise abhängt, wie der in dieser Stelle für die Möglichkeit der Fortdauer des Pfandrechtes angegebene Entscheidungsgrund — *verum est et pignus datum nec satisfactum esse* — aufgefaßt wird. Dieser Umstand aber, daß überhaupt die Fortdauer des Pfandrechtes des Eigenthumserwerbes ungeachtet möglich ist, scheint für die Richtigkeit der von Du Roi ausgesprochenen Ansicht zu zeugen, daß das Pfandrecht durchaus nicht als ein den Servituten analoges jus in re zu behandeln ist. Vielmehr war im Edict eine in rem actio verwilligt, der Fassung des Edictes nachgebildet war die in der viel besprochenen l. 1. C. Si pignor. conv. uns aufbewahrte intentio der formula hypothecaria, und nach den hier vorausgesetzten Erfordernissen bestimmten die Römischen Juristen die Möglichkeit der Klage und die Dauer des Pfandnerus. — Der dritte Aufsatz versucht eine Rechts-

fertigung des früher allgemein angenommenen Satzes, daß bey vertragsmäßiger Bestellung affirmativer Servituten zur Begründung des dinglichen Rechtes eine juris quasi traditio nothwendig ist, und eine Widerlegung der schon von Cujacius aufgestellten Meinung, daß eine dem Vertrage beigefügte Pönalstipulation als Tradition gelten könne. — Die vierte Abhandlung endlich enthält eine Darstellung der Grundzüge der Lehre von der Collation. Gegen die jetzt herrschenden Annahmen sucht hier der Verf. vornehmlich darzuthun, daß die collatio emancipatorum nicht durchaus verschwunden sey im Justinianischen Rechte, mit welcher Behauptung die Basiliken, selbst die Glosse und ein großer Theil der älteren Juristen übereinstimmen, und ferner, daß bey den übrigen Descendenten es nicht als Regel angenommen werden könne, daß im Zweifel jede vom Ascendenten empfangene Zuwendung zu conferiren, sondern daß hier sich nur einzelne Objecte als besonders der Collation unterworfen aufzählen lassen, indem diese Collation nichts sey, als eine Ausdehnung der dotis collatio der filiafamilias auf andere Descendenten und einzelne andere Objecte. — W. Francke.

Neustadt a. d. Orla.

Bey Wagner: Beyträge zu dem künftigen deutsch-katholischen Kirchenrechte, oder staats- und kirchenrechtliche Erläuterung des Großherzogl. S. Weimarschen Gesetzes vom 7 October 1825, die Verhältnisse der katholischen Kirchen und Schulen betreffend, mit besonderer Beleuchtung der dawider versuchten Ausstellungen. Von Alexander Müller, Regierungsrath in Weimar 1825 XXII. und 401 Seiten, Octav.

Während andere Staaten Deutschland's die Verhältnisse der ihnen untergebenen katholischen Kirchen, durch Concordate mit dem Papste zu ord-

nen suchten, hat die Großherzogl. Weimarische Regierung einen ganz andern Weg eingeschlagen. Sie ist die erste, welche nach der Restauration des römischen Hofes, mit gänzlicher Umgehung desselben, selbstständig und aus eigener Machtvollkommenheit bestimmt hat, wie weit sie dem katholischen Priesterthume das Kirchenregiment über die Katholiken ihres Landes, unbeschadet ihrer Hoheits- und Souverainitätsrechte zu verstaten, für gut finde. Jene Bestimmungen, nebst ihren Folgen sind nun in dem Gesetze vom 7. October 1823, welches alle und jede Verhältnisse der dortigen Katholiken ordnet, öffentlich bekannt gemacht. Daß dasselbe bey den dortigen Katholiken manchen Anstoß hervorbringen würde, war leicht vorauszusehen; und so hat denn auch das Generalvicariat des Bisthums Fulda sich für verpflichtet gehalten, die einzelnen Verfügungen jenes Gesetzes, durch welche seiner Ansicht nach, die Rechte der katholischen Kirche, so wie die Grundsätze des katholischen Glaubens gekränkt worden sind, in einer besondern, der Großherzoglichen Regierung im December desselben Jahrs überreichten Vorstellung, auszuzeichnen, und um einstweilige Suspension des Gesetzes, in Betreff der bezeichneten Punkte zu bitten. Da nun dem Generalvicariate unter dem 10. Febr. 1824, auf diese Vorstellung zu erkennen gegeben ist, daß diesem Gesuche nicht stattgegeben werden könne, so hat solches jene Vorstellung unter dem 8. März dess. J. erneuert, ohne daß, so viel wenigstens Ref. erfahren hat, bis jetzt eine weitere Resolution auf dieselbe erfolgt ist. Dagegen hat der Verf. des vorliegenden Werks jenes Gesetz, nach allen seinen einzelnen Verfügungen, und nach den Grundsätzen des Staats- und Kirchenstaatsrechts im besondern, gegen alle jene Ausstellungen zu rechtfertigen gesucht, und so enthält sein Buch nicht allein den Text jenes Gesetzes mit ausführlichen polemischen Erläuterungen, son-

bern auch anhangsweise die Vorstellungen des Generalvicariats, die er zu widerlegen die Absicht gehabt hat. Ernsthaft und nicht ohne Bitterkeit ist der Streit gegenseitig geführt; indessen möge das Vorgetragene genug seyn, um auf das Buch selbst aufmerksam gemacht zu haben, da, wie schon oben S. 381 dieser Blätter gesagt worden, es Gesetz unsers Instituts ist, sich jeder unmittelbaren Theilnahme an Streitigkeiten solcher Gattung zu enthalten.

B e r l i n .

Berthold, des Franziskaners deutsche Predigten aus der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts theils vollständig, theils in Auszügen herausgegeben von Christ. Friedr. Kling, Dr. der Philos. und Repetenten bey der theolog. Fac. in Tübingen. Mit einem Vorwort von Dr. A. Neander. 1824. S. 466. in 8.

Unter den deutschen Handschriften der Heidelbergschen Bibliothek, welche vor zwey Jahrhunderten in die Vaticanische zu Rom und vor zehn Jahren wieder nach Heidelberg zurückgekommen waren, fand sich auch diese Sammlung von Predigten eines deutschen Mönchs, welche, nach einer Angabe am Schlusse der Handschrift, die Pfalzgräfin am Rhein und Herzogin Elisabeth von Bayern im J. 1370 aus einer ohne Zweifel älteren Sammlung, oder vielleicht aus mehreren älteren zusammen schreiben ließ. Hr. D. Neander, der Gelegenheit bekam, sie einige Zeit zu benutzen, beschloß nun, sie auch dem Publico durch Auszüge, die er daraus geben wollte, bekannter zu machen; da ihn aber andere Arbeiten abhielten, so unterzog sich Hr. D. Kling dem Geschäfte, und zwar auf eine Art, für die man ihm wirklich mehrfachen Dank schuldig ist. Anstatt bloßer Auszüge hat er hier zwölf ganze Predigten aus der Sammlung gegeben, und aus den übrigen, welche sie enthält, freylich nur einzelne Stellen, aber mit einer weisen Auswahl nur solche gegeben, in denen sich der Geist des Predi-

gers, oder der Geist seines Zeit-Christenthums, aber auch der Geist eines besseren und inneren Christenthums am kräftigsten und am lautesten ausspricht. Von dieser Art findet sich wirklich auch vieles in diesen Predigten, das nicht nur den Historiker, sondern auch den bloß Christlichen und etwas gebildeten Leser, freylich aber den ersten am stärksten anziehen kann, weil darin ein reineres Christenthum mit dem Zeitchristenthum noch seltsam gemischt ist. Ueber das Gute, das dadurch — nicht nur gewirkt worden seyn konnte, sondern noch gewirkt werden könnte — scheint sich uns daher auch der Hr. Herausgeber am Schlusse der Vorrede etwas gar zu feyerlich ausgesprochen zu haben. Auch mögen wir seinem Urtheil über den Verf., nach welchem er ihn in Beziehung auf seine homiletische Kunst zwischen den heiligen Bernhard und den späteren Volksprediger, Abraham von St. Clara in die Mitte setzt, vorzüglich um deswillen nicht beystimmen, weil wir uns den Heiligen von Clairvaux unmöglich mit dem Wiener Spasmacher auf einer Linie denken können: aber darin stimmen wir ihm ganz bey, daß diese Predigten für die Geschichte des deutschen Religionsgeistes in der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts ein sehr schätzbares Document sind, und noch geterner darin, daß sie für den deutschen Sprachforscher eine Fundgrube mancher brauchbaren Entdeckungen werden können. Es war auch die Absicht des Herausgebers, sie besonders dazu benutzbarer zu machen, indem er mit einem Glossar ein Repertorium des darin enthaltenen Sprachschazes beyzufügen wollte, und man hat gewiß Ursache es zu bedauern, daß er daran verhindert wurde; noch mehr würde sich ihm hingegen Rec. verpflichtet gefühlt haben, wenn er darauf ausgegangen wäre, oder es möglich gefunden hätte, über den Verf. der Predigten einige weitere und speciellere Notizen zusammen zu bringen. Jetzt weiß man weiter nichts von ihm, als daß er Berthold hieß, daß er zum Franziskanerorden gehörte, daß er in Augspurg oder in der Augspurgischen Diöces vorzüglich wirkte und wahrscheinlich noch vor dem Ende des dreyzehnten Jahrhunderts wirkte, denn diese Notizen lassen sich aus seinen Predigten selbst schöpfen; aber hätte sich gewiß etwas mehr aus gleichzeitigen oder doch seiner Zeit näheren Nachrichten seiner Ordensbrüder, aus Augspurgischen Stadtchroniken, oder vielleicht schon aus den Sammlungen unserer Schelhornes und Panzer mehr von einem Manne erfahren lassen, der für seine Zeit und in seinem Kreise zu merkwürdig war, als daß er nicht wenigstens eine locale Celebrität hätte erlangen sollen?

— —

G ö t t i n g i s c h e
G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.

Den 15. Julius 1826.

L o n d o n.

Printed for Harding etc. 1825: Original Letters illustrative of English History; including numerous Royal Letters from autographs in the British Museum, and one or two other collections. With notes and illustrations. By Henry Ellis, F. R. S. Keeper of the manuscripts in the British Museum. In three Volumes. Vol. I. Second edition 309, Vol. II. 308 und Vol. III. 399. Seiten in 8.

Das Britische Museum enthält bekanntlich eine bedeutende Sammlung auf die Geschichte Bezug habender Manuscripte, worunter viele Originalbriefe von den Beherrschern Englands und ihren Ministern und Großen sind. Diese Manuscripte sind größtentheils von den Englischen Geschichtschreibern benutzt worden; der Aufseher über selbige, Mr. Ellis, hat dessen ungeachtet geglaubt, daß der Abdruck derselben, als Erklärung und Beleg zu der Geschichte, für die, welche solche im Detail zu studieren, oder zu bearbeiten wünschen, von Nutzen seyn werden. Die von ihm herausgegebene Sammlung ist in drey Bänden abgetheilt, und S. Maj. dem Könige Georg IV. gewidmet. Herausgerissen

aus aller Verbindung mit der Geschichte selbst, tragen die von Mr. Ellis hinzugefügten Erklärungen und Anmerkungen sehr zur Verständigung des Sinnes dieser Briefe bey. Sie gewähren viele Unterhaltung für den, der mit der Englischen Geschichte genau bekannt ist. Allein auch aus dem Gesichtspunkte, als Fingerzeige zur Beurtheilung des Characters der Schreibenden, nehmen sie ein allgemeines Interesse in Anspruch. Es ist vorzüglich bey den Familien- und freundschaftlichen Briefen, bey welchen der Brieffsteller nicht ängstlich auf seiner Hut ist, daß sich dessen wahre Denkungsart verräth. Wünschenswerth ist es, daß Mr. Ellis Beyspiel andere Bibliothekare zur Nachfolge reizen möge.

I. Die erste Sammlung enthält Briefe aus den Zeiten der Regierung König Heinrich V. bis zu der Heinrich VII. Es sind bis auf diese hier gedruckte, wenig oder gar keine in Englischer Sprache geschriebene officiële Briefe aus den früheren Perioden vorhanden, weil man sich bis dahin bey allen schriftlichen öffentlichen Verhandlungen der Lateinischen Sprache zu bedienen pflegte. Die Kunst, oder, wenn man will, das Talent Briefe zu schreiben, ward vor jener Zeit nur von den Großen und Gelehrten angewandt. Die ersteren bedienten sich bey ihrem Briefwechsel, der sich nur über Staatsangelegenheiten erstreckte, der Feder der letztern. Die Briefe der Gelehrten beschäftigten sich gemeinlich nur mit irgend einem wissenschaftlichen Gegenstande, den sie auf eine unbarmherzige und höchst langweilige Art, zerlegten. Der familiäre Styl ist in England erst im 15ten Jahrhunderte aufgekomen. Die Englische Sprache erscheint in dieser ersten Sammlung noch sehr ungebildet. Der Sinn vieler Stellen ist nicht ohne Schwierigkeiten herauszubringen. Man schrieb damals fast immer auf Melin; nur sehr wenige Briefe sind auf Papier geschrieben. Die Cottonian Volumes

enthalten viele Briefe über öffentliche Angelegenheiten, die vor dem 15ten Jahrhunderte geschrieben sind. Unter diesen ist ein in Französischer Sprache von Hugh le Despenser im J. 1310 geschriebener Brief, der Befehle für die Vertheidigung seiner Schlösser gibt, einer der ältesten. In einem gleichfalls in den Cottonian Volumes aufbewahrten Papier, das auf die Uebergabe von Brest Bezug hat, ist die Art, wie sich die Könige von England in der ältesten Zeit unterschrieben, ersichtlich. König Richard II. hat sich hier unterzeichnet: Le Roi R. E. In einem, in der angezeigten Sammlung befindlichen Schreiben Königs Eduard IV. an Dr. Alexander Ligh von 1477, stehen am Eingange und Schlusse des Briefes die Buchstaben R. E. In einem Briefe von Heinrich VII. an Sir Gilbert Talbot hat der König sich am Anfange unterzeichnet H. R. dann folgt: By the King das Datum ist am Schlusse des Briefes, so wie auch die Adresse: To oure trusty and wilbeloved Knight and Couseillor Sir Gilbert Talbot. In einem Briefe an seine Mutter: Margaret Countess of Richmond, nennt Heinrich VII. sie am Eingange: Madam, my most entirely wilbeloved Lady and Moder, und am Schlusse steht: Written at Grenewiche the 17. day of July, with the hande of Youre most humble and lovyng sonne. H. R. In der Antwort nennt ihn seine Mutter am Eingange: My oune suet and most deire Kynge and all my wordly joy, yn as humble manir as y can thynke y recommand me to your Grace. Am Schlusse steht: At Colynweston the XIII day of January, by your feyth full trewe hed woman, and humble modyr. Margaret. R. Die Unterschrift your hed woman findet sich in mehreren Briefen von Frauen an den König. Diese angezogenen Stellen beweisen, wie sehr verschieden die Englische Orthographie im 15ten Jahrhunderte von der gegenwärtigen war. Viele

Worte sind so sehr außer den Sprachgebrauch gekommen, daß sie ohne Mr. Ellis Erklärung unverständlich seyn würden. Auffallend ist, daß den Briefen zwar immer der Tag und der Monath, wann sie geschrieben, nicht aber die Jahrzahl hinzugefügt ist. In dieser ersten Sammlung sieht der Herausgeber vorzüglich zwey Briefe als historisch wichtig an. Der eine hat Bezug auf Verkin Warbeck; der andere enthält die Gründe, warum Heinrich VII. sich nicht mit dem Pabst gegen die Türken vereinigen wollte.

II. Briefe aus der Periode der Regierung Heinrich VIII. Mehrere Geschichtschreiber, z. B. Bischof Burnet, Stype u. a. m. haben den größten Theil der im Museum befindlichen auf die Regierung dieses Königs Bezug habenden Briefe, in so weit solche mit den Angelegenheiten der Kirche in Verbindung stehen, nicht nur benutzt, sondern auch größtentheils als Belege abdrucken lassen. Mr. Ellis hat diese Briefe aus seiner Sammlung ausgeschlossen, und nur die, welche auf die Civil-Geschichte Bezug haben, aufgenommen. Unter diesen sind einige noch ungedruckte von Sir Thomas More, dessen Styl in seiner Zeit sehr bewundert ward. Einige dieser Briefe schildern die glänzenden Sitten, die am Hofe Heinrichs VIII. (der, wie Fuller einst behauptete, alle Taster und Tugenden seiner Vorgänger seit Wilhelm dem Eroberer in sich vereinigte,) herrschten, mit den glänzendsten Farben. Nach dem in diesem Zeitalter herrschenden Style war es Gebrauch, daß der Brieffsteller seine Person am Eingange des Briefes zu Gnaden empfahl. So schrieb König Jacob IV. von Schottland an Heinrich Ester *owr mast hartly recommendation dearest broder and cosygn.* — Der Schluß war ohne Complimente: *At our Abba of the Holy Croyd the Xj. da of June with to il hand of zowr Cossyng. James. R.* An Cardinal Wolsey schrieb Heinrich VIII.: *My Lord Cardinal I re-*

command unto you as hartely as I can. Am Schlusse heißt es: Wryttyn with the hand of your lovyng Prynce Henry R. Die gewöhnliche Adresse an den König auf den von seiner Dienerschaft oder Unterthanen geschriebenen Briefen war; To the Kings Highness. Der Titel, der ihm in den Briefen selbst gegeben wird, ist abwechselnd your Highness, oder your Grace. Der Eingang ist gewöhnlich: Please it your Highness to know; und am Schlusse: your humble subgyet. Es scheint, daß damals in Frankreich der nämliche Styl herrschte wie in England. In einem Französischen Briefe, den die Schwester Heinrich VIII. Maria an den Herzog von Orleans schrieb, heißt es im Eingange: Monsieur, bien humblement a vostre bonne Grace je me recommande. Der Schluß ist sehr kurz: de la main de Vrē bien humble Compaigne Maria. Merkwürdig ist ein Herausforderungsbrief, den Lord Surrey am Tage vor der Schlacht von Floddenfield im J. 1512 an König Jacob IV. von Schottland, schrieb. Im Eingange nennt er den König zwar: Right highe and mightie Prince. Aber am Schlusse heißt es nur: Written in the field the 7. day of Sept. Thomas Surrey. Unter den verschiedenen historischen Anekdoten, die in dieser Sammlung befindlich sind, bemerken wir aus dem Briefe des Englischen Gesandten Richard Pace an den Cardinal Wolsey, daß bey einer deutschen Kaiserwahl Bestechung der Churfürsten gewöhnlich angewandt werde. So meldet der Gesandte in diesem Briefe: Kaiser Maximilian habe durch das Versprechen, 50,000 Ducaten in Gold jedem Churfürsten, der seinem Großsohn (Kaiser Karl V.) die Stimme geben würde, zu zahlen, bereits vier Churfürsten gewonnen. In einem der folgenden Briefe, datirt Mainz den 25. Junius berichtet er weiter: König Franz I. von Frankreich habe den Churfürsten das Doppelte bieten lassen, was irgend ein churfürstlicher Prinz

für die Kaiserwürde geboten habe, und setzt hinzu: dieß ist der theuerste Kauf und, nach meiner Meinung, der schlechteste Handel, den ich kenne. Eine so geringe Meinung hatte dieser Englische Diplomat von dem Werthe der Kaiserwürde! Sechs in der zweyten Sammlung abgedruckten Briefe haben auf den Verhaft und das Betragen der Königin Anna Boleyn, während ihrer Gefangenschaft im Tower, Bezug. Ein Theil dieser Briefe ist durch den Brand, der im J. 1731 das Museum betraf, so sehr beschädigt worden, daß der Sinn zum Theil errathen werden muß. Der letzte Brief der Anna Boleyn an den König, "from her doleful prison in the Tower", der als ein Meisterstück in der Englischen Sprache angesehen wird, ist, als schon mehrmals abgedruckt, in diese Sammlung nicht aufgenommen. Mr. Ellis glaubt, daß das Original dieses Briefes nicht mehr vorhanden sey; er ist aber von der Echtheit der Copie desselben, die unter Lord Cromwell's Papiere zu gleicher Zeit mit den Briefen des Lord Kyngstons aufbewahrt ist, vollkommen überzeugt. Dieser Lord war Lieutenant of the Tower, Anna Boleyn war daher unter seiner unmittelbaren Aufsicht; sein Zeugniß für die Echtheit der Copie hat größeres Gewicht, als die dagegen aufgestellte Bemerkung: jener Brief sey in einem Style geschrieben, den man bey den früheren der unglücklichen Königin vermisse. Sie schrieb diesen kurz vor ihrer Hinrichtung, in einer Stimmung der Seele, ganz dazu geeignet, dem Geiste einen höhern Schwung zu geben. Es herrscht in diesem Briefe eine Einfachheit der Ausdrücke, ein eigenthümlicher Geist von Empfindungen, verbunden mit einer edelen Resignation, den keine Kunst nachahmen kann. Nach Mr. Ellis Ansichten verdankt Anna Boleyn die Theilnahme, die ihr Schicksal bey der nachfolgenden Generation gefunden hat, diesem ihrem Schreiben. Ob diese Königin wirklich sich der Verbre-

chen, der Heinrich VII. sie anklagte, schuldig bekannte, bleibt zweifelhaft. Alle gerichtlichen Documente, in Betreff ihrer Anklage und Verurtheilung sind nicht mehr vorhanden. Ob Heinrich VIII. oder die Königin Elisabeth sie zerstören ließ, ist ungewiß. — Weniger als das Schicksal dieser schönen aber unglücklichen Frau, nimmt das vom Cardinal Wolsey unsere Theilnahme in Anspruch; wenn wir gleich diesen gefallenem Großen nicht lieben können, so bleibt er doch immer ein merkwürdiger historischer Character. Die hier abgedruckten Briefe zeigen uns ihn in seiner Größe als allmächtigen Minister, aber auch in Ungnade gefallen. Seine Briefe an Thomas Cromwell und Dr. Stephan Gardiner, bilden durch ihren demüthigen und bit tenden Ton, einen Contrast mit seiner früheren stolzen Sprache. Mr. Ellis widerlegt die von vielen Englischen Geschichtschreibern aufgestellte Behauptung: Heinrich VIII. habe sich in den ersten Jahren um die Regierungs-Angelegenheiten nicht selbst bekümmert, sondern diese ganz dem Cardinal Wolsey überlassen. Aus mehreren Briefen geht hervor, daß der König zwar des Cardinals Talente kannte und schätzte, und ihm oft für seine Dienste Dank bezeugte; aber selbst alles vorschrieb. Wolsey unterstand sich nicht, dem Parlamente eine Bill vorzulegen, oder an auswärtige Höfe zu schreiben, ehe er nicht die Einwilligung des Königs erhalten hatte. In einem Briefe von Sir Thomas More an den Cardinal geschrieben im J. 1523, in welchem die Rede von der Führung des Krieges in den Niederlanden ist, kommt folgende Stelle vor: "After that his Grace, (Heinrich VIII.) had read and reformed the mynet of this present letter, he commanded me to wryte unto your Grace on his behalfe that it myght lyke you to take the payne to devise a good round letter un to my Lady Margaret in your own name. Seit dem Jahre 1530 fing Heinrich VIII. an, statt der eige-

nen Unterschrift, sich eines Stempels zu bedienen, um sich der Mühe zu unterschreiben, zu entheben. Heinrichs VIII. berühmtes Testament von 1545, dessen Echtheit aus Ursachen, weil die Unterschrift eine feste Hand andeutet, die der König bey seinem damaligen Alter nicht mehr schrieb, in Zweifel gezogen worden, ist ersichtlich mit einem solchen Stempel unterzeichnet. In seinen letzten Jahren machte sich der König das Leben so bequem, daß er dem Erzbischof von Canterbury und andern Letters patent ertheilte: "to make warrants from time to time in our name and under our stamp remaying in the custody of our counsail, for the payment of money. Von diesen Lettres patent (die wohl vor und nachher kein König ertheilte) sind noch sechs in den Harleian Charters im Museum aufbewahrt. — Die Gipsies (Sigeuner) hatten sich während der Regierung Heinrich VIII. auch in England eingefunden. Man nannte sie Bohemians, war aber schon damals über ihren eigentlichen Ursprung in Ungewißheit. Sie machten sich unter den Engländern nicht nur viele Anhänger, sondern mehrere derselben, denen ihre herumziehende Lebensart gefiel, wurden Gipsies. In Schottland waren sie sehr begünstigt worden. Ein Anführer derselben, Namens John Fall, der sich den Titel Lord and Earl of Little Egypt beygelegt hatte, erhielt sogar Letters of defence and concurrence for assisting him in the execution of justice upon his company. Da sie sich aber bald manche Unordnungen und sogar Diebstähle zu Schulden kommen ließen, so erließ Heinrich VIII. eine strenge Verordnung. Diese hatte keine Wirkung. Thomas Lord Cromwell beauftragte daher den Earl of Chester, in einem Schreiben, daß in dieser Sammlung aufgenommen ist, die Gipsies im Brittischen Reiche gänzlich auszurotten. — Die Englische Geistlichkeit hatte geglaubt, daß Heinrich VIII. als Folge seiner Reformation der

Englischen Kirche, gegen ihre Verheirathungen nichts einzuwenden haben würde. Mehrere Geistliche hatten sich Frauen genommen. Sogar hatte sich der Erzbischof Grammer mit einer Nichte des berühmten Dsiander in Nürnberg verheirathet. Da erschien jene Parlamentsacte im J. 1539, bekannt unter der Benennung "the bloody Act. Grammer schickte seine Frau schleunigst nach Deutschland zurück. Mr. Ellis hat einen Brief von einem Priester John Foster an Lord Cromwell abdrucken lassen, in welchem er den König um Verzeihung bittet, ein Weib genommen zu haben, und seine Ehescheidung anzeigt. Er bemerkt in diesem Schreiben den großen Nutzen für Se. Majestät, wenn die Verheirathung der Geistlichkeit verstattet würde: erstlich, sie würde den König um so mehr achten und lieben, und zweytens, dadurch würde eine Scheidewand zwischen ihr und dem Bischof von Rom entstehen. Heinrich VIII. scheint durch diese Vorstellung, seinen früheren Entschluß aufgegeben zu haben. — Nach dem Ableben der Jane Seymour bewarb sich Heinrich VIII. vergeblich um die Hand mehrerer Prinzessinnen. Man hatte ihm die Schönheit der Prinzessin Anna von Cleves gerühmt. Der Maler Holbein, den der König nach Cleve abschickte, machte ein so geschmeicheltes Gemälde von ihr, daß Heinrich sie zu heirathen beschloß. Vielleicht trug ein sehr günstiger Bericht über die persönlichen Vollkommenheiten der Prinzessin von Nicholas Wotton, mit welchem das Holbeinsche Gemälde dem Könige zugeschickt ward, der hier zuerst abgedruckt ist, eben so sehr zu dem raschen Entschlusse der Vermählung bey, als das Gemälde. Bekanntlich gefiel diese Prinzessin dem Könige so wenig, daß er sich sogleich wieder von ihr scheiden ließ. — Ueber das Verbrechen und die Hinrichtung der Königin Catharine Howard, sind in den Englischen Archiven nur zwey Documente vorhanden: ein Schreiben des Lord of the Council an den Englischen Gesand

ten William Paget, und die Anklagungsacte. Mr. Ellis hat daher einen Privatbrief von Sirwell Johnson an seinen Bruder, der Kaufmann in Calais war, vom 13. Februar 1541 in diese Sammlung aufgenommen, welcher der Hinrichtung der Königin und des Lords Rochford beywohnte und behauptet, beide hätten auf dem Schaffott ihre Schuld anerkannt.

III. Briefe aus der Zeit der Regierungen Eduard VI. und der Königin Maria. Die kirchlichen Angelegenheiten scheinen in dieser Zeit die Gemüther zu sehr beschäftigt zu haben, den weltlichen große Aufmerksamkeit zu schenken. Da die in dem Museum vorhandenen Briefe die auf die Angelegenheiten der Kirche Bezug haben, bereits von Stype und andern Geschichtschreibern extrahirt, auch zum Theil wörtlich mitgetheilt sind, so ist in dieser Sammlung nur ein Schreiben dieser Art und zwar von der Prinzessin Maria an Eduard VI., in welchem sie sich beschwert, man wolle ihr nicht verstaten, in ihrem Hause Messe lesen zu lassen, aufgenommen. Die Familienbriefe des Königs sind größtentheils in lateinischer Sprache geschrieben, auch schrieb die Prinzessin Elisabeth, nachmalige Königin, ihm mehrmals in dieser Sprache. Der Englische Styl dieser Prinzessin ist sehr blumreich, wie z. B. der Anfang eines Briefes an den König: "Like as a shipman in stormy wether plukes downe the sailes tarynge for better winde, so did I, most noble Kinge, in my unfortunate chanche a thur day pluk downe the hie sailes of my ioy and comfort and do trust one day that as troublesome waves have repulsed me bakwarde, so a gentil winde wil bringe me forwarde to my hauen. Dieser Brief ward nämlich auf die erhaltene Nachricht, daß der König von einer Krankheit genesen sey, geschrieben. In dem nämlichen Style ist ein andrer Brief von der Prinzessin mit welchem sie dem Könige ihr Porträt schickte. Like as the riche man that dayly gathered riches to

riches, and to one bag of money lageth a greater sort til it come to infinit, so methinkes your Maiestie, not beinge suffised withe many benefits and gentilnes. shewed to me afore this time, do the now increase them in askinge and desiring wher you may bid and commande, requiring a thinge not worthy the desiringe for it silfe, but made worthy for your Hightness request. My picture J mene u. s. f. Dieser Styl voll Bombast und Metaphern, ward wahrscheinlich als hohe Eleganz angesehen. Es war nicht allgemein, wenigstens sagt die verwittwete Königin, (die Gemahlin Eduards VI.) in einem hier abgedruckten Liebesbriefe an den Admiral Lord Seymour, den sie nachher heirathete, in einfachen Worten: "Whan yt shal be yowr pleasur to repayre hether ye must take sum payne to come erly in the mornynge, that ye may be gone agayne by seven a cloke and so I suppose ye may come without suspect. — Die hier abgedruckten zwey Briefe, die Jane Gray, als Königin an den Marquis of Northampton und an die Lieutenancy of Surrey erließ, sind von den in Losely-House aufbewahrten Originalen abgedruckt. Mr. Ellis macht bey dieser Veranlassung bemerklich, daß drey sehr interessante Briefe, die Jane Gray an Heinrich Bullinger in Zürich schrieb, in der Rathsbibliothek dieser Stadt aufbewahrt sind, und wünscht die öffentliche Bekanntmachung derselben.

IV. Briefe aus der Zeit der Regierung der Königin Elisabeth. Aus der früheren Zeit dieser Regierung sind deren nur wenige in dem Museum aufbewahrt. Desto zahlreicher sind die Briefe und Documente, die auf die späteren Jahre Bezug haben, insbesondere aber die die unglückliche Maria, Königin von Schottland, betreffen. Indessen sind gerade diese schon von mehreren Geschichtschreibern mitgetheilt; Mr. Ellis ist daher in seinen Mittheilungen um so sparsamer. In einem Schreiben

des Thomas Randolph an den Earl of Leicester vom 31. Julius 1565 ist eine umständliche Erzählung von der Hochzeit der Königin Maria von Schottland mit Lord Darnly, und in dem Bericht vom Earl Bedford an den Privy Council von England, von David Rizzio Ermordung enthalten. Ein Brief von der Königin Elisabeth an Sir J. Foster beweiset, daß sie einigen der Mörder des Rizzio, die sich nach England geflüchtet hatten, heimlich Schutz angedeihen lassen wollte. Die Briefe welche die Königin von Schottland, gleich nach ihrer Ankunft in England an die Königin Elisabeth und Sir Wm. Cecil, beide in Französischer Sprache, um Schutz zu bitten, schrieb, sind in dieser Sammlung. Beynahe alle Briefe dieser Königin sind in dieser Sprache geschrieben. Im Alter von sieben Jahren kam sie nach Frankreich, wahrscheinlich hatte sie damals noch keinen Unterricht im Englischen Schreiben gehabt. Nach ihrer Rückkehr nach Schottland unterrichtete sie Sir Francis Knollys im Englischen. Mr. Ellis theilt den ersten Brief den sie in dieser Sprache schrieb, mit. Er ist vom 1. Sept. 1568 und an Sir Fr. Knollys gerichtet. — Die Königin Elisabeth nahm viermahl das über den Herzog von Norfolk gefällte Todesurtheil zurück; sie wollte sich listigerweise das Ansehen geben, als werde es gegen ihren Willen auf Verlangen des Parlaments ausgeführt. Eine solche Zurücknehmung dieses Todesurtheils von 11. April 1572 ist in dieser Sammlung enthalten. — Nicht ohne äußersten Widerwillen kann man mehrere Briefe, die die Behandlung, welche die unglückliche Königin von Schottland erfuhr, betreffen, lesen. Wenn Sir Paulet dem Secretary Walsingham am 10. Sept. 1586 berüht, wie es ihm gelungen sey, die Königin während sie krank im Bette lag, ihres noch habenden Geldes gewaltsam zu berauben, so geschieht dieses in einer Sprache, die nur einem Räuber ziemt und der nur durch die unanständigen Neuße-

rungen des Lords Burghley, deren er sich in einem Briefe über die Art, wie er ihre Vertheidigung zu Schanden gemacht habe, erlaubt, übertroffen wird. Wenn er erwähnt, wie die Königin betheuert, die ihr zum Vorwurf gemachten Briefe gegen die Königin Elisabeth niemals geschrieben zu haben, auf Vorlegung ihrer Original-Unterschrift dringt, und das Mitleiden ihrer Richter rege zu machen gesucht habe, setzt er mit Selbstgefälligkeit hinzu: "in this hir speches I did so encounter hir with reasons out of my knolledg and experience, as she had not that avantage she looked for." Als ein Beweis der tiefen Verstellung, deren die Königin Elisabeth Meister war, müssen wir den Brief den sie am 14. Februar 1586 an König Jacob VI. schrieb, in welchem sie sich wegen der Vollziehung des Todesurtheils seiner Mutter entschuldigt, ansehen; sie behauptet, ihre Minister hätten sie getäuscht. Mr. Ellis sagt: this letter gevis us ground to hope, if not to believe, that Elizabeth was really betrayed by his ministers, when the warrant for Mary's execution was carried into effect. Dies scheint etwas vom Hofmann zu verrathen, wir sehen nicht worauf Hr. Ellis diese Hoffnung gründet. Die übrigen Briefe in dieser Sammlung sind sehr vermischten Inhalts. Der Seebeld Drake erzählt sein Mißgeschick, die Schätze des Königs von Spanien nicht gekapert zu haben, Sir Robert Cecil muß auf Befehl der Elisabeth ihrem damas abwesenden Günstling dem Earl Essex eine weitläufige Erzählung von dem prächtigen Empfange, den sie einen polnischen Abgesandten gab, mittheilen. Merkwürdig ist, daß die Königin so sehr Meisterin der Lateinischen Sprache war, die Anrede des selben, in zierlichem Latein aus dem Stegreife beantworten zu können. Diese Jungferkönigin hielt viel auf prächtige Anzüge; bey ihrem Ableben fanden sich deren drehtausend vor, von denen mehrere Geschenke auswärtiger Fürsten waren. Sogar die

Sultanin Mutter schenkte ihr einen prächtigen Anzug, begleitet mit einem Briefe in italienischer Sprache. Während der Regierung der Elisabeth ward die Englische Sprache sehr verfeinert, wozu das Studium der griechischen und römischen Litteratur beytrug. Der größte Theil der Briefe in dieser Sammlung, sind in einem verfeinerten Styl geschrieben, der dem heutigen sehr nahe kommt.

IV. Briefe aus der Zeit der Regierung König Jacob I. Diese haben vorzüglich Bezug auf seine Ankunft in England, bey der Besiznahme der Englischen Throns und seine Heiraths-Angelegenheiten. Zwey Briefe von dem Churfürsten von der Pfalz, König von Böhmen, seinem Schwiegersohne und dessen Gemahlin, geschrieben gleich nach der unglücklichen Schlacht auf dem weissen Berge vor Prag, an Jacob I. ihn um Beystand bittend, beide von der Hand der Königin, verfehlten ihren Zweck, weil der König von England die Böhmen als aufrührerische Unterthanen des Kaisers ansah, die keinen Beystand verdieneten. Elisabeth schrieb ihrem Vater: *Je vous supplie d'avoir pitié de nous et de n'abandoner le Roy a cest heur qu'il en a si grand besoing. Pour moi, je suis resoluë de ne le quitter, car si il perit je periroy aussy avec luy* — so dachte und schrieb diese interessante aber vom Unglücke verfolgte Prinzessin, zu deren Ritter sich der romantische Christian, Herzog von Braunschweig und Administrator von Halberstadt aufwarf, der unter den Helden des dreyßigjährigen Krieges gleich einem glänzenden Meteor nur zu bald wieder verschwindet. Die bescheidenmüthige Prinzessin hielt Wort; sie theilte das Exil ihres Mannes bis zu seinem Tode. Dann lebte sie mit ihrer Familie sehr eingeschränkt im Haas. Auf Einladung König Carl II. begab sie sich nach London, wo sie 1661 starb. Der Brief, den sie vor ihrer Abreise nach England an den Herzog von Ormond schrieb, ist in den Harleian. Mspt. aufbewahrt; die Königin sagt unter andern: *"I woulde not doe it before (nämlich nach England zu kommen,) not to give the King too much trouble at once, except he had commanded me to go, and now, I asure you I shall give verie little*

trouble, for I bring with me not above 6 or 27 persons." — Nicht lange nachher regierte ihr Großsohn (Georg I.) in dem nämlichen Lande, wo sie in ihren letzten Tagen einen kümmerlichen Zufluchtsort fand. Aus der hier abgedruckten Correspondenz geht hervor, daß König Jacob I. ursprünglich gegen die berühmte Reue seines Sohns nach Spanien war; allein er ward durch Prinz Carl und Buckingham verleitet. Jacob I. scheint als Gelehrter schätzenswerther als wie Staatsmann, vielleicht wäre er letzteres gewesen, wenn er zu sich selbst ein größeres Zutrauen gehabt hätte. Kriegerisches Blut floß nicht in seinen Adern; negotiiren wollte er wohl für seinen unglücklichen Schwiegersohn, aber nicht sechten.

V. Briefe aus der Zeit der Regierung Carl I. Die hier abgedruckten Briefe geben wenige Details über das Schicksal dieses unglücklichen Monarchen, die von ihm selbst geschriebenen zeigen, daß er ein besseres verdiente, als ihm zu Theil ward. Seine Verheirathung mit der Prinzessin Henriette von Frankreich, die Ankunft derselben in England, und die gewaltsame Zurückschickung ihres zahlreichen aber höchst unruhigen Gefolges nehmen einen großen Theil dieser Briefe ein. In einem Schreiben an die Königin sind einige noch nicht bekannt gemachte Notizen über die Ermordung des Herzogs von Buckingham. Auch über die Expedition nach Rochelle sind mehrere interessante Briefe abgedruckt. Nicht ohne Theilnahme wird man die Briefe lesen, die Carl I. kurz vor und während der Rebellion, an den Herzog von Newcastle, Secretär Nicholes, Prinz Rupert u. a. m. schrieb. Auf Prinz Rupert hatte er sein ganzes Vertrauen gesetzt. Als dieser Bristol ohne Widerstand zu leisten übergab, entließ er ihn zwar seiner Dienste, schickte ihm aber auch zugleich einen Paß, ungehindert England verlassen zu können. Der Prinz kam zum Könige; dieser verzieh das Geschehene; Carl's Herz war der Rache und des Hasses unfähig. Der letzte hier abgedruckte Brief von dem Könige ist datirt Newport 7. Nov. 1648, und an Prinz Carl gerichtet. In der unglücklichen Lage, in welcher er sich befand, scheint ihn nur die damalige Krankheit dieses seines Sohns beschäftigt zu haben. Aus der nachfolgenden Periode bis zum Tode des Königs, hat Hr. Ellis im Museum nur die Carte blanche gefunden, die Prinz Carl dem Parlamente mit seiner Unterschrift und seinem Siegel versehen, schickte, um das Leben seines Vaters zu retten; diese ist als Titelblatt dem dritten Theile vordruckt. In dieser V. Abth. sind mehrere Briefe von Cromwell und Fairfax betreffend die kriegerischen Vorfälle aufgenommen. — VI. Briefe aus der Zeit der Regierungen Karls II. u. Georg I.

Mr. Ellis bemerkt, er habe Anstand nehmen müssen, mehrere interessante Briefe aus dieser letzten Epoche mitzutheilen, weil er zu vermeiden wünsche, den Gefühlen der noch vorhandenen Generation zu nahe zu treten. Sein Zweck sey gewesen to illustrate historical fact only. Unter den wenigen hier abgedruckten Briefen von Carl II. schreiben wir folgenden, der diesen König charakterisirt, ab. "I have had so good testimony of your affection to the King my deare Father of blessed memory, that I desire you on this occasion to send me five hundred pounds, whereof I promise you, on my royall word, very faithfull repayment. I have troubled few of my friends in this kind, and I doubt not your readines to answer this desire of your assured friend Charles R. Die in dieser Sammlung enthaltenen Nachrichten von den letzten Augenblicken Carls II. weichen sehr von einander ab. Mr. Ellis schreint der Erzählung des Bischofs Burnet den mehrsten Glauben beizumessen. Pater Huodeston, sagt Burnet, eitbeilte Carl II. die Absolution nach den Gebräuchen der Römischen Kirche. Der König empfahl dem Herzoge von York Lady Portsmouth und poor Nelly (Mrs. Gwyn) beide waren bekantlich Maitressen des Königs. Er erwähnte weder der Königin, noch seines Volks, noch seiner Schulden. — Ganz anders lautet ein Brief von Francis Roper vom 7. Febr. 1684. Er schildert den König als einen reutigen Sünder, voll Bärtlichkeit für seine Gemahlin und Kinder, durchdrungen von religiösen Gesinnungen. Was die Erzählung dieses Rev. Fr. Roper etwas verdächtig macht, ist schon der Anfang seines Briefes: "yesterday noon, I doe believe the most lamented Prince that ever satt upon a throne, one of the best of Kings, left this world. Carl II. einen der besten Könige in der Welt zu nennen, ist selbst im Munde eines Höflings stark. Und dieser Mr. Roper war ein Englischer Geistlicher! — Ueber des Herzogs von Montmouths Aufstand sind mehrere Briefe; dann über den Tod Jacob II. und den Proceß, der den Anhängern der Stuarts, die den Engländern im J. 1715 in die Hände fielen, gemacht wurde. Der Brief, mit welchem der dritte Theil und das ganze Werk schließt, ist von dem Chevalier St. George, (dem Prätendenten) an seine Gemahlin, Prinzessin Clementine, dritte Tochter des Prinzen Jacob, Sohn von Johann Sobiesky, König von Polen, vom 17. Sept. 1726, mit welcher derselbe eine unglückliche Ehe führte. In diesem Schreiben, das in einer höchst rührenden und selbst eleganten Schreibart abgefaßt ist, ladet er seine Gemahlin, die sich von ihm getrennt hatte, ein, sich wieder mit ihm zu vereinigen.

— —

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stüd.

Den 17. Julius 1826.

P a r i s

Philosophie anatomique. Des Monstruosités humaines, Ouvrage contenant une classification des monstres; la description et la comparaison des principaux genres; une histoire raisonnée des phénomènes de la monstruosité et des faits primitifs qui la produisent; des vues nouvelles touchant la nutrition du foetus et d'autres circonstances de son développement, et la détermination de diverses parties de l'organe sexuel, pour en démontrer l'unité de composition, non seulement chez les monstres, où l'altération des formes rend cet organe méconnaissable, mais dans les deux sexes, et, de plus, chez les oiseaux et chez les mammifères. Avec Figures des Détails anatomiques, par M. le Chev. Geoffroy - Saint - Hilaire, Professeur Administrateur du Muséum d'Histoire naturelle et Prof. de Zoologie et Physiologie à la Faculté des Sciences etc. 1822. 550 Seiten in Octav.

Der Hr. Verfasser, welcher als berühmter Naturforscher sich bey der Aegyptischen Expedition aus-

zeichnete, war im Begriff, seine *Ostéologie comparée* fortzusetzen als man ihn in einer Vorlesung unterbrach, mit der Behauptung, daß einige seiner Sätze über Allgemeine Anatomie in der menschlichen Anatomie nicht zulässig seyen, weil man solche als eine vollendete, deshalb keine Neuerungen duldbende Wissenschaft betrachte. Er entschloß sich also, eine lediglich die menschliche Anatomie betreffende Abhandlung, mit ganz neuen Betrachtungen zu schreiben. Gegenwärtiges Werk sey die Frucht dieses Entschlusses, wohey er den Beystand der Hrn. Delalande, Serres, Flourens und des sel. *Presle-Dupleßis* rühmen müsse. In dem *Discours préliminaire*, macht er unter andern bittere Bemerkungen über den unphilosophischen Geist mancher Naturalisten, welche er mit bloß um den Titel und das Format der Bücher sich bekümmernenden Bibliothekaren vergleicht. Der Hr. G. St. H. S. 214. gesteht, je suis privé de pouvoir lire la langue allemande, so kann er auch wohl keinen unserer Landsleute darunter gemeint haben, wie auch die Aeußerung zu beweisen scheint, *M. Magendie arrange une phrase et il croit renverser ma doctrine sur l'analogie des organes.* Hrn. G. zu Folge hatte die Anatomie drey Epochen; sie sey nämlich philosophisch gewesen bey den Griechen, zoologisch in unsern Tagen, und gänzlich medicinisch nach der Wiederherstellung der Wissenschaften in Europa. Des Verf. *Nouvelle méthode pour parvenir à une détermination des organes*, besteht aus der innigen Verbindung, folgender vier Regeln oder Grundsätze, nämlich: *La théorie des analogues, le principe des connexions, les affinités électives des élémens organiques, et le balancement des organes.* Hier aus resultire die *Unité de composition organique.* *Mémoire sur plusieurs déformations du Crâne de l'homme, suivie d'un essai de classification*

des Monstres acéphales. Das Nervensystem sey nicht mehr animalisirt als die anderen Systeme, und constituire nicht mehr das wesentliche eines Dinges, als die Conductoren einer elektrischen Maschine die vorherrschenden Theile bilden. Dagegen Le tissu cellulaire ou aponeurotique renfermerait plus particulièrement en lui l'essence de l'animal, ainsi qu'on l'entend. Das Knochensystem mache dem aponeurotischen Gewebe den Vorrang streitig. Sehr genau beschreibt der Verf. eine Anencephale d. i. einen dem Sandifortschen ähnlichen hirnlosen Foetus. Hr. G. findet, der Zahl nach, die nämlichen Knochenstücke, wie in einem gewöhnlichen Foetus von gleichem Alter. Das Felsenbein scheint, auf Kosten seiner Dichtigkeit und Solidität, größer als gewöhnlich, weil es im gewöhnlichen Falle, durch einen Druck des Gehirnes im Wachsthum gehindert werde, folglich nicht mit dem übrigen Schädelknochen gleichmäßig fortwachsen könne. (Sollte wohl im natürlichen, gewöhnlichen Falle ein Theil den andern auf solche mechanische Art, am Fortwachsen oder an der gehörigen Ausbildung hindern? Auch müßte man solche Kinderknochen nach ihrer frischen Beschaffenheit nicht nach dem sie skeletirt worden, schildern). Bey Gelegenheit der Beschreibung des Stirnbeins dieser Mißgeburt ist die Beschreibung eines Wallfisch-Gehirnes eingeschaltet. L'Epactal est un os, selon moi, tout à fait étranger au système organique de la boîte cérébrale. Hr. Geoffroy unterscheidet folgende dreizehn Classen von Anomocéphales, oder Ausbildungen des Kopfes. 1. Coccycéphale (Tête sous la forme d'un coccyx.) 2. Cryptocéphale (Tête invisible extérieurement). 3. Anencephale (T. sans cerveau.) 4. Cystécephale (T. avec cerveau vésiculeux.) 5. Dérencéphale (T. avec cerveau dans le cou.) 6. Podencéphale (T. avec cerveau sur tige.) 7. Notencéphale (T. avec cerveau sur le dos.) 8. Hemiencéphale

le (T. avec moitié de ses matériaux.) 9. Rhinencéphale (T. à trompe ou à narines extraordinaires). Sey im Elephanten, Tapir und dem gerüßtesten Seehunde, der cas permanent theile man den Rüssel des Elephanten, des Tapirs oder eines rhinencéphale vous aurez exactement (?!) la disposition que présentent les antennes des familles entomologiques.) 10. Stomencéphale (T. à bouche fermée.) 11. Trinencéphale (T. privée de trois organes des sens.) 12. Sphenencéphale (T. remarquable par une partie de son sphénoïde.) 13. Diodoncéphale (T. avec une double rougée d'os dentaires.)

Als Hr. G. St. H. diese Untersuchungen begann, sey er von einem höheren Standpunkte ausgegangen, denn er habe weniger zur Absicht gehabt, ein wenig Ordnung in die reiche Mine der Acéphalies einzuführen, als vielmehr festzustellen Que toutes les monstruosités ne sont point vagues et indéfinies, ainsi qu'on le pense généralement; qu'il n'y a point des caprices dans ces prétendus desorders: que ces irrégularités sont vraiment renfermées dans de certaines limites, et qu'enfin toutes ces conformations organiques, toutes bizarres qu'elles paraissent, ont des motifs assignables, puis qu'elles, dépendent de causes qui ne demandent qu'un peu d'attention pour être appréciées. Gerade dasselbe, fast mit den nämlichen Worten: äußerte Soemmerring schon 1791 in seiner Beschreibung einiger Mißgeburten, und doch heißt es S. 114. nochmals Aucun n'a pensé à voir ce sujet de haut. In den Considerations d'ou sont déduites des Régles pour l'observation des Monstres et pour leur classification macht Hr. G. sinnreiche Bemerkungen über den Nutzen, den die Betrachtung der Mißbildungen gewährt, toute monstruosité est une oeuvre si non régulier, faite pourtant suivant les régles. Ce n'est le plus souvent que le développement

d'une époque foetale qui se maintien au même degré dans les époques successives. Ein Satz, welchen unser Meckel bekanntlich zuerst aufstellte und unvergleichlich durchführte. Die Classificationen der Mißgeburten von Bonnet, Blumenbach, Buffon, Meckel, Sandifort, Otto, Treviranus, Aclison und Chaussier, werden kritisch angeführt. L'étude des monstres sera pour le physiologiste et pour le philosophe la recherche des procédés par lesquels la nature opère la génération des espèces. Der Verf. wiederholt den Satz: je crois l'organisation des monstres renfermée dans les limites sévèrement circonscrites — contenues dans des limites assez reserrées. Die Nerven hirnloser Foetus seyen dicker, als die der normalen. In einem Kinde mit einer sogenannten spina bifida fand Hr. G. die Nerven nicht frey schwimmen, sondern sich in den Häuten verlieren, von welchen sie gewöhnlich bedeckt werden; ein röthlich Wasser in einem platten Beutel des Rückgraths enthalten, vertrat die Stelle des Rückenmarks, de l'eau est à la place du cerveau chez les anencéphales. Vorhergegangne Hirn-Wassersucht habe man daher irrig für die Ursache der Hirnlosigkeit ausgegeben. Ein hirnloser oder hirnarmer Foetus sey nichts anderes als ein Foetus in welchem unter den gewöhnlichen Bedingungen, ein einzig Organ nicht Theil nahm an der successiven Umbildung, welche den Charakter der Organisation ausmache. — Zur Erläuterung seines principe des connexions bey versetzt scheinenden Eingeweiden u. s. f. bedient Hr. G. sich des Gleichnisses einer Perlschnur, in welcher die Perle B immer ihre Lage zur Perle A und C behält, man mag die Schnur gerade oder krumm legen. De l'Adhérence du Placenta avec les visceres déplacés et de ce fait considéré comme l'ordonnée de ces anomalies. Aus der zufälligen Verwachsung der Häute der Nachgeburt mit dem Körper des Kindes bemüht

sich Hr. G. mechanisch das Entstehen der Misbildungen, besonders die Verdrehungen herzuführen, S. 204. Il doit paroître évident que le nisus formativus (S. 494. expression consacrée par le célèbre Blumenbach) préside à toute construction organique avec un caractère d'omnipotence. In den Verschiedenheiten der chemischen Qualitäten des Blutes liegen keinesweges die Ursachen der Misbildungen, wenn sie gleich, möglicherweise, einige veranlassen könnten, je les (nämlich die Ursachen) ai appercues au contraire dans une force mécanique étrangère à l'état moléculaire de ce fluide, dans une action opérant sur les vaisseaux eux-mêmes, pour les déplacer, de manière à ce qu'ils fussent plus rapprochés de la circonférence ou plus refoulés sur le centre. Die Schilderung eines von ihm sogenannten Podencéphale ist sehr ausführlich, fast zu umständlich. Der Mutterkuchen sey besonders im Anfange der Schwangerschaft Misbildungen ausgesetzt, welche auf den foetus reagierten. Das Gehirn dieses Kindes sey bis in den neunten Monat auf der Bildungsstufe stehen geblieben, welche es als Embryo von fünf Monaten hatte. (Wenn nur nicht ein fünfmonatliches Gehirn ganz anders aussähe als das hier von mehreren Seiten abgebildete Gehirn seines Podencéphale). Schwerlich kann man dem Verf. zugeben La monstruosité du podencéphale consiste uniquement (?) en une réunion hétérogène d'organes d'ages et de développemens differens. Originell scheinen die interessanten, durch gute Abbildungen versinnlichen Schilderungen. Der Cloake der Vögel, von denen hier die aus einem Welschen, aus einer Henne, Ente, und Pfau abgebildet und mit den analogen Theilen eines Kaninchens und Maulwurfs verglichen werden, zum gelungenen Beweise, que l'intestin rectum détouche chez les oiseaux dans le fond de leur

vessie urinaire. Nicht der ganze Uterus, sondern einzig der Körper desselben dürfe als den Samenbläschen analog betrachtet werden. Que les deux branches de l'artère spermatique descendent parallèlement et de compagnie, cette circonstance, je le repète, cette circonstance donne le sexe mâle; quelles s'écartent à leur point de partage, nous avons le sexe feminine. *Seinem Geseze des Gleichgewichts zu Folge*, le système sanguin qui se rend à l'appareil cérébro-spiral à prédominance chez les mâles, et en revanche moindre action ressentie par les artères spermatiques le contraire, sous l'un et sous l'autre de ces rapports devient la condition du sexe femelle. Ein Organ werde viel eher vernichtet als versetzt. Es seyen vier Species von Podencéphale zu unterscheiden; Podencéphalus eburneus, P. longiceps, P. illustratus und P. biproralis. Résumé et Conclusion de l'Ouvrage, ou sur une cause unique, extérieure et générale de Monstruosites. Diese einzige Ursache der Monstrositäten sey, daß schon vorhin angegebene zufällige Bandwesen, zwischen dem Mutterkuchen und dem Körper des Kindes. Il n'est pas, suivant moi, de monstruosites quelle ne soit produits par une ou plusieurs brides placentaires, c'est-à-dire par des membranes étendues du placenta sur le foetus. Wenn auch einige Verbildungen des Foetus diese Ursache haben, so haben sie darum noch lange nicht alle, zumal der eigentliche Ursprung dieser brides selbst erst gehörig nachzuweisen wäre.

G ö t t i n g e n.

Historia Semipelagianismi antiquissimi. Commentatio inauguralis — auct. Joann Geffken, Ph. Dr. Hamburgens. 1826. S. 60. in 4. Da Hr. G. mit den Forschungen des Hn. D. Wiggers (s. oben S. 1025.) noch während der Vorarbeit bekannt

wurde, welche er auf die seinigen verwandte, so war es ihm sehr erwünscht, sie benutzen zu können; so bescheiden = dankbar er sie aber auch benutzt hat, so ist er doch zuweilen, durch seine eigene auf ein Resultat geführt worden, das von dem vom Hrn. W. gefundenen etwas abweicht, oder ihm wenigstens die Zuverlässigkeit davon etwas zweifelhaft gemacht hat. Dieß trat vorzüglich bey einigen der chronologischen Untersuchungen ein, durch welche die erste Erscheinungs-Epoche einiger Schriften Cassians, und besonders der zweyten Reihe seiner Collationen XI - XVIII. ausgemittelt werden muß. Nach Hr. W. sollen diese nicht vor dem J. 426 verfaßt worden seyn; Hr. G hat aber S. 5:9 mit einer eben so gelehrten als bedachtsamen Kritik dargethan, daß man durch die von Hr. W. vorgebrachten Gründe zu der Annahme jener Bestimmung wenigstens nicht genöthigt wird; indessen hat er doch S. 9. auch selbst eingeräumt, daß die fraglichen Collationen nicht lange vor dem J. 426 verfaßt worden seyn können. Auch dem Scharfsinn und der Genauigkeit hat er viele Gerechtigkeit wiederfahren lassen, womit von Hr. W. das eigentliche des Cassianischen Lehrbegriffes aufgefaßt und dargelegt worden ist; nur mußte er seiner seits etwas mehr in das besondere hineingehen, weil er nicht bloß die Meinungen Cassians sondern die Geschichte des ältesten Semipelagianismus geben wollte, und dabey hat er eben so viele Proben seiner schönen literarischen Kenntnisse, als seines reifen immer besonnenen Urtheils gegeben. Mehreren unserer Litteratoren wird gewiß auch die Zugabe sehr willkommen seyn, die er seiner Schrift S. 55:60. angehängt hat, nämlich die Auszüge aus einer ihm mitgetheilten Handschrift, welche eine Uebersetzung der Collationen Cassians in die nieder-deutsche Sprache enthält, die „in dem Jare unseres Leven heren. do man schref MCCCC. unde LXXVII. up sante Baren dach in suster hues to sunte Agneten berghe in Dulmen gheendet“ wurde.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. Stück.

Den 20. Julius 1826.

G ö t t i n g e n.

Die hiesige Universität hat in der Nacht auf den 5. Julius durch den Tod des zweyten Professors in der theologischen Facultät, des Herrn Consistorial-Raths D. Carl Friedrich Stäudlin, einen schmerzlichen Verlust erlitten. Genie und philosophischer Geist, und eine nicht gemeine Bekanntschaft mit dem ganzen Umkreiß der theologischen Hülfswissenschaften haben gleich bey seinem ersten öffentlichen Auftritt an ihm einen Schriftsteller angekündigt, an dem sich die positive Theologie, wenn er sich für sie erklären würde, eine mächtige Stütze versprechendürfe; er ist es auch durch das ununterbrochen fortgesetzte Studium der Quellen und Hülfskennnisse seiner Wissenschaft geworden, und hat mit männlichem Geist ihre Sache öffentlich bis auf seine letzten Lebenstage geführt, unbekümmert um das, was dem herrschenden Zeitgeist etwa besser gefallen möchte.

D r f o r d.

Aus der Universitäts-Presse: The book of Enoch the prophet: an apocryphal pro-

H (5)

duction, supposed to have been lost for ages; but discovered at the last century in Abyssinia; now first translated from an Ethiopic Ms. in the Bodleian library. By Richard Laurence, LL. D. regius professor of hebrew, canon of Christ church, etc. 1821. XLVIII u. 214 S. in Octav.

Vergeblich suchten Gelehrte, selbst von Ludwig XIV. unterstützt, schon seit zwey Jahrhunderten das Buch Henochs, welches durch die bekannte Citation im Brief Judä W. 14. 15. mit Recht allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatte. Was man umsonst im Hebräischen, der wahrscheinlichen Ursprache des Buchs, umsonst in einer griechischen Uebersetzung, von der sich nur wenige Fragmente bey andern Schriftstellern erhalten haben, oder in einer andern nähern Sprache gesucht hatte, entdeckte man endlich in dem entfernten Abyssinien, welches sich seiner Lage wegen so weit von dem christlichen Glauben der orthodoxen Kirche seit dem sechsten Jahrhundert entfernt halten konnte und daher auch mehrere Bücher in seinem Canon zählt und der Nachwelt erhalten hat, welche in der übrigen christlichen Welt ihrem Untergange entgegen gingen. Bruce brachte drey Exemplare des Buchs nach Paris und England. Indessen lagen alle drey auffallend länger ungenützt, als man es nach der frühern Sehnsucht hätte erwarten sollen! Ohne Erfolg war im J. 1773 Woide's Arbeit, über welche man jedoch mehreres, als Hr. Laurence anführt, in Michaelis or. Bibl. Th. 6. S. 224. finden kann; geraume Zeit später übersetzte de Sacy (Magazin encyclopédique. 1800. T. I. p. 382.) einige Kapitel ins Lateinische, um das fast vergessene Buch wieder in Andenken zu bringen; um das Ganze hat sich erst Hr. Laurence in dem obigen Werke das Verdienst

der ersten vollständigen Uebersetzung erworben. Wäre auch das Original im Druck noch willkommener: so ist die gelehrte Welt doch dem Verf. Dank schuldig, daß er wenigstens durch eine Uebersetzung das Buch bekannter gemacht hat. Denn das Buch ist wichtig, weniger der Ausführung im N. T. wegen, als weil es eine treue und umfassende Schilderung der religiösen Vorstellungen der Juden kurze Zeit vor Christi Geburt enthält und an einem großen Beyspiel zeigt, welche Fortschritte der prophetische Vortrag in Visionen zwischen dem Buche Daniel und der Apokalypse machte. Seinem Geiste nach floß das Buch aus der spätern jüdischen Manier, unter der prophetischen Hülle der Visionen ein Gemälde zu zeichnen, welches auf die Lage bedrückter Zeitgenossen paßt und ihnen zur willigen Ertragung alles Ungemachs der Religion wegen den höchsten Muth und das festeste Vertrauen reicht. Wenn alle Geisteswerke, welche die späte Zeit aus einem solchen Gesichtspunkt erzeugte, keine bloße Spiele der Einbildungskraft, keine Dichtung der müßigen Kunst sind, sondern gleich den alten prophetischen Reden eine bestimmte Veranlassung in den Zeitumständen haben; welches ihnen auch einen eigenthümlichen Werth gibt, so weist auch dieses Buch in unverkennbaren Spuren auf sein Zeitalter hin, und entfernt man die Einkleidung der Visionen, die hier ärmlich und wenig blendend ist, so schimmert hier wie im Buche Daniel, der Apokalypse, der spätern Apocalypsis Petri und andern, die paränetische Tendenz als das eigentliche Ziel des Verf. deutlich hervor. Henoch wählt der Verf. zum Propheten, dem er seine Aussprüche in den Mund legt, obgleich er wenig die Fiction zu verbergen bemüht ist. Und wen konnte er passender wählen, wenn er seiner Dichtung Eingang verschaffen wollte? Henoch galt ja für den Geliebten

Gottes (Gen. 5, 28.), dem er am deutlichsten die Geheimnisse der Zukunft offenbart; ihn hielt man auch später für den Erfinder der Schreibkunst (Idris) und leicht konnte man ihm daher schon ein geschriebenes Orakel leihen. Henoch in den Himmel versetzt sieht das Paradies und die Hölle und kaum kann der Verf. Worte genug finden, um mit den stärksten Farben die Qualen zu schildern, die den Gottlosen bevorstehen; Drohung der Strafen für die Frevler und Ermahnungen an die Gerechten sind dann fortwährend der höchste Inhalt der vielen ohne strenge Ordnung und schöne Anreihung folgenden Visionen. Für seine Zeit hat der Verf. gewiß durch diese Schrift auf die durch Tyranney geängstigten Gemüther wohlthätig gewirkt, daher auch sein Buch sehr bald allgemein geschätzt und schon zur Zeit der Apostel, da es noch den Reiz der Neuheit hatte, so häufig gelesen wurde, daß es nicht bloß Judas, sondern höchst wahrscheinlich auch der Verf. der Apokalypse vor Augen hatte, und einzelne Redensarten (wie 92, 17. vgl. Apoc. 21, 1.), noch mehr aber die Idee zu der ganzen Anlage nach ihm bildete. Doch ließ den Verfasser der Apokalypse sein poetischer Geist in der schönen Anlage und Darstellung bey weitem das Buch Henochs übertreffen, welchem fast alle Einheit der Dichtung und rascher Fortschritt der Handlung fehlt und dessen gedehnte Sprache sich oft wie im Kreise dreht. Wie viele Beiträge zu den jüdischen Vorstellungen über den Messias, die Engel und das künftige Gericht sich aus dem Buche schöpfen lassen, wie sehr besonders die Erklärung des N. T., dem jene Schrift am nächsten steht, daraus gewinnen könne, wird hoffentlich die Zukunft lehren.

Hr. Laurence hat in der preliminary dissertation einige Fragen aus der höhern Kritik aufgeworfen und beantwortet; nur die wichtigen Unter-

suchungen über den Geist und Inhalt des Buchs, seine Veranlassung und Anlage sind übergangen. Mit vieler Umsicht bestimmt er die Regierung Herodes des Großen als die Zeit der Abfassung des Buchs und widerlegt auch die grundlose Meinung des unkritischen Tertullian, der das Buch für canonisch und für ein vorsündfluthiges Werk des Henocho halten wollte. Wenn aber dann weiter die Frage über das Vaterland des ungenannten Verfassers aufgeworfen wird, und Hr. Laurence annimmt, der Verf. müsse in einer nördlichen Gegend, wahrscheinlich in Iberien oder sonst am schwarzen oder caspischen Meere geschrieben haben, welche besonnene Kritik wird dann seiner Leitung folgen können? "Nur so ließe sich begreifen, wie der Verf. 71, 18. 19. den bürgerlichen Tag in 18 Theile zerlegen und im Sommer dem Tage 12, der Nacht 6 Theile zutheilen könne; dieses sey ja ein Verhältniß wie 16 Stunden Tag zu 8 Stunden Nacht, und ein solches Verhältniß könne nach sichern astronomischen Berechnungen nicht vor dem 45° n. B. eintreten." Freulich wohl, wenn der Verf. mit astronomischer Genauigkeit seine Rechnungen anstellte oder bestimmt erklärte, daß in seinem Vaterlande jenes Verhältniß sey. Aber keins von beiden trifft ein. In jenem Kapitel erklärt Henocho bloß die Einrichtung des Himmels und den Jahreswechsel in allgemeinen Ausdrücken, nach Volksmeinungen, ohne an astronomische Berechnungen zu denken. Wenn er nun, um die allmähliche Verlängerung des Tages zu bezeichnen, den Tag zuerst 10 Theile und die Nacht 8, dann den Tag 11 und die Nacht 7, endlich den Tag 12 und die Nacht 6, und so wieder rückwärts einnehmen läßt, wer wird darin etwas mehr als die allmähliche Verlängerung des Tages und der Nacht, wie sie auch in Palästina noch bemerkbar ist, bezeichnet finden?

Daß aber über den 45° n. B. schon vor Christi Geburt Juden wohnten, läßt sich durch ein geschichtliches Zeugniß eben so wenig beweisen, als es schwer seyn würde zu erklären, wie eine fremde Schrift so leicht in Palästina hätte Eingang finden können. Doch das Innere des Buchs selbst weist auf einen palästiniſchen Juden hin, der durch diese Schrift unterdrückte Mitbürger trösten wollte. Denn wozu hebt der Verf. unter allen Gottlosen und Strafwürdigen besonders Könige wiederholt (S. 47. 50. 54. 57. 69.) hervor, als um so versteckt auf Herodes Grausamkeit anzuspielen? Daß es aber, wenn das Buch aus einem fremden Lande eingeführt wäre, leichter zu begreifen sey, wie das Buch sehr bald für ein Werk Henochs gehalten werden konnte (S. XXXVII.), dieses möchte wohl keinen neuen Grund hinzufügen; oder zeigt nicht das Beyspiel des spätern Buches Daniel, Koheleth und ähnlicher, daß man bald genug den ungenannten Verfasser und die von ihm redend eingeführte Person verwechselte? und reichen nicht 100 Jahre, die zwischen der Bekanntmachung dieses Buchs und dem Zeitalter des Briefs Juda verfloßen, genaug hin, um die Verwechslung zu entschuldigen? Weil aber der Verfasser einmahl eine so nördliche Gegend im Sinne hatte, so sucht er auch S. 204. die c. 76. nach ihrer Lage erwähnten sieben Flüsse zu nördlich; und statt den ersten für den Nil zu halten, der unter den sieben großen Flüssen der Erde am wenigsten übergangen werden konnte, und die beiden Ichten für den Phasis und Drus, sieht er Donau, Don und Wolga.

Ueber die Wichtigkeit der Uebersetzung läßt sich, da der Originaltext fehlt, nicht ganz sicher urtheilen: doch erregt es gewiß ein gutes Vorurtheil, daß der Verf. schon früher durch andre äthiopische Uebersetzungen sich geübt hat und auch in diesem

Werke selbst dem Sprachgelehrten de Sacy einige Uebersetzungsfehler nachweist. Ueber wenige Stellen hat er Bemerkungen S. 181 — 214. hinzugefügt, wo er besonders mit großer Aufrichtigkeitsliebe den vielleicht nicht richtig verstandenen Text mittheilt oder die bodlejanische Handschrift mit Woide's Abschrift der Pariser vergleicht. Sollte nicht S. 120. das nicht übersehte Wort eines Thiers ein Schreibfehler seyn? Vergleicht man צרוע (Ludolfi comm. ad hist. aeth. p. 153.); dann würden Hyänen wohl zu Löwen, Tigern, Wölfen passen. Daß die äthiopische Uebersetzung nicht rein von Uebersetzungsfehlern sey, daß auch die griechische Uebersetzung schon Fehler hatte, die dann wieder in diese äthiopische übergingen, wer sollte das nicht erwarten und den Versuch machen sie zu entdecken? So ist der Engelname Urakabaramael S. 6. der in dieser Form keine Etymologie hat, so entstanden, daß der griechische Uebersetzer die an jener Stelle passende copula γ mit zu dem Eigennamen zog.

L o n d o n.

Printed for Longman, Rees, Orme, Brown, and Green by Richard Taylor: An Introduction to Entomology: or elements of the natural history of insects. By William Kirby and William Spence. Vol. III., with XV plates V. 732 S. — Vol. IV. with X plates. 602 S. — 1826. in 8.

Es kann der Zweck dieser Anzeige nicht seyn, einen Auszug oder eine vollständige Beurtheilung eines so viel umfassenden und reichhaltigen Werkes zu geben, die sonst leicht zu einem eigenen Wer-

ke anwachsen dürfte. Ref. beschränkt sich daher auf die kurze Angabe des Inhalts. Der 28ste Brief des Ganzen, mit welchem der dritte Band beginnt, beschäftigt sich mit der Bestimmung des Begriffs Insekt; die vier folgenden Briefe handeln von den vier verschiedenen Entwicklungsstufen der Insekten, als Ey, Raupe, Puppe und im reifen Zustande; der 33ste bis 36ste Brief enthalten die zergliedernde Beschreibung der äußern Theile. — Die sieben ersten Briefe des vierten Bandes handeln von der Anatomie der innern Theile und der Physiologie der Insekten, namentlich von den Werkzeugen der Empfindung, des Athmens, des Umlaufs der Säfte, der Verdauung, der Reproduktion und der Bewegung; der 44ste Brief von den Krankheiten; der 45ste von den Sinneswerkzeugen; der 46ste enthält die Erklärung der wissenschaftlichen und Kunstausdrücke; der 47ste die Systematik; der 48ste die Geschichte der Insektenkunde; der 49ste Bemerkungen über die geographische Verbreitung der Insekten, ihre Aufenthaltsorte, Zeiten der Bewegung und Ruhe; der 50ste und 51ste Brief geben einige Rathschläge über Einsammlung, Aufbewahrung der Insekten. Der Anhang enthält, außer der Erklärung der Kupfer und der Uebersicht des Inhalts, eine freylich nicht sehr vollständige Litteratur der Entomologie. Die Kupfertafeln sind gut gearbeitet, die Abbildungen aber zum Theil nur Copien aus bekannten Werken, so wie sich überhaupt in dem Werke nicht viel Neues für Deutschlands Entomologen finden dürfte, wohl aber Manches, was Berichtigung bedarf. Von Treviranus scheinen die Verfasser nur sein Werk über den innern Bau der Arachniden, nicht aber seine reichhaltigen vermischten Schriften zu kennen.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

115. S t ü c k .

Den 22. Julius 1826.

B e r l i n .

Bei Dümmler: Zeitschrift für die Criminal-
Rechts-Pflege in den Preussischen Staaten mit
Ausschluß der Rheinprovinzen. Mit Genehmigung
und Unterstützung des Königl. Justizministeriums aus
amtlichen Quellen herausgegeben von Julius
Eduard Hixig, Königl. Preuss. Criminalrathe
im Criminalsenate des Kammergerichts zu Berlin.
Erster Band. 1825. VIII u. 502 S. in Octav.
(Jeder Band in zwey Heften).

Der Zweck dieser neuen Zeitschrift ist so schön,
daß sie in hoher Maaße Beachtung und Unterstüt-
zung verdient. Zunächst geht er dahin, Materia-
lien zu der Bearbeitung des bereits verheißenen
neuen Strafgesetzbuchs für Preußen herbeizuschaf-
fen, die bestehende Gesetzgebung in Strafsachen zu
beleuchten, auf deren Gutes und Mangelhaftes
aufmerksam zu machen, den Geist, der den preus-
sischen Criminalproceß so wie die Urtheilssprüche
der Preussischen Criminalhöfe belebt, zur öffentli-
chen Kunde zu bringen, endlich die Fortbildung
der Preussischen Criminalisten, durch einem immer

lebendig zu erhaltenden Verkehr mit den neuesten Ansichten der Collegien über die Auslegung und Anwendung der Gesetze, und mit der ein- und ausländischen Literatur des Faches, so wie mit den wichtigsten Ereignissen in der Geschichte der Criminalgesetzgebung anderer Länder, zu befördern. Als stehende Rubriken dieser Zeitschrift sind daher folgende Fächer angegeben: 1. Zur Kenntniß des Criminaluntersuchungsverfahrens. 2. Vertheidigungsschriften. 3. Erkennende Criminaljustiz, namentlich Criminalurtheile und Gutachten, so wie einzelne Ausführungen aus solchen. 4. Zur Criminalgesetzgebung, und zwar Ansichten über die bestehenden Strafgesetze, sowohl in Berichten oder Gutachten der Collegien als in aphoristischen Bemerkungen oder umständlichen wissenschaftlichen Erörterungen, so wie Ansichten de lege ferenda in gleicher Form. 5. Zur gerichtlichen Medicin, und zwar theils Gutachten von Medicinalbehörden und Gerichtsarzten in einzelnen Fällen, theils Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Arzneikunde mit Anwendung auf die Preussischen Gesetze. 6. Criminalistische Zeitung. a) Inland. Blicke auf die Fortschritte der vaterländischen Criminalgesetzgebung. Merkwürdige Verbrechen u. s. w. b) Ausland. Desgleichen. 7. endlich Literatur. In der That ist auch der Herausgeber bemüht gewesen, schon in diesem vorliegenden ersten Bande, die meisten dieser Fächer auszufüllen. Zur Kenntniß des Untersuchungsverfahrens, namentlich zur Bestätigung der wohlthätigen Verfügung der Criminalordnung §. 56. werden höchst interessante Auszüge aus den Untersuchungsacten wider zwey blinde Brandstifter mitgetheilt, wo besonders die von den Inquisiten selbst zu Protocoll gegebenen Dictate beachtungswerth sind, und ein nicht gemeines Licht über die

Strafzumessungsgründe verbreiten: Unter der Rubrik *Vertheidigungsschriften*, eine *Defension* für einen Verbreiter falscher Münzen, zur Erläuterung von der Lehre vom Conat, aus welcher sich ergibt, daß bey einer Revision der Strafgesetze, nächst der ganzen Lehre vom Versuche, insbesondere der §. 43. Th. 11. Tit. 20. des Allg. Landrechts, einer genauen Prüfung und nähern Bestimmung zu unterwerfen sey. Zur erkennenden Criminaljustiz wird geliefert: 1. eine *Species facti* nebst Urtheil, wider den Dr. Meckel, wegen eines gegen den Geh. Staatsrath Niebuhr öffentlich verbreiteten Pasquills, in wissenschaftlicher Hinsicht zwar weniger merkwürdig, interessant aber deshalb, weil der neuentdeckte Gaius zu der pasquillantischen Aeußerung Veranlassung gegeben hat. 2. Ein Urtheil, den Handel mit Nachdrücken betreffend, zur Erläuterung der §§. 1294 — 1297. Th. II. Tit. 20. des N. G. R. Zur Criminalgesetzgebung, und zwar als Ansichten über die bestehenden Strafgesetze, Communicationen des Cammergerichts mit dem Justizministerio über den Sinn des §. 211. 1. c. des G. R. welche dahin beygelegt wurden, daß mittelst einer Cabinettsordre bestimmt worden sey, wie die Strafe, welche jener Paragraph auf die Verunstaltung und Beschädigung der in einer öffentlichen Anlage befindlichen Bäume setzt, auch in allen den Fällen eintreten solle, wo eine eigennützige Absicht bey dem Frevler angenommen werden müsse, sodann Auszüge aus Schriften auswärtiger Verfasser, in so fern sie Urtheile über die Preussischen Strafgesetze enthalten. Hieraus als Ansichten *de lege ferenda*, Marginalien, welche der verstorbene Justizminister von Kirchheim, als damaliger Präsident des Kammergerichts, dem auf der Rathstafel liegenden Exemplare des Tit. 20. Th.

II. des Landrechts beygeschrieben, und in welchen auf die Mängel einzelner Paragraphen desselben aufmerksam gemacht worden ist; ferner eine Ausführung über die nothwendige Revision des §. 488. der Criminalordnung, vom Stadtjustizrath Bardua in Berlin. Zur gerichtlichen Medicin, 1. das merkwürdige bekannte Gutachten der wissenschaftlichen Medicinaldeputation zu Berlin vom 27. Februar 1816, über die Fragen, ob es untrügliche Merkmale dafür gebe, wenn das Athemholen schon in *utero materno* statt gefunden habe, und welche Merkmale für die Beurtheilung des Lebens des Kindes, nachdem es bereits aus den Geburtstheilen der Mutter fortgeschafft worden, künftighin entscheidend seyn werden, nebst der dadurch veranlaßten Correspondenz mit dem Kammergerichte u. s. w. 2. Eine Abhandlung, über die bey gerichtlichen Obductionen den Aerzten vorzulegenden Fragen in Beziehung auf die Preussischen Gesetze, vom Kreisphysicus Beliz in Liegnitz, die in der That einer sehr sorgfältigen Beachtung werth ist. Die Criminalistische Zeitung enthält einen kurzen Bericht, von einem Raubmord und Mordbrand, den ein Student aus Greifswalde begangen, dessen Bruder, drey Jahre nachher gleichfalls einen Raubmord verübte, und eine Uebersicht desjenigen, was in Deutschland und im Auslande für die Criminalgesetzgebung in den neuesten Zeiten geschehen ist. Das Fach der Literatur endlich eine Beurtheilung der Schrift des Professor Fardé über die außerordentlichen Strafen nach Preussischen Gesetzen; worin gleichfalls gezeigt wird, daß der ganze Streit über diesen Gegenstand nicht von der practischen Wichtigkeit ist, welche ihm beygelegt wird. — Dieses ist der Inhalt des ersten Hefts. Das zweyte enthält nicht minder interessante Mittheilungen. Namentlich eine Vertheidigungsschrift

für einen Tabacksspinnergesellen, welcher seine Geliebte ohne eine erkennbare causa facinoris tödtete, ein merkwürdiger Beytrag zu der Lehre von der Zurechnungsfähigkeit. Das Kammergericht erkannte, gegen das Gutachten des Arzts, der den Thäter für imputationsunfähig hielt, auf die gesetzliche Strafe, und dieses hat den Herausgeber veranlaßt, dem Rechtsfalle selbst einige Bemerkungen über die Frage hinzuzufügen: ob der erkennende Richter nach den Vorschriften der Criminalordnung berechtigt sey, von einem ärztlichen Gutachten über die Zurechnungsfähigkeit eines Verbrechers, wenn ihm dasselbe nicht genügt, völlig zu abstrahiren? eine Frage, die verneint wird, weil dem Richter nichts übrig bleibe, als seine Zweifel der Medicinalbehörde vorzulegen, und wenn solche durch dieselbe nicht gehoben werden sollten, sich bey dem Ausspruche derselben zu beruhigen, und das Gutachten selbst bey seinem Erkenntnisse über die That, zum Grunde zu legen; eine Ansicht zu der sich auch Rec. bekennen muß.

Unter der Rubrik. Erkennende Criminaljustiz, wird ein Urtheil des Kammergerichts, wider die Vorsteher einer Mennonitengemeine geliefert, gegen welche auf Befehl des Justizministers eine Criminaluntersuchung eingeleitet war, weil sie eines ihrer Mitglieder, welches in der Campagne von 1815 als Freiwilliger gedient, deshalb aus ihrer Religionsgesellschaft ausgestoßen hatten. Das Kammergericht erkannte jedoch auf völlige Freysprechung derselben, und daß die Untersuchungskosten niederzuschlagen seyen, weil jenes Mitglied, welches eines der Fundamentalgesetze der Mennoniten freywillig verlezt habe, als freywillig ausgeschieden aus ihrem kirchlichen Verbände zu betrachten sey, und dessen Wiederaufnahme mit Recht habe verweigert werden können.

Die Ausführung der Entscheidungsgründe ist meisterhaft zu nennen, so wie denn auch das Erkenntniß selbst dem Kammergerichte die größte Ehre macht, und einen neuen Beweis davon abgibt, wie sehr von Seiten der Regierung die Unabhängigkeit der Gerichte von den Ansichten der erstern, geschätzt und gefördert wird.

Zur Criminalgesetzgebung, ein Gutachten des Kammergerichts über die vielen Mängel und Inconsequenzen der Verordnung vom 26sten Febr. 1799 über die Bestrafung des Diebstahls, namentlich über die Strafe des vierten großen gemeinen Diebstahls. Zur gerichtlichen Medicin wird ein Gutachten der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen im Ministerio der geistlichen und Medicinalangelegenheiten in Berlin über einen im Zustande des temporellen Wahnsinns verübten Todtschlag mitgetheilt. Zwey andere über ähnliche Verbrechen, im Zustande der Melancholie und des Blödsinns verübt, sollen in dem nächsten Hefte erfolgen. Im Fache der Literatur sind Beurtheilungen von Abegg's Grundriffe zu Vorlesungen über den gemeinen und Preussischen Criminalproceß, Vogel's Beytrag zur gerichtsbährlichen Lehre von der Zurechnungsfähigkeit, Clarus, Marc's und Heintzroth's Streitschriften über die Zurechnungsfähigkeit des Mörders Woyzeck enthalten.

L o n d o n.

Bey Horst: Memoirs of Ferdinand VII king of the Spains. By Don *** Advocate of the spanish tribunals. Translated from the original spanish manuscript, by Michael J. Quin, author of "a visit to Spain, in 1822, and 1823. 1824. VII und 307 S. 8.

Der Verf. ist ein spanischer Ausgewandeter und ein Mann von Bildung, wie die Spanier, welche Rec. sah. Er liebt sein Vaterland und haßt das dortige, und wohl nicht bloß das dortige kirchliche Wesen. Er spricht mit Anstand und erzählt das Leben des Königs bis zu dem Ereigniß von 1823, und den damaligen Zustand. Neue Aufschlüsse über die Ereignisse werden nicht gegeben, aber die Stimmungen dabey, die alten Volksgefühle und neuen Ideen in ihrer Werkthätigkeit, die Verwaltung in ihren Gebrechen, die geheimen Verbindungen in ihrem Unlaß und Kampfe werden vergegenwärtigt, und viele Hohe und Niedere im Guten und im Bösen geschildert. In Spanien glaubte man treuherzig, daß Napoleon kommen werde, um den Friedensfürsten zu entfernen, und die glückliche Zeit zu bringen. Aber nicht lange ließ das Volksgefühl sich täuschen; man ward zum Widerstande durch die bisherige Schwäche der Regierung begünstigt, die Truppen zogen sich eigenmächtig zusammen, u. s. w. Die neue Verfassung hatte bey der Rückkehr des Königs nur erst zu Cadix Wurzel gefaßt, und die Cortes hätten nach des Verf. Meinung, von dort nicht nach Madrid gehen sollen, wo die Bevölkerung bloß von dem Hofe lebe. Sie hatten den Kriegsstand mißvergnüt gemacht, welcher zum Theil nun mit der Geistlichkeit gemeinschaftliche Sache für die unbeschränkte königliche Gewalt führte. Der Geistlichkeit stand der ungebildete Theil des Volkes zu Gebote, welcher in Spanien größer als irgendwo ist, und bey seiner Genügsamkeit und in dem schönen Lande leichter als irgendwo fortkommt, so daß die Truppen sich Jahre lang ohne Sold forthielten. Aber die Geistlichen hatten ihren alten Einfluß auf den gebildeten Stand verloren, sie kamen nicht in die Gesellschaft, sondern waren darin Ge-

genstand muthwilliger Unterhaltung. Die Cortes hatten die Inquisition zum Uergerniß des päpstlichen Nuntius Gravina abgeschafft, und er ward von Cadix entfernt. Dagegen erhielt er von dem Könige eine Pfründe von 8000 Piaſtern im Hochstift von Sevilla; und für päpstliche Gnadenbriefe gingen im ersten Jahre der königlichen Regierung drey Millionen Piaſter nach Rom. Der König erschien in den feierlichen Kirchenumgängen mit dem Scapulier, mit Bildchen und Denkmünzen, und nahm dann gewöhnlich ein Klostermahl in Weisern der Geistlichen und Mönche ein, wobey er sehr vertraulich und höchst wohlgelaut war. Der Prior des Klosters von Atocha zu Madrid ließ bey solch einer Gelegenheit sich das Recht zur Erneuerung mehrerer Grafen und Marquis verleihen, und bezog davon viel Geld. Ferdinand ist von mittlerer Größe, unverhältnißmäßig beleibt, und sieht bleich aus. Er leidet oft an heftigen Sichtanfällen, und erhält dadurch in Verbindung mit andern Schwächen aus der Jugend ein hinfalligeres Ansehn, als seinem Alter angemessen ist. Seine Gesichtszüge sind grob gezeichnet wenn nicht verzeichnet, doch ist sein Blick nicht ohne Lebhaftigkeit. Sein ganzes Gesicht ist in solcher Beweglichkeit daß den geschicktesten Malern mißlungen ist, ihn zu treffen. Sein Benehmen ist hastig und oft heftig, er spricht auch hastig, und sein Handeln gleicht dem übereilten Sprechen. Eine herrschende Leidenschaft hat er nicht. Er haßt die Jagd, und sein einziges Vergnügen ist, beim Reiten im gleichen Schritt zu bleiben. Mit seinen Vertrauten ist er mehr als vertraulich; und selbst bey Audienzen legt er sich auf den Sopha, raucht Cigarro, und unterhält sich mit andern. Sein Gedächtniß ist sehr stark. Er kann sich übrigens so verstellen, daß er selbst diejenigen täuscht, die ihn am genauesten kennen.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.

Den 22. Julius 1826.

L o n d o n.

A Memoir of Central India, including Malwa, and adjoining provinces: with the history and copious illustrations of the past and present condition of that country. By Major General Sir John Malcolm. 2. Ed. Vol. 1 — 2. 1824. in Octav.

Der schnelle Absatz der ersten Ausgabe dieses Werkes, zeigt mit welchem Interesse man die Nachrichten über so bedeutende und doch den Europäern so wenig bekannte Gegenden aufnahm: diese zweyte Ausgabe enthält manche Zusätze und Erklärungen, wodurch das Werk an Brauchbarkeit noch gewonnen hat.

Unter dem Namen Central = Indien versteht man, wie auch die beygefügte Charte zeigt, das Land zwischen dem 21° und 25° N. Br., und vom 73 bis 80° östl. Länge; oder von Chittore in Mewar im Norden, bis zum Fluß Taptee im Süden, und von Bundel und im Osten, bis Guzerat im Westen. Fragen wir zuerst, woher der Verfasser seine Nachrichten erhielt, und in wie fern diese Glauben

verdienen, so findet sich, daß er seine Stellung, die ganz dazu geeignet war, ihm die nöthige Kunde zu verschaffen, aufs Beste benutzte. Im Januar 1818 ward er vom Marquis von Hastings, mit Civil- und Militärgewalt bekleidet, nach Central-Indien geschickt, vier Jahre blieb er dort, und suchte so viel möglich, selbst und durch seine Untergebenen Materialien zu sammeln, und ein vollständiges Bild der Vergangenheit und Gegenwart dieses Landes zu entwerfen. In einem der Anhänge des zweyten Theiles werden alle namentlich aufgeführt, die ihn mit Beyträgen unterstützten, auch ist angegeben, von welcher Art diese waren, und da alle an Ort und Stelle, aus eigener Ansicht, durch genaue Erkundigungen wohl sich diesen Nachrichten verschafften, so darf man um so sicherer diesem Werke trauen. — Eine so günstige Gelegenheit, sagt der Verf. selbst, um den Charakter aller Stände der Eingebornen Indiens zu beobachten, ist selten einem dargeboten als dem Verf.: seine Stelle setzte ihn in den Stand, über alles aufs Genaueste Nachricht zu erhalten, gerade in einer Periode, als Umstände ganz eigener Art dazu bestrugen, jede Tugend und jedes Laster der Einzelnen so gut als der Communen in Thätigkeit zu setzen, und ist es ihm gelungen, was er erfuhr seinen Europäischen Lesern mit Klarheit vorzulegen, so ist seine Absicht erreicht.“ Man kann dem Verf. vollkommen das Zeugniß geben, daß er alles mit Ruhe und Umsicht behandelt, überall zeigt er sich unparteyisch und gemäßigt. Als Engländer verweilt er mit Freude bey der Vergrößerung der Macht seiner Landsleute, bey der Vernichtung der wilden Horden, die das Land unterdrückten und ausfogen, und bey der Wiederherstellung des Friedens und der Ordnung: er verhehlt aber auf keine Weise die gefährliche, schwierige Lage, in wel-

cher die Engländer sich als Eroberer und Gesetzgeber Indiens befinden.

Das Werk beginnt mit allgemeinen Bemerkungen über die Lage, den Boden, das Klima und die Erzeugnisse von Central-Indien, oder der Länder die früher zu dem Gouvernement Malwa gehörten. Das Ganze ist, wie gezeigt wird, ein hochliegendes, fruchtbares Land, das ein mildes Klima hat. Mehrere dahin gehörige Punkte sind in den Beylagen weiter auseinander gesetzt, so enthält Append. II- die Geologischen Bemerkungen vom Capt. Dangerfield, denen eine illuminierte Charte beygegeben ist, ferner die Längen- und Breitenbestimmungen für eine Anzahl Derter in Malwa, mit Angabe ihrer Höhe über der Meeresfläche. Diese letztern will Dangerfield selbst nur als sich der Wahrheit nähernd gelten lassen, da er nicht an allen Orten auf alles was zur genauen Beobachtung und Bestimmung nöthig war, Rücksicht nehmen konnte. Die Breitenangaben, meint er, sind genau, da seine Instrumente und Beobachtungen gut waren: weniger zuverlässig erklärt er die Längenbestimmungen, da ihm sein achromatischer Refractor verloren ging und er auf zwey gute Chronometer und die Distanzangaben beschränkt war. Er legte die durch Dr. Hunter beobachtete Lage von Dojein, in $75^{\circ} 51'$ östl. L., dabey zum Grunde. Die erwähnten Längen- und Breitenbestimmungen machen die Grundlage der vom Lieutenant Gibbings entworfenen, schon früher angeführten Charte von Malwa aus, ihm wurden die aufgenommenen Wege und andere Hülfsmittel ebenfalls mitgetheilt.

Nach den geographischen Angaben folgt eine Geschichte von Malwa. Einheimische Fürsten regierten zuerst in diesen Gegenden, bis Muhammedanische Eroberer eindringen und einen Theil des Landes in Besitz nahmen, in steten Kriegen mit den Hindus begriffen, die, in verschiedenen Gegenden,

ihre Unabhängigkeit mehr oder weniger glücklich behaupteten, bis zum Jahre 1587. Am mächtigsten und blühendsten war Malwa unter Mahomed Khilja, 1435 — 1468. Um's J. 1566 ward Malwa eine Provinz von dem Reiche des großen Moguls, der verschiedene der Hindusfürsten unter seiner Oberherrschaft bestehen ließ. Lange war die Regierung nicht drückend und den Eingebornen ward freye Religionsausübung verstattet. Aurengzeb faßte endlich, zu seinem Verderben, den Entschluß alle Hindus zum Islam zu bekehren. Keine Vorstellung fand Gehör, Malcolm führt unter andern die des Jeswant Singh, des Rajah von Soudpoor an: "Wenn E. Maj., schrieb er, einigen Glauben den Büchern schenken, die vorzugsweise göttliche genannt werden, so finden sie dort Bekehrung, daß Gott der Gott aller Menschen ist, nicht der Muhammedaner allein. Heiden und Muhammedaner sind gleich vor seinen Augen: der Unterschied der Farbe besteht auf sein Geheiß. In ihren Tempeln ruft die Menschenstimme zum Gebet, in den Tempeln der Götter ertönt die Glocke — aber überall ist Er der Gegenstand der Anbetung. Wer demnach die Religion, oder die Gebräuche anderer Menschen herabwürdigt, der achtet den Willen des Höchsten nicht."

Der Unwille, der über diese Bedrückung sich allgemein verbreitete, war Ursache, daß viele die Einfälle der Mahratten mit freudiger Erwartung sahen, und wenn nicht offen, doch heimlich unterstützten; so die Rajpoot. Fürsten und Häuptlinge von Soudpoor, Marwar, Mewar und Malwa, seit 1721. Die Mahratten suchten durch List und Gewalt sich festzusetzen und Geld zu erhalten. Indem ihre Anführer die Provinzen ausfogen und ausplünderten, stellten sie sich dem Großmogul ergeben, und ließen sich zuletzt von ihm die Gouverneurstellen in den eroberten Districten, die ihnen nicht mehr ent-

rissen werden konnten, übertragen. Anfangs war ihre Verwaltung milde, aber bald gingen sie weiter, verschonten keinen Theil Indiens mit ihren Einfällen und erzwangen allenthalben eine Art Tribut, wogegen sie versprachen, keine Verheerungen anzurichten. Ihre Macht ward durch Bande eigener Art zusammengehalten. Der Paischwah, in Poonah residirend, hatte den Titel als oberster Herrscher, mit ihm standen alle niederen Gebieter, als Untergebene und durch Familienverhältnisse, in Verbindung. Als manche derselben sich zu dem Range unabhängiger Fürsten erhoben, und alle Unterwürfigkeit gegen das Oberhaupt eigentlich ein Ende erreicht hatte, ward der Grundsatz der Einheit, wiewohl er erschüttert war, doch nie ganz aufgegeben. Daher waren die Mahratten, wenn sie sich auch, seitdem alle ihre Gegner bezwungen waren, unter einander bekriegten, doch stets bereit, gegen einen gemeinschaftlichen Feind sich zu vereinen; und wie sehr sich auch, im Laufe der Zeit, ihre Lage geändert hatte, immer betrachteten sie sich als Glieder Einer großen Gemeinschaft.

Als Indien von ihnen erobert war, zerfielen die Mahratten in mehrere Reiche. Die bedeutendsten Familien, die sich allmählig erhoben, waren die Puars, die später ziemlich unbedeutend wurden, die Familie des Sindia und des Holcar. Ueber die Art wie diese emporkamen, gibt Malcolm ausführliche Nachrichten, die durch eine Menge Anekdoten von den Hauptpersonen sehr unterhaltend sind. Am ausgezeichnetsten erscheint Alia Bhye, die durch Heirath in Holcars Familie kam, und als ihr Gemahl, der Enkel von Holcar I. gestorben war, im J. 1765 den Thron bestieg und dreyßig Jahre regierte. Ihre Herrschaft brachte Glück und Frieden einem Lande, das selten in so guten Händen war, und ruhig ausblühte, indeß rings umher Unruhe und Verwirrung herrschte. In den folgenden Ca-

piteln finden wir dann das Leben des Ameer Khan, der eine so ausgezeichnete Rolle in Indien spielte, und die Geschichte der Nabobs von Bhopal.

Seit dem Jahre 1689 kommt in der Historie von Indien der Name der Pindarries vor, die aber in neueren Zeiten erst bedeutend wurden. Anfangs waren es kleine Haufen von Freibeutern, bey der Verwirrung im Reiche des Moguls wuchs ihre Zahl, und ward so beträchtlich, daß nach und nach verschiedene ihrer Anführer von Indischen Fürsten zu Hülfe gerufen, und mit Land belohnt wurden. Dies genügte ihnen nicht, und wie Heuschreckenschwärme übersielen diese leichten Reuter die nahen und fernen Provinzen, verheerten sie und waren verschwunden mit ihrer Beute, ehe man ihnen zum Kampfe entgegentreten konnte. Sie lebten vom Raube und je verödeter das Land ward, desto schneller wuchs ihre Zahl, da wer nur konnte sich ihnen angeschlossen, und wer verloren hatte, durch das Ausplündern anderer seinen Schaden zu ersetzen suchte. 1809 und 1812 verwüsteten diese Horden das Gebiet der Engländer, 1815 und 1816 erschienen sie aufs Neue, plünderten am ersten Tage 92 Dörfer und begingen unerhörte Grausamkeiten, 54 Dörfer hatten am folgenden Tage dasselbe Schicksal. Zwölf Tage verweilten sie auf dem Gebiete der Compagnie und mordeten in dieser Zeit 182 Personen, verwundeten 505 gefährlich, und mißhandelten 5603. Empört über solchen Frevel zogen die Engländer gegen diese Barbaren, und wie Malcolm bemerkt: andere Raubhorden können zu anderen Zeiten der Verwirrung wieder auftreten, aber jetzt sind die Pindarries so gänzlich vernichtet, daß ihr Name fast vergessen ist, obgleich noch nicht fünf Jahre verflossen sind, seitdem sie der Schrecken und das Verderben Indiens waren". Dies jedoch war nicht allein der Erfolg dieses Zuges, sondern es

gewährte viel größere Resultate. Der geheime, feindliche Verein der Mahratten gegen die Engländer ward ganz dadurch zerstört. Der Rajah von Nagpoor ward von seinem Gebiet und Throne vertrieben, der Peischwah, das Oberhaupt der Mahratten, ward entthront, und lebte von der Gnade der Sieger, die ihm jährlich 100,000 Pf. bewilligten. Holkar hörte auf ein unabhängiger Herrscher zu sein und Sindia ist eigentlich in derselben Lage. Kein Herrscher ist demnach mehr in diesen Gegenden, der ohne Erlaubniß der Engländer einen Schritt thun kann.

Im eilften Kapitel erhalten wir Nachrichten über die Rajpoot-Fürsten und Herrscher in Central-Indien, so wie über die Bheels, die man in Indien so oft als kecke Räuber und gefährliche Feinde nennen hört. Ueber die Regierungen der Staaten in Central-Indien handelt; dann das zwölfte Kapitel, womit der erste Theil schließt.

Der zweyte Theil beginnt mit dem Kapitel über die Verwaltung der Einkünfte; dann folgen interessante Untersuchungen über die Bevölkerung des Landes. Im dritten Kapitel wird der Zustand Indiens im Jahre 1812 mit dem im Jahre 1821 zusammengehalten. "Die ehemalige Lage Indiens, sagt der Verfasser, ist in den vorhergehenden Kapiteln ausführlich geschildert worden, es wird aber nützlich seyn, einen Blick auf die frühere Zeit zurückzuwerfen, auf die Macht der Fürsten und Häuptlinge und den Zustand ihrer Länder im Jahre 1817, als das Britische Heer in dieselben einrückte. Indem wir den vergangenen Zustand mit dem gegenwärtigen vergleichen, und genaue Rechenschaft geben über die Mittel die man anwendete, um Ordnung und gutes Regiment zu erhalten, werden wir im Stande seyn den Einfluß der großen Veränderung, die damals stattfand, darzulegen, und besser als es sonst gesche-

hen könnte, die Resultate zu würdigen, welche aus der Einmischung der Engländer in die Angelegenheiten dieses Landes hervorgingen, eine Einmischung wozu sie durch Umstände, die in dem vorhergehenden Kapitel angegeben sind, genöthigt wurden". Die Schilderung zeigt auf der einen Seite ein ödes, verheertes Land, und Unterthanen die auf alle Weise bedrückt wurden, und den Erpressungen der Herrscher und ihrer Raubhorden ohne Hülfe Preis gegeben waren; auf der andern sehen wir, wie Ruhe und Friede zurückkehrten, wie der geflüchtete Dorfbewohner seine Heimath wieder aufsuchte, wo er oft erst einen blutigen Kampf mit Tigern und anderen Raubthieren, die in seiner Abwesenheit sich zahlreich vermehrt hatten, bestehen mußte. Den Herrschern ist zum Theil die Macht genommen Schaden anzurichten, ihre Kriegsheere sind verringert, die Räuberhorden, die aus Nachbarstaaten einfielen, sind verdrängt. Landstraßen sind und werden angelegt, so daß der Handelsverkehr erleichtert wird, und Truppen schnell, wo es nöthig seyn sollte, zur Erhaltung der Ordnung sich hinbegeben können. Die mit den einzelnen Fürsten und Staaten abgeschlossenen Verträge sind diesem Bande angehängt. Am schwersten hielt es, mit den Anführern der großen Raubhorden fertig zu werden, die so lange die Geißel dieser Gegenden gewesen waren. Sie betrachteten die Rückkehr der Ordnung und Ruhe als ein Vorspiel ihrer Bestrafung, und sie setzten eine zeitlang ihre Einfälle fort, weil sie fest überzeugt waren, daß für sie keine Verzehrung Statt fand. Auch selbst diese zur besseren Ansicht zu bringen, hat man nicht ohne Glück versucht. Große Landstrecken sind ihnen angewiesen, sie zu bebauen, viele von ihren Angehörigen und Untergebenen hat man als Soldaten angenommen, damit sie sich allmählich an ein ordent-

liches Leben gewöhnen. Man zeigte ihnen Vertrauen, und sorgte besonders dafür, daß die Kinder der Anführer unterrichtet wurden, um durch sie nachher auf ihre Untergebenen zu wirken. Malcolm hatte mehrere von diesen Kindern drey Jahre in seinem Hauptquartiere.

Daß die getroffenen Maaßregeln einen günstigen Erfolg gehabt haben, zeigt dann der Verfasser, und daß, so mißtrauisch auch anfangs alle waren, sie doch bald einsahen, daß sie keine gegründete Ursache zur Furcht und Besorgniß hätten. "Ich kann behaupten, schließt er dies Kapitel, man werde in der Geschichte wenige Beispiele finden, daß eine Veränderung in der politischen Lage eines Landes so wohlthuedend für die Bewohner desselben gewesen sey, als die welche in Central-Indien innerhalb vier Jahren zu Stande gebracht worden. Es ist ein erfreulicher Gedanke, daß, mit Ausnahme eines Streifzuges gegen die Bheels, der Friede hergestellt und erhalten ward, ohne daß ein Schuß fiel".

Das folgende Kapitel — überschrieben: Betrachtungen über die Lage der Brittischen Macht in Indien, seine künftige Verwaltung: Plan zur Einführung von Gerichten — beginnt mit folgenden Bemerkungen: "Es scheint mir besonders wichtig zu seyn, daß man die große Veränderung, die in dem Brittischen Reiche im Osten Statt gefunden, klar und deutlich übersehe. Wir sind gegen unseren Willen, durch Umstände die wir nicht leiten und beherrschen konnten, dahingekommen, als gebietende Herren des großen Continents aufzutreten; alle müssen jetzt bekennen, daß unsere Herrschaft nur dann sicher begründet ist, wenn allgemeine Ruhe in Indien herrscht. Unsere gegenwärtige Lage ist scheinbar ruhig, aber voll von Gefahr. Bey den Mitteln, die uns zu Gebot standen, war das Unternehmen, als Ge-

walt gebraucht werden mußte, verhältnißmäßig leicht: die Milde der Regierung bewilligte den Bezwingenen Gnade, und diese waren für den Augenblick zufrieden, zu den Füßen großmüthiger Sieger zu liegen. Der ewigen Kriege und Unruhen müde, bedauerten sie kaum den Verlust an Macht und Einfluß: halcyonische Tage genoß man im Voraus, und warf sich nieder in den Staub, um wieder emporgehoben zu werden. Alle diese Eindrücke, durch Gewalt vereint mit Milde und vom Glücke unterstützt hervorgebracht, wurden noch durch unsere ersten Maaßregeln erhöht. Die im Auftrage der Regierung handelnden Personen, waren meistens solche, die sich einen Namen in der Gegend wo sie wirkten erworben hatten; sie waren durch keine Vorschriften gebunden, was sie thaten war geeignet die Leidenschaften zu beruhigen, und stimmte mit den Gewohnheiten und Vorurtheilen derer, die sie gewinnen oder zur Unterwürfigkeit bringen sollten, überein. Aus vielen Ursachen indeß kann eine solche Periode nur kurz seyn: der Uebergang zu einem kälteren System der Verwaltung, die Einführung unserer Gesetze und Einrichtungen in den Districten die uns unterworfen sind, erregen natürlich Unruhe und Besorgniß. Die Stunde ist da in welcher die Leute aus dem Traume erwachen. Widerwille und Unzufriedenheit folgen dem Schrecken und der Bewunderung, und die Fürsten und Herrscher, und alle die Rang oder Einfluß besaßen, sehen nichts als ein System, das sie zur unmittelbaren Schwäche und zur endlichen Vernichtung verdammt. Dies ist der Gesichtspunkt aus welchem wir die uns unmittelbar unterworfenen Länder zu betrachten haben. Der Einfluß und die Aufsicht, die wir, unserer Lage nach, über mehrere von unseren Verbündeten und

von uns abhängigen Staaten führen müssen, zeigt uns noch größere Schwierigkeiten und Besorgnisse".

Wir haben diese Stelle herausgehoben, damit unsere Leser sehen, wie umsichtig der Verfasser die Lage seiner Landsleute in Ostindien beurtheilt. Welche üble Folgen die Einführung eines neuen Abgabensystems und der Englischen Gerichtsverfassung in Bengalen hatte, ist bekannt (S. Papers relating to the police and administration of Justice in Bengal, from 1810 to the present time, printed by order of the House of Commons 1819 vgl. Edinburgh Review N LXXX. July 1824.) und dient zur Bestätigung von Malcolms Ansichten, sowie zur Empfehlung der Maaßregeln welche er vorschlägt, um die drohende Gefahr abzuwenden. "Die Ursache, welche uns angetrieben hat, und stets antreiben wird, unsere Herrschaft zu erweitern, liegt tief in dem Character unserer Macht. Wir können, wo nur irgend unser Ansehn mit ins Spiel kommt, keinen Schritt zurückthun. Unsere Lage ist ganz verschieden von der aller eingebornen Herrscher, die durch Sprache, Vorurtheile, Gewohnheiten und Religion Eins sind mit dem beherrschten Volke. Dieser Mangel einer natürlichen Wurzel in dem Boden, nöthigt uns ein Verfahren zu beobachten, das wir, in jeder anderen Lage, ganz vermeiden würden. Die Nothwendigkeit, den Eindruck, worauf unser Ansehen beruhet, nicht zu schwächen, zwingt das Gouvernement, es möge kosten was es wolle, jeden streitigen Punct, gleichviel ob mit unseren Unterthanen oder mit den Staaten die unter unserem Schutze stehen, durchzusetzen. Die Maaßregeln eines Beamten, der uns in diese Nothwendigkeit versetzt, können wir mißbilligen, aber unsere Obermacht muß erhalten werden, und wir müssen den Sieg unter jeder Bedingung davon tragen, denn wir können nicht länger bestehen, so

balb man anfängt Zweifel über unsere Macht zu hegen."

Malcolm legt dann dar, wie die Ansichten der Herrscher, Gebieter und Krieger in jenen Staaten sich in den lezten Jahren so sehr geändert haben, und sucht darnach zu bestimmen, welche Maaßregeln die Regierung nehmen müsse. Ausgedehnte Gewalt müsse dem gegeben werden, der an der Spitze stehe. In Hinsicht der Gesetzgebung müsse man sich nach den Einrichtungen der Hindus richten, um nicht überall, auch bey dem besten Willen, den lobenswerthesten Absichten, Unzufriedenheit, Mißtrauen und Widersetzlichkeit zu errgen. Besonders solle man die Panchayet, eine in Indien bey den Eingeborenen gewöhnliche Art von Gerichten, mit einigen Modificationen, erhalten oder wieder einführen, der Nutzen derselben habe sich überall bewährt. — Schulen müßten überall eingeführt werden, um allmählich die Jugend heranzubilden; doch zeigt der Verfasser, welche Vorsicht man dabey in den neuermorbenen Ländern nöthig habe, und was ihn verpflichtete, das Unerbieten einiger Missionare, Lehranstalten daselbst anzulegen, zurückzuweisen. — Der Anhang enthält außer den vorher schon erwähnten Abhandlungen und Verträgen, noch eine Menge belehrender Aufsätze, besonders in statistischer Hinsicht, so wie die Instruction mitgetheilt ist, welche der Verfasser den unter ihm Angestellten gab, die ein neuer Beweis seiner Kenntniß des Landes und seines aufrichtigen Wunsches ist, die Eingebornen für England zu gewinnen.

Den Beschluß macht ein alphabetisches Verzeichniß aller in dem Buche vorkommenden Districte, Städte, Tempel u. s. w., ausgearbeitet von H. W. Hamilton, dem Verf. des India Gazetteer und der Beschreibung von Hindostan.

E b e n d a s e l b s t.

The history of the Crusades for the recovery and the possession of the holy Land, by Charles Mills in two Volumes The Third edition. Vol. I. XV. und 480 S. Vol. II. 437 S. 8. 1822.

Die günstige Aufnahme, welche dieß Werk in England gefunden hat, wird dadurch bestätigt, daß es in kurzer Zeit drey Auflagen erlebte. Der Verf. bemerkt in der Vorrede, daß die Geschichte der Kreuzzüge in der Englischen Litteratur eine noch unausgefüllte Lücke sey, da noch kein Brittischer Schriftsteller, auch Gibbon nicht, sie vollständig behandelt habe. Allerdings also mußte sein Werk in England eine willkommene Erscheinung seyn; zumal da er es auf einen solchen Umfang beschränkte, daß der Leser ohne zu ermüden eine Uebersicht des Ganzen bekam. Freylich ist es dann auch ganz für England berechnet; denn die Behandlungen desselben Gegenstandes auf dem Continent, selbst die in Frankreich, waren dem Verfasser völlig unbekannt geblieben zu seyn. Sein Werk umfaßt nicht bloß die Geschichte der Kriege, sondern auch des dadurch entstandenen Reichs von Jerusalem, und dasjenige was darauf Beziehung hat. Allerdings zeigt hier der Verf. viele Bekanntschaft mit den Quellen; nämlich den Lateinischen und den Byzantinischen; nicht aber mit den Orientalischen; welche mit Fleiß und Erfolg benutzt zu haben bekanntlich das Verdienst eines Deutschen Gelehrten ist. Der erste Theil gibt zuerst eine Uebersicht der Geschichte der heiligen Stadt; der Wallfahrten dahin; der Bedrückungen der Pilger durch die erfolgten Revolutionen in Asien; und die dadurch entstandene Idee eines Kreuzzugs dahin, die schon Pabst Gregor VII. bekanntlich gefaßt, und die Ausführung einigermaßen vorbereitet hatte. Die

folgenden fünf Capitel enthalten die Geschichte des Ursprungs der Unternehmung, und des ersten Zuges bis zu der Eroberung von Jerusalem. Die Ereignisse dieses Zuges selbst sind unter uns zu bekannt, als daß wir daran zu erinnern brauchen. Wenn sie ausführlicher als die folgenden erzählt sind, so hat dieß seinen Grund allerdings zum Theile darin, daß hier manches erläutert werden mußte, was dessen nachher nicht mehr bedurfte; aber auch zum Theil in dem höhern Interesse, das die Begebenheiten dieses ersten Zuges durch ihre Abwechslung und Mannigfaltigkeit haben. Der Gesichtspunkt aus dem der Verf. das Ganze ansieht, ist freylich weit mehr der politisch = statistische unsrer Zeit, als der religiös = politische der damaligen. Aus dem ersten betrachtet ist es freylich leicht, ihn durchaus tadelhaft zu finden; ob auch so ganz ungerecht wie der Verf. ist eine andere Frage. Die Selbschucken, die sich nicht lange vorher in den Besitz Jerusalems gesetzt hatten, hatten kein größeres Recht daran, als die Eroberer des Abendlandes; und die Bedrückungen, welche jene die Pilger erleiden ließen, gaben diesen einen eben so gerechten Vorwand, als ihn jetzt jede christliche Macht finden würde, die den Griechen Hülfe leistete. Die Beurtheilung von Unternehmungen setzt unseres Erachtens voraus, daß man sie im Lichte ihrer, nicht unserer, Zeit betrachtet. Und so lange Wallfahrten als Religionspflicht oder doch als verdienstlich betrachtet werden, haben auch die Völker die dieses thun das Recht zu fordern, daß man sie ungestört zu ihren Heiligthümern gelangen läßt; und, wenn man ihnen dieß gänzlich verweigert, oder nur unter Mißhandlungen und Bedrückungen ihnen gestattet, das Recht Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Sehr richtig ist von dem Verf. ein anderer Gesichtspunkt aufgefaßt; die Wichtigkeit des persönlichen Characters und der Eigen-

schaften der Heersführer. Die von denselben entworfenen Schilderungen sind wahr; und beleben die Erzählung. Allerdings war das Verhältniß, in dem Gottfried von Bouillon gegen die andern stand, nicht das eines Oberbefehlshabers; doch betrachteten ihn die andern als den ersten aus ihrer Mitte, wie seine Erhebung auf den Thron des neuen Königreichs Jerusalem zeigt. Eine Uebersicht der Geschichte dieses Reichs, und der Fürstenthümer Antiochien und Tripolis bis zu dem zweyten Kreuzzuge füllt das VII. Kapitel aus; und die Untersuchung über die Verfassung und Gesetze jenes Reichs das folgende. Sie ist aus den Assisen von Jerusalem geschöpft; deren Geschichte in einer Anmerkung erzählt wird. — Den Beschluß dieses Bandes macht die Geschichte des zweyten Kreuzzuges, auf Anstiften des h. Bernhard durch Ludwig VII. und Conrad III. ausgeführt; und eine Schilderung des h. Landes seit der Zeit als Jerusalem wieder durch Saladin eingenommen war.

Der zweyte Theil beginnt mit den Unternehmungen, an welchen die Britten Haupttheilnehmer waren oder wurden; dem Project von Heinrich II. und dessen Austührung durch seinen Sohn und Nachfolger Richard Löwenherz; in Verbindung mit Philipp August von Frankreich. Die Begebenheiten dieses Kreuzzugs, die Eroberung von Acre, und nach dem Weggange Philipp Augusts der Kampf Richards mit Saladin, der nach der vergeblichen Unternehmung gegen Jerusalem mit einem Waffenstillstande und Vertrage auf drey Jahre endete, sind zu bekannt, als daß wir sie zu wiederholen brauchen. Wir vermiffen darin die Erzählung des Streits von Richard mit dem Herzog Leopold von Oesterreich; welcher die Ursache seiner nachmaligen Gefangennehmung ward. Diese letztere wird zwar nachher ausführlich erzählt; aber der Leser erfährt nicht die Veranlassung. Die Er-

zählung des vierten and fünften Kreuzzugs, nach der Eintheilung des Verf. und die Geschichte der Eroberung Constantinopels durch die Kreuzfahrer füllt die beiden nächsten Kapitel aus. Bey dieser letzten Begebenheit erwähnt der Verf. zwar wohl den Verlust von Kunstwerken; nicht aber den welchen durch den großen Brand die Litteratur erlitt; der wohl noch verderblicher war. Hierauf die Unternehmung während und durch Friedrich den Zweyten; und zuletzt unter Ludwig dem Heiligen, nebst den letzten Schicksalen und dem Verlust des Königreichs Jerusalem und des gelobten Landes. — Das letzte Kapitel enthält Bemerkungen über die Folgen der Kreuzzüge. Da der Verf. die bekannte französisch geschriebene Preisschrift des Rec. wie aus seinen Anführungen erhellt, kannte, so scheint er fast absichtlich deshalb kürzer haben seyn zu wollen; denn sonst müßten wir in der That grade dieses Kapitel das schwächste, und am wenigsten befriedigende seines Werkes nennen. So leugnet z. B. der Verf. den Einfluß der Kreuzzüge auf die Entstehung der freyen Stadtverfassungen und des Bürgerstandes. Aber waren jene nicht eine Folge des durch den Handel, den die Kreuzzüge veranlaßten, aufblühenden Wohlstandes und Reichthums der Städte? Noch muß der Rec. sich gegen einen ihm gemachten Vorwurf p. 345. vertheidigen, daß er die Reformation zu den Folgen der Kreuzzüge zählen wolle. Er hat (Hist. Werke II, S. 163.) bloß gesagt: "zu den zufälligen Folgen der Kreuzzüge gehöre auch die Entstehung des Ablasses, dessen Mißbrauch die Reformation zum Ausbruch brachte;" und setzt hinzu: "kann dieß uns berechtigen, sie deshalb als eine Folge der Kreuzzüge zu betrachten?" — Heißt dieß sie dafür erklären?

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. S t ü c k .

Den 24. Julius 1826.

E d i n b u r g .

Bey Zait; London bey Longman und Clarke; Oxford bey Parker; Cambridge bey Deighton; u. Glasgow bey Smith 1826. 126 Seiten. 8. Historical notices of the Roman law and of the recent progress of its study, in Germany. By John Reddie, jur. utr. doct. Goettingen(sis) wenn man diesen eigentlich nicht gewöhnlichen Zusatz des Ortes, wo Jemand Doctor geworden ist, ergänzen darf.) Der Verfasser, Sohn eines vorzüglich geachteten Rechtsgelehrten in Glasgow, der vielleicht bald unter einem andern Namen vorkommen wird, und durch eine Schrift über die Verbesserung des Gerichtswesens mehr bekannt geworden ist, als durch den Eifer, womit er die neuesten juristischen Schriftsteller des festen Landes zu seiner Nebenbeschäftigung macht, kam, nachdem er schon in seiner Vaterstadt nach dortiger Art, d. h. freylich früher, als man bey uns die hohe Schule zu besuchen anfängt, eine zeitlang studirt hatte, nach Göttingen, und vor sei-

nem Abgange ward er hier Doctor. Die gegenwärtige Schrift ist nun, nach der damals hier erschienenen Dissertation: de edictis praetorum, welche schon in Herrn Professor Zimmer's Geschichte des Römischen Privat-Rechts erwähnt ist, der zweyte öffentliche Beweis der Fortschritte, die der Verfasser in einem seinen Landsleuten nicht besonders geläufigen Fache gemacht hat. Natürlich soll sie mehr jenseits des Canals wirken, als dießseits, und an eine Uebersetzung ist wohl bey einem Romane von Walter Scott unendlich eher zu denken, als bey ihr. Der Verf. selbst nennt die Schriften und die Vorträge des Unterzeichneten als seine Hauptquelle, oder wenigstens als Das, wodurch ihm der Weg zu den eigentlichen Quellen gezeigt und erleichtert worden ist. Gewissermaßen muß es dem Unterzeichneten recht lieb seyn, wenn die Leute, die schon längst "das Bestreben eitler Lehrer, nur sich mit ihrer kleinen Individualität in ihren Zuhörern wieder zu finden", allerdings ohne irgend Jemand zu nennen, gerügt haben, gar nicht gewahr werden, welcher schreyende Beleg hiezu so eben erschienen sey. In so fern ist es ordentlich unvorsichtig von ihm, dies selbst zu verrathen, und, wenn er auch noch so sehr sich darauf berufen wollte, ein Buch dieser Art gehöre recht zu der Geschichte der Wissenschaft, man sehe daraus, wie die neuen Bemühungen der Deutschen jetzt mehr, wie sonst, von Ausländern geschätzt würden, denn zwey civilistische Schriften in Englischer Sprache, die einem Deutschen gewidmet seyen, ließen sich aus früheren Zeiten doch schwerlich nachweisen; so merkte jeder nur halbwege ungeneigte Leser doch gleich, was diese Sprache in der Feder des Unterzeichneten zu bedeuten habe. Daß der Verf. die Angaben am Meisten aus-

hebt, welche für seine Landsleute etwas besonders Anziehendes haben könnten, versteht sich, er beruft sich nicht nur auf Wenk's Vacarius, welchen schon Herr Doctor Irving ihnen empfohlen hatte, sondern die Zeugnisse für das Römische Recht aus geschätzten Britischen Schriftstellern sind ihm natürlich die liebsten. Unter dem, was Deutsche aus dem Buche lernen könnten, ist der Name von Scrimger, welcher im Lateinischen so ganz deutsch klingt, aber in seinem Vaterlande Scrymgeour heißt.

Gegen eine Stelle möchte der Unterzeichnete u m so mehr sich verwahren, als er in seiner Gelehrten-Geschichte die Veranlassung zu ihr gegeben hat. Der Stifter unserer Universität soll, nach S. 86., das Römische Recht nicht durch seine Aufmunterung befördert haben. Aber Gebauer, Brunquell und Mascov d. J. sind unmittelbar darauf in dem Buche genannt, aus welchem der Verf. diese Bemerkung genommen hat, aber bey ihm sind sie weggelassen und dadurch wird sie viel härter. Münchhausen hatte gewiß so viel Sinn für diesen Zweig der Rechtsgelehrsamkeit und so viel Eifer, ihn hierher zu verpflanzen, als man von seiner Zeit nur irgend erwarten kann, und daß er sich z. B. in London nicht nach der Handschrift von Ulpian erkundigte, um die sich so lange kein Mensch bekümmert hat, fällt gewiß nicht ihm zur Last, da er eine solche Anfrage, auf Veranlassung irgend eines seiner Professoren, zuverlässig eben so gern befördert hätte, wie die Gebauer'sche Ausgabe des Corpus Juris.

H u g o.

L o n d o n.

Printed for T. Cadell, in the Strand. Miscellaneous Works of the late Robert Willan,

M. D. F. R. S. F. A. S. Comprising an inquiry into the antiquity of the small-pox, measles, and scarlet fever, now first published. Reports on the Diseases in London, a new edition: and detached papers on medical subjects, collected from various periodical publications. edited by Ashby Smith, licentiate of the royal College of physicians in London. XXVII. 488 Seiten. 1821. 8.

Aus dem Nachlasse des um mehrere Theile der Medicin, vorzüglich um die Beschreibung und Geschichte der Hautkrankheiten hochverdienten Willan gab sein jüngerer Freund A. Smith vorliegende Sammlung heraus, die außer den Abhandlungen, welche früher von jenem in periodischen Schriften zerstreut erschienen waren, auch eine neue über das Alter der Blattern, der Masern und des Scharlachfiebers enthält. Der Herausgeber hat von dieser letztern sehr gelehrten Untersuchung einen gedrängten Auszug in der Vorrede mitgetheilt und den einzelnen Abhandlungen hier und da Bemerkungen beygefügt. W. gab sich alle Mühe zu beweisen, daß schon die Griechen jene genannten hitzigen Hautausschläge gekannt, und namentlich unter ihren Bezeichnungen *Loimos*, *Loimike* und *Anthrakos* die Blattern verstanden hätten. Besonders sucht er auch mit Benutzung der Geschichtschreiber, Kirchenväter und Dichter zu zeigen, daß die Blattern früher, als man sonst ihren Ursprung in Arabien annimmt, bereits auf den Britischen Inseln und auf dem Continente von Europa geherrscht haben, und von den Schriftstellern unter den Namen *pusula*, *pustularum morbus*, *morb. dysentericus cum pustulis* beschrieben wurden. Eine Hauptstütze war ihm die Angabe Gregor's von Tours, daß um das Jahr 580 in vielen Gegenden Frankreichs eine fürchterliche Pest-

epidemie (lues) gewüthet habe, wo die Kranken an heftigem Erbrechen, Fieber, Kopfweh und schrecklichen Schmerzen in den Nieren litten, und an der vorzüglich die Kinder starben; so wie eine andere, wo der Körper mit vesicis ac minutis pustulis, die besonders die Augen verschlossen, bedeckt war. Auch legte er ein großes Gewicht auf ein Manuscript im Brittischen Museum, das aus dem 8ten oder 9ten Jahrhundert und theils sächsisch, theils lateinisch ist, wo es heißt: “der heilige Nicasius von Rheims im J. 453 hatte eine Art Blattern (habuit minutam variolam). Allein so viel auch diese und ähnliche Gründe behaupten mögen, der Einwurf der Gegner: daß nämlich von diesen so furchtbaren Hautkrankheiten keine einzige zuverlässliche Beschreibung in den Schriften der alten, übrigens so genauen Aerzte vorkomme, wird keineswegs beseitigt. —

Die Berichte über die Krankheiten in London von 1796 — 1800 incl. hatte der Verf. noch selbst vor seinem Tode mit Zusätzen einzeln herausgegeben. Wir beschränken uns daher nur auf die Mittheilung einiger interessanten Bemerkungen, die in jener Schilderung beyläufig vorkommen: daß Scharlachfieber sey in den Monathen October und November am heftigsten und gefährlichsten gewesen; mit dem ersten Erscheinen des Frostes hätte es aufgehört. Zwey ansteckende Krankheiten, die Pocken und der Keichhusten bestanden einige Monathe hindurch zusammen; die Paroxysmen des Hustens dauerten, ohne nachzulassen, während des ganzen Verlaufs der hinzugekommenen Pocken. Die Erfahrung ergebe, daß wenn Catarrhal- und Brustfieber sowie andere entzündliche Krankheiten ausgedehnt herrschen, das Verhältniß der ansteckenden Krankheiten sehr klein sey. Die ansteckenden Krankheiten Engo

lands erschienen im Herbste und im Anfange des Winters, oder zwischen dem Ende des Augusts und der Mitte des Decembers. Eine gesehliche Aufeinanderfolge der ansteckenden epidemischen Krankheiten könne man nicht annehmen. Gegen schlimme Rheumatismen, besonders im jugendlichen Alter, solle man in den Zwischenräumen ein Chinadecoct geben. Es wäre ein abergläubischer Wahn, daß wenn die Hunde bey Nacht unter dem Fenster einer kranken Person heulen, diese sterbe. Die Hunde hätten ihren Herrn verloren, ihren Weg verfehlt, suchten Schutz, und gingen folglich dahin, wo Licht und Geräusch sie hoffen ließe, daß man auf ihr klägliches Geheul achten würde. So kämen zuweilen Eulen während ihres mitternächtlichen Herumschwärmens an die Orte, wo ein einsames Licht brenne, in ein Krankenzimmer, und ihr lautes Rufen, womit sie ihre Kameraden eben dahin einladen, würde einfältigerweise für ein böses Omen gehalten. — Die aus den periodischen Schriften aufgenommenen Abhandlungen betreffen: einen besondern Ausgang einer Wassersucht; Beobachtungen über den Gebrauch des Arseniks in Wechselfiebern; Fälle von ischuria renalis bey Kindern; einen Fall von Verstopfung der Eingeweide; und einen von Enthaltbarkeit. Die beiden letztern sind besonders wichtig. Eine 52jährige Dame litt nach einer vorhergegangenen Kolik mit Erbrechen, das leicht gestillt wurde, an einer so hartnäckigen Verstopfung, daß die verschiedenartigsten sehr kräftigen äußerlichen und innerlichen Purgirmittel keine Erleichterung hervorbrachten. In der langen Zeit von 30 Tagen fand nur ein einziges Mal auf den Gebrauch sehr großer Dosen von Quecksilber eine unbedeutende Entleerung Statt. Nach so vielen vergeblichen Heilversuchen verbat sie sich

solche, und ergab sich in ihr Schicksal. Nur auf die Bitten ihrer Freunde ließ sie sich noch elektrisiren, und ertrug mit großer Stärke die heftigen Schläge, die man auf den Unterleib nach verschiedenen Richtungen anwandte. Aber auch diese blieben ohne Erfolg; sie starb. Nach ihrem Wunsche wurde einen Tag nach ihrem Tode die Section vorgenommen. Die Eingeweide waren erstaunlich ausgedehnt, mit einer säculenten Flüssigkeit angefüllt; und obgleich während des Lebens weder Fieber noch Zeichen von Irritation im Pulse zu bemerken waren, so fand man doch den ganzen tractus intestinorum entzündet, und an vielen Stellen sphacelös. — Ein junger Mensch, der durch Digestionsbeschwerden, mehr aber noch durch falsch verstandene religiöse Begriffe beunruhigt wurde, war auf einmal aus dem Kreise seiner Bekannten verschwunden. In einer dunklen Straße hatte er eine Wohnung bezogen, mit dem Entschlusse, aller festen Speise sich zu enthalten; um auf diese Weise von den unangenehmen körperlichen Empfindungen befreit zu werden und zu höheren Visionen zu gelangen. Täglich nahm er nur 8 — 12 Unzen Wasser, mit wenig Pomeranzensaft versetzt, zu sich. Wöchentlich verbrauchte er zwey Pomeranzen. So setzte er mehrere Wochen seine Meditationen fort, ohne Bewegung, bey sehr geringem Schlafe, den größten Theil der Nacht schreibend, in Erwartung eines großen ungewöhnlichen Ereignisses. Als aber dieses nicht kommen wollte, verschwand allmählig seine Verblendung; nicht ohne Betrübnis sah er sich abgezehrt und zum Grabe hinabsinkend. Um diese Zeit hatten seine Freunde seinen Aufenthaltort erfahren. Ein Geistlicher, der zu ihm geschickt wurde, und ihn von der Wichtigkeit seiner visionären Ideen überzeugte, erhielt die Erlaubnis

einen Arzt zu bringen, der ihn wieder belebe. W. besuchte ihn am 61sten Tage seiner Fasten. Ein erschreckender Anblick; vor ihm ein abgezehretes Gespenst. Allein sein Auge konnte noch deutlich sehen; auch die Stimme war vernehmlich und deutlich geblieben. Er war mit einer Abschrift der Bibel beschäftigt gewesen, vor jedes Kapitel hatte er Beweise geschrieben, Parallestellen und eigene Betrachtungen. Im Anfang waren diese recht geistvoll, aber gegen das Ende dunkel und endlos verwirrt. Am 14ten Tage der Behandlung starb er; vielleicht weil man dem von Nahrung so sehr entwöhnten Anfangs zu viel auf einmal gereicht hatte. Bewußtseyn und Sprache waren bis zum Tode geblieben.

M . . r.

S a m e l n.

So wenig es dem Zweck dieser Blätter angemessen seyn würde, periodischen Schriften darin einen Platz zu vergönnen, so dürfen wir wohl eine Ausnahme mit dem 1. Jahrgang einer vaterländischer Zeitschrift machen, die durch die Reichhaltigkeit der darin behandelten Gegenstände und die vielen gediegenen Aufsätze von den achtungswürdigsten Männern im Vaterlande, schon jetzt ein bedeutendes Publicum auch im Auslande gefunden hat: Gemeinnützige Blätter für das Königreich Hannover; herausgegeben von F. G. F. Schläger (Past. prim. zu Hameln und Mitglied der Kön. Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle). Hameln. 1825. in 4. Die Umsicht des Herrn Herausgebers und seine Verbindung mit den erfahrungreichsten Geschäftsmännern läßt erwarten, daß die Gemeinnützigkeit dieser Blätter, die sich schon in ihrem Anfang erprobt hat, mit jedem Jahrgang steigen, und sie zu den gelesensten im In- und Auslande machen werde.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. 119. Stück.

Den 27. Julius 1826.

L e i p z i g.

Bey Vogel: De sonis literarum Graecarum tum genuinis tum adoptivis libri duo auctore G. Seyffarth o. Accedunt commentatio de literis Graecorum subinde usitatis, dissertationes, index et tabulae duae, cum epistola G. Hermannii. 1824. XVIII u. 669 S. gr. Octav.

Dieses Werk enthält so vielseitige und neue Forschungen über einen vielbesprochenen Gegenstand, daß es die Aufmerksamkeit aller Freunde der griechischen Sprachforschung in hohem Grade verdient. Wir sind weit entfernt zu behaupten, daß die Untersuchung durch dieselben vollendet und der Streit entschieden sey, aber sie ist um vieles weiter geführt, ihrem Wesen und ihrer Bedeutung nach genauer bestimmt und vielseitiger behandelt, und manche Ergebnisse werden auch dem vorsichtigen Zweifler genügend bewiesen erscheinen und dürften künftigen weitem Forschungen zum Grunde gelegt werden. Die Frage nach der richtigen Aussprache des Griechischen, einer Sprache, die immer wegen ihres Wohlklanges so sehr bewundert worden, ist

schon an sich sehr wichtig, auch wenn sie nicht mit manchen grammatischen und metrischen Untersuchungen zusammenhinge, und die genaue Kenntniß der Aussprache jedes Zeitalters für die Kritik besonders die handschriftliche manchen Nutzen verspräche. Wir wollen versuchen unsern Lesern so vollständig als es der beschränkte Raum gestattet von dem Inhalte dieses Buches Bericht zu erstatten, zuvor aber ein Paar Worte über die früheren Untersuchungen über die Griechische Aussprache vorzuschicken.

Wenn es ein sicherer Beweis für die Wichtigkeit einer Untersuchung wäre, daß sie fast zu allen Zeiten eine Menge Gelehrte beschäftigt hat, so müßte man diese Frage für eine der wichtigsten halten, wenn man die Menge der seit Erasmus darüber erschienenen Schriften betrachtet. Aber hauptsächlich der Gegensatz zweyer Parteyen, die sich nicht eben mit Recht von Erasmus und Reuchlin benannten, und die Heftigkeit des Streites, der mitunter sehr ernstlich und nicht bloß mit den Waffen des Gelehrten, sondern mit Anwendung von geistlicher und weltlicher Macht geführt wurde, Verfolgungen und Verbannungen bewirkte, und Edicte von Seiten der Behörden veranlaßte, verhinderte eine vorurtheilsfreye und genaue Prüfung, und unter vielen ausführlichen Abhandlungen über diesen Gegenstand, von denen die bekannte Haverkamp'sche Sylloge nur einen kleinen Theil enthält, war schon deshalb keine geeignet den Streit beizulegen. Doch ruhete derselbe eine Zeitlang, da beide Parteyen genug Gründe für ihre Meinung vorgebracht sahen, und aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ist uns außer einigen unbedeutenden Programmen keine besondere Schrift darüber bekannt, seit der Abhandlung des Mirtishus Sarpedonius (des Jesuiten Fr. Reiffenberg) 1750. Eine ausführliche Abhandlung für den Stacismus von Cap-

peronier, welche Georgiades erwähnt, ist nicht gedruckt. Einzelne Punkte wurden gelegentlich besprochen und untersucht von Villoison, Payne Knight und anderen, und zum Theil für den sogenannten Itacismus entschieden, während die sogenannte Eras-
 mische Aussprache wegen ihrer Deutlichkeit, Bequemlichkeit bey dem Unterricht, und ihres Wohlklanges wenigstens nach Deutschem Gehör, in Deutschland immer allgemeiner wurde, in den benachbarten Ländern aber, ursprünglich auf die Eras-
 mische Aussprache gestützt, andere Sprecharten nach Maßgabe der Muttersprache immer mehr an die Stelle des früher herrschenden Itacismus traten, die zum Theil von beiden Systemen sehr ab-
 weichen, wie in England, wo die Eras-
 mische Aussprache zuerst die eifrigsten Anhänger gefunden hatte. In der neuern Zeit konnte die grammatische Kritik auch diesen Abschnitt der Sprachlehre nicht über-
 sehn. Hermann handelte davon in seiner Schrift *de emendanda ratione Gr. Gr.* indem er sich im Allgemeinen für den Itacismus erklärte: *Illorum sententia, sagt er, qui cum hodierna Graecae linguae pronuntiatione veterem conspirasse putant, merito ita iam a viris doctis contemta est, ut si quis hodie eam defendere auderet ridendum se ac despiciendum praebere videatur.*
 Hiermit erklärte er den Streit der Hauptsache nach für den Itacismus entschieden (so wie andererseits die Professoren der universita di sapienza in Rom in ihrem Responsum vom 30. Junius 1772 ihn für den Itacismus entschieden hielten), erklärte sich indeß bey der Untersuchung über die einzelnen Buchstaben bey mancher doch für die Aussprache der Itacisten z. B. in Ansehung *au* (wie *ä*) und der meisten Consonanten, und in beiden Rücksichten sind ihm unsere besten Sprachlehren, auch die neuesten von Matthiä und Thiersch, zum Theil mit

noch einigen anderen Modificationen der Erasmiſchen Ausſprache gefolgt, und dieſe Modificationen, beſonders die Ausſprache des *ai* wie *ä*, des *oi* wie *ö* ſind bereits von vielen angenommen und werden in Deutschland immer allgemeiner. — Indeffen wurde die keinesweges beendigte Unterſuchung über den ganzen Gegenſtand in neueren Zeiten beſonders, durch die Neugriechen wieder aufgenommen, und mit Bezug auf ſie von andern beſprochen, ſo wie auch ſchon früher der Griechen Gregor. Placentinus und Belasti (aus Chios) die ausführlichſten Vertheidigungen der Neugriechiſchen Ausſprache geliefert hatten. Reiſende verſchiedener Nationen, die dieſe Ausſprache in Griechenland ſelbſt kennen lernten, urtheilten über ſie und inſbeſondere über ihre Uebereinstimmung mit der alten Ausſprache ſehr verſchieden. So erklärten ſich z. B. Guys mit einer Einſeitigkeit, die ihm Willoison's und Pacher's Tadel zuzog, und Pouqueville für die neugriechiſche; vorſichtiger urtheilte Choiseul Gouffier; Hobhouse und Leake (beſonders in ſeinen Researches in Greece) erklärten ſich ganz für die Erasmiſche; die um ſo mehr in ihren Augen gewann, je genauer ſie die neue Ausſprache kennen lernten. (Daſſelbe wiederfuhr vordem dem berühmten Griechenfreunde M. Cruſius der zuerſt die neugriechiſche Sprache in Deutschland bekannt machte in ſeiner Turco - Græcia.) Eine ausführliche Vertheidigung der neugriechiſchen Ausſprache erſchien 1812 in Paris von dem gelehrten Griechen Anaſt. Georgiades (*πραγματεία περὶ τῆς τῶν Ἑλληνικῶν στοιχείων ἐκφωνήσεως*), worin die von den Gegnern vorgebrachten Beweiſe (die in Haverkamp's Sylloge enthaltenen) geprüft und widerlegt werden. Korai (Prolegom. zum Iſocrates) und mehrere im Logios Hermes vertheidigten die neugriechiſche Ausſprache als alt mit Gründen der Kritik, während andere einſeitig wie pro domo ſua dafür

stritten. Manche Gelehrte wurden durch den Umgang mit den Neugriechen von dem Alter und der Echtheit dieser Aussprache überzeugt. S. N. J. Bloch vertheidigte sie in mehreren Dänischen Programmen. In Amerika wechselten Pickering (1818) und Moore (1819) Streitschriften darüber. (Der Verf. des vorliegenden Buches hat diese so wie mehrere im Auslande erschienenen Schriften über diesen Gegenstand nicht benutzt.) Und noch neulich erklärte sich Mitchell in seiner Uebersetzung von Jules David Parallele zwischen der älteren und neueren griechischen Sprache ganz für die Neugriechische Aussprache. In Deutschland stritt am heftigsten dafür Herm. Meidlinger in zwey eigenen Schriften und verschiedenen Zeitschriften, indem er jedoch über einige Buchstaben eigenthümliche Meinungen vortrug. Einige wünschten, auch ohne von dem hohen Alterthum und der Ursprünglichkeit dieser Aussprache überzeugt zu seyn, daß die Neugriechische Aussprache in allen Schulen und Akademiceen eingeführt werde, damit wenigstens der Deutsche und Franzose den Engländer verstände, und der Verkehr mit den Neugriechen und die Erlernung ihrer Sprache uns erleichtert werde. So urtheilte Boissonade in der Vorrede zum Herodian, ähnlich Neuvens in einem Aufsatz über die Gr. Aussprache, indem er auch an eine gewisse Uebereinkunft und Nachgeben von beiden Seiten dachte (in s. collectanea literaria) und neulich Prof. Münnich, gegen welchen Böttiger im Wegweiser zur Abendzeitung 1824. S. 146. ein sehr nachdrückliches Wort zur Vertheidigung der Erasmisschen Aussprache richtete. Auch Hase erklärte sich gegen diese Einführung der neugriechischen Aussprache, obgleich er sie in manchen Punkten für sehr alt erklärte. Und richtiger urtheilte schon Wheler über die Verschiedenheit beider Sprachen, wenn er rieth beide Sprachen neben einander zu lernen. Alle diese Schrif-

ten enthalten zum Theil schätzbare Beyträge zur Bestimmung der alten Aussprache, dasselbe gilt auch von einigen anderen, die einzelne Punkte gründlich abhandelten, wir erinnern nur an ein weniger bekannt gewordenes Buch *Silvae Cratyli* (von Kapp), doch möchte wohl niemand irgend eine von diesen Untersuchungen für vollständig und unparteyisch erklären, manche konnten bey ihrer polemischen Richtung nur dazu beytragen, die Untersuchung immer schwieriger und verhaßter zu machen, insbesondere wenn neben vielen ganz fremdartigen gehässigen Auseinandersetzungen die eigentliche Untersuchung ganz zur Nebensache wurde wie in den Voss'schen und Lichtenberg'schen Streitschriften. — Der Verf. dieses Buches, der sich eine vollständige und von beiden Systemen ganz unabhängige Beantwortung der Frage zur Aufgabe machte, erklärt sich weder für die Erasmi'sche noch für die Neuchlin'sche Aussprache. Mit der letztern stimmt er in manchen Punkten überein: indem er *ai* durchgängig wie *ä* spricht, ausgenommen einige Worte in welchen ein Vokal folgt, wo im Lateinischen *aj* dafür steht und im Griechischen zu sprechen ist, ferner *av* und *ev* vor einem Vokal wie *aw* und *ew*; auch in so fern nach ihm *ei* und *oi* immer als einzelne Vokale ausgesprochen sind, und in Ansehung der meisten Consonanten. In der Aussprache des *η* und *η* des *av* und *ev* vor Consonanten des *v* das *β* und *γ* vor Conf. *δ*, *δ* und *ηv* stimmen seine Untersuchungen über die klassische Zeit mit der Erasmi'schen Aussprache überein, über einige Laute hat er ein ganz eignes System. Vorzüglich aber zeichnet er sich dadurch aus, daß er die allmähliche Veränderung der Aussprache in den verschiedenen Zeitaltern genau untersucht hat. Schon andere hatten dieselbe bemerkt und darin den einzigen Ausweg gesehen, die größten Widersprüche zwischen den Schriftstellern und die gezwungensten Erklärungen

der Zeugnisse zu vermeiden, manche hatten daher die Aussprache zur Zeit des Plato besonders zu bestimmen gesucht, auch wohl empfohlen, die späteren Schriftsteller nach der späteren sogenannten Römischen Aussprache des Augusteischen Zeitalters zu lesen (vgl. Thiersch.) Der Verf. hat aber zuerst diese Untersuchung durch alle Zeitalter mit möglichster Vollständigkeit durchgeführt, die Veränderungen der Aussprache in ein System zu bringen, und ihre Ursachen aus dem Wesen und Leben der Sprache zu entwickeln gesucht. Er nimmt keine bestimmte Epoche an, in welcher die alte Aussprache sich änderte, wie verschiedene Gelehrte sehr verschiedene Epochen zwischen dem dritten Jahrhundert vor und dem funfzehnten nach Chr. annahmen, sondern zeigt wie sich die Aussprache jedes einzelnen Buchstabens nicht auf einmal in allen Worten, sondern allmählig änderte, und zwar in den verwandten Ton, und wie sich in diesem Uebergange der tieferen und schwierigen Laute in die helleren und leichteren eine gewisse Regelmäßigkeit wahrnehmen läßt. Er geht daher von Untersuchungen über das Wesen der Sprache und die Sprachorgane aus, bestimmt danach die Anzahl und Verwandtschaft der verschiedenen Laute und die Ordnung worin sie auf einander folgen, woraus sich ergibt, welche Veränderungen des Lautes irgend ein Buchstab erfahren kann und von dem schon veränderten Laute auf den früheren und ursprünglichen zurückgeschlossen wird. Von den Vokalen S. 19 — 35. Des Verf. Ansicht von den drey Grundvokalen, zwischen denen wieder 3, 5 und mehrere liegen, und von der Verwandtschaft der 9 Vokal-laute in drey Klassen ist gegen v. Kempelen und Ohladni (der indessen jetzt ein anderes System hat) sehr scharfsinnig entwickelt und durch mathematische Verhältnisse erläutert. Sie ist auch für die grammatische Behandlung anderer Spra-
 ..yen nicht

unwichtig. Es kann aber daraus hier eben so wenig ein Auszug gegeben werden als von seiner Untersuchung über die Entstehung und Verwandtschaft der Consonanten S. 208 — 238. nach welcher drey Hauptgattungen oder sechs Klassen sind, jede von drey Arten, nach den verschiedenen Organen, im ganzen aber 14 verschiedene Consonanten, neben welchen noch manche wenig abweichende Modificationen möglich sind. Die Resultate dieser interessanten Untersuchung die für die vorliegende Abhandlung besonders wichtig sind, können übrigens meistens als schon sonst bekannt angesehen werden. Besonderen Einfluß auf die Bestimmung der griechischen Aussprache hat die Bemerkung, daß manche Vokale und Consonanten in einer gewissen Stellung, besonders zwischen Vokalen, nach dem Sprachorganismus in andere Laute übergehn, daß aus den kurzen Vokalen i und u, wenn andere Vokale folgen, nothwendig j und w wird, daß h und g zwischen Vokalen, wie die Analogie mehrerer Sprachen beweiset, in w und gh übergehn. Offenbar können diese Beobachtungen des Sprachorganismus wohl zur Erklärung der wirklichen Aussprache, nicht aber zum Beweis in zweifelhaften Fällen dienen, und so verstehen wir auch was Hermann (in seiner dem Buche vorangeschickten Epistola) zum Lobe dieses Verfahrens gesagt hat, wiewohl nicht zu leugnen ist, daß der Verf. an manchen Stellen zu viel Gewicht auf diese Theorie legt, als ob das was dem Bau der Sprachwerkzeuge am meisten entspricht und uns jetzt das einfachste und natürlichste zu seyn scheint, darum auch das wirkliche wäre. Der Verf. hat nun mit dieser Theorie die sämmtlichen Nachrichten über die griechische Aussprache und ihre Umänderung verglichen, und die Uebergänge zu erklären gesucht. Daß die Zeugnisse darüber sorgfältiger geprüft und nach den Zeitaltern unterschieden hat, ward

schon bemerkt; aber ein zweytes Verdienst hat er sich dadurch erworben, daß er eine Menge von neuen Beweisen aus einer bisher nur wenig benutzten Quelle geschöpft hat. Die früher gebrauchten Beweise, in so fern sie nicht aus der allgemeinen Analogie der Sprachen, aus der Uebereinstimmung oder dem Widerspruche der Aussprache mit der Schreibart, aus der Deutlichkeit oder Undeutlichkeit, und dem Wohlklange genommen waren, gründeten sich meistens auf Beobachtungen aus dem Gebiete der griechischen und lateinischen Sprache, auf die Verwandlung der Buchstaben in den Dialecten und in der Dichtersprache, auf die Nachahmung des Wiederhalles und bekannter Töne und Thierstimmen durch Buchstaben, auf bestimmte Zeugnisse der griechischen und lateinischen Schriftsteller und Grammatiker, auf Zweydeutigkeiten und ähnliche Klänge, von denen die Alten erzählen, auf die Quantität der Sylben, auf die Accentlehre, auf die Verwechslung der Buchstaben (auf Denkmählern und in Handschriften), insbesondere aber auf die Vergleichung der Lateinischen Sprache und der entsprechenden Buchstaben mit welchen die Römer Griechische und die Griechen Lateinische Worte bezeichnen. Gewiß ist daß sich aus allen diesen Beweisquellen sehr wenig Gewisses schöpfen läßt, und bekannt, wie oft sie gemißbraucht wurden, vor manchen Mißgriffen warnt der Verf. ohne daß es ihm gelungen wäre sie in seiner Untersuchung zu vermeiden. Zur genaueren Bestimmung ihres Werthes und ihrer richtigeren Benutzung ließe sich viel sagen. Die orientalischen Sprachen wurden bey dieser Untersuchung nicht ganz übersehen, aber die Beweise, welche man aus ihnen hernahm, sind weniger zahlreich und selten mit gehöriger Sprachkenntniß und sorgfältiger Prüfung der handschriftlichen Lesarten geführt. Uebrigens hat man sich öfter auf sie berufen als der Verf. andeutet, (in:

dem er bloß die bekannten Streitschriften über die Griechische Aussprache zu berücksichtigen scheint) so wie auch gegenseitig das Griechische oft zur Bestimmung der hebräischen Laute gebraucht ist. Die Schriften über die Aussprache in welchen sie, aber ungenügend, für beide Hauptssysteme benutzt wurden, zählt der Verf. ziemlich vollständig auf, S. 5. zu welchen man noch die Abhandlung von J. M. Faber Onoldi 1781 fügen kann, und einige schon genannte neuere. Hr. S. wandte sich daher zu diesen bisher noch gar nicht erschöpften Quellen, und suchte nach der Aussprache der Bibelübersetzer, die sich besonders in den zahlreichen Eigennamen (über 3000) erkennen läßt. Er verglich dieselben in der Alexandrinischen Uebersetzung, der hexaplarischen und der Veneta, der Syrischen Antiochen. und Philoxen., den arabischen, äthiopischen, der sahitischen und memphitischen, der armenischen und gothischen, und gewann so über die Aussprache des Griechischen in verschiedenen Zeitaltern und verschiedenen Ländern bestimmte Aufschlüsse. Er bemerkt daß die orientalischen Sprachen eben so reich an Tönen und Zeichen waren, als die Griechische, und daß die Uebersetzer öfters sehr sorgfältig nicht bloß das Zeichen, sondern auch den Ton selbst mit Anwendung mehrerer Buchstaben wiederzugeben suchten, auch Accente und Spiritus beachteten. Aber es drängen sich doch so viele Zweifel gegen die Beweiskraft dieser Zeugnisse und so viele Schwierigkeiten auf, die der Verf. bey diesem Verfahren nicht wegräumen konnte, daß wir uns von dem großen Werthe dieser Zeugnisse nicht haben überzeugen können, und ihnen nur eine untergeordnete Wichtigkeit zur Bestätigung gewisserer Nachrichten beylegen können. Eine Hauptschwierigkeit liegt in dem so sehr verschiedenen Wesen dieser Sprachen. Es ist bekannt, daß selbst sehr verwandte Sprachen mehrere Laute des Griechischen nicht ausdrücken

konnten. So wie aber mehrere morgenländische Laute dem Abendländer unaussprechlich waren, wie sehr alte Zeugnisse der Kirchenväter versichern, so haben wir auf der andern Seite für das Griechische das oft angezogene Bekenntniß des Josephus (XX. 10.) daß er wegen der Verschiedenheit der Mundart nicht im Stande sey das Griechisch richtig (*ἀκριβεία περι τὴν προφορὰν*) auszusprechen. Ferner sind die ältesten dieser Uebersetzungen, die aus dem Hebräischen gemachten Griechischen, die für die Aussprache des Griechischen in der classischen Zeit allenfalls zeugen könnten, aus Handschriften gemacht, die keine Vokalpunkte hatten, und manichfaltige Abweichungen der damaligen Aussprache von der späteren sind zu sehr erwiesen, als daß man die Masoretische Punctation bey dieser Untersuchung mit Sicherheit zum Grunde legen könnte. Man weiß daß es denen die das kamez wie o das chirek wie e u. s. w. aussprechen wollten (wir erinnern nur an Hezel, um einen von den Neueren zu nennen), nie an Beyspielen aus den LXX gefehlt hat, und wie ungewiß, wenigstens wie streitig in vielen Punkten die althebräische Aussprache ist, lehrt ein Blick in die neuesten Abhandlungen darüber, von denen wir nur die Abhandlung von Seyffarth, E. F. Beck und die Grammatik von Hanno nennen wollen. Auf der andern Seite ist die Sprache und Schreibart der Alexandrinischen Uebersetzer von der echtgriechischen viel zu verschieden, als daß man sie zu Zeugen für die Aussprache des Demosthenes oder gar eines noch älteren Zeitalters gebrauchen könnte. Wir brauchen nur auf Sturz de dialecto Alexandrina (üb. die Aussprache und Schreibart besonders S. 113 = 133) zu verweisen. Denken wir auch an die vielen und oft gerügten Fehler und Verstöße der griechischen Dolmetscher, so klingt es in der That auffallend, wenn der Verf. versichert daß sie die

richtige Aussprache des Hebräischen sowohl als des Griechischen genau gekannt haben, und wenn er bemerkt, daß sie zum Theil Griechen und gebildete in den ansehnlichsten Städten Griechenlands erzogene Männer waren S. 13. so ist dies entweder zu allgemein und unrichtig ausgedrückt, und nur auf einige spätere Uebersetzungen zu beziehen, die bey dieser Untersuchung wenig in Betracht kommen, oder es bedarf doch wohl eines Erweises gegen so sichere Merkmale und Beweise, die für Aegyptische Juden zeugen, und die mehrmalige Wiederholung dieser Behauptung (S. 366. *interpretes Graeci, Graeci inquam iique docti et Graeciae partim cives*) kann wohl gegen die gründlichsten Beweise des Gegentheils, die wir besitzen, eben nichts gelten. — Auch die Veränderung der Eigennamen in verschiedener Völker Munde und zu verschiedenen Zeiten ist nicht so unbedeutend und nicht immer bloß auf die Endung beschränkt. Der Verf. bemerkt, die Uebersetzer hätten bekannte Namen von Städten und Ländern nicht verändern dürfen, und würden daher auch den unbekannteren dieselbe Aussprache gelassen haben. Aber auch die früher in die Sprache aufgenommenen waren darum nicht unverändert geblieben. Daß gerade in den Eigennamen die LXX am meisten von der Aussprache unseres Textes abweichen, ist oft bemerkt, (wie manche Hypothese gründete sich auf diese Bemerkung) und neulich hat Kopp sehr scharfsinnig einen Grund davon nachgewiesen. (Bilder und Schr. Th. 2. S. 125). Der Verf. hat diese Schwierigkeit nicht übersehen, er wendet ein, daß in der Mehrzahl von Worten die Vokalisation doch übereinstimme, daß die Verwechslung nach einer bestimmten Buchstabenverwandtschaft geschah a in ä und e, e in i u. s. w. Aber dadurch wird die Vergleichung mit dem Griechischen nicht sicherer, so lange z. B. daß

isere welches durch α , η , ϵ wiedergegeben ist selbst noch als alt zu beweisen bleibt, und Analogieen nach der Lautverwandtschaft erklären wenig, man braucht nur ein Beispiel statt aller zu betrachten welches Eichhorn (Einl. ins U. Z. 1. S. 223) gelegentlich von der Segol Form angeführt hat. Der Verf. hat eine Menge abweichende Beispiele angeführt und theils durch sorgfältige Vergleichung der Variantensammlungen berichtet, theils durch scharfsinnige und öfters sehr künstliche Argumentationen zu beseitigen gesucht. So bemüht er sich z. B. die Beispiele von $\eta = i$ in den Koptischen Uebersetzungen durch mancherley Annahmen auf eine möglichst geringe Zahl zurückzubringen (S. 74 f.) ohne an die Beispiele in der charta papyr. Borgiana und andern griech. Denkmählern zu denken. Auch aus den ältesten sind theils lange nicht alle Unregelmäßigkeiten erwähnt, und wer etwa die Sammlungen im Hozdus, in Monfaucon's Abhandl. (im 2ten B. der Hexapla), in Morini exerc. de lingu. primaeva, Hiller's Onomasticon, Masch zu Le Long, zur Hand hat (um neuere Zusammenstellungen von Gesenius, Hartmann u. a. nicht zu erwähnen, die zum Theil nach eigenthümlichen Ansichten gemacht sind) wird ohne Mühe noch viele andere aus den ältesten und wichtigsten Uebersetzungen aufreiben können, theils sind auch die von dem Verf. angeführten Abweichungen hinreichend, um diese ganze Art von Beweisen verdächtig zu machen, und zu zeigen, wie auch mit großer Sorgfalt und nicht gewöhnlichem Scharfsinn und Combinationsgabe sich aus diesen Zeugnissen über alle schwierigen Punkte für die ältere Zeit keine gewisse Resultate ziehen lassen. Nur für die spätere Zeit nach Ch. Geb. läßt sich manches aus ihnen mit größerer Sicherheit folgern, und dient zur Bestätigung anderer Nachrichten. — Die Untersuchung

der Aussprache nach den Bibelübersetzungen war der Hauptzweck dieser Schrift, und, anfangs der einzige. Da die Ergebnisse dieser Untersuchung von den früheren sehr abweichend waren, beschloß der Verf. als Anhang auch alle übrigen Zeugnisse zu prüfen und mit jenen zu vergleichen, daher zerfällt sein Buch in zwey Haupttheile, von welchen der zweyte von S. 369 an die Ueberschrift hat: De pronunciatione Literarum Gr. linguae Gr. Latinaeque usu constituenda. Offenbar hat schon diese Absonderung eine Menge Wiederholungen veranlaßt, noch mehr aber die Aenderung des Plans während der Ausarbeitung. Auch auf den Vortrag ist gar zu wenig Sorgfalt verwendet und die vielen weitschweifigen und dunkeln Stellen (öfters glaubt man bloße Collectaneen zu lesen) erschweren das Verständniß des Buches noch mehr, als manche ärgerliche Verstöße gegen die Latinität und die furchtbare Menge von Druckfehlern besonders in den Wörtern aus fremden Sprachen, wogegen man durch das übrige treffliche Aeußere des Buches etwas wieder mit dem Verleger ausgesöhnt wird. Wir wollen nun versuchen eine kurze Uebersicht von des Verf. Untersuchung zu geben, die auch an sich schon manches zur Bestätigung des eben gesagten enthalten möchte, ohne auf ausführliche Beweise eingehen zu können. Nach dem schon erwähnten Abschnitte über den Sprachorganismus handelt der Verf. in seinem ersten Haupttheile (der Beweisführung nach den Bibelübersetzungen), erstlich de vocalibus haud dubiae pronunciationis und zeigt daß die Bibelübersetzer die Laute α , ε , ι , o , ω , v und ov in den Eigennamen beybehalten haben und ihre Aussprache mit der griechischen und unter sich übereinstimmt, zur Bestätigung der nachher zu behandelnden Buchstaben, deren Laut ungewisser ist. Aber gleich hier zeigt sich manches gar nicht

zu bestätigende. Gleich bey dem α bemerkt der Verf. selbst viele Verschiedenheiten, indem die LXX es oft für ein langes und kurzes e für i für o setzen, (eben so abweichende Laute liefern die Syrischen und Aethiopischen Uebers.) und wenn er dann bemerkt, daß die Alexandriner die in ihren Handschr. keine Vocalzeichen (d. h. Punkte) hatten, sich in der Bezeichnung der Eigennamen oft nach der Sprache des gemeinen Lebens richteten, und nach den Gesetzen anderer Sprachen besonders der Griechischen modificirten, daß sie nach bekannten Analogieen unbekanntere Namen umgestalten und das Hebräische hin und wieder nach einem alexandrinischen Dialect aussprechen, oder die Namen nach hineingelegten Etymologieen anders schreiben, so sind dies alles Einwürfe gegen die ganze Beweisart, die zum Theil schon oft angeführt sind, und ihre Unzuverlässigkeit beweisen. Der Verf. führt dagegen die Aussprache der Coprischen Uebers. der Lateinischen, Gothischen, Armenischen auf, nimmt Dialectverschiedenheit an, (aber dann läßt sich ja über den Laut des Buchstabens nichts folgern), er schließt endlich daß in einer Anzahl von Wörtern das griechische α eine andere Aussprache hatte, und z. B. wie i oder e gesprochen wurde in Βάλλα , Κάδης u. s. w. aber es bleiben eine Menge Eigennamen, die früher gar nicht im Griechischen gewöhnlich waren. S. 43 bemerkt Hr. S. bey dem e dieselbe Verschiedenheit in LXX. e steht für kurzes und langes e und i , und in den andern Sprachen ist noch mehr Verwechslung mit a und anderen Vocalen. Ferner i mit e und u verwechselt, und o und w entspricht dem o , u und e laut, wobei der Verf. bemerkt dieser Wechsel komme vom Mangeln der Punkte in der Handschr. von der doppelten Bedeutung mancher Worte, von der Sprache des gemeinen Lebens, von der Kenntniß

der Arabischen und Syrischen Sprache vom Streben nach einer analogen Gleichmachung der Eigennamen von der Ähnlichkeit des ν und γ . Auch in anderen Sprachen, wie der armenischen eben so viel abweichendes. Der Verf. schließt o und u hatten verwandte Töne und diese Völker, die Syrer, Armenier, Araber setzten für das Griechische o gern u . Dann folgert er noch weiter daß das o in manchen griechischen Wörtern wie u gelautet, aber ohne Beweis, denn nachdem das Zeichen ov gebraucht wurde, ist o genau davon unterschieden, und daß der Buchstab im Alphabet auch später noch ov hieß, kann nichts für den Ton beweisen. Wo ein Uebergang in den Dialecten war, unterschied es auch die Schrift. Endlich daß v wird gefunden für u , i und $ü$ woraus gefolgert wird, daß es wahrscheinlich ein Mittelton zwischen diesen war, nämlich das französische u . Auch ov steht für andere Vokale aber seltener. S. 61.

Man sieht wie viel Schwankendes und Unge-
wisses schon in der Bezeichnung dieser Vokale vor-
kommt. Noch mehr ist dies im folgenden Kapi-
tel der Fall, welches de vocalibus dubiae pro-
nunciationis handelt. Die Resultate der Unter-
suchung sind folgende: Es ergibt sich daß das
 η gewöhnlich durch e selten durch i laut ausge-
drückt ist, das letztere sey in manchen Hebräischen
Wörtern dem e laut sehr nahe gekommen. Die
meisten Uebersetzer nahmen aber η nicht für i ,
erst vom zweyten Jahrhundert in einzelnen Fällen,
vom 7ten allgemein. Der Laut α ward von ih-
nen bald für ai bald für $ä$ und e gesetzt, wor-
aus man sieht daß schon in alter Zeit diese Aus-
sprache wie \tilde{a} neben der andern bestanden.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

Den 29. Julius 1826.

L e i p z i g.

Beschluß der Anzeige: G. Seyffarth de sonis literarum Graecarum etc.

Die Alexandriner sprachen *oi* wie *oe*; erst im zweyten Jahrhundert findet sich die Aussprache *ü* und sofort *i*. Der Vokal *v* ward vom 3ten Jahrhundert vor Ch. bis zum 6ten nach Ch. bald *ü* bald *i* gesprochen, später wie *i*, der Consonant *v* aber *w*. Ferner *av* wurde vor Consonanten und am Ende wie *au*, vor Vokalen wie *aw* ausgesprochen, und derselbe Unterschied findet bey *ev* statt. Der Verf. zeigt, daß *u* vor Vokalen im Anfang der Sylbe kurz ausgesprochen nothwendig *w* wird, und beweiset daß *ı* und *ı* die Vokale *i* und *u* waren, und nur vor Vokalen den Consonantlaut annahmen, hingegen am Ende der Wörter Vokale bleiben. Dieses, so wie die ganze Lehre von den hebräischen Diphthongen bedarf, so viel und oft sie auch in den letzten Jahren besprochen ist, noch weiterer Entwicklung und Erweiterung, wiewohl sie an der von Kopp gezeigten

N (5)

ursprünglichen Bedeutung der Vokalbuchstaben eine sichere Begründung zu haben scheint. Hr. S. hat bey diesem Punkte so wie auch nachher in seinem paläographischen Kapitel Kopp's Semitische Paläographie unberücksichtigt gelassen. Ein Auszug aus des Verf. Beweisführung läßt sich hier nicht geben, nur ist zu verwundern, wie der Verf. der in diesem Punkte so mannichfach von der Masoretischen Punktation abgeht und den LXX eine richtigere Lesart beylegt, sonst überall ihnen die spätere Punktation zuschreibt und dieselbe genau von ihnen im Griechischen ausgedrückt findet. —

Ferner ω bis 200 n. Ch. wie ou dann wie oy. ω und η wie ohne jota subscr von α, ην, υι finden sich keine Beyspiele in den Bibelübersetzungen.

S. 208 bis 310 wird über die Entstehung, die Verschiedenheit und die Anzahl der Consonanten nach der natürlichen Beschaffenheit der Sprachwerkzeuge gehandelt, und dann über den Laut der griechischen Consonanten nach den entsprechenden in den Bibelübersetzungen. Die Resultate dieser Untersuchung sind größtentheils nicht sehr gewiß, da sogar manche zweifelhafte in den verglichenen Sprachen durch spätere Punkte erst unterschieden sind, von andern ist die Aussprache noch unsicherer als im Griechischen.

Im dritten Kapitel zieht der Verf. die Folgerungen aus dem Vorhergehenden. Da die Aussprache nach dem Zeitalter und nach den Landstrichen verschieden gewesen seyn kann, wird zuvörderst von der Entstehung der verschiedenen Bibelübersetzungen, dem Vaterlande und dem Zeitalter der Uebersetzer geredet. Danach liefern sie uns Zeugnisse von der Aussprache des Griechischen in Africa, Cyrene, Aegypten, Palästina, Kleinasien, Pontus, Macedonien, Griechenland, Italien, und zusammen aus dem Zeitraume vom 3ten Jahrhundert vor bis zum 9ten nach Ch. Da sie in

der Aussprache übereinstimmen, so folgt, daß die Aussprache des Griechischen in demselben Zeitalter in allen Gegenden dieselbe war (?). Ein einziges bestimmtes Zeugniß über irgend einen Buchstaben, es mag nun von einem Zeugen aus Rom oder Alexandria überliefert seyn, beweist demnach die allgemein übliche Aussprache. Falsch ist es, wenn man glaubte, die veränderte Aussprache sey in verschiedenen Gegenden zu verschiedenen Zeiten eingetreten, durch Alexanders Feldzüge, die Eroberung der Römer oder andere äußere Einwirkungen, vielmehr entstand sie aus inneren Ursachen, nach und nach an einzelnen Buchstaben, und in einzelnen Worten, aber in allen Gegenden zugleich. Man kann berechnen wie viel Zeit ungefähr dazu gehörte daß der neue Laut aus dem früheren entstand. Denn *oi* lautete im 3ten Jahrh. vor Ch. wie wir aus den Koptischen Uebersetzungen wissen *ö, ü*, im 3ten nach Ch. dann im 7ten *i*, also gehörten ungefähr 3 = 4 Jahrhunderte dazu. Eben so bey *n*. Diese Berechnung scheint dem Verf. besonders wichtig, und er gebraucht sie öfters zu Rückschlüssen über die Aussprache früherer Zeitalter, von der wir keine Nachrichten haben, man sieht aber leicht daß die Prämissen unsicher und der Schluß nicht richtig ist. Auch beweisen die Bibelübersetzungen daß die Griechen nach den noch jetzt üblichen Accenten sprachen. Man sieht es aus der Aethiopischen, Armenischen und Gothischen Vokalbezeichnung. Diese Bemerkung ist in Ansehung des Gothischen einseitig, da viele Beyspiele dagegen sind, wie wir aus gründlichen Forschungen wissen, in derenerstgenannten Sprachen mag sie einen sehr schwachen Beweis für eine sehr gewisse Sache beybringen. — Nachdem die Verf. also die Aussprache des dritten Jahrhunderts vor Ch. nach den Bibelübersetzungen

gen ausgemittelt hat, sucht er danach die wichtigere Frage zu beantworten, wie man zu Aeschylus und Plato's Zeiten gesprochen habe. Daß ihre Aussprache dieselbe war, ergibt sich ihm aus drey Betrachtungen. Die gefundene Aussprache ist 1. die vollkommenste und der menschlichen Stimme am meisten angemessen. 2. in allen Gegenden dieselbe. 3. gehören wenigstens drey- bis vier- hundert Jahre dazu um den Laut irgend eines Buchstabens bey den Griechen durchgängig zu ändern. Der erste Punkt wird durch folgende Uebersicht der griechischen Vokale deutlich. A (a) α (\bar{a}) — ε (\bar{e}) η (\bar{e}), — ι (\bar{i}), $\epsilon\iota$ (\bar{i}) — v (\bar{u}) — o (\bar{o}) ω (\bar{o}) — ov (\bar{o}). Drey haben für den längeren Ton ein besonderes Zeichen nämlich, e , i , o . Ferner lauten αv , ϵv , ωv , vor Consonanten und am Ende des Wortes au , eu , ou , und ai , ei , oi , obgleich am häufigsten zweysylbig, können auch einsylbig gesprochen werden, wie im Deutschen. Folglich hatten die Griechen auch die Hauptdiphthongen au , eu , ou , ai , ei , oi . Endlich ι und v lauten vor Vokalen wie j und w . Eben so vollkommen und vollständig ist das Griechische Consonantensystem. — Hierin liegt allerdings etwas Empfehlendes für das System des Verf., weniger ein Beweis für dasselbe und für das höhere Alter desselben. Daß er seine Untersuchung über die griechische Vokalausssprache (hinter seiner Abhandl. über die Zeiten des Verbi 1819.) diese Ansicht zum Grunde, nahm aber eine sehr verschiedene Aussprache der Buchstaben daran. — Hauptbeweis aber für die ältere classische Aussprache sey der dritte Punkt, der schon oben erwähnte Rückschluß von den ältesten Bibelübersetzern.

Der Verf. geht dann zum zweyten Haupttheile seines Buches über, in welchem er alle Beweise

für die Aussprache welche sich aus Griechischen und Lateinischen Zeugnissen hernehmen lassen, zusammengestellt, theils zur Prüfung und Bestätigung der Resultate, die aus den Bibelübersetzungen folgten, theils wegen einiger Laute, die nach diesen nicht mit Gewißheit sich ergaben, theils um die Aussprache der früheren Zeitalter noch näher zu bestimmen. Er hat deßhalb alle Beweise die für die Erasimische und Reuchlinische Aussprache bisher vorgetragen waren, hier vollständig gesammelt und das Fehlende selbst zu ergänzen gesucht, und glaubt durch diese Sammlung die ganze Menge der früheren Schriften entbehrlich gemacht zu haben. Nun haben wir freylich die bekanntesten davon vollständig berücksichtigt gefunden, und die Sammlung und ordentliche Zusammenstellung derselben ist sehr verdienstlich, viele sind aber gar nicht benutzt, z. B. die ausführliche Abhandlung von M. Rossal de Christo per errorem in Chrestum mutato Groning. 1717 und einzelne Abhandlungen wie die mit Einsicht geschriebene von Ancillon de pronuntiatione vocalis Ηττα (in Misc. Lips. t. VIII. S. 57 = 81) endlich eine Menge einzelner Bemerkungen und Untersuchungen in neuern philologischen Werken. Der Verf. hat die Zeugnisse chronologisch geordnet. Er geht bey jedem Buchstaben bis auf die älteste Zeit, bey den alten bis auf die Kadmeische zurück, und verfolgt ihn dann durch die folgenden Zeitalter bis auf die spätesten Veränderungen des Lautes. Von jedem Zeugnisse untersucht er die Quelle, (aber nicht immer mit der gehörigen Sorgfalt) und zeigt seinen Werth und seine wahre Bedeutung. Ein jedes gilt nur für sein Zeitalter und das zunächst angrenzende. Er bemerkt im Allgemeinen, daß die Griechen so schrieben wie sie sprachen, doch muß diese Aussprache erst untersucht

werden, und man darf z. B. nicht schließen daß *ai* wie der Diphthong *ai* gesprochen sey, weil beyde Buchstaben verbunden stehen. Dialecte, alte Wortformen und die grammatischen Umwandlungen der Wörter sind belehrend. Ueber die Dialecte gibt der Verf. S. 371 ff. einen historischen Excurs, über ihren Ursprung und ihr gegenseitiges inneres Verhältniß, und bemerkt dann daß die Lehre von den Dialecten bisher sehr schlecht und mangelhaft behandelt sey, S. 376. wo indeß mancher Tadel die neueren Bearbeitungen nicht trifft. Er macht auf den Gesichtspunkt aufmerksam, aus welchem dieser Theil der Sprachforschung anzusehen sey. Die Dialectverschiedenheiten entstanden allmählig, nicht durch Vermischung mit anderen Völkern, sondern indem das Urvolk Wohnsitz und Lebensart veränderte. An die Stelle der härteren Laute traten durchgängig sanftere. Die Verwechslung der Laute ging aber nach der Verwandtschaft derselben vor sich. Beachtet man diese Verwandtschaft, und daß der härtere und rauhere Laut immer älter ist, so kann man leicht jeden Dialect bis in die älteste Zeit verfolgen, und durch Schlüsse selbst die ältesten Formen der Euboeischen oder Hellenischen Sprache auffinden. Es würde uns hier zu weit führen wenn wir untersuchen wollten, was doch in diesem Excurs neues und anwendbares enthalten sey. Er steht hier nur als Nebenwerk für künftige Bearbeiter der Dialectenlehre ohne in genauere Behandlung einzugehen, sonst dürfte es schwer zu entschuldigen seyn, daß von den angeführten Beyspielen so viele mißverstanden und verschrieben sind. Genauer aber hätte der Hauptpunkt untersucht werden müssen, den der Verf. S. 383 auf einer halben Seite abhandelt, wie man aus der Dialectenverschiedenheit auf die Aussprache schließen dürfe,

da meistens eben die verschiedene Schreibung den verschiedenen Laut beweist, und auch die verschiedensten Buchstaben darin wechseln. Er bemerkt, wie in den Dialecten der härtere und dumpfer tönende Buchstab sich in den sanfteren und helleren verwandelte, eben so muß auch der Laut des einzelnen Buchstabens auf diese Weise geändert seyn. Wenn die Aelteren für η das α setzten, die Späteren ι so kann man (mit Bezug auf die Verwandtschaft der Laute daraus schließen, daß η ursprünglich \grave{a} oder e lautete. Und so kann man aus den Eigenthümlichkeiten der einzelnen Dialecte auch auf die Wechsel der Aussprache schließen. — S. 583 macht er darauf aufmerksam, daß die Dichter sich in Ansehung der Aussprache viele Freyheiten erlaubt haben, man darf sie für die Untersuchung der Aussprache nur mit großer Vorsicht benutzen. Aehnliche Vorsicht ist nöthig bey den Schlüssen aus dem Lateinischen (nach dem zweyten Jahrhundert kann nichts mehr daraus bewiesen werden), und was die bestimmten Zeugnisse der Schriftsteller betrifft, so muß man sich insbesondre hüten, was von einem Worte gemeldet wird, auf denselben Buchstaben in allen Worten gleich zu beziehen. Die Abhandlung über die einzelnen Vokale und Diphthongen geht von S. 589 = 537. Die Resultate der Untersuchung stimmen ganz mit denen überein, die der Verf. nach den Bibelübersetzungen fand. Wir geben nur eine kurze Uebersicht derselben, die Beweisführung des Verf. durchzugehen ist wegen des beschränkten Raumes hier nicht möglich. H lautet e; seit dem 3ten Jahrh. n. Ch. e selten i; seit dem 6ten i und e; seit dem 8ten allgemein i — das kurze ι und υ vor und zwischen Vokalen wie j und w (zu diesem Abschnitte hat Hermann in seiner dem Buche vorangeschickten epistola meh-

rere berichtigende Bemerkungen gemacht, daß *i* nicht völlig *j* wird, wie im Lat. sondern sich ihm nur nähert, und im Anfange der Wörter gar nicht. Auch im Lat. wo wir für das *j* Beweise haben, (Position, und kein Hiatus) die im Griechischen fehlen, entstand dasselbe erst allmählig aus dem *i*, und noch zu Cicero's Zeit hat Schneider den Mittelaut zwischen *i* und *j*, wie uns scheint, sehr richtig nachgewiesen). Der Vokal *v* lautet *û*, seit dem zweyten Jahrh. v. Ch. auch öfters *i*, und nach dem 6ten nach Ch. immer *i*. Zu den Vokalen, nicht Diphthongen gehören auch *ai, ei, oi, vi, α, η, ω*, doch stehen daneben (was die Neuchlin'sche Aussprache nicht anerkennt) als eigentliche Diphthongen *ai, ei, oi, vi* (worüber Hermann einiges trefflich bemerkt hat) und *av, ev, ov, ηv* wenn keine Vokale folgen. *Ai* lautet *â*; nach dem zweyten Th. n. Ch. und sofort immer mehr *e*. *ei* ist *e*, aber seit dem 5ten Jahrh. vor Ch. *i* selten *e*. *oi* ist *ô*, aber seit dem zweyten Jahrh. vor Ch. schon zuweilen *ü*, und sofort immer mehr, dann *i*. *vi* ist *ü*; seit dem 6ten Jahrh. n. Ch. *i*. *av, ev, ov, ηv* lauten vor Vokalen *aw, ew, ow, ew* sonst aber wie die Diphthonge im Italiänischen *au, eu, ou, eu* gedehnt. Erst spät nach Ch. und zu verschiedenen Zeiten bey jedem kommt auch vor Consonanten *aw* und *ew* und für *ov, ηv* *ou, eü* auf. — Aus der Untersuchung über die Consonanten S. 547 — 573. ist das Wichtigste: *B* lautet wie *w* wenn es zwischen Vokalen steht, sonst *b*. Nach dem neunten Jahrh. bloß wie *w*. — *γ* zwischen Vokalen *gh* sonst wie *g*, vor *γ, χ, ζ* aber wie *n*. — *δ* u. *θ* wie *d* und *th*; erst seit dem 6ten Jahrh. mit dem Laute des weichen und harten Englischen *th*. — *ζ* wie *z*; erst seit dem dritten Jahrh. weicher. — *σ* in der frühesten Zeit wie *ψ* und zuweilen noch im

dritten Jahrh. vor Ch. gewöhnlich aber ein scharfes s. — $\sigma\chi$ getrennt wie $\pi\sigma$. Neu und interessant sind besonders die Bemerkungen über die Laute α , ϵ , \omicron die nach dem Verf. schon in der Homerischen Zeit als einfache Vokale ä, e, ö lauten, doch haben uns seine Beweise von dem Alter und der Allgemeinheit dieser Aussprache nicht überzeugen können, auch nicht von seiner Ansicht, daß der getrübe Laut ä, ö nicht aus dem Diphthonglaut entstanden ist, sondern die Griechen das ι so gebrauchten, wie die Lateiner und Deutschen das e, indem sie es dem a und o beyfügten, um dadurch auszudrücken, daß diese Buchstaben sich dem i in der Aussprache näherten, zum e aber dieses den hellern Ton anzeigende i setzten um anzudeuten, daß es nicht ä, wie sonst wohl, sondern in der Mitte zwischen ä und i, nehmlich e laute. Daß diese Laute aus den Diphthongen $\alpha\iota$, $\epsilon\iota$, $\omicron\iota$ (verschieden von $\alpha\acute{\iota}$, $\epsilon\acute{\iota}$, $\omicron\acute{\iota}$) und viel später entstanden, scheint uns bewiesen werden zu können. Von des Verf. Beweisen erscheinen uns manche unrichtig, von andern sehen wir die beweisende Kraft nicht ein. S. 438. Daß $\alpha\iota$ bey Homer einfacher Vokal ist, folgert er daraus, daß es ausgeworfen wird in $\Delta\epsilon\rho\acute{\alpha}\pi\nu\alpha\iota\varsigma$ für $\Delta\epsilon\rho\alpha\pi\alpha\iota\nu\alpha\iota\varsigma$, und S. 468. $\Pi\acute{\iota}\sigma\tau\alpha$ aus $\Pi\acute{\iota}\sigma\tau\epsilon\iota\rho\alpha$ (?) $\pi\rho\acute{\epsilon}\varsigma\beta\alpha$ aus $\pi\rho\acute{\epsilon}\varsigma\beta\epsilon\iota\alpha$ $\epsilon\gamma\gamma\omicron\mu\alpha\iota$ für $\epsilon\gamma\epsilon\iota\rho\mu\alpha\iota$. Wir erkennen hier keine Auswerfung, sondern Wörter von anderer Formation. Die Wörter $\alpha\acute{\iota}\alpha\lambda\omega$, $\alpha\acute{\iota}\lambda\iota\nu\omicron\varsigma$, $\alpha\acute{\iota}\beta\omicron\iota$ sollen den ä laut beweisen, als den Laut des Behausrufs wegen $\acute{\epsilon}$ $\acute{\epsilon}$ und $\acute{\epsilon}\lambda\acute{\epsilon}\gamma\epsilon\iota\alpha$ das davon herkomme. Ai und ae soll bey den Lateinern auch ursprünglich ä gelautet haben. S. 473. ei soll auch im Lateinischen ursprünglich e seyn, weil die Endung in $\omicron\mu\eta\iota\varsigma$ dem $\pi\acute{\alpha}\nu\tau\epsilon\varsigma$ entspreche. — Auch aus den Bibelübersetzungen sind die Beweise schwach und manche Wortaussetzung nöthig. Weil $\alpha\iota$ auch häufig für γ -

und γ - für τ und σ steht wird bemerkt patach und kametz hätten auch den ä-laut gehabt, ähnliches sey im Syrischen, Koptischen und Arabischen anzunehmen. S. 95. wo α dem γ - dem τ - dem σ entspricht sollen diese von den Semiten wie ä gesprochen seyn. Für den ältern Laut des α (ö) ist der einzige Beweis aus den Bibelübersetzungen das alleinstehende Beyspiel aus den LXX $\alpha\iota\phi\iota$. Dieß ist mit dem Koptischen $\alpha\iota\phi\iota$ oder $\alpha\iota\phi\iota$ schon immer verglichen und für ein Aegyptisches Wort erklärt, das die Dolmetscher nach ihrer Mundart aussprachen. Der Verf. folgert aus der Masoretischen Punctuation $\alpha\iota\phi\iota$ und aus Hieronymus Zeugniß (daß es im Griechischen verderbt $\epsilon\phi\iota$ lautete) den ö laut im alten Griechischen. — Daß Alphilas das $\alpha\iota$ wie ä oder i sprach, dürfte doch wohl nicht durch Wörter wie $\phi\alpha\rho\iota\sigma\alpha\iota\omicron\iota$ Farisaieis bewiesen werden, da eis überdies Gothische Endung ist. — Ganz besondere Aufmerksamkeit verdient die Bemerkung, daß Homer und alle späteren Dichter, die darin seinem Beyspiele folgen, $\alpha\iota$, $\epsilon\iota$, $\omicron\iota$, $\upsilon\iota$ auch für die langen Vokale a, e, o, u setzen. $\Pi\alpha\rho\alpha\iota\phi\alpha\sigma\iota\varsigma$, $\kappa\epsilon\rho\alpha\iota\omega$ (α) $\delta\epsilon\iota\epsilon\lambda\omicron\varsigma$ (ϵ) $\phi\alpha\iota\upsilon\iota\omicron\varsigma$ (\omicron) sind keine Dialectverschiedenheiten, sondern das ι ist bloß als Zeichen der Verlängerung wie das Metheg der Hebräer gesetzt. Wo prosaische Schriftsteller in ihrem Dialecte statt des homerischen $\alpha\iota$, $\epsilon\iota$, $\omicron\iota$, die Vokale o oder ω , a, und e oder η haben, da erkennt man, daß das ι bey Homer bloß Verlängerungszeichen war, welches man nach Erfindung der langen Buchstaben ω und η auch noch zur Unterscheidung verschiedener Formen als sogenanntes jota subscr. beybehielt. Man sieht, daß bey dem Lesen der Homerischen Gedichte besondere Regeln zu befolgen sind, indem man,

z. B. das gleichgeschriebene α bald α bald ä bald ai zu lesen hat, dagegen ϵ bey Homer|denselben Laut mit η hat, auch werde sich zeigen, daß danach in manchen Fällen die Lesart anders bestimmt werden müsse, da die Abschreiber öfters nicht die richtige Form an die Stelle der älteren zwey oder dreydeutigen setzten. Indessen sind es nicht die Abschreiber auf die wir uns hierin verlassen, sondern die sorgfältigsten Grammatiker haben bey ihrer Recension des Homer diesen Punkt beachtet und nach Gründen z. B. ϵ oder η oder η geschrieben, wohl nicht für denselben Laut z. B. $\delta\epsilon\iota\lambda\omicron\varsigma$, $\eta\epsilon\lambda\iota\omicron\iota\omicron$, und bey Sophokles stände nicht $\phi\omicron\iota\nu\iota\omicron\varsigma$ wenn dieses $\phi\omega\nu\iota\omicron\varsigma$ lauten sollte und nicht wie sonst $\omicron\epsilon$ z. B. $\phi\omicron\iota\tau\acute{\alpha}\omega$, und auf der andern Seite würden sie nicht bald α bald α (zur Verwechslung mit α $\alpha\epsilon$) geschrieben haben, wenn beides bloß das lange α bedeutete. Ueber dies Geschäft der alten Grammatiker haben schon Aeltere beyläufig gehandelt und neulich ist vieles darüber bemerkt von Bökh (über die Critik des Pindar.) Eigen ist, so viel wir wissen, dem Verf. die Ansicht, daß das ι in den genannten Fällen ein bloßes Zeichen des verlängerten Vokals sey wie das Metheg (in gewissen Fällen). Aber auch abgesehen von dieser Vergleichung ist auch Manches gegen diese Ansicht, auch wenn es wahrscheinlich wäre, daß in so alter Zeit ein solches Verlängerungszeichen wie das Metheg (von einigen nicht unrichtig $\text{מֵתֵג} \text{מֵתֵג}$ genannt) geschrieben wäre und zwar auch an Stellen wo der Vokal nicht verlängert war z. B. $\omicron\iota\kappa\omicron\iota$ $\epsilon\sigma\alpha\nu$ und dem kurz gebrauchten α , ω u. s. w. Vielmehr läßt sich in den meisten Fällen das jota in seiner vollen Bedeutung als ursprünglich vorhanden beweisen, selbst in den Casusendungen α , ω (s. Thiersch Grammat.) wo es nach und nach die volle Aussprache verlor und zur litera otiosa

wurde. Bey den andern läßt sich der Gegenbeweis daß das *i* bloß hineingesetzt sey aus seinem Fehlen in den profaischen Dialecten z. B. παραί (παρά) wohl nicht mit Sicherheit führen. Allerdings verdient dieser ganze Punkt noch genauere Untersuchung und Nec. gesteht in der ganzen Beweisführung des Verf. nichts gefunden zu haben, wodurch auch die an sich natürlichste Ansicht widerlegt würde, daß die alte Aussprache von *αι, ει, οι* diphthongisch war, mit schwächerem *i* in *αι, ει, οι*, daher die ganze Länge des ersten Vokals wenig hörbar, dann ganz stumm *α, η, ω*. Daneben *αι, ει, οι* welches in späterer Zeit, immer mehr in bloßes *ά, ι, ο* überging.

Im dritten Abschnitt: de initio et ratione mutatae pronuntiationis Graecae führt der Verf. den oben schon angedeuteten Beweis, daß die Veränderung der Aussprache nach der Verwandtschaft der Laute mit einer gewissen durchgängigen Uebereinstimmung und Regelmäßigkeit erfolgt ist. Alle Vokale bekamen den verwandten Laut der leichter auszusprechen ist, *i* leichter als *e*, *e* als *ά*, *ά* als *a*, *υ* als *ο*, *u* als *ο*. Aus *av* und *ev* wurde *aw* und *ew* nicht *o* und *ο* (wie das Französische *au* und *eu*) weil die Alten früher beide Vokale dieser Diphthonge gedehnter und vernehmlicher sprachen. Eben wegen der Bequemlichkeit der Aussprache wurden auch die Consonanten geändert *β* in *w* *γ* in *gh* *δ* und *θ* in das *th* der Engländer. *ζ* und *ξ* ins Französische *z* und das Deutsche *chs*. Wäre die Aenderung durch den Einfluß der Römer entstanden, so würde sie ganz anders ausgefallen seyn, und der Lateinischen Aussprache entsprechen, z. B. statt *η* das *a* statt *v* das *u*. Noch weniger durch den Einfluß der Macedonier, denn diese hatten keine eigenthümliche Aussprache, sondern verbreiteten die gewöhnliche in Asien und Afrika. (Hiermit ist noch

nicht widerlegt, daß z. B. die Aenderung der Aussprache des *av* und *ev* in *av* und *ev* aus dem Orient sich herschreibt.) Auch blieben die Griechen immer ihrem Character viel zu treu um Fremdes aufzunehmen. Man muß nicht vergessen, daß diese Umwandlung der Laute seit den ältesten Zeiten statt fand. Denn was sind die Dialecte und veralteten Formen anders? Der Unterschied besteht nur darin, daß die Alten den Laut der Buchstaben bezeichnen wollten, die Neueren nach Ch. Geburt oder vielmehr schon nachdem das Buchstabensystem vollständig erfunden war, die Schreibarr, jene auf die Orthoepie diese auf die Orthographie sahen. Je mehr die Griechen vom Kadmeischen Zeitalter herab sich bildeten, desto mehr veränderten sie die breiten und schwierigen Laute in die helleren und leichteren, so sprachen die Jonier *ι* statt des *ε* die Attiker *ι* statt des Dorischen *ε* und so schritten sie fort bis zum Zeitalter des Suidas und Eustathius. Denn daß sie in diesen Zeiten keine große Männer aufzuweisen haben wie in den früheren einen Aeschylus und Sophokles kam von ihrer Lage, hing von den Umständen ab. Der Verf. nimmt also doch wohl an, daß diese Lautänderung bis zu der Blüthenzeit zur höheren Ausbildung von da herab noch weiter gehend zur Ueberbildung und Verbildung gehören. Er hält dieses für den wichtigsten Punkt seiner Abhandlung weil auch dadurch die Lehre von den Dialecten in einem ganz anderen Lichte erscheine, durch Vergleichung der Dialecte sich die ursprüngliche Sprache bestimmen lasse und die Einheit der Lat. und Griech. Sprache, ferner der Character auch der neueren Sprachen, der Zusammenhang der semitischen Dialecte, den man übersehen u. s. w.

Im vierten Kap. de optimo genere recitandi Graeca verwirft er nun die Erasmissche und Neuch-

linische Sprechart, in beiden sey die Sprache um mehrere Laute ärmer gemacht (in jener um 5, genauer 8 wogegen 6 überflüssige, in dieser noch mehr) noch mehr die Vermischung derselben mit andern Sprechweisen nach der Analogie der Muttersprache. Nach dem Systeme des Verf. dessen Vollkommenheit und Vollständigkeit in Ansehung der Vokale, Diphthongen, Consonante gezeigt wird, und daß die Griechen vom fünften bis ersten Jahrhundert v. Chr. Geb. befolgt, müsse man also die Schriftsteller dieses Zeitalters lesen, die ältere homer. Zeit aber anders, in so fern sie einige Buchstaben η , ω , ov , v noch nicht hatte, andere mehr hatte wie F, H, S, θ , und einigen wie ei , oi , ai , vi einen andern, den diphthongischen Laut belegte, die spätesten endlich nach dem Itacismus. Mehr als drey Zeitalter zu unterscheiden möchte nicht thunlich seyn, da wir von manchem Lautwechsel den Zeitpunkt der Entstehung besonders bey jedem einzelnen Worte nicht wissen. Uebrigens könne man auch die Aussprache des Platonischen Zeitalters als die vollkommenste überall befolgen. — Noch haben wir das zweyte Kap. S. 577 — 640. zu erwähnen, Untersuchung des griechischen Alphabets in den verschiedenen Zeitaltern von der Cadmeischen Zeit herab bis zur Festsetzung des gewöhnlichen Alphabets. Dieser Abschnitt verstatet keinen Auszug, enthält aber manche neue und beachtungswerthe Ansichten. Gewiß würde der Verf. manches in der alten Zeit besser begründet, und in der folgenden Periode, aus welcher Denkmähler da sind mit Hülfe der Inschriften vieles genauer und richtiger bestimmt haben, wenn die Untersuchung hier nicht mehr als Nebenwerk abgehandelt wäre. Zu diesem paläographischen Theile gehört auch die Untersuchung S. 238 — 249. daß die Hebräer ursprünglich nur die ersten 15 von den jetzt gebräuchlichen Buchstaben hatten, wobey die

auch schon von Hug benutzte Stelle des Irenäus II. adv. Haer. K. 24. erklärt wird. — Von den beygefügtten Tafeln zeigt die eine, welche Buchstaben bey den Griechen in den verschiedenen Zeitaltern gebraucht wurden, welche nach und nach hinzu erfunden, und einzelnen Gegenden eigenthümlich waren, die andere gibt eine Uebersicht von den Buchstaben, die in den verschiedenen Bibelübersetzungen den Griechischen entsprechen, mit beygefügtter Aussprache, und von den Lauten der griechischen Buchstaben in den verschiedenen Zeitaltern bis zu der heutigen Aussprache. — Schließlich gedenken wir noch einer neuen Erklärung, die der Verf. (S. 66 ff.) von den Namen Kadmos aufgestellt gegen die bekannte und ziemlich allgemein angenommene. Kadmus bezeichnet ihm nicht Morgenländer sondern Fürst, weil das Syrische כַּדְמוֹ ihm am nächsten komme. Indes sind auch andere Formen in der Bedeutung östlich, eben so analog, und die Vergleichung mit dem Estruscischen Tages (gleich $\tau\alpha\gamma\acute{o}\varsigma$ von $\tau\alpha\sigma\sigma\omega$) möchte wohl nicht geeignet seyn für diese Ableitung zu entscheiden. Auffallend aber bloß zufällig ist es, daß dieselbe mit der von Welcker gegebenen, dem Verf. nicht bekannten, Ableitung aus dem Griechischen in Ansehung der Bedeutung übereinstimmt, so verschieden beide ihrem Wesen nach sind.

B e r l i n.

Bey Reimer: Entomologische Monographien, von Dr. Fr. Klug, königl. Pr. Geh. Medicinal-Rath und Professor ic. Mit 10 illuminirten Kupfertafeln. 1824. XIV. 242 S. 8.

Monographien sind das einzige sichere Mittel, um den Verwirrungen in der Benennung der

einzelnen Thiergattungen und Arten, welche unvermeidlich aus der Anhäufung derselben in den verschiedenen Sammlungen entstehen, auf eine genügende Weise vorzubeugen und abzuheilen, und es bedurfte daher von Seiten des gelehrten und sorgfältigen Verfassers keiner Entschuldigung, daß er die Zahl derselben vermehrte, da wohl nicht leicht ein anderer in einer günstigeren Lage sich befinden konnte, um es auf eine genügendere Weise zu können. Diese Monographien umfassen folgende Gattungen: 1. *Ctenostoma*, 3 Arten, sämmtlich aus Brasilien; 2. *Agra*, 20 Arten, ebendaher; 3. *Megalopus*, 31 Arten, in zwey Familien, mit und ohne Brusthöcker, beschrieben; 4. *Chlamys*, 64 Arten. In einem Nachtrag vergleicht der Verfasser seine aufgestellten Arten mit den von Herrn Vinc. Kollar in Wien in seiner *Monographia Chlamidum* beschriebenen 45 Arten, der sie, nach der Bildung der Rath auf dem Deckschilde, in zwey Familien beschrieben hat, woraus sich ergibt, daß die Zahl der durch beide beschriebenen Arten auf 84 gebracht worden ist, so daß die erste der von Kollar aufgestellten Familien um 18 Arten, die zweyte um zwey vermehrt worden ist. 5. *Mastigus*, zwey Arten; 6. *Pachylosticta*, eine Blattwespe, drey Arten; 7. *Syzygonia*, zwey Arten, ebendahin gehörig; 8. *Tarpa*, neun Arten; 9. *Cryptoceurus*, neun Arten; 10. *Ceramius*, vier Arten. Die Abbildungen sind sämmtlich in vergrößertem Maaßstabe, der dabey genau angegeben ist, und lassen in keiner Hinsicht etwas zu wünschen übrig. Die Charakteristik der Gattungen und Arten ist lateinisch, die speciellere Beschreibung deutsch, das Buch selbst dem ruhmwürdigen Kön. Pr. Minister Freyherrn von Altenstein zugeeignet.

— —

G ö t t i n g e

g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.

Den 31. Julius 1826.

G ö t t i n g e n .

Die Vorlesung des Herrn Ober-Medicinalraths Blumenbach in der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften am 8ten dieses Monats betraf eine

novam decadem collectionis suae craniorum diversarum gentium, tanquam complementum priorum.

Erst fünf Schedel von allgemeinerem Bezug auf die physische Völkercunde, zur Bervollständigung dessen, was in den vorhergehenden Decaden darüber gesagt war; und dann die übrigen zu den fünf Klassen insbesondere.

I. In frühern Commentationen waren mitunter auch Schedel von Völkern des Alterthums beschrieben worden; von ägyptischen Mumien, von alten Hellenen, Römern und Eschuden. Aber noch von keinem alten Germanen oder verwandten Volke. Freylich aus begreiflichen Gründe; weil die Urnen derselben nur unvollständige Fragmente enthalten, und die Gebeine, zumal aber

die Schedel in den altgermanischen Grabhügeln, meist gar mürbe und brüchig sind. Inzwischen hat der Verf. auch die zahlreichen Bruchstücke, Zähne u. die ihm aus jenen alten Grabstätten aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands gekommen, immer aufbewahrt, bis er vollständigere Hirnschalen erhalten, deren er ein Paar besonders merkwürdige zweyen Mitgliedern der Königl. Societät verdankt. Herrn Geh. R. von Goethe einen vorzüglich ganz gebliebenen aus den Grabhügeln bey Groß-Romstedt, die schon aus dessen 2ten B. über Kunst und Alterthum bekannt sind; und zur Vergleichung einen aus einem Cimbrischen Grabe von Herrn Bischof Münter. Unter diesen mancherley mehr oder minder gut erhaltenen Gebeinen und Fragmenten von Erwachsenen zeigt sich wohl nach anthropometrischer Prüfung manche Verschiedenheit der Statur, aber auch nicht ein einziges Stück das auf eine auffallend ungewöhnliche Menschengröße — auf corpora ingentia, immania, altissima — schließen ließ; sondern gerade auf solche qualia nunc hominum producit corpora tellus. Nicht als ob es unter den alten Germanen nicht eben so gut Individuen von auffallend großer Statur gegeben, als heute noch unter den verschiedenartigsten Völkerschaften: aber das sind Anomalien zur Bestätigung des alten Sages: Exceptio confirmat regulam.

II. Eine merkwürdige Thatsache für die philosophische Geschichte des Menschengeschlechts ist das Aussterben ganzer Völkerschaften, wovon der Verf. früher Beyspiele an den Guanachen auf den glückseligen Inseln, und den rothen Caraißen auf St. Vincent (genau von den schwarzen mit Negerblut zu unterscheiden) geliefert hat.

Auch die echten ursprünglichen Kamtschadalen oder Stelmänner (wieder nicht mit den Ko-

räken oder Eschuktischen auf der gleichen großen Satt-
insel zu verwechseln) gehören nun wohl dahin, deren
Aussterben schon Steller ahndete, und von wel-
chen Hr. Admiral Krusenstern, Mitglied unserer
Societät, vor 20 Jahren sagte: „Sekt sind nur
„noch wenige Kamtschadalen übrig geblieben, und
„auch diese wenige werden vielleicht in einigen
„Jahren ganz verschwunden seyn.“

Wornach der Verf. seit 40 Jahren vergebens
getrachtet, was ihm selbst die Bemühungen seines
vieljährigen Freundes, des unsern Institut so un-
vergeßlichen Baron von Usch nicht anzuschaffen
vermochten, dem er doch so viele Nationalschedel
Sibirischer Völkerschaften verdankt, das ist ihm
nun bey Gelegenheit der vorigjährigen Reise der
Weimarischen Hohen Herrschaften nach
St. Petersburg zu Theil worden. Der Kopf eines
echten Kamtschadalen, mit so ganz auffallend emi-
nirenden Backenknochen, wodurch sich nach Krasche-
ninnikow dieses Volk von andern Sibirischen Stäm-
men auszeichnete, und daher den Porträtmäßigen
Abbildungen davon Zug für Zug entsprechend.

III. Von Völkern die ihre charakteristische Sche-
delform meist unverkennbar erhalten; ent-
weder wenn sie, ob schon weit verbreitet, sich doch
nur unter einander verheirathen wie die Juden,
echten Zigeuner ic. wovon schon die frühern Decaden
Musterköpfe beschreiben; oder vollends wenn sie da-
bey bloß in eine enge Heimath beschränkt sind, wie
z. B. die alten Bataver auf den Inseln der
Zunder-See, Marken, Schottland ic. von wannen
der Verf., durch die dort näher bekannten Aerzte,
die Hrn. Doctoren Crull, Kuyper und van
Swinderen mehrere Köpfe, sämmtlich wie aus
Einer Form gegossen, erhalten hat.

IV. So wie hingegen in frühern Vorlesungen

mancherley Blendlinge von gemischten Stämmen geschildert waren, wie z. B. von Tatarischen mit Mongolischen, von Mulatten u. a., so nun jetzt einer aus der Vermischung der Mongolischen Rasse mit der Malayischen; der Schedel einer Frau aus Java die einen Schinesen zum Vater und eine Malayische Mutter gehabt hatte. Geschenk des Hrn. Prof. Reinwardt zu Leyden, der die Naturgeschichte des Holländischen Ostindien durch seinen sechsjährigen Aufenthalt daselbst, so sehr bereichert, und dem Schedel, von welchem hier die Rede ist, auch die von den Rassen der beiderley Eltern beygefügt hat.

V. Von der seit Hippokrates bekannten Nationalsitte gewisser Völkerschaften die Köpfe ihrer neugeborenen und ganz jungen Kinder durch anhaltenden Druck nach einer beliebten Form zu modeln, waren in den vorigen Decaden Muster von Caraißen, Choktaws, (Flatheads) u. a. gegeben. Von denen der alten Peruaner aus den Zeiten der Incas hatte der Verf. früher zwey Gypsabgüsse durch Sir Jos. Banks erhalten; nun aber von Herrn Caldclough, dem Verf. der interessanten Travels in S. America einen wirklichen Schedel aus einem der alten Begräbnißplätze (Guacas) bey Quilca, ganz auffallend in der abenteuerlichen Form jener Gypse. Die Procedures bey allen diesen absichtlichen Kopfpresen sind so bekannt, daß es befremden muß, wenn ein verdienter Schottischer Arzt noch erst vor zwey Jahren drucken ließ: „the human crania are fashioned all over „the world by the hands, of Nature, and not „by man.“

Und zum Schluß, wie schon gedacht, fünf merkwürdige Schedel, die in den vorigen Decaden noch fehlten, nach der Ordnung der Rassen.

VI. Zur Caucasischen: ein echter Highlander von der Hebridischen Insel Eigg (oder Egg), aus der dasigen famosen Nordhöhle, wo einst ein Paar hundert Mac Donalds die sich vor den Nachsüchtigen Mac Leods da hineingeflüchtet, durch Feuer und Rauch erstickt worden. Der Verf. verdankt dieses merkwürdige Stück dem berühmten Geologen Herrn Greenough der jene dritthalbhundert Fuß lange Höhle durchkrochen.

VII. Zur Mongolischen: ein Königler von der Insel Kadjak (oder Richtak) an der N. W. Küste von Amerika vor Cook's Inlet. Geschenk des Hrn. Hofr. Esenberg, ersten Arztes auf der Krusensternschen Weltreise und Verf. der musterhaften Abhandlung über den Gesundheitszustand der Mannschaft auf derselben.

VIII. Zur Aethiopischen: ein Caffer, von Hrn. Superint. Hesse zu Hoya, dessen 16jährigem Aufenthalt in der Capstadt der Verf. vielfache wissenschaftliche Belehrung und reiche Beyträge zu seinen Sammlungen verdankt.

IX. Zur Americanischen: ein Mexicaner von reinem Blute "sans aucun melange espagnol ou africain" wie der edle Geber, der berühmte Minister Staats-Secretair Lucas Alaman dem Verf. dabey schrieb. Der Kopf selbst die vollste Bestätigung von dem was Hr. Alex. von Humboldt sagt: "wirklich zeigt uns auch die Osteologie, wie sehr der Schedel des Americaners von dem der Mongolischen Rasse verschieden ist."

X. Zur Malayischen: ein ganz ausgezeichnet schön erhaltener und genau symmetrisch mit Federeinschnitten tatowirter Kopf vom fernsten Volke auf Erden fast unsern Antipoden, den canniba-

ischen Neu-Seeländern, mit welchem der Hr. Herzog von Northumberland diese anthropologische Sammlung bereichert hat.

M a i n z.

Im Verlage der Hof-Musichandlung: Ergebnisse der bisherigen Forschungen über die Echtheit des Mozart'schen Requiem. 1826. in 8.

Daß den großen unvergeßlichen Mozart bey der Composition des Requiem der Tod überrascht habe, daß dieß Werk nicht ganz von ihm beendigt sey, sondern daß ein Schüler von ihm, Süßmayr dasselbe mit einigen Nummern am Schlusse versehen habe, dieses wurde bey dem ersten Erscheinen des sogenannten Mozartischen Schwanengesanges der musikalischen Welt angezeigt. Seit mehr denn 20 Jahren hat die Sache geruhet. Hin und wieder äußerten zwar vorurtheilsfreye und unbefangene Kunstkenner beyläufig und gelegentlich Bedenklichkeiten darüber, daß in den echt seyn sollenden Mozartischen Nummern des Werks manches Unmozartische vorkomme, daß aber auch in den Süßmayr'schen angehängten Ergänzungen vieles Unsüßmayr'sche, d. h. Mozartische durchblicke, allein gradezu traten sie mit ihren Ansichten und Meinungen wahr-scheinlich deswegen nicht hervor, weil sie fürchteten, von blinden Fanatikern oder anonymen Recensenten lächerlich und verächtlich gemacht, nebenbey auch unhöflich und indelicat behandelt zu werden. Erst seit etwa einem Jahre brachte ein Mann, Herr G. Weber, der unstrettig zu den größten und wärmsten Verehrern Mozarts gehört, und der wegen seiner ausgebreiteten Kenntnisse im Gebiete der Tonkunst die ausgezeichnetste Achtung der musikalischen Welt verdient, in dem 11ten Hefte der Cäcilia, einer musikalischen Zeitschrift, die Sache

aufs Neue zur Sprache. Nachdem er offen und frey nach unumstößlichen Principien diejenigen Stellen angegeben hatte, die ihm eines Mozarts unwürdig schienen, sprach er laut den Wunsch aus, daß doch ein getreues Facsimile von Mozarts Originalhandschrift des Requiem dem Publico mitgetheilt werden möchte, damit man sich augenscheinlich überzeugen könne, in wie fern das Werk echt oder unecht zu nennen sey. Dieses gewünschte Facsimile ist nun zwar nicht erschienen, dagegen wird aber eine Partitur im Verlage des Hrn. André zu Offenbach gedruckt, worin durch M und S der Mozartische und Süßmayrsche Antheil an dieser Composition angedeutet ist. Als Zeuge der Wahrheit tritt ein würdiger Greis, ein ehemaliger intimer Freund Mozarts, der jetzt noch in Wien lebende Abbé Stadler auf und bemerkt in einer kleinen Schrift, die freylich mit mehr Artigkeit gegen Hrn. Weber abgefaßt seyn könnte, daß die bey André erscheinende Partitur ganz so sey, wie sie unter seinen Augen von Süßmayr angefertigt worden wäre. Aus dieser Partitur ergibt sich aber nun, daß nicht bloß einige Nummern am Ende des Werks von Süßmayr verfertigt sind, sondern daß diesem auch noch Mehreres in den Mozartischen Stücken zur Ausführung überlassen sey, was Mozart nur kurz angemerkt habe; ein Umstand, der dieses Werk dem Kunstkenner in einem noch höhern Grade als unecht darstellt, als er es bis dahin gehalten hatte. Eine Vergleichung des ersten Satzes in dem Mozartischen Requiem mit Stellen aus Händelschen Compositionen bringt Hrn. Weber auf die Vermuthung, daß manche Piegen nach dem Tode Mozarts in dieß Werk mit aufgenommen seyen, welche wahrscheinlich Jugendstudien des unsterblichen Meisters waren. Erstände Mozart jetzt und hörte das unter seinem Namen herausgegebene Requiem, er würde

zürnen und zugleich staunen, an diesem Plage manche Nummer zu hören, die er zu ganz andern Zwecken bestimmt hatte. Die Vermuthungen des Hrn. Weber, so viel Wahrscheinlichkeit sie auch haben, werden indessen nicht eher zur historischen Gewißheit gelangen, als bis uns die Mozartische Original-Handschrift in einem treuen Facsimile mitgetheilt seyn wird. Dies dürfte aber wohl nicht eher geschehen, wenn es anders noch geschehen sollte, als bis sich ein Paar Augen geschlossen haben. — In einem kurzen Umriss wären dies die Ergebnisse der bisherigen Forschungen über die Echtheit des Mozartischen Requiem, welche in obigem genannten Buche ausführlicher zu lesen sind, welches aber nicht mehr als zwey Abhandlungen des Herrn G. Weber aus dem 11ten und 16ten Hefte der Cäcilia enthält. Den wahren Verehrern Mozarts hätten die Herrn Verleger gewiß einen sehr großen Gefallen gethan, wenn gleich nach Webers erstem Aufsatz im 11ten Hefte der Cäcilia in obiges Buch nicht nur die kleine Schrift des Herrn Abbe Stadler, sondern auch alles das wörtlich abgedruckt worden wäre, was sich in allen öffentlichen Blättern über diesen Gegenstand gesagt fand; das Buch würde hierdurch nicht viel stärker und theurer, wohl aber in dieser interessanten Sache ein complettes Actenstück geworden seyn. Vielleicht wird bey einer zweyten Auflage auf dies eben bemerkte Rücksicht genommen. Recht vielen Dank sind alle echten Verehrer Mozarts dem Herrn G. Weber schuldig, daß er eine Sache aufs Neue zur Sprache gebracht hat, wodurch Mozarts Künstlerwerth nun weit höher gestellt wird, als er bisher stand. Möge Herr Weber ferner bey Beurtheilung musikalischer Kunstproducte die Sache, nicht die Person vor Augen haben und seinem Grundsatz ja getreu bleiben, welcher also lautet: „Nie werde ich mich scheuen, der, „unter den recht ordinären Dilettanten und Genossen „dieser Kunst, mehr als in jeder andern eingewurz- „ten Seichtheit und unterscheidungslosen blindgläubigen Bewunderung, des Anstößigen so gut als des „Erflehen und Erhabenen, so weit meine geringe Kraft „und Muffe es erlaubt, frey und kühn in den Weg zu „treten, wodurch ich zur Ehrenrettung der Kunst und „zu würdigerer Feier großer Künstler und ihrer echten „Werke, wahrhafter zu wirken meine, als ein ganzer „Conzertsaal voll seichter Enthusiasten, welche über je- „den Ton ohne Unterschied schmelzen u. vergehen mögen.“

— —

G ö t t i n g e

g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. S t ü c k.

Den 3. August 1826.

G ö t t i n g e n.

Die von der Königlichen Societät der Wissenschaften für den dießjährigen Julius aufgebene öconomische Preisfrage betraf:

“Eine gründliche Erörterung der Mängel, welche bey der Papierfabrication in Norddeutschland im Allgemeinen angetroffen werden und der Hindernisse, welche ihre Vervollkommnung bisher zurück gehalten haben; nebst einer, auf technische Erfahrungen bey der Verfertigung der besten ausländischen Papiere gegründete und die besonderen Localverhältnisse der norddeutschen Papiermühlen berücksichtigende, Angabe von Vorschlägen, wie jene Mängel verbessert und jene Hindernisse aus dem Wege geräumt werden können.”

Zur Beantwortung waren zwey Schriften eingegangen:

No. 1. mit dem Motto: “Arbeit ist des Bürgers Bierbe,
Seegen ist der Mühe Preis”

No. 2. mit dem Sinnspruch, "Ars longa, vita brevis est".

Die Verfasser beider Abhandlungen beurkunden nicht allein sehr gründliche, praktische Kenntnisse der Papierfabrication überhaupt, sondern auch eine genaue Bekanntschaft mit den Verhältnissen der Norddeutschen Papiermühlen. Beide berücksichtigen daneben mit vieler Umsicht die vorzüglicheren Einrichtungen ausländischer Manufacturen.

In der Schrift No. 1. wird gezeigt:

1. Daß in den mehrsten norddeutschen Manufacturen ein an und für sich geringeres Material, in der Regel nicht mit der Genauigkeit und Sorgfalt gereinigt werde, wie dieß auf den besseren Manufacturen anderer Gegenden geschehe, und daß man auf das Einsammeln der Lumpen nicht gehörige Aufmerksamkeit richte.

2. Daß man im Allgemeinen nicht genug auf das Klären des Wassers bedacht sey.

3. Daß man das Verfahren, den Halbzeug durch Chlorine zu bleichen, noch zu wenig zweckmäßig anwende.

4. Daß man, um dem Papiere einen bläulichen Anstrich zu geben, oft nicht das beste Farbmaterial wähle.

5. Daß man in Holland, Frankreich und im südwestlichen Deutschland, im Allgemeinen größere Sorgfalt auf die Behandlung der Waare verwende.

6. Daß man in diesen Gegenden nicht dem Zwange unterworfen sey und daher weniger von der Laune und Willkür der Arbeiter abhängt.

7. Daß man in den genannten Gegenden die Arbeiter mehr an Genauigkeit und Sorgfalt gewöhne und strenger zu beaufsichtigen pflege.

8. Daß in den besseren Manufacturen des Auslandes die Anwendung vollkommenerer Maschinen und Geräthschaften gefunden werde.

9. Daß der Manufacturist des Auslandes in ei-

nem höheren Grade Kaufmann zu seyn pflege, als auf den mehrsten norddeutschen Mühlen.

Jeder dieser Abschnitte ist reich an treffenden und lehrreichen Bemerkungen.

Der Verfasser der zweyten Schrift stellt folgende Hauptmängel und Hindernisse der Papierfabrication in Norddeutschland und zumal im Königreich Hannover auf:

1. Gewisse örtliche Verhältnisse, die sich der Verbesserung des Gewerbes widersetzen, wozu der Verfasser besonders die schlechtere Beschaffenheit des Flachses in den nördlicheren Gegenden Deutschlands und die geringe Cultur des Hanfes zählt.

2. Die ungünstigen politischen und mercantilschen Verhältnisse, wobey der Verfasser mit Recht ein besonderes Gewicht auf den Nachtheil der heimlichen Exportation guter Lumpen legt; zugleich aber auch sich viel von einem gänzlichen Verbote oder einer diesem gleich wirkenden, hohen Abgabe auf ausländische Papiere verspricht; welchen Vorschlag die Königliche Societät der Wissenschaften nicht billigen kann.

3. Mangel an zweckdienlichen technischen Einrichtungen und Verfahrenskarten; wobey der Verfasser zeigt, daß dieser Mangel ganz besonders bey den Papiermanufacturen angetroffen werde, deren Besitzer zünftig sind.

Wenn nun gleich beide Abhandlungen in den wesentlichsten Punkten dieselben Resultate liefern und die letztere Concurränzschrift in ihrer zweyten Erörterung Gegenstände berührt, welche die erstere weniger berücksichtigt; so zeichnet sich doch diese in allem Uebrigen durch größere Gründlichkeit, bessere Darstellung und umfassendere Berücksichtigung der verschiedenen Einrichtungen und Verhältnisse der in- und ausländischen Papiermanufacturen vor jener aus. Die Königliche Societät der Wissenschaften hat daher der ersten Abhandlung mit dem Motto:

„Arbeit ist des Bürgers Bierde,
Segen ist der Mühe Preis,“

einstimmig den Preis, der zweyten Abhandlung da-
gegen, wegen des vielen Trefflichen und Wahren
ihres Inhalts, das Accessit zuerkannt.

Als Verfasser der gekrönten Schrift nannte sich
in dem in der Sitzung der Königl. Soc. der Wiss.
am 8ten v. M. entseigelten Zettel:

Lebrecht Orlando Referstein, aus
Eröllwitz bey Halle a. d. Saale.

Verfasser der Abhandlung welche das Accessit er-
halten hat, ist:

Georg Drossen, aus Lachendorf bey Celle.

* * *

Für die nächsten Termine sind folgende öcono-
mische Preisfragen aufgegeben:

Für den November d. J.:

„Eine möglichst vollständige und auf Er-
fahrung gegründete Anleitung, wie die
natürlichen und künstlichen Schafweiden
am besten zu cultiviren und zu verbessern,
und wie die letztern in unserm Clima am
vortheilhaftesten anzulegen sind?“

Für den Julius 1827:

Bey den zu Anfange des vorigen Jahrs in
mehreren Gegenden des Königreichs Han-
nover und in angränzenden Ländern durch
Sturmfluthen bewirkten, außerordentli-
chen Verheerungen, werden ohne Zweifel
mannigfaltige Erscheinungen sich dargebo-
ten haben, deren genaue Beachtung und
vorurtheilsfreye Berücksichtigung für die
künftige Sicherung gegen ähnliche Gefah-

ren, mit Vortheil benutzt werden können. Aus der Art und Weise wie die Verheerungen erfolgten, wo und wie die Deichbrüche sich ereigneten, welche Veränderungen das benachbarte Land erlitt, wie der Zurückzug des Wassers vor sich ging, unter welchen Umständen die Menschenwohnungen geschützt oder ein Raub der Fluthen wurden u. s. w. müssen sich Erfahrungen ergeben haben, welche entweder für oder wider die bisher üblichen Schützungs-Maasregeln reden, auf Verbesserungen derselben leiten, vielleicht zu neuen Erfindungen und Anlagen in Beziehung darauf Veranlassung geben.

Da es für Gegenwart und Zukunft gewiß sehr wünschenswerth ist, daß Erfahrungen jener Art bey Zeiten von Sachverständigen mit möglichster Vollständigkeit und Treue gesammelt und öffentlich bekannt werden, um dadurch die Vervollkommnung der Anstalten zur Abwehrung ähnlicher Gefahren zu befördern, so macht die Königliche Societät zum Gegenstande einer Preisaufgabe:

“Eine möglichst genaue und vollständige Zusammenstellung der Erscheinungen, welche bey den verheerenden Wirkungen der Sturmfluthen in mehreren Theilen des Königreichs Hannover und in einigen angränzenden Gegenden, zu Anfange des Jahrs 1825 beobachtet worden, in Beziehung auf die Anwendungen, welche von diesen Erfahrungen für die Vervollkommnung der zur Sicherung gegen solche Gefahren dienenden Anstalten, etwa gemacht werden können.”

Wenn es einem einzelnen, sachverständigen Beobachter vielleicht nicht möglich seyn sollte, jene Erfahrungen nach der ganzen Erstreckung der Verheerungen zu sammeln, so würde auch eine theilweise Zusammenstellung der Königl. Societät erwünscht seyn; wobey kaum noch bemerkt zu werden braucht, daß zur Beantwortung der Preisfrage, auch die Berücksichtigung der in verschiedenen, neuerlich erschienenen, schätzbaren Schriften, über den Gegenstand derselben enthaltenen Bemerkungen, erforderlich seyn wird.

Für den November 1827:

Das sogenannte Moorbrennen nimmt in einigen Gegenden des Königreichs Hannover immer mehr Oberhand; und wenn es gleich nicht verkannt werden kann, daß dadurch die Cultivirung von Flächen, die früher öde lagen oder wenig benutzt wurden, für einen gewissen Zeitabschnitt befördert und ein bedeutender Gewinn erzielt wird; so ist es doch auch auf der andern Seite durch Erfahrung erwiesen, daß jene Art der Urbarmachung nicht allein während ihrer Ausübung in anderer Hinsicht nachtheilig wirkt, sondern auch nur unter gewissen Umständen und Modificationen, eine nachhaltige Nutzung der Landereyen herbeizuführen vermag; daher man auch hin und wieder darauf Bedacht genommen hat, die Anwendung des Moorbrennens auf gewisse Weise zu beschränken.

Da dieser Gegenstand für die Landesökonomie und Polizey von großer Wichtigkeit ist, so verlangt die Königl. Societät:

„Eine auf Erfahrung gegründete Darstellung und Vergleichung der durch das

sogenannte Moorbrennen bewirkten Vortheile und Nachtheile, nebst einer Angabe der Maaßregeln die zur Erhöhung der ersteren und zur Verminderung der letzteren, bey der Anwendung dieser Urbarmachungs - Methode dienen können."

Die Königliche Societät wünscht, daß bey Beantwortung dieser Preisfrage, besonders auch auf die immer mehr zunehmende Verbreitung des lästigen Moordampfes — der unter dem allgemeinen Nahmen von *Said* - oder *Heer* - Rauch vielfältig noch verkannt und mit anderen Erscheinungen verwechselt wird — Rücksicht genommen werde.

Für den Julius 1828 wurde in obiger Sitzung der Königl. Societät folgende, im vorigen Jahre nicht genügend beantwortete Preisfrage, aufs Neue aufgegeben:

"Eine aus gründlichen Untersuchungen der physischen und chemischen Eigenschaften der verschiedenen Mergelarten und sicheren Beobachtungen und Erfahrungen über ihre Wirkung geschöpfte Theorie von dem Einflusse des Mergels auf die Verbesserung des Bodens, nebst einer Anleitung zur rationalen Benutzung desselben bey dem Ackerbau."

* * *

Der gewöhnliche Preis für die beste Lösung jeder von obigen öconomischen Aufgaben, ist zwölf Ducaten, und der äußerste Termin, innerhalb dessen die zur Concurrnz zulässigen Schriften bey der Societät postfrey eingesandt seyn müssen, für

die Julius-Preisfragen der Ausgang des Mayes, und für die auf den November ausgesetzten, das Ende des Septembers.

H a n n o v e r.

Helwingsche Hofbuchhandlung: Geschichte der Vorstellungen und Lehren von der Freundschaft. Von D. Carl Friedrich Stäudlin 1826. 137 Seiten 8.

Der Verf. fährt in seiner bisherigen Weise fort, moralische Lehren historisch zu behandeln. Er erklärt sich voraus über das hohe Interesse des jetzt gewählten Gegenstandes, über den Inhalt, den Umfang, und die Grenzen dieser Geschichte. Ebräer, Griechen, Römer, Deutsche und Franzosen sind die vornehmsten Völker, welche er in Betracht zieht. Er nimmt nicht nur auf Lehren von Religionsstiftern und heiligen Schriftstellern, von Philosophen und Theologen, sondern auch auf Vorstellungen von Dichtern, Völkern und Secten Rücksicht. Er läßt sich auch auf die besonders berühmte Freundschaften und auf die Bündnisse der Freundschaft unter mehreren ein. Es wird leicht seyn, ihn zu erinnern, daß er noch dies und jenes auch hätte anführen sollen. Er hat sich aber Auswahl zum Gesetze gemacht und wer die Geschichte der moralischen Lehren nicht lange und sorgfältig, wie er, studirt hat, kann sich einbilden, daß da oder dort noch Manches liege, was sich doch bey näherer Untersuchung nicht findet oder unbedeutend ist. Die merkwürdigeren Erscheinungen in dieser Geschichte hat er mit kurzen Reflexionen begleitet. Druckfehler, wie Hyppolitus S. 79. und Hyppodamus 109. anstatt Hippolitus und Hippodamus wird der Leser mit Entfernung des Druckorts entschuldigen.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

123. Stück.

Den 5. August 1826.

L o n d o n.

Considerations on Volcanos, the probable causes of their phenomena, the laws which determine their march, the disposition of their products, and their connexion with the present state and past history of the globe; leading to the establishment of a new theory of the earth. By G. Poulett Scrope, Esq. 1825. 8. XXXI u. 270 S. mit 3 Kupf. u. Steindruck-Tafeln u. vielen eingedruckten Holzschn.

Es macht gewiß dem wissenschaftlichen Streben und dem Forschungsgeiste unserer Zeit Ehre, daß sobald in einer der dunkelsten Theile der physischen Wissenschaften auch nur ein einziger Lichtstrahl hat gebracht werden können, dann sogleich tausend Hände (oder Köpfe) geschäftig sind, die Deffnung, welche denselben einließ, zu erweitern, und daß diese Geschäftigkeit fast immer mit einigen, oft mit sehr glänzenden Erfolgen gekrönt wird. Unter anderen Zweigen der Naturkunde, liefert die Geologie, das Lieblingsstudium unserer Generation, einen der stärksten Beweise davon. Vor sunfzig Jahren fast

L (5)

verlacht, erhielt sie allmählich festere und mehr wissenschaftliche Grundlagen durch Lehmann, Werner und Voigt. Noch sind erst wenige Jahre seit dem Tode der letzteren beiden Forscher verflossen, und doch ist das, was sie geleistet haben, jetzt kaum für mehr als den ersten Lichtstrahl, in einige finstere Winkel des geologischen Labyrinthes geworfen, zu halten. Das Licht der neueren Beobachtungen überglänzet jene Lichtstrahlen theils bey weitem, theils beleuchtet es ihre Mangelhaftigkeit, und macht sie verschwinden. Ein einzelner Zweig der physischen Geographie, und Geologie, die vulkanischen Erscheinungen, haben in der allerneuesten Zeit vorzugsweise die Aufmerksamkeit der Naturforscher erregt, und vorzugsweise bedurften diese in den tiefsten verborgensten Tiesen sich bereitenden Erscheinungen einer sorgfältigen Beleuchtung. Nach manchen vagen und unzureichenden Hypothesen darüber, sah man erst durch Hamilton, Spallanzani, Dolomieu, Faujas, einiges taugliche Material an Erfahrungssätze zusammenbringen, auf welches Erklärungssätze sich erbauen ließen; und erst Humboldt und Buch, ihre eigenen gründlichen Beobachtungen hinzunehmend, benutzten glücklich diese wie jene, um die Hauptzüge zu einem Grundrisse von dem dunkeln Labyrinthe zu entwerfen, das den Sitz jener merkwürdigen Erscheinungen enthält. Großes, sehr Großes haben die beiden zuletzt genannten Männer für Aufklärung der Theorie der Vulkane geleistet; ihnen hat man in der That die ersten vernünftigen und klaren Ansichten in derselben zu danken. Doch blieben immer noch einige völlig finstere Winkel in dem Labyrinthe übrig, in welche man noch kein Licht zu bringen vermochte, und welche das in die anderen gebrachte Licht oft in solchem Grade absorbirten, daß der leitende Strahl immer wieder zu verschwinden schien. Hat nun wohl der Schöpfer der neuen Vulkan-

Theorie, der Engländer Scrope, diese dunkeln Winkel erleuchtet? Nein! vollständig hat auch er dieses noch nicht gethan, aber, auf den Schultern jener ehrenwerthen Männer und ihrer Vorgänger sich erhebend, hat er doch in Tiefen geschaut, die man sobald zu erblicken kaum zu hoffen wagte, an deren Rande man oft hinschritt ohne sie zu gewahren.

Scrope's Arbeit ist ein wichtiger, wir mögen wohl sagen, höchstmerkwürdiger Beytrag zur physischen Geographie, und wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß dieselbe eine Epoche in der Geologie begründen und auf die Ausbildung derselben, auf eine lange Folgezeit hinaus sehr wesentlich wirken wird. Sie ist zugleich ein Muster für die Behandlungsweise von naturhistorischen Untersuchungen so dunkler Art, wie die über den Vulcanismus sind, für die Art wie selbst kühne Hypothesen wohl und sicher begründet werden können, und für das mühsame, besonnene Fortschreiten in den Schlußfolgen dazu; sie ist endlich ein Beweis des hohen achtbaren Talentes und Scharffinnes ihres Verfassers. Manche dürften sie vielleicht etwas wortreich finden; doch will es uns scheinen, daß bey dem von dem Verfasser gewählten, fast der mathematischen Methode ähnlichen Fortschreiten von einem Satze zum anderen, doch kein Wort, und selbst die vorkommenden Wiederholungen nicht überflüssig sind; und wir wünschen, daß ein deutscher Bearbeiter (Hr. Nöggerath soll die Uebersetzung angekündigt haben) sich nicht einfallen lassen möge, das Original hie und da abkürzen und nur epitomiren zu wollen. Das Werk hat den gegründeten Anspruch darauf, daß es mit Bedacht und gründlich studirt werde.

Der Umstand, daß fast jeder auch noch so kleine einzelne Satz dieser Arbeit ein wesentliches Stück des Ideenganges im ganzen Werke ausmacht, erschwert

die Aufgabe, eine gedrängte Uebersicht seines Inhalts zu geben nicht wenig. Der Raum dieser Blätter erlaubt nicht, Alles hierzu mitzutheilen was wir gern mittheilen möchten; wir müssen uns daher begnügen, nur die größten Hauptzüge auszuheben, welche das Ganze einigermaßen charakterisiren, und dadurch die Freunde der physischen Geographie zum eigenen Studium dieses wichtigen und originellen Werkes aufzumuntern. — Die erforderlichen Definitionen, und die Beschreibung der vulcanischen Erscheinungen schiebt der Verf. voraus, und entwickelt im zweyten Hauptstück sogleich seinen Hauptgedanken, belegt mit den Thatsachen, aus denen er geschöpft ist. Elastische, aus dem Innern der Erde emporsteigende Flüssigkeiten sind das Hauptorgan in den vulcanischen Erscheinungen, wie man insbesondere aus dem immerwährenden Aufkochen der flüssigen Lava in permanent auswerfenden Vulcanen (wie Stromboli) nothwendig schließen muß. Ueber diese Art des Hauptagens war man, nach Humboldts und Buch's Wahrnehmungen, allerdings schon einverstanden. Unter den vulcanischen Schlünden ist ein Vorrath von immerwährend flüssiger Lava vorhanden, der bis in eine gewisse und unbekante Tiefe niedergeht; diesen Gedanken hat, so viel wir wissen, Scrope zuerst aufgestellt. Die elastische Flüssigkeit, welche die vulcanischen Erscheinungen und namentlich die Flüssigkeit der Lava hervorbringt, ist nichts anderes als Wasserdampf. Andere Gasarten, Kohlen-, Schwefel-, Salzsaures Gas u. s. w. kommen wenig oder gar nicht, und immer nur zufällig dabey in Betracht. Dieser Gedanke in solcher Ausdehnung, gehört ebenfalls Herr Scrope. Auf denselben hat ihn, neben anderen, auch namentlich Humboldtischen Beobachtungen, auch die Beschaffenheit des Lavaflusses geführt, welcher in den seltensten

Fällen eine bloß durch die Wärme (Caloric) hervorgebrachte Schmelzung, und in den meisten nur ein Auseinandertreten der krystallinischen Theilchen einer präexistirenden, und wieder zu redintegrirten Urgebirgsart ist. Den Wasserdampf hierzu aber gibt das Wasser her, welches in diesen Gebirgsarten enthalten (latent) ist. Die Erhitzung dieser Gebirgsarten bis zu einem solchen Grade, daß das in denselben enthaltene Wasser in Dampf verwandelt werden kann, geschieht nach Scrope's Vorstellung dadurch, daß nach bekannten sich immer mehr bestätigenden Wahrnehmungen im Innern der Erde immerfort Wärme erzeugt wird und nach oben strebt. Gibt man Herrn Scrope diese Wahrnehmung als eine Thatsache oder als einen Erfahrungssatz zu, und findet man keine Schwierigkeit in seiner Vorstellung, daß diejenigen Gebirgsmassen, welche die auf die angeführte Weise erhitzten Lager umgeben, bedecken und sie sowohl von der Atmosphäre als von dem Ocean abschneiden, so geringe Wärmeleiter sind, und einen solchen Druck auf das erhitzte Lager ausüben, daß in diesem letzteren die Erhitzung schneller zunehmen muß, als die Mittheilung der zuströmenden Wärme an die darüberliegenden Gebirgsmassen erfolgen kann; so müssen wir seine ganze übrige Entwicklung des Ganges der vulcanischen Erscheinungen für durchaus folgerichtig, ja, für vollkommen befriedigend halten. Indem nämlich alsdann an denjenigen Stellen, wo ein Uebermaaß der zuströmenden Wärme gegen die abgeleitete entsteht, und gegen welche ein beträchtlicher Druck von oben und von den Seiten ausgeübt wird, das latente Wasser der erhitzten Gebirgsart in Dampf überzugehen strebt, erfolgt ein Gegendruck, welcher, sobald die Expansivkraft an dieser Stelle das Uebergewicht über den Druck von außen erhält, Hebung der aufliegenden Felsmassen bewirken wird.

Gewaltsame Hebung der über einem Körper von theils geschmolzener, theils (in den oberen Theilen) nur heftig erhitzten Lava liegenden spröden Gebirgsarten muß Zerreißen und Spalten der letzteren hervorbringen. Entsteht nun in diesen eine, nach unten zu gegen den erhitzten Lavakörper dermaßen geöffnete Spalte, daß sie dem sich entwickelnden und bis dahin durch den Druck eingeschlossen, auch wohl noch condensirt enthaltenen Wasserdampf die Dilatation gestattet, so treibt dieser die Lava in die Spalte hinauf, und so wie an dieser Stelle der obere Druck abnimmt, wirkt aller durch den Dampf im Innern erzeugte Druck nach dieser Stelle; die flüssige Masse, nebst losgerissenen Theilen der Wände einer solchen Spalte werden durch diese emporgetrieben, und entweder wird durch diese Stoffe die Spalte nur geschlossen und zugeheilt, oder sie werden bey hinreichender Kraft des Dampfes durch dieselbe hinaus bis auf die Oberfläche geworfen, als flüssige Lava und als feste Massen. Dieses ist der vulcanische Ausbruch. Daß durch die Hebung der festen Gebirgsmassen erfolgende gewaltsame Zerreißen derselben — ohne den Ausbruch — ist das Erdbeben, eine Vibration oder schwirrende Bewegung von mehr oder weniger Stärke. Daß Entweichen einer großen Menge elastischen Dampfes durch eine Eruptionsspalte muß nothwendig an den Punkten, wo dieser Dampf entwickelt wurde, die Spannung und mit dieser die Expansivkraft vermindern. Wenn nun gleich dadurch ein mächtiges Nachströmen des vorher durch den Druck in den übrigen umliegenden Theilen des erhitzten Lavakörpers, eingeschperrt und condensirt gehaltenen Dampfes erfolgen wird; so kann doch der Zeitpunkt eintreten, wo durch das Entweichen einer Menge von Wasserdampf durch die Spalte, verbunden mit dem Drucke der durch den Ausbruch selbst in der Spalte angehäuften Säule

von ausgeworfener und erkalteter Masse, der innern Expansivkraft das Gleichgewicht gehalten, oder dieselbe ganz überwunden wird. Dann hört der Ausbruch auf; dieses Verhältniß nennt der Verfasser den selbstmörderischen Charakter eines jeden vulcanischen Ausbruches. Wenn permanente Vulcane (wie Stromboli) entstehen sollen, bey denen, ohne einzelne sehr gewaltsame Ausbrüche, die flüssige Lava immerfort bis an den Rand des Kraters steht, und sich in stetem Aufwallen befindet, müssen Umstände vorhanden seyn, die ein fortdauernd gleichförmiges Erwärmen des Lavakörpers und ein eben solches Zuströmen des elastischen dilatirten Dampfes aus dem Innern gestatten. Diese Umstände sind freylich nicht bekannt, und was der Verf. darüber sagt (S. 48.), scheint uns weniger befriedigend, als seine sehr klare und einfache Erklärung der unterbrochenen Eruptionen. Nur dasjenige, was er zur Beförderung der permanenten Ausbrüche in der äußeren Form der Berge und Krater, z. B. bey Stromboli, zu finden glaubt, scheint uns sinnreich und passend, und die Erscheinung wenigstens zum Theil zu erklären (S. 55-58.).

In den hier kurz angeführten Sätzen besteht das Wesentliche der Theorie des Herrn Scrope. Nach Entwicklung derselben geht er mit großer Genauigkeit die Erscheinungen durch, die bey Vulcanen wahrgenommen werden, sowohl in Hinsicht auf die Aeußerung ihrer Thätigkeit, als in Hinsicht auf ihre Producte nach Form und Gehalt, und auf die Formen der vulcanischen Berge und ihrer Krater, wie auch ihrer so überaus merkwürbigen Zusammenstellung, besonders in linearer Richtung. Die Art wie der Verf. die über diese Verhältnisse vorhandenen Wahrnehmungen aus seiner Theorie zu erklären sucht, und die Besonnenheit und Klarheit mit welcher er dabey zu Werke geht, müssen die

Aufmerksamkeit eines Jeden, der sein Werk studirt, fesseln, und verdienen die höchste Achtung. Da Er die thätigen und ruhenden Vulcanpunkte in Italien, Frankreich, dem größten Theile Deutschlands und in Großbritannien selbst besucht hat, so erhalten seine Wahrnehmungen einen besondern Werth.

Zu den vorzüglich gelungenen Abhandlungen, — wir können hier nur noch einiges Wenige ausheben — gehört der Abschnitt über die Art, wie sich die Laven nach dem Ausbruche gestalten und darstellen. Hierbey kommt der Verf. auf die glockenförmig gebildeten Trachytberge. Er weicht in der Vorstellung von der Bildungsweise derselben von der Ansicht ab, welche Humboldt und Buch von dieser Erscheinung genommen haben, hält die Glockenberge nicht für hohle Blasen, und sieht in ihnen bloß angehäuften Klumpen einer Lava, welche auf allen Seiten über den Rand des Kraters, der sie ausließ, geflossen ist, und welche einen zu geringen Grad der Flüssigkeit hatte, um sich weit verbreiten zu können, daher sie in der Nähe um die Ausbruchöffnung verhärtete. Günstig ist dieser Erklärungsweise der Umstand, daß die sich in Glockenform darstellenden Berge aus Trachyt bestehen, und daß man allerdings Ursache hat, den Trachytischen Laven einen geringeren Grad von Flüssigkeit zuzuschreiben, als den Basaltischen. Zu läugnen ist auch nicht, daß die Vorstellung von aufgetriebenen hohlen Blasen festen Gesteines etwas Dunkles hat, und noch manchen Zweifeln Raum gibt, aber auf der andern Seite sind unter manchen Trachytbergen, namentlich unter dem Andesgebirge von Quito, aus bekannten Gründen, hohle Räume allerdings zu vermuthen, und gerade die Erscheinungen, welche diese Vermuthung erregen, haben auch die von Scrope verworfene Vorstellung der Blasenbildung hervorgebracht.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 5. August 1826.

L o n d o n.

G. P. Scrope's Considerations on Volcanos.
Beschluß.

Nicht minder interessant hat Scrope seine Vorstellung von der Entstehung des inneren Gefüges der Laven entwickelt. Diese, in so weit nämlich nicht von den zu wirklich glasigen Massen geschmolzenen Substanzen die Rede ist, schreibt er durchaus dem Grade der Expansion zu, welchen der Wasserdampf erleidet, in welchen das in der Urgebirgart, aus der die Lava entsteht, enthaltene (latente) Wasser verwandelt wird. Nach den verschiedenen Graden dieser Expansion, und je nachdem die Lava entweder durch Entweichen oder durch Condensation des Dampfes fest wird, stellt sie Steinmassen dar, welche dem Urstoffe mehr oder weniger ähnlich sind; indem es nur darauf ankommt, ob das zwischen den Blättchen der einzelnen die Urgebirgart zusammensetzenden Krystallen, und zwischen diesen verschiedenen Krystallen selbst, latent enthaltene Wasser, oder vielmehr der daraus gebildete Dampf, vor dem Entweichen condensirt, den Krystallen eine mehr oder weniger vollkommene Reintegration gestattet, oder ob er ent-

weichend sie ganz desintegriert, zerstört, sich an andern Punkten sammelt, Blasen bildet, u. s. w. Mit dieser Ansicht erklärt er auch auf eine sinnreiche, und wie uns dünkt bewährten physikalischen Sätzen nicht widersprechende Weise, das Entstehen der Säulenform des Basaltes und anderer vulcanischen Gebirgsarten. Sie sind keine Krystallisationen, und auch nicht durch ein bloß mechanisches Zusammenziehen oder Eintrocknen, und die dadurch bewirkten Trennungsklüfte, entstanden; sondern indem bey dem Erkalten der flüssigen Masse, durch Entweichen oder Condensiren des Dampfs die dilatirten Krystallinischen Theile sich wieder genähert und verdichtet — reintegriert — haben, und dieser Rekrystallisations-Process von vielen Mittelpuncten ausging, entstanden eine Menge kleiner Attractionskreise, deren Peripherien die Trennungsklüfte der Säulen wurden, und bey dem dichten Zusammenstehen, nicht rund blieben, sondern wie die Bienenzellen Sechsecke bildeten. Das Sechseck ist daher die natürliche Form derselben, die Abweichungen von dieser sind durch Störungen entstanden.

In Ansehung des Ursprungs der warmen Quellen, nimmt der Verf. ganz die Meinung einiger der neuesten Geognosten an, welche ihn bloß von einem permanenten vulcanischen Prozesse im Innern der Erde ableiten. „Es ist, sagt er, kein Zweifel, daß die Menge der Wärme, welcher gestattet ist, durch bleibende Spalten auf diese Art zu entweichen, wesentlich dazu beyträgt, die äußere Ruhe über dem unterirdischen Herde zu erhalten. Es ist sogar sehr glaublich, daß dieser regelmäßige und ruhige Durchgang der Wärme im genauen Verhältnisse steht zu dem fortwährend aus dem unteren Lavabehältniß erfolgenden Zugang derselben, und daß, indem dadurch der Herd in einer gleichen Temperatur erhalten wird, die

„Anhäufung von Hitze gehindert werden mag, durch welche allein neue Ausbrüche hervorgebracht werden. Die Ruhe, oder wie man sich gewöhnlich ausdrückt, das Erlöschen solcher vulcanischen Herde wird durch die Entstehung von Spalten veranlaßt worden seyn, durch welche das Uebermaaß von Wärme in Verbindung mit Wasser entweichen kann.“ Er ist dabey der Meinung, daß auch durch das Eindringen von atmosphärischem Wasser bis zu der noch nicht erkalteten Lava heiße Quellen entstehen können. (S. 128. 129.).

Eine besondere Abtheilung widmet Scrope der Entwicklung der Erscheinungen, wie sie sich bey einem Ausbruche ergeben müssen, der auf dem Grunde des Meeres erfolgt. Auch in dieser Abhandlung freut man sich des besonnenen, naturgemäßen und folgerechten Ideenganges, und der scharfsinnigen Erklärung vieler Vorkommnisse, die wir an solchen vulcanischen Bildungen finden, von welchen wir mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen müssen, daß sie unter dem Meere entstanden sind. Auch hier befindet er sich im Widerspruche mit einer Ansicht des Herrn von Buch, dessen große Verdienste und Leistungen er jedoch durchaus erkennt, und dankbar benutzt. Er glaubt nämlich, daß der erste Erfolg eines vulcanischen Ausbruchs unter dem Meere, derselbe sey wie der eines Ausbruchs der auf dem trocknen Lande unmittelbar in die Atmosphäre erfolgt. Aber er hält nicht mit Hrn. v. B. für erforderlich, daß eine Erhebung des Bodens bis zur Wasserfläche dem Ausbrechen des Kraters vorausgehen müsse. Es ist, sagt er, kein Grund a priori vorhanden, dieses anzunehmen, und bey den Erscheinungen dieser Art selbst, die beobachtet worden sind, hat man nichts als Lava und steinige vulcanische Producte hervorkommen sehen. Allerdings muß der Druck der Wassersäulen dem Aufsteigen der Lava einen großen Widerstand entgegen

R (5)

gensehen; aber denselben Widerstand setzt dieser Druck auch der Erhebung des ganzen Bodens entgegen. Aber man bemerkt den submarinen Ausbruch nicht eher, bis derselbe in festen bis an die Oberfläche des Wassers angehäuften Stoffen einen Canal gebildet hat, durch den seine Producte bis zu dieser gelangen. (S. 171 — 177.). Die Erhebung des Bodens überhaupt durch den vulcanischen Proceß ist indessen ein Haupttheil der Scropischen Theorie, und obgleich er in die Idee von Erhebungskratern, wie Hr. v. Buch sie aufstellt, nicht eingeht, so unterscheidet er doch sehr bestimmt die vulcanischen Gegenden, wo Ausbrüche erfolgt sind, von denen wo bloß Erhebungen statt gefunden haben. Ihm scheint z. B. der ganze Fuß des Aetna, der basaltische Theil von Teneriffa u. s. w. erhoben, die Insel Palma hingegen das Muster eines Ausbruchkegels zu seyn. Als bloß erhobene Inseln ohne Ausbruch betrachtet er Madeira, die Färder, alle Trappinseln unter den Hebriden, Ponza, Sannone, Palmarola u. s. w. Island vereinigt beide Eigenschaften, Isle de France ist ihm durch Erhebung, Bourbon durch Ausbruch gebildet. (S. 179.). — An diese Bemerkungen knüpft Er seine Erörterung über die vulcanischen Linien und Gruppen auf der Erdoberfläche, und über den Umstand, daß Gegenden, welche in solchen Vulcanlinien liegen und doch selbst keine, wenigstens keine thätigen Vulcane haben, den Erdbeben bekanntlich sehr unterworfen sind. Von solchen Gegenden nimmt er, auf den Grund seiner Hypothese, an, daß dort die unterirdische Expansivkraft immer nach oben wirken und sie nach und nach über ihr vormaliges Niveau erheben müsse, wie dieses mit der Americanischen Westküste bey dem Erdbeben vom J. 1822 geschehen ist. Dieses muß von Anbeginn der vulcanischen Thätigkeit auf Erden statt gefunden

haben, und eine Menge von Erhebungen, mit ihnen aber zugleich Zerreißen und Verschiebungen, müssen erfolgt seyn. Solche Verschiebungen und Berstürzungen findet man aber vornehmlich und am häufigsten in den Gebirgsketten, d. i. in den am höchsten erhobenen Theilen der Erdrinde. Hierauf gründet Scrope folgende Ansicht: „Die allmählichen localen Expansionen des unterirdischen Cavallagers haben die continentalen Felsmassen zu ihrem jetzigen Niveau über diejenigen erhoben, welche den Boden des Oceans bilden. Die vulcanischen Ausbrüche sind nur ein secundäres Phänomen, nur partielle und zufällige Resultate dieser Erhebungen.“ Diese Ansicht nun führt ihn weiter zu folgender höchst interessanten Folgerung: „Da wo sich genug vulcanische Ausgänge, Luftlöcher, befinden, durch welche immerfort Ausbrüche statt finden können, entweicht die hebende Kraft; dort wird also keine Erhebung statt finden. Darum — und aus keiner andern Ursache — sehen wir thätige Vulcane nur auf Inseln und nahe am Meere; weil nämlich die durch dieselben stets erfolgenden Ausbrüche nicht so viel Expansivkraft eingeschlossen zurücklassen, daß alles umliegende Land gehoben werden könnte; ein zunächst liegender Theil desselben ist daher in seiner alten Lage unter dem Ocean geblieben. Darum findet sich in dem ganzen großen Ocean kein bedeutendes Continent, weil er nicht nur von zwey ungeheuren Vulcanlinien eingefaßt, sondern auch in seinem Innern mit einer großen Zahl vulcanischer Inseln gleichsam besäet ist. Darum sind im Innern der großen Continente keine Vulcane (die angeblichen in der Tatarey sind noch problematisch); die hebende Kraft hat sich aber nur bis an die Ränder dieser Continente geäußert, die alle von großen Vulcanketten eingefaßt sind, welche

„zum großen Theil die Formen ihrer Umriffe nachahmen.“ Einige Einwendungen welche man gegen diese Ansicht machen könnte, hat Hr. Scrope nicht verschwiegen, und, wie uns dünkt, gut beantwortet. Wir können nicht umhin, diese Lösung der Frage, warum man thätige Vulcane fast nur auf Inseln und nahe an den Meeresküsten findet, für die sinnreichste zu halten, die je gegeben worden ist. Alle bisher versuchten Beantwortungen dieser Frage beruheten auf der Ansicht, welche das Meer oder die Nähe des Meeres als die Ursache, den Vulcan als die Wirkung betrachtete. Scrope ist der erste, welcher den Vulcan als die Ursache, und das Daseyn des Meeres, oder vielmehr den Mangel des festen Landes neben demselben, als die Wirkung betrachtet, — und alle Umstände reden dieser Ansicht das Wort.

Endlich führen ihn seine sämtlichen Untersuchungen auf das Hauptresultat: „daß die Erhebung in Masse der festen Gesteinlagen, welche die Erdrinde bilden, immer im umgekehrten Verhältnisse mit den vulkanischen Erscheinungen in demselben Theile der Erde steht; woraus gefolgert werden kann, daß das unterirdische Lager von höchst erhitzter krystallinischer Gebirgsart, dessen locales Daseyn er vorher vollkommen erwiesen zu haben glaubt ohne noch seine Gränzen bestimmen zu wollen, und von dessen zunehmender Erhitzung und dadurch bewirkter Expansion diese Erscheinungen beider Arten nothwendig hervorgebracht werden müssen, — daß dieses Lager allgemein, unter der ganzen Oberfläche der Erde hin, verbreitet seyn muß.“

Die übrigen Theile des Buches von Kap. 10. an, enthalten mehrere Versuche zur Erklärung der geognostischen Haupterscheinungen und Thatsachen aus der Hypothese des Verfassers, welche durch:

aus von großer Consequenz, Besonnenheit und Umsicht zeugen, und eines gründlichen Studiums werth sind. Zuletzt gibt der Verf. noch eine ganze Theorie der Erde, im Umriss, von welcher einen Auszug zu geben, für den Raum dieser Blätter nicht passend ist. So sehr sie sich auch auf die Wirkung der Hitze im Innern der Erde gründet, so ist sie doch von der bey den Britten so beliebten Huttonschen Theorie gänzlich verschieden. Ein Hauptcharakter der Theorie unsers Verfassers besteht darin, daß er — wenn gleich zugebend, daß die erhebende Expansivkraft in der Urzeit stärker gewirkt haben müsse, als sie jetzt wirkt, — er sich doch ganz gegen die Annahme einzelner durch uns ganz unbekannte Kräfte hervorgebrachten Hauptumwälzungen, Wasser-Revolutionen, Kataklysmen und dgl. erklärt; und die Meinung hegt, daß dieselben Ursachen und physischen Kräfte, welche auch jetzt auf die Oberfläche wirken, und keine anderen, schon in der früheren Zeit gewirkt haben; und daß zu vielen dadurch bewirkten Erscheinungen nur große Zeiträume und nicht solche außerordentliche Revolutionen, wie manche Geologen annehmen, erforderlich gewesen sind.

Als Anhang gibt er eine Schilderung und Erklärung des Phänomens der Erhebung des Torulolo in Mexico, um darzuthun, daß zu Erklärung der dadurch hervorgebrachten Veränderung der Gegend um diesen Vulcan, die Vorstellung eines gewöhnlichen, reichlichen Ergusses von Lava ausreißend sey, und daß man nicht nöthig habe, dort eine blasenförmige Erhebung des Bodens anzunehmen, wie Hr. v. Humboldt thut. Diese kleine Abhandlung ist auch besonders abgedruckt in Brewster's Journal of Science. Vol. 4. p. 55.

Zum Schlusse dieser Anzeige sey uns erlaubt, nur einiger Dunkelheiten zu erwähnen, welche auch

durch das Licht, daß Herr Scrope in die Theorie der Vulcane gebracht hat, noch nicht erhellt zu seyn scheinen. Er sucht die Quelle seines Hauptagens, des Wasserdampfs, allein in dem latenten Wasser krystallinischer Urgebirgsarten. Kann man wohl die Menge dieses Wassers für hinreichend halten, zu Unterhaltung eines Processes von solcher Wirkung und Ausdehnung, daß dadurch Berge in Menge, ganze Gebirgsketten, ja ganze Continente bleibend haben erhoben werden können? — für hinreichend zu einer Wirksamkeit durch mehrere Jahrtausende, und um noch heutzutage sich auf eine so kräftige und weit verbreitete Weise zu äußern, als wirklich geschieht? Zu solchen Wirkungen während solcher Zeiträume muß der Verbrauch dieses latenten, bey jedem Ausbruch in großer Menge entweichenden Wassers sehr groß gewesen seyn. Wie vermag sich noch immerfort bloß aus dem Ueberreste noch Dampf genug zu erzeugen, um die zu den jetzt noch erfolgenden zum Theil sehr großen Wirkungen erforderliche Expansion zu erhalten, die sich doch noch rings um den Erdball zu erkennen gibt. Scrope verwirft stillschweigend die Vorstellung, daß Wasser von außen in das Innere der Erde dringe und dem vulcanischen Prozesse Nahrung gebe. Viele haben die Ansicht vom Daseyn des Wasser in großen Tiefen dieses Innern aus dem Grunde verworfen, weil sich durch Berechnung nachweisen läßt, daß, nach den Gesetzen der Schwere, oder des Druckes nach dem Mittelpunkte, das Wasser in einer gewissen Tiefe zur Dichtigkeit des Goldes zusammengepreßt werden würde. Aber, wenn dieses auch zugegeben werden muß, so weiß man doch nicht, was die eigentliche Natur eines so weit verdichteten Wassers ist, und ob es nicht dabey die Fähigkeit behält in Dampf verwandelt zu werden, wie in seinem Zustande an der Ober-

fläche der Erde. Das zur Dichtigkeit des Goldes verdichtete Wasser wird doch nicht Gold.

Scrope berührt ferner den Umstand nicht, daß, eben so wohl durch die Erhebung großer Strecken festen Bodens, als durch das Aufwerfen großer Massen von Lava aus den Vulcanschlünden, nothwendig Aushöhlungen im Innern entstehen müssen. Wodurch werden diese erhalten, wenn sie nicht wieder ausgefüllt werden? oder, womit werden sie ausgefüllt? Eine Ausfüllung dieser Räume läßt sich nun nicht wohl annehmen, da man sich nicht Rechenschaft davon geben kann, woher der Stoff dazu genommen werden soll. Eine bloße Dilatation des vorher als dichter gedachten Materials der Lava erklärt die Sache um deswillen nicht genügend, weil durch eine solche die Spannung vernichtet, oder beträchtlich vermindert werden müßte, deren es, nach Scrope's Hypothese, bedarf, um immerfort Erdbeben und vulcanische Erscheinungen zu erzeugen. Es scheint daher nichts übrig zu bleiben, als das Daseyn beträchtlicher Höhlen zuzugeben. Auf dieses deuten auch allerdings mehrere Umstände, unter denen wir nur die Communication zwischen sehr weit von einander entfernt liegenden Vulcanpuncten der Erdoberfläche — die erwiesen ist —, und die geringe Schwere des Andesgebirges um Quito, anführen wollen. Sind aber solche Höhlen vorhanden, so muß der Bau des sie bedeckenden festen Gesteins so beschaffen seyn, daß dieses sich wie ein Gewölbe über denselben erhalten kann. Ist dieß aber denkbar, so ist auch das Daseyn geschlossener Bergkuppeln (wie der Puy de Dôme u. s. w.) mit Höhlen in ihrem Inneren nicht undenkbar. Scrope selbst gibt zu (Kap. 10.), daß bey unterirdischen Hebungen die darüber liegenden Felschichten, wenn sie nicht ganz spröde und erhärtet waren, gebogen

werden konnten. Das ist aber daselbe was Humboldt und Buch sich unter ihren blasenartigen Bergen denken. Nimmt man nun hinzu, daß, selbst nach Herrn Scrope's Vorstellung, der Trachyt, aus dem solche Kuppelberge bestehen, nicht völlig im Flusse gewesen ist, so verliert die Ansicht von blasenförmig erhobenen Bergen noch mehr von ihrem anscheinend Wunderbaren. Ja, wir möchten behaupten, daß vieler, vielleicht der meiste, Trachyt durchaus gar keinen Grad von Flüssigkeit gehabt hat. Die Beschaffenheit der Rheinischen Trachyte z. B. erlaubt schwerlich anzunehmen, daß sie je in einer Art von Fluß gewesen seyen; indem ihre Bestandtheile wohl in ihrem Innern etwas verändert, auch von Blasenräumen unterbrochen und durchbrochen, aber kaum in ihrer ohne Zweifel ursprünglichen Lage verrückt erscheinen. Eine Lava aber, die wirklich über den Rand eines Kraters herab, wenn auch nicht weit weg geflossen ist, würde durchaus nicht das Ansehen und innere Gefüge einer solchen granitisch, krystallinisch gebildeten, und nur in ihren Bestandtheilen etwas angegriffenen und rissig gewordenen Gebirgsart behalten können. Zudem findet man an diesen Trachyten nie etwas von einer glasigen oder schlackenartigen Rinde.

G ö t t i n g e n .

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Ueber die Ehegesetze im Zeitalter Karls des Großen und seiner nächsten Regierungsnachfolger von D. Georg Wilhelm Böhmer. 1826. 150 S. 8.

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen im ältern germanischen Rechte gehören unstreitig die Ehegesetze im Zeitalter der Karolinger. Schon vor dies-

fer Periode hatten einzelne germanische Völkerstämme ihre Gesetze und Gewohnheiten auch in dieser Hinsicht gesammelt. Karl und seine nächsten Regierungsnachfolger vollendeten diese Sammlung, gaben ihrem Inhalte eine neue Sanction und vermehrten ihn mit Nachträgen und Zusätzen, durch welche er zu einem Ganzen gestaltet wurde, das einem großen Theile nach in allen Staaten germanischer Abkunft noch in dem gegenwärtigen Augenblicke seinen Einfluß behauptet. Eine Uebersicht der wichtigsten dahin gehörigen Bestimmungen kann nicht anders als lehrreich seyn, theils um den Standpunkt der Gesetzgebungen jener Zeit, so wohl in ihrer Licht- als Schattenseite, richtig ins Auge zu fassen, theils um den Ursprung vieles Bestehenden zu erkennen und gehörig zu würdigen. Alle, nur einigermaßen in Betrachtung kommende, Geschichtschreiber des gedachten Zeitalters haben diese Gesetze in kürzeren oder ausführlicheren Darstellungen angedeutet, zwey der ausgezeichnetsten Germanisten der neuern Zeit Heineccius und Uyrer haben sie zum Gegenstande eigener Forschungen gemacht. Da aber seit diesen Arbeiten fast ein volles Jahrhundert verflossen ist, in dessen Laufe die Hülfsmittel der Bearbeitung sich bedeutend vermehrten, so übernahm der Verf. aufgemuntert durch den, jetzt verewigten, Geschichtschreiber der Vorstellungen und Lehren von der Ehe, eine neue, unmittelbar aus den Quellen geschöpfte Bearbeitung. Der Plan derselben ist folgender. Einleitende Bemerkungen über das Ehegesetzgebungsrecht jener Zeit überhaupt und über die Quellen des karolingischen Eherechts insbesondre. Gesetzlicher Begriff, Stiftung und Zweck der Ehe. Persönliche, zur Schließung einer rechtsgültigen Ehe erforderliche Eigenschaften und Verhältnisse. (Gegensei-

tige Einwilligung. — Physische Fähigkeit. — Möglichste Gleichheit des Alters. — Nationalität. Gleichheit der Religion. — Standesgleichheit. — Freyheit von anderweitigen ehlichen Verbindungen. — Abstand in wenigstens sechs Graden von der Verwandtschaft und Schwägerschaft. — Freyheit von dem Bande einer geistlichen Verwandtschaft. — Weltlicher Stand.) **Verlöbniß.** 1. Vorausgehende Bedingungen. (Einwilligung der dabey interessirten Personen. — Verabredung von Maaßregeln zur Erleichterung des ehlichen Beysamenseyns und des Wittwenstandes.) 2. Feierlichkeiten. (Beringung der Braut. Zeugen. Priesterliche Einsegnung.) 3. Schutzmittel. (Geldbußen und conventionelle Strafen.) 4. Aufhebung (a. Fälle in denen sie straflos ist. b. Fälle in denen sie der Strafe unterliegt.) **Ehebündniß.** 1. Feierlichkeiten. (a. Im Allgemeinen: größtmögliche Deffentlichkeit insbesondere. b. Schließung an heiliger Stätte. c. Ehepacten. d. Genehmhaltung des Staats erklärt bey der priesterlichen Einsegnung. Fälle, in welchen die erstre ohne Begleitung der lehtern von dem Priester als Staatsbeamten feierlich ausgesprochen wird.) 2. Wirkung. (Gegenseitige Rechte und Pflichten.) 3. Dauer. 4. **Scheidungs-Ursachen.** (S. 89. "Zeigen sich während der Ehe Hindernisse welche mit ihrer Fortsetzung unverträglich sind und mit dem Ansehen der Gesetze das Glück der Verbundnen ohne Rettung gefährden würden, fehlt es an den wesentlichsten Eigenschaften einer gesellichen Ehe, kann dieser Stand die religiösen Bedürfnisse der Betheiligten nicht befriedigen, treten grobe Ausschweifungen und Laster an die Stelle der Tugenden, welche ihn schmücken sollen, so haben die Parteyen das Recht und der Staat die Pflicht, denselben auf gesellichem Wege zu endigen." Unter den einzelnen Scheidungs-Ursachen erhält die Tren-

nung aus gegenseitiger Uebereinkunft, zu andern als den Zwecken eines klösterlichen Lebens, hier bloß eine geschichtliche Stelle, mit der Bemerkung, daß sich dieselbe nur noch in einigen alten Formelbüchern erhalten habe, in den Gesetzen dieses Zeitalters selbst aber für unzulässig erklärt werde. S. 93 ff. die Zahl der übrigen beläuft sich auf zwölf. Doch entsteht hier die schwierige Frage: ob diese Scheidung vollständig oder unvollständig d. h. mit Erlaubniß der Wiederverheirathung verbunden gewesen sey oder nicht? Die Gründe für die eine wie für die andre dieser Meinungen werden angeführt, das Widersprechende derselben wird gezeigt und mit einigen Bemerkungen begleitet, von denen der Verf. wünscht, daß sie geeignet seyn möchten, die hier eintretenden Schwierigkeiten wenigstens einem großen Theile nach zu heben oder zu mindern. S. 111 ff.) Concubinatus, ein von der Gesetzgebung dieses Zeitalters gleichfalls anerkanntes Institut, mit dem Ehestande verglichen. Rechtspflege in Ehesachen. Zuletzt noch einige Bemerkungen über eine als Titelfupfer beygefügte Abbildung Karls des Großen, der vielleicht nie treffender dargestellt wurde, als durch jene drey charakteristischen Worte in welchen Nithart, sein Enkel von Engilbert, und der Prinzessin Bertha, sein Bild zusammenfaßt: *terribilis — admirabilis — amabilis.* — Auch die vorliegende Schrift enthält in moralischer und intellectueller Hinsicht manche Andeutungen zu diesem Bilde. Ueberall wo es nöthig oder nur irgend wünschenswerth scheinen konnte, sind die eignen Worte des Gesetzgebers angeführt, jedoch so, daß auch für den mit der Sprache des Originals unbekanntem Leser durch beygefügte Auszüge ihres wesentlichen Inhalts gesorgt wird. Die Gründe der verschiedenen Bestimmungen werden da, wo sie nicht von selbst in

Augen fallen, beleuchtet, ohne jedoch durch ein zu großes Detail dem eignen Urtheile des Lesers vorzugreifen und dem Ueberblick des Ganzen zu schaden. Institute welche sich in ihrer späterhin erhaltenen Ausbildung in dem fraglichen Zeitalter nicht vorfinden, wie z. B. die sogenannte Ehe zur Linken Hand, werden mit Stillschweigen übergangen. Manche Irrthümer und Mißgriffe älterer Germanisten z. B. über den, unsern guten Sächsischen Vorfahren angedichteten, Weiberverkauf werden berichtigt, manche Lücken z. B. über das Verhältniß der Juden zu den christlichen Ehegesetzen werden möglichst ergänzt, manche zum Theil unbeachtete Umstände und Bestimmungen werden ins Licht gesetzt, manche, offenbar falsche, Lesarten berichtigt.

P a r i s

Histoire politique et statistique de l'Aquitaine, ou des pays compris entre la Loire et les Pyrenées, l'Océan et les Cevennes; par Mr. Verneilh-Puiraseau. T. I. 512 S. 8.

Aquitanien war bekanntlich eigentlich der Sitz der Aquitani, zwischen den Pyrenäen und der Garonne; als Römische Provinz erhielt es den weitem Umfang bis zur Loire, nach den auf dem Titel bemerklich gemachten Grenzen. Nach dem Fall des Römischen Reichs kam es in die Hände der Westgothen, dann der Franken. Unter Dagobert I. ward es ein Herzogthum; späterhin fiel es in die Hände der Engländer; und ward nach der Niederlage und Gefangenschaft von Johann ohne Land mit den Kronländern vermischt. König Ludwиг der Heilige gab in seinem Tractat mit Johanns Nachfolger Heinrich III. den Theil zwischen

den Pyrenäen und der Garonne an diesen zurück. Das den Engländern zurückgegebene hieß seitdem Guienne; die andern Theile bis zur Loire hatten als einzelne Landschaften ihre eigne Nahmen. Das Herzogthum Guienne bestand bis auf die Eroberung von Carl VII., der es mit der Krone vereinigte. — Der Verfasser aus Limosin gebürtig, hatte lange für die Geschichte seines Vaterlandes gesammelt; und entschloß sich erst spät zu der Bekanntmachung seines Werks, das, der Vorrede zufolge, in zwey Theilen erscheinen soll; wovon uns jedoch nur der erste bekannt geworden ist. Dieser erste Theil enthält von der Geschichte nur die ältesten Zeiten bis auf die Fränkische Eroberung durch Chlodwig. In den beiden ersten Capiteln die Eroberung durch die Römer, ganz nach Cäsar; und über die Verwaltung unter den Römern, mit einer Liste der Römischen Proconsules. Die letztere ist mit Fleiß aus mehreren Schriftstellern gesammelt, die jedoch nicht angeführt werden; die Nachrichten über die Verwaltung beschränken sich, außer der Erzählung einiger inneren Unruhen und Angriffe von außen, fast bloß auf die Provinzialeintheilungen, die von August, und nachmals von Constantin gemacht wurden. Das dritte Capitel: Aquitanien unter den Gothen beginnt mit der Erzählung der Niederlassung dieses Volks; des Aufstandes der Bagauden, oder der alten Landbewohner; und umfaßt demnächst die Einfälle der Hunnen, und die folgenden Schicksale des Landes bis auf Chlodwigs Eroberung. Bereits aber mit dem vierten Capitel beginnt die Statistik von Aquitanien; und geht bis zu Ende des Bandes, oder dem neunten Capitel. Die Ordnung die der Verf. dabey befolgt, ist folgende: zuerst im vierten Capitel eine physische Beschreibung der Länder, Berge, Flüsse, Bergwerke, Steinbrüche, Mineralquel-

len, Naturproducte, Alterthümer. Zu diesen letztern gehören theils Römische Alterthümer; theils die der Druiden; gewaltige Steindenkmahle, ähnlich denen die man auch in mehreren Gegenden Deutschlands findet. Ueberreste der alten Celtischen Sprache, die sich in in vielen Wörtern der Französischen erhalten haben; und von dem Verf. mit Fleiß gesammelt worden sind. Mit dem fünften Capitel beginnt die Specialstatistik. Sie ist nach den vier Provinzen in welche Aquitanien bey den Römern getheilt war, geordnet; Aquitania prima, secunda, tertia und quarta. Bey jeder geht der Verf. wieder nach den einzelnen Landschaften die jede enthält; so daß für jede Landschaft wieder ein eigener Abschnitt (Section) bestimmt ist. In jedem werden die Hauptörter, und dann die übrigen in alphabetischer Ordnung angeführt und beschrieben; auch ist wo der Sitz eines Bisthums war, die Liste der Prälaten beygefügt; so wie am Ende die der Troubadours. Ueber die Genauigkeit und Zuverlässigkeit dieser Specialbeschreibungen ist es uns freylich nicht möglich ein entscheidendes Urtheil zu fällen. Da aber der Verf. selber im Lande lebte, da er einen großen Theil seines Lebens mit dem Sammeln zu seinem Werke zubrachte, so kann dieß nur ein günstiges Vorurtheil für ihn erregen. Bey den einzelnen Orten werden bey den größern historische Nachrichten beygefügt; die etwanigen Merkwürdigkeiten erwähnt; und fast bey allen die Zahl der Einwohner angegeben. Ob der zweyte Theil, der die weitere Geschichte enthalten sollte, erschienen sey, ist uns unbekannt. Die statistische Beschreibung ist schon in diesem ersten Theile vollendet, der also schon dadurch seinen Werth erhält.

H n.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 7. August 1826.

U p f a l.

Ben Palmblad und C. 1826: Frithiof. Eine Sage nordischer Vorzeit von Esaias Tegnér. Aus dem Schwedischen, nach der zweyten Auflage übersetzt von Ludolph Schley. Erste Abtheilung 169, zweyte Abtheilung 105 S. in 8.

Schwedische Gedichte sind bisher selten ins Deutsche übertragen worden, seit lange ist aber auch keine so bedeutende, anmuthige Dichtung in Schweden erschienen. Sie unternimmt es, eine altnordische Sage (Müller II. S. 458 ff.) aufzufrischen, d. h. kühn und grell aufgetragne Bilder durch sanfte Farbengebung, perspectivische Stellung und berichtigte Zeichnung bald zu mäßigen und bald zu erheben. Was dabey doch verloren geht brauchen wir nicht zu sagen. Was gewonnen wird möchten die Zeitgenossen, überrascht von der glücklichen Vereinigung unserer Sprach- und Sittenseinheit mit dem Reichthum alter Fabel, eher zu hoch als zu niedrig anzuschlagen geneigt seyn. Des Maaßes unserer Bildung sind wir uns ziemlich bewußt und nehmen jeden Fortschritt wahr. Das Alterthum der Vorzeit kennen aber wenige; wenn es in seinen wahren Verhältnissen einmahl wieder näher erforscht seyn wird, müssen alle Dichtungen, die auf einem

S (5)

halb künstlichen, nicht natürlichen Glauben beruhenden und jene Verhältnisse nicht anschaulich genug durchdringen, Blößen geben. Wir sind daher fast der Meinung, daß ein so begabter Dichter wie Tegnér, hätte er den eindringlichen Reiz der bunten Fabel von sich abwehren können und seine Dichtung in das heutige schwedische Volksleben einführen mögen, sich auf festerem Grund und Boden gefühlt und ein noch dauerhafteres Werk hervorgebracht haben würde. Dem vorliegenden fehlt eine gewisse idyllische Wärme, ungeachtet es sich durch die Mannigfaltigkeit wechselnder Formen oft der dramatischen Art nähert; in der epischen Weise scheint es, bey der Fülle der Gegenstände, wenn wir so sagen dürfen, nicht breit und kühl genug gehalten. Aber die Reinheit und Milde der Gesinnung des Dichters, die eigenthümliche Frische seiner Bilder, die schöne Gedrängtheit bedeutungsvoller Sprüche, wozu er sich ganz besonders neigt, werden ihm Beyfall erwerben und erhalten. Die beiden ersten Gesänge der ersten Abtheilung: Frithiof und Ingeborg, König Bela und Thorsten Wikingson scheinen uns zugleich die gelungensten des Ganzen; vielleicht eben weil sie einleiten, und in ihnen die Hand des Dichters noch am wenigsten von dem wilden und rohen Gang der Sage gebunden ist. Durch das zwar edle und schöne, aber daneben auch blutig düstere Heidenthum fällt Abth. 2. S. 70. ein erhebender Blick auf die höhere christliche Zukunft, so wie Frithiof, der Sohn des Nordens selbst, Abth. 1. S. 95. das südliche Griechenland sehnsuchtsvoll schildert. Nächstdem hat uns Frithiofs Besitznahme Abtheil. 1. S. 36 = 54. durch eine Menge treffender poetischer Einzelheiten angezogen, die bezeugen, wie viel der Verf. in solchen epischen Beschreibungen, wenn er wollte, durchweg leisten könnte.

Es war keine geringe Aufgabe, das Werk eines Dichters, der sich aller Vortheile einer wohllauten-

den, süßsamen Sprache, wie die schwedische ist, erfreut und die verschiedenartigsten Formen, wie Hexameter, Alliteration, Nibelungenmaaß, Octaverim und andere einfachere Weisen, wir sagen nicht alle mit gleichem Erfolg, handhabt, zu übersetzen. Herr Schley hat sich aber dabey recht geschickt und gewandt benommen und ganze Seiten seiner Uebersetzung lassen sich, von kleinen Härten abgesehen, ohne Anstoß und mit Wohlgefallen lesen. Er ist offenbar aus Niederdeutschland gebürtig, wie einige unhochdeutsche Ausdrücke, z. B. balsteurig S. 38. (plattd. balstürig) zeigen. Der doppelte Gebrauch von es in dem Satze S. 41. hinterinander "es trug es im Anfang" hätte gemieden werden sollen. S. 43. "an Thorsten, dem Sohne" st. den Sohn ist geradezu fehlerhaft. S. 57. "unterm Fittig binden" muß heißen: untern Fittich. S. 82. "in ihr Lockenhaar f. in ihrem. S. 109. "leuchtet und zeigt ihr Sterne ihn durch die Ferne" hier muß für zeigt stehen: weist, leitet, führet. S. 130. "mich durstet als ein Fisch" für: als einen, als 'nen. S. 95. "freundlicher als dieser" für dieses wird Druckf. seyn, wie S. 45. Seufzem f. Seufzen. Abth. 2. S. 1—5. ist die Zeilenabtheilung auf das störendste falsch gesetzt. In den Eigennamen hat der Uebersetzer die schwedische Form bey behalten, S. 87. 133. sogar Frände f. Freund, Blutsverwandter, und sonderbar das altnordische Ulfr i veum S. 31. 74. mit einem halbdeutschen Wolf in Weum ausgedrückt. Die angehängten Anmerkungen werden zwar den meisten Lesern willkommen seyn, geben aber, so wie die Vorrede, keinen sonderlichen Begriff von der Bekanntschaft des Uebersetzers mit den Quellen der nordischen Mythologie. Daß sie der Dichter selbst nicht aus den lautersten geschöpft hat, zeigt z. B. Astrild Abthl. 1. S. 136.

B r e s l a u.

Bey Groß, Barth und Comp.: Materische Rei.

fen in einigen Provinzen des osmanischen Reichs, aus dem Polnischen des Herrn Grafen Eduard Mascynski übersetzt. Herausgegeben von Friedr. Heinrich von der Hagen. Mit zwey Kupfern und zwey Steinbrücken. 1825. S. II. 370 und ein Anhang S. I—IV. In Octav.

Von der zuerst im Jahre 1821 auf schönem Papier und mit vielen Kupfern und Charten ausgestattet polnischen Originalausgabe in Folio des vorliegenden Werks erschien bereits im Jahre 1824 eine auf gleiche Weise und in gleicher Form veranstaltete deutsche Uebersetzung, beide auf Kosten des Verfs. Da jedoch der nothwendig hohe Preis dieser beiden Ausgaben ihrer Verbreitung sehr im Wege stand, so veranstaltete die Verlags-Handlung die gegenwärtige wohlfeilere Ausgabe, die noch immer was Druck und Papier anlangt, unter die vorzüglicheren Producte deutscher Officinen gezählt zu werden verdient. Die Reise selbst ward im Jahre 1814 unternommen und ging von Warschau (den 17. Julius) über Pulawy und Krasnystaw, bey Uscilug über den Bug, dann über Luck durch Polhynien, wo der Verf. die üppige Fruchtbarkeit des Bodens und die zum Theil mahlerische Gegend mit der Armuth und dem Elende der Einwohner in einem auffallenden Contraste fand. Bey Bohopol verließ er das altpolnische Gebiet und gelangte am 2. Aug. nach einer ermüdenden Farth durch die einförmige Steppe nach Odessa. Manche durch die Vertlichkeiten herbeigeführten Erinnerungen an interessante Züge aus der früheren polnischen Geschichte sind sehr geschickt in die Erzählung der Reise selbst verwebt. Auch der Verf. läßt der unermüdeten Sorgfalt und der wahrhaft väterlichen Verwaltung des verstorbenen Herzogs von Richelieu, dem Odessa seinen gegenwärtigen Flor verdankt, volle Gerechtigkeit widerfahren. Zwar hatte in den Jahren 1812 und 1813 die Pest auch Odessa verheert, jedoch ungleich we-

niger arg, als die umliegende Landschaft, wo die Sorglosigkeit der muhamedanischen Tartaren der pünktlichen Vollziehung der von dem Herzoge angeordneten Sicherheitsmaaßregeln manches Hinderniß in den Weg legte, bis es ihm gelang, den Musti der Tartaren zu gewinnen, der bald in dem Goran eine Stelle fand, die er seinen Glaubensgenossen auf eine den angeordneten Maaßregeln günstige Weise zu erklären wußte. Die Ausfuhr aus Odessa allein an Getreide, rechnet der Verf. im Durchschnitt auf vierhundert und fünfzig Schiffsladungen oder zwey Millionen sieben hundert tausend Berliner Scheffel. Der Werth derselben, so wie der übrigen ausgeführten rohen Producte war im Jahre 1813 auf mehr als 8,800,000 Rubel gestiegen; die Einfuhr größtentheils in Eurusartikeln bestehend, auf mehr als 3,100,000 Rubel. Am 6. August schiffte sich der Verf. nach Constantino- pel ein; bey günstigem Winde ging das Schiff schon am dritten Tage bey den Städtchen Arnetku, südlich von Runchissar, dem europäischen Schlosse am Canale vor Anker. Noch an demselben Abende landete er selbst, ohne daß ihn jemand nach seinem Passe oder dem Zwecke seiner Reise befragt hätte, zu Constantinopel an. Der Anblick der Stadt und ihrer Umgebungen übertraf bey weitem alles, was er bis dahin nur für übertriebene Darstellungen der Reisebeschreiber zu halten geneigt gewesen. Im zweyten Kapitel handelt der Verf. von den frühe- ren Schicksalen und dem Innern von Constanti- pel, dessen Bauart mit Ausnahme einiger Moscheen und öffentlicher Plätze freylich keinesweges dem äü- ßeren prachtvollen Anblicke entspricht. Manche der noch vorhandenen Alterthümer sind gänzlich ver- baut, oder gehen doch bey der bekannten Sorglo- sigkeit der Türken immer mehr zu Grunde. Ueber das Serail und dessen innere Einrichtung, die Bä- der und Wasserleitungen wird zwar größtentheils wenig neues gesagt, jedoch weiß der Verf. selbst

dem schon bekannter durch einen lebendigen anziehenden Vortrag und durch manche treffende Bemerkung ein ganz besonders Interesse zu geben. In dem dritten Kapitel wird die Schilderung von Constantinopel fortgesetzt; vorzüglich anziehend ist die eingeschaltete Geschichte der Vorstadt Galata, welche sich bekanntlich längere Zeit in den Händen der Genueser befand und zu wiederholten Malen der ganzen Macht des Byzantinischen Reiches Troß bot, bis sie wenige Tage nach der Eroberung von Constantinopel durch die Türken, sich diesen ohne Schwerdtschlag ergab. Ueber das häusliche Leben der Bewohner der Hauptstadt, über die Gleichgültigkeit der Türken bey Unglücksfällen, was der Verf. wohl sehr unpassend männliche Festigkeit nennt, so wie über die bekannte Expedition des Admirals Duckworth gegen Constantinopel im Jahre 1807, enthält dasselbe Kapitel noch manche treffende Bemerkungen. Das vierte Kapitel beginnt die Beschreibung der Streifereyen, welche der Verf. von Bujukdere aus, wohin er sich zu dem Ende auf einige Wochen von Pera begeben, an den beiden Ufern des Bosporus unternahm. Er begann mit der asiatischen Küste, besuchte zuerst die in der Nähe liegenden, zum Theil noch von den Genuesern erbauten, dagegen aber auch bereits größtentheils in Trümmern liegenden Schlösser, das Thal Hunkiar Iskolesli, wo die Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon im Jahre 1097 zum ersten Male auf der asiatischen Küste ihr Lager aufschlugen, dann die zahlreichen hydraulischen Werke aller Art zwischen Bektschekeu, Petinokori und Dschebedschikeu, in einer öden, entvölkerten Gegend bey fruchtbarem Boden, woran doch wohl die Nähe des Hauptstizes des Despotismus ungleich mehr Schuld seyn möchte, als die häufige Wiederkehr der Pest. In Belirbey schaute der Verf. den Großherrschaften neben seinem Hofstaate, der dorthin gekommen war, um sein öffentliches Gebet zu verrichten. Bald nach seiner

Rückkehr nach Bujukdere begab sich der Verf. nach einem Abstecher nach dem europäischen Schlosse Kambissar, wieder nach Constantinopel, bey welcher Gelegenheit er von der Feier des eben statt habenden Ramadans genauere Kunde gibt. Am zehnten September unternahm er von hier aus eine Reise nach dem ägäischen Meere, worüber er im fünften und folgenden Kapiteln des Buches berichtet. Skutari, obwohl auf der asiatischen Küste, mag dennoch gar süglich als eine Vorstadt von Constantinopel angesehen werden, noch jetzt dient es zum allgemeinen Begräbnißplatze aller angesehenern Bewohner der Hauptstadt. Nach einander spricht der Verf. von dem Orte Kadikou dem alten Chalcedon; den Fürsten oder Prinzeninseln; von Erekl dem alten Heraclea, Lepsel dem alten Lampacus und mehreren anderen; wie er denn überhaupt nicht unterläßt von allen in seinen Gesichtskreis fallenden Ortschaften und Gegenden die historischen Merkwürdigkeiten anzugeben. Ueber Tenedos und Lesbos, deren Geschichte hier in gedrängter Kürze erzählt wird, ging die Farth nach Assos auf der Küste von Klein-Asien, dessen Alterthümer hier sorgfältig genau beschrieben werden, zugleich dem äußersten Punkte, den der Verf. besuchte. Auf dem Rückwege nach Constantinopel widmete er der Untersuchung des Platzes, wo wahrscheinlich das alte Troja stand und seinen Umgebungen ganz vorzügliche Aufmerksamkeit. Die Angabe von le Chevalier fand er auch durch die Resultate seiner eigenen Untersuchungen, welche sowohl in diesem als dem folgenden sechsten Kapitel enthalten sind, größtentheils, bestätigt, dagegen erschienen ihm die Angaben von Strabo, der die Gegend nicht aus eigener Anschauung kannte, so wie auch von Wood, der Strabo folgte, schon durch den Anblick des Landes hinreichend widerlegt. Das siebente Kapitel beschreibt die Rückkehr durch den Kanal nach Eschenekele oder dem alten

Schlöße der Dardanellen, ebenfalls mit manchen eingestreueten Bemerkungen über die früheren politischen und kriegerischen Ereignisse in jenen Gegenden und die Befestigungen der Dardanellen-Straße. Gallipoli, in dessen Hafen der Vf. bey ungünstigem Winde Schutz findet, gibt ihm Gelegenheit, die wechselnden Schicksale dieses Orts vorzüglich im Mittelalter, ausführlich zu erzählen. Der Weg von hier nach Constantinopel wird von ihm zu Lande zurückgelegt, zum Theil durch volkreiche, wohl angebaute Gegenden; in das Lob aber, welches sowohl hier, als an manchen andern Stellen des Buchs, der türkischen Regierung und dem türkischen Character überhaupt ertheilt wird, möchte der unparteyische Beurtheiler doch wohl nur sehr zum Theil einstimmen. Wenigstens in ersterer Hinsicht widerlegt sich der Vf. größtentheils selbst, wenn er im achten Kapitel über die Organisation der Armee und der Flotte und die bey beiden herrschenden, beynah ins unglaubliche gehenden Mißbräuche, die unvermeidlichen Begleiter einer jeden despotischen Regierung, spricht. Vorzüglich ansprechend ist das was über das Familienleben, namentlich über das Verhältniß der Frauen bey den Türken, so wie über die gesellschaftlichen Verhältnisse der in Constantinopel oder vielmehr in Pera und Galata lebenden Franken, vorzüglich des europäischen diplomatischen Corps unter sich gesagt wird. Eine kurze Erzählung der Einnahme von Constantinopel durch die Türken macht den Schluß dieser in mehrfacher Rücksicht interessanten Reisebeschreibung. Am drei und zwanzigsten October verließ der Verf. Constantinopel und kehrte auf demselben Wege, auf dem er gekommen war, über Odessa, nach seiner Heimath zurück. Einige Bemerkungen über die in den Liebeshändeln der türkischen Frauen, vorzüglich im Serail, gebräuchliche Blumensprache, so wie ein kurzes Wörterbuch derselben sind dem Werke angehängt.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. 127. Stück.

Den 10. August 1826.

W e i m a r.

Im Verlage des Landes-Industrie-Comtoirs:
Germanien und seine Bewohner, nach den Quellen
dargestellt von August Benedict Wilhelm,
Doctor der Philolophie. Nebst zwey Charten. 1825.
XVI 372 S. in 4.

Es ist bekannt, daß seit dem Deutschen Befreyungskriege die Liebe für das Land unserer Väter und für dessen Erforschung von allen Seiten einen neuen Schwung bekam. Für das Allgemeine der mittlern Geschichte bildete sich unter den Auspicien des Freyherrn v. Stein und unter der speciellen Leitung des Hrn. Dr. Vetz jener große Verein, der jetzt nach Ueberwindung mannigfacher Schwierigkeiten seine ersten bedeutendern Resultate gewiß zur Freude aller Vaterlandsfreunde angekündigt hat. Eben so bildeten sich für die Specialgeschichte der einzelnen Theile Deutschlands und für die alte Geographie, Geschichte und Alterthümer Deutschlands in Schlesien, in der Lausitz, in Sachsen und Thüringen, in Westphalen, am Rhein, in Mecklenburg und Pommern besondere Gesell-

schaften, während im Süden Deutschlands mehr durch einzelne Männer gewirkt wurde, um die Reste alter Zeit aufzusuchen und zu beschreiben. So schien wie durch einen Zauberschlag sich alles zu vereinigen, um die langjährige Schuld zu bezahlen, welche Germanien von seinen Söhnen zu fordern hatte, und man gab sich überall Mühe, die einzigen noch übrigen Reste der alten Zeit zu retten, zu sammeln und bekannt zu machen.

Alein mit dieser Rettung, Sammlung und Bekanntmachung des Einzelnen war dem Bedürfnisse nur halb abgeholfen, es mußte auch versucht werden, die Quellen unserer alten Geographie damit zu vereinigen, insonderheit aber die Angabe des Ptolemäus eines Schriftstellers, der uns systematisch am besten und ausführlichsten die geographischen Verhältnisse darstellt, auf unsere Charten überzutragen. Unendlichen Schaden thaten in dieser Hinsicht, die sogenannten "genialen Untersuchungen" Möser's und anderer, welche, ohne die Quellen der alten Geographie und Geschichte Germaniens gehörig studirt zu haben, aus ihrer Phantasie ein System zusammen trugen, wodurch die Wölfernamen etymologisch erklärt in einander verschmolzen, die Lygier am Riegen Gefallen fanden, die Wandalen wandelten, die Sueven wie der ewige Jude beständig herumschweifen mußten, und die der Geschichte zufolge, sehr herumschweifenden Sachsen, nur auf ihren Landsitzen saßen, ein jeder König und Priester in seinem Hause. Die Städte verschwanden dadurch vom Germanischen Boden und nur etwa Waldverhaue gestand man den Germanen zu, obgleich Tacitus selbst, der an einer Stelle seiner Germania die Städte im Römischen Sinne des Wortes (d. h. mit verbundenen und ganz aneinanderstoßenden Häusern) ihnen abspricht, an andern ihnen doch nicht nur Dörfer (vicos), sondern auch Castelle (castella), Festungen (opp da), Haupt-

städte (capita genti) und Königs-Städte (regias) mit daneben befindlichen Castellen zugestekt. Diejenigen, welche sich im Fache der Geographie und Geschichte die bedeutendsten Namen erworben hatten, wie Möser, Joh. v. Müller, Pfister und Mannert läugneten so die Städte in Germanien. Was blieb dadurch von den Ptolemäischen Städten übrig? Nichts anders als Waldverhaue, oder Gezelte nach Art der Tartarenhorden, (womit Huscher sie poetisch vergleicht) oder — Erdichtungen, entstanden im Gehirn des alten Ptolemäus. Natürlich mußte durch solche für wahr gehaltene Aussprüche der Gelehrtesten im Fache die Liebe zu den Untersuchungen ganz verschwinden. Denn was konnte von Waldverhauen oder Gezelten übrig seyn? Es kam dazu, daß nach Mannerts vorgeblich genauen Untersuchungen alle Ptolemäischen Orte auf solche Plätze fielen, wo an die Erhaltung des alten Namens gar nicht zu denken war, und Reste der alten Zeit auf keine Weise sich zeigten. Dies war der Stand der Sache als Kruse seine Untersuchungen über Germania des Ptolemäus bekannt zu machen anfing, zuerst in seiner Budorgis zwey Reiserouten des Ptolemäus von der Donau bis zur Ostsee, genau untersuchte, und zeigte, daß durch Auflösung der Ptolemäischen astronomischen Angaben in Reiserouten, mit genauer Beybehaltung seiner Maße, und genauer Beobachtung der durch Alterthümer ausgezeichneten Orte, alle Schwierigkeit verschwinde, welche sich bisher dem Studio der alten Geographie unseres Vaterlandes in den Weg gestellt hatte. Dann legte er den Grundbau noch sicherer dem Publico vor Augen, indem er in seinem Archiv auch die Existenz und Beschaffenheit der Städte im alten Germanien gegen diejenigen, welche die Germanen bloß wie Canadische Wilde umherschweifen ließen, darthat, und in Betreff des Hauptschriftstellers, des Ptolemäus, zeigte, wann dieser

selne Geographie geschrieben, welche Quellen er hauptsächlich bey Germanien benützt habe, wo er dieselben benützte, und wie es mit der Integrität dieses Schriftstellers stehe.

Es war nöthig, diese Bemerkungen vorherzuschicken, um die Verdienste des Verf. danach besser würdigen zu können. Ueber Deutschland im Allgemeinen hatte der Verf. wenig vor sich was er ohne Mißtrauen benutzen konnte; obgleich ihm wenigstens für das östliche Deutschland und die Benutzung des Ptolemäus bedeutend vorgearbeitet war. Deshalb griff er zu den Quellen, und diese sind in vorliegendem Werke so schön benützt und überall nach Art Mascoms, wo es darauf ankam, den Leser so gleich zu überzeugen, wörtlich angegeben, daß der Ausdruck "nach den Quellen bearbeitet", wie jeder leicht sehen wird, kein leerer Zusatz des Titels ist. Ein ruhiger, nüchterner Gang, eben so weit entfernt von der Sucht, alles zu reformiren, und durch neue überraschende Ansichten zu imponiren, als von blinder Nachbeterey und von der Hypercritik, welche auch die Beweiskraft der Quellen durch leere Hypothesen zu ersetzen sich bemüht, ist der Hauptvorzug dieses Werkes, dessen Entstehung wir der Vorliebe des Verfassers für die Geschichte seines Vaterlandes verdanken. Er machte den Entwurf zu einer Geschichte Thüringens, allein die Verschiedenheit der Meinungen über die erste Entstehung des Volks der Thüringer führte ihn bald auf ein strengeres Studium der ältesten Geographie unseres gemeinsamen Vaterlandes. Es war ihm klar geworden, daß ohne eine möglichst sichere geographische Grundlage die historischen Untersuchungen stets schwankend bleiben würden, und so entwarf er mit stetem Hinblick auf die Griechischen und Römischen Urkunden, Zeichnungen und Charten, und suchte, ohne sich an irgend eine Meinung slavisch zu fes-

seln, die Sitze der Germanischen Völker mit möglichster Genauigkeit auszumitteln. So entstand zuerst der Plan zu seiner größern Charte, die nun dem Buche beygefügt ist, und von Hrn. Hofrath Euden aufgefordert, begleitete er sie mit dem schätzbaren Commentar, welcher zu dem vorliegenden Buche angewachsen ist. Auch rühmt er den Einfluß, den Kruse's Behandlung des Ptolemäus auf ihn gehabt habe, und urtheilt vielleicht nicht mit Unrecht, daß "die von ihm zu hoher Vollendung ausgebildete Idee der Auflösung der Ptolemäischen Grade- und Wegelängen, für die früheste Ortskunde unseres Vaterlandes einen neuen Zeitraum beginnen werde", unstreitig deshalb, weil man einem Mathematiker entweder genau oder gar nicht nachmessen muß, und weil Ptolemäus unstreitig nur die Wegelängen in seine Neze eintrug, wie wir heute noch die Geographie des Innern Africa's und America's aus Reisenachrichten zu vervollständigen suchen. Auch die Bildung des Thüringisch-Sächsischen Vereines, dessen Mitglied der Verfasser ist, und dem er das Werk gewidmet hat, wirkte fördernd auf sein Unternehmen, so wie er nicht unterließ auch aus Adelong, Mannert und Barth dasjenige zu nehmen, was diese früher schon gut erforscht und dargestellt hatten.

Der Inhalt des Werkes ist eben so reich als sein Titel verspricht, denn nicht bloß die Topographie behandelt der kundige Verf., sondern auch die Ethnographie und die Geschichte der einzelnen Völker Germaniens, und fügt am Ende noch die Beschreibung des alten Germaniens nach Claudius Ptolemäus übersetzt hinzu, um auch diejenigen, welche die Urschrift nicht besitzen oder nicht lesen können, in den Stand zu setzen, seine Behandlung dieses Schriftstellers mit dem Originale zu vergleichen. Die Abschnitte des Werks sind durch Ueberschriften, nicht aber durch Zahlen bezeichnet.

Der erste Abschnitt handelt von den ältesten Bewohnern Germaniens, den Hyperboreern, Cimneriern, den Kelten = Galaten = Galliern, den Germanen und deren wahrem National-Namen, so wie von Germaniens Gränzen. Zu den Hyperboreern möchten wir nicht nur die Germanen rechnen, die allerdings wohl dazu gehörten, sondern auch die Bewohner Nord-Italiens. Denn die auch von dem Verf. angeführte Stelle des Pindar Pyth. X., wo von den Hyperboreern gesagt wird: "Über mit goldenem Lorbeer die Locken geschmückt, schmausen sie freudig", dürfte doch wohl schwerlich auf die ältesten Germanen bezogen werden können. Die Cimnerier sind nach dem Verf. verschieden von den Cimbern im Norden Deutschlands. Hierüber können nur Meinungen obwalten, und wir wollen deshalb mit dem Verf. nicht darüber rechten; allein die Wohnsitze der Cimbern, welche einst durch die große Cimbrische Fluth vertrieben, in Gallien und Italien einfielen, hätten von dem Verf. wohl noch genauer bestimmt werden können als dieses S. 9 u. 172 ff. geschehen ist; dann würde der Verf. durch die neue große Ueberschwemmung belehrt worden seyn, daß die Nachricht von der großen Fluth nicht gerade aus der Luft gegriffen zu seyn brauche. Uebrigens widerlegt der Verf. Hr. Mannert gründlich, der die Cimbern zu Ptolemäus Zeit auch aus ihrem letzten Schlupfwinkel Jütland verjagen will. Den Namen der Germanen findet der Verf. mit Recht in den nicht interpolirten Capitolinischen Jahrbüchern schon zum Jahre 551 a. u. Da Tacitus aber sagt: *Ceterum Germaniae vocabulum recens et nuper additum etc.*, so erklärt sich der Vf. die Sache so, daß die zuerst über den Rhein gegangenen Deutschen sich Germanen d. h. Krieger, Wehrmänner, Kameraden, und um Furcht bey den Ueberwundenen zu erregen gesagt hätten, daß jenseits des Rheines lauter Germanen, oder Kameraden wohnten.

Allein diese Erklärung ist mit den eben erwähnten Capitolinischen Jahrbüchern nicht in Einklang zu bringen, denn das nuper additum muß sich auf eine kurz vor Tacitus geschehene Ausdehnung des Namens Germanien beziehen, und dieses ist der Fall mit Germania 1 u. 2. jenseit des Rheins, welches früher zu Gallien gehörte. Deshalb sagt auch Tacitus, — Germanien, Germania omnis ist das Land, welches von dem Rheine und der Donau ic. begrenzt wird — übrigens ist der Name (des cishrenanischen Germaniens neu und vor kurzem erst (den Ländern westlich des Rheins) beygelegt ic. Nie sagte er, daß der Name der Germanen ein neuer Name sey; weshalb wir auch in dieser Hinsicht mit dem Verf. nicht ganz einer Meinung seyn können. Auch steht Caes. B. G. II, 4. keineswegs, daß die Tungen den Namen der Germanen lange Zeit ausschließlich geführt hätten, sondern vielmehr, daß die meisten Belgischen Stämme von den Germanen abstammten, und schon vor alter Zeit über den Rhein gekommen wären ic. Das eigentliche Germanien (Germania omnis bey Tacitus Germania magna bey Ptolemäus) war also nach dieser Stelle so wie nach Caes. III, 1., wo die Sueven ein Hauptstamm der Germanen genannt werden LV, 4. 6. 7. u. a. östlich des Rheines gelegen, obgleich er den Gallischen Boden bis zum Rhein, selbst wo er von Germanen schon besetzt war, noch nicht zu Germanien rechnet. So nur konnte Tacitus sagen: eeterum Germaniae vocabulum recens, etc. — Wegen dieser Betrachtungen können wir dem Verf. auch nicht zugestehen, daß der Name der Teutonen ursprünglich der wahre Nationalname gewesen sey, denn dieser Name kommt bey den alten Schriftstellern nur als der Name eines Volkes vor, obgleich der Gott Teut oder Tuisto wahrscheinlich eine Nationalgotttheit war. Im zweyten Abschnitte handelt der Verf. von den Gebirgen

und Wälbern, im dritten von den Flüssen Germaniens und bestimmt so die ewigen Gränzsäulen der Natur, welche mit Recht vorangenommen wurden, um danach die Völker desto leichter zu placiren. Diese Abschnitte sind sehr sorgfältig ausgearbeitet, und es ist sehr schön dargethan, wie einzelne Namen von Gebirgen manchmal von einer Gebirgsreihe auf die andre übertragen wurden. Nur den Baceniswald möchten wir nicht gern auf das Thüringer Waldgebirge, die alte Buchonia beziehen, weil er nach Cäsar die Sueven von den Cheruskern trennen soll, und die Gatten doch keine Sueven sind, sondern auf die Waldungen im Schaumburgischen bis zur Fulse im Hilbesheimischen, wo die Fosi, unstreitig die westlichsten Cherusker, wohnten, wie auch der Verf. S. 200. selbst annimmt. Der Thüringer Wald gehörte dagegen wahrscheinlich mit zum Semantawald den Ptolemäus südlich des Harzwaldes oder Melihocus ansetzt. Bey den Flüssen haben wir besonders zu bemerken, daß der Vf. die Salzquellen an der Saale, wegen der die Chatten und Hermunduren in Streit geriethen, an die Fränkische Saale setzt (S. 205.), den Salas-Fluß des Strabo aber auf die Sächsische Saale bezieht (S. 77.). Nach Jgens gründlichen Untersuchungen der Wohnsitze der Gatten und Hermunduren in Reichards Germania (S. 352.), und nach Reichard selbst (S. 192.) ist aber so gut wie erwiesen, daß nur die Sächsische Saale zu verstehen seyn kann, wobey noch zu bemerken, daß an der Fränkischen Saale gar keine bedeutende Salzwerke sind. Der vierte Abschnitt enthält einen höchst verdienstlichen Versuch die Deutschen Völkerschaften in generellen Klassen einzutheilen als man bisher vermocht hat. Mit Recht verwirft der Verf. die Ubergelungesche Eintheilung in Sueven und Unsueven oder Kimbern. Eben so kann er die unbestimmten Nachrichten des Strabo und Mela nicht zu seinem

Zwecke gebrauchen; aber Plinius Eintheilung in Vindili, Ingaevones, Istaevones, Hermiones und Peucini hat um so mehr für sich, da Plinius eine Zeitlang selbst im Lande der Chauken verweilte, und sich leicht von der Verschiedenheit des Stammes unterrichten konnte, auch in der That nicht nur im Allgemeinen die Gränzen dieser Namen angibt, sondern auch bey jedem Stamm mehrere Völker aufzählt, die dazu gehörten. Es findet sich aber, daß auch Tacitus Germ. 2. im Allgemeinen damit übereinstimmt. Es würde zu weit führen, hier ins Einzelne einzugehen, da sich in der That gegen die Classificirung einzelner Völker zu dem oder jenem Stamme wohl etwas sagen läßt.

Dann nimmt der Verf. nach Maafgabe dieser Eintheilung in fünf Hauptstämme die einzelnen Völker in fünf Abschnitten durch, indem er mit den geographischen Nachrichten alle historischen Data genau verbindet, welche dazu dienen können, die Sitze sicherer zu bestimmen. Der Verf. verfährt dabey mit einer Umsicht, und zeigt eine solche Belesenheit in den Quellen, daß er schon dadurch leicht jeden Leser für sich einnehmen wird. Nur die Hermunduren wird er nach Lesung der oben erwähnten Beweise des Hrn. Dr. Ilgen in Schulpforte gewiß anders stellen, und so auch für seine Gatten andere Gränzen suchen, nämlich bis zur Sächsischen Saale ausdehnen müssen. Dann wird er auch mit Ptolemäus mehr übereinstimmen, der die Gatten "unter den Chamavern" sich ausbreiten läßt, welche bis zum Fuße des Harzes (Melibocus) mit den Cheruskern ihre Wohnsitze hatten. So ist die Gränze der Chatten und Cherusker auch auf der Krusischen Charte vom alten Germanien, welche zugleich mit dem Wilhelmschen und vor dem Reichardschen Werke erschien, angegeben.

Bey jedem von den Germanischen Völkern ist auch angegeben, welche Ptolemäische Orte in den

ihnen angewiesenen Bezirk hineinfallen; allein dieses müssen wir darum tabeln, weil dadurch die Klarheit der Topographie aufgehoben wird, und die Beweise größtentheils wegbleiben mußten, welche der Verfasser für seine Angaben hatte. Wenn die Ptolemäischen Städte ganz besonders von dem Autor, durch den wir sie kennen lernten, behandelt werden, und nicht, wie es bey Spanien, Gallien, Italien, Griechenland ic. geschehen, einzelnen Völkerstämmen oder Zweigen derselben zugeheilt werden: so sieht man deutlich, daß auch Ptolemäus nicht wußte, welchem Volke sie angehörten. Wir haben also hier bey Germanien nichts anders zu thun, als seine astronomischen Angaben in Reise-Routen aufzulösen, wie es Kruse im östlichen Deutschlande gemacht hat. Dann kann man den Verf. Schritt für Schritt verfolgen, und sogleich bemerken, wo er zu sehr von den Ptolemäischen Angaben abweicht, wo nicht. Aber freylich ist dieses ein höchst mühsames Geschäft, und es gehört dazu eine Sammlung von Specialcharten, die an wenigen Orten zu haben seyn möchte, und den Bibliotheken gewöhnlich gänzlich fehlt. In der That klagt auch der Verf. (Vorrede S. VIII.) über seine ziemlich isolirte Stellung (in Kassel), welche ihm die Darreichung von Hülfsmitteln sehr erwünscht gemacht hätte. So scheint ihm auch die dazu nöthige Charten-Sammlung gefehlt zu haben. Der Verfasser erwählte hierbey das beste Theil, indem er sich, wo Krusens Entdeckungen nicht hinreichten, gewöhnlich an Mannert anschloß. Dennoch ist es merkwürdig, daß viele Verbesserungen der Mannertischen Topographie gerade auf die Orte fallen, wohin Kruses Charte, die zugleich mit seinem Werke erschien, dieselben Verbesserungen hat. So sehen beide Alisum nicht nach Wesel wie Mannert sondern nach Alsum, Carodunum nicht nach Freyburg wie Mannert, sondern nach Barten ic.

Der Grund liegt darin, daß beide mit dem Zirkel maßen, wo Mannert mit den Augen maß, und daß beide die Wahrheit suchten, die dem Suchenden immer zu Theil wird. — Aus allem diesen ersehen unsere Leser, daß man zwar in manchen Meinungen von dem Verf. abweichen kann, daß aber sein Werk im Ganzen eins der verdienstlichsten der neuern Zeit und mit Besonnenheit angelegt und ausgeführt ist. — Die Charten von Germanien, welche dem Werke beygegeben, sind schön gestochen, und machen dem Verfasser und Verleger Ehre. Druck und Papier könnten besser seyn.

E r l a n g e n .

Bey Palm und Enke 1826. XVI und 288 S.
gr. 8.: D. Justiniani Institutionum libri IV.
Textu ad codicem olim Heilsbronnensem nunc
Erlangensem recognito, edidit D. Carolus
Bucher.

Der Herausgeber setzt diese Handschrift der Institutionen, welche eigentlich, wie so manche andre auch, wenigstens aus zweyen zusammengesetzt ist, indem von §. 2. Inst. 3, 1. bis ans Ende des dreyzehnten Titels und dann wieder die vier letzten Blätter, von §. 1. Inst. 4, 13. an, von einer spätern Hand ergänzt sind, und welche aus dem ehemaligen Kloster Heilsbronn nach Erlangen gekommen ist, ohne weitere Beweise anzugeben, in das Ende des zwölften oder den Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts. Die Glosse sey später hinzugekommen. Um nun den Tübingischen Gelehrten, welche zu einer neuen Ausgabe des Corpus Juris so viele Vorarbeiten machen, daß man doppelt wünschen muß, die Ausgabe selbst möchte gewiß vollendet werden, mit seiner Handschrift behülflich zu seyn, die er ihnen nicht mittheilen durfte, hat er einen Abdruck davon besorgt, mit Rücksicht auf

die Bienerische Ausgabe der Institutionen allein, und die Beckische im Anfange des ganzen Corpus Juris. Bey der bekannten Hauptverschiedenheit der Handschriften und Ausgaben der Institutionen, ob nämlich in 3, 6 (hier de gradibus cognatorum) die Verwandten wirklich unter und neben einander geschrieben sind, um die Grade desto leichter zählen zu können, oder ob die dazu gelassene Lücke einen neuen Titel de servili cognatione, nach ungefähr der ersten Hälfte dessen, was nun noch folgt, so überschrieben, veranlaßt hat, findet sich denn in dieser Handschrift, wenigstens in der spätern Ergänzung derselben, der gewöhnliche Fehler, und der Herausgeber hat diesen, auf seine Handschrift hin, beybehalten, obgleich die Meisten seit Cujacius diese Ueberschrift weggelassen hätten. So ist nun diese Ausgabe in so fern wohl die erste ihrer Art, daß sie von dem siebenten Titel an bis zu Ende des Buches nicht nur zwey Zahlen, sondern die gewöhnliche falsche, als die richtige, und die offenbar richtige bloß in Klammern dahinter, setzt. Der Ergänzter der Handschrift hatte gar auch wohl noch einen eigenen Fehler hiebey begangen, indem er die unglückliche Rubrik schon zwey Paragraphen zu früh anbrachte, was jedoch am Rande berichtigt ist. Eine andere Eigenheit dieser Ausgabe findet sich in dem Titel 2, 20. wo vor dem §. 32. noch ein neuer Paragraph si testatore mortuo etc. eingeschaltet ist, von welchem aber auch schon die Handschrift am Rande bemerkt, iste §. si testatore non est consortus (wohl eher consuetus). Es ist ein Glossen, welches aus Savigny's Nachricht von den Authentiken in der hiesigen Institutionen Handschrift (Civ. Mag. B. 3. S. 288. vgl. mit S. 301 und dem Inhalte S. XIII) bekannt ist. In beiden Handschriften wird, aber in jeder mit andern Worten, angegeben, warum es so sey, wie der §. 32 sagt; die hiesige

Handschrift setzt dieses hinter den §. 32. und so wie sonst ihre Authentiken in die Glosse, die Erlanger setzt es vor diesen §. und in den Text selbst. Der Herausgeber hat S. 126. neun Zeilen als eine Art fac simile (S. X. in der Note sagt er aber: characteres vix aliquam similitudinem habent) in Holz schneiden lassen, und versucht, wie man den Paragraphen und das Glossen allenfalls zu einem Ganzen verbinden könnte. Darf der Unterzeichnete noch etwas ausheben, was wenigstens für ihn von einiger Wichtigkeit ist, so wäre es, daß aus der obigen Angabe von dem Ende des eingeschobenen Stückes sich ergibt, was man freylich schon lange wissen sollte, aber zuweilen doch vergißt, im Mittelalter habe man wohl ganz allgemein den dritten Theil des ganzen Institutionen-Systems mit der Lehre von den Obligationen angefangen.

H u g o.

H a n n o v e r.

Ben Helwing: Von dem Verbrechen des Kindermordes. Versuch eines juridisch-physiologisch-psychologischen Commentars zu den Art. 35 und 131. der peinlichen Gerichtsordnung Kaisers Carl V., den Art. 157 u. 158. des Strafgesetzbuchs für das Königreich Baiern und den §§. 381 und 385. des Criminalcodex [Entwurfs eines Criminalcodex] für das Russische Reich. Von S. P. Gans, Advocaten in Celle. 1824. X u. 452 S. Octav.

Die Untersuchung und Beurtheilung des Verbrechens des Kindsmordes gehört allerdings zu den schwierigsten Aufgaben für den peinlichen Richter, indem sie eine sehr genaue Kenntniß des wirklichen Lebens und eine eben so genaue Bekanntschaft mit Physiologie und Psychologie, und deren wissenschaftlicher Bearbeitung voraussetzt. Leider wohnt aber letztere der Mehrzahl unserer Juristen nicht bey; sie nehmen entweder von den ärztlichen Untersuchungen über Kindsmord gar keine Notiz, oder, wenn

es hoch kommt, so halten sie sich nur an ein, ihnen gerade zugängliches Buch über gerichtliche Arzneykunde, ohne dabey zu bedenken, daß gerade die Aerzte unter sich selbst über die wichtigsten Punkte uneinig sind. Der Vorzug des vorliegenden Werks beruht nun hauptsächlich darin, daß es eine zweckmäßige Darstellung des von den Aerzten über den Kindermord Gesagten, enthält, und Inquirenten, Richten und Vertheidigern Stoff genug und Anweisung, sich mit jenen verschiedenen ärztlichen Ansichten und Controversen bekannt zu machen, an die Hand gibt. Aber auch die rechtliche Ansicht jenes Verbrechens ist in dem Buche nicht vernachlässigt, wiewohl man mit allen Behauptungen des Verf. nicht einverstanden seyn kann. Offenbar ist es zu viel behauptet, wenn zum Thatbestande des Verbrechens erfordert wird, daß die Tödtung des Kindes allein in der Absicht, um die Schande der unehelichen Geburt zu verheimlichen, vollbracht sey, daß die Schwangerschaft, Geburt und die Tödtung selbst verheimlicht seyn müsse, daß die Mutter die Tödtung *dolo praemeditato* mit dem schon vorausgefaßten mörderischen Entschlusse verübt habe, u. s. w. Am wenigsten zu billigen scheint endlich der von dem Verf. vorgeschlagene Entwurf eines Gesetzes über den Kindsmord zu seyn, dessen Hauptartikel dahin lautet: "eine uneheliche Mutter, welche nach wissentlich verheimlichter Schwangerschaft und absichtlich hilfloser Niederkunft ihr neugeborenes lebendes und gliedmäßiges Kind vorsätzlich tödtet, macht sich des Kindermords schuldig; sie soll als völlig ehrlos betrachtet und nach dreyimaliger Ausstellung an dem Pranger mit Zuchthausstrafe bis zu 20 Jahren belegt und nachmals nicht fähig seyn, eine Heirath einzugehen." Abgesehen davon, daß die aufgestellten Momente an und für sich wiederum einer gesetzlichen Erläuterung bedürfen, um nicht mißverstanden zu werden, wie solches der Verf. selbst anerkannt hat, indem er in den folgen-

den Artikeln eine solche Erläuterung gibt, so kann auch die Strafbestimmung nicht für zweckmäßig gehalten werden, wenn in derselben Ehrlosigkeit angedroht wird, da Ausstellung an den Pranger und Zuchthaus ohnehin auf die Ehre einwirken, und das Verbot, nachmals eine Heirath einzugehen, eher die Wiederholung des Verbrechens befördern, als sie verhindern wird. Indessen soll durch diese Bemerkungen, dem sonstigen Werthe dieses Buchs durchaus nichts entzogen werden. Ref. wünscht vielmehr es vorzüglich von Inquirenten und Richtern benützt zu sehen, weil sie dadurch in den Stand gesetzt werden, bey Untersuchungen dieses Verbrechens mit größerer Umsicht und Vorsicht verfahren zu können, als solches meistens zu geschehen pflegt. — Das Werk selbst enthält drey Abschnitte. 1. Vom Begriff des Verbrechens, dessen Umfang, strafrechtliche Stellung und Erfordernisse (S. 9 — 82.) II. Von der Untersuchung und Vertheidigung (S. 86 — 259), in diesem Abschnitte werden die gerichtsarztlichen Controversen abgehandelt: III. Ueber Strafe und Gesezgebung (S. 263 — 394.). Den Anhang machen zwey interessante Criminalfälle.

J e n a.

Die Verirrungen des Zeit = Geists auf dem Gebiete der Religion dargestellt in drey Predigten von D. Joh. Gottl. Marezoll. 1826. S: 70. in 8. — Schon der Name des Verf. mag eine Ausnahme von unserer Regel, einzelne Predigten nur selten anzuzeigen, hinreichend rechtfertigen, aber der innere Werth der vorliegenden, und das fruchtbare, das belehrende, ja selbst das anziehende ihres Inhalts macht eine Rechtfertigung völlig überflüssig. Die Veranlassung, sich besonders darüber herauszulassen, hat der Hr. D. von einer Zeiterscheinung hergenommen, oder hat sich ihm durch eine Zeiterscheinung aufgedrängt, die ja wohl dazu geeignet ist, die zum Theil sorgliche Aufmerksamkeit des ernstern

Beobachters der Tagesereignisse auf sich zu ziehen. „Man hört — so erklärt er sich darüber in der kurzen Vorrede — viel Ruhmens in unsern Tagen, von dem auß Neue unter uns rege gewordenen religiösen Sinn, und wer wollte sich nicht von ganzem Herzen darüber freuen? Aber man hört auch oft und bitter darüber klagen, daß der Aberglaube wieder auflebt, und die religiöse Schwärmerey von vielen Seiten her kräftig befördert wird; und dieß macht die Frömmigkeit, zu welcher sich viele unserer Zeitgenossen bekehrt haben sollen, sehr verdächtig. So viel ist wenigstens gewiß, daß uns jetzt eine zahlreiche aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern bestehende Partey auf alle Weise zum alten, daß heißt, zum blinden Glauben zurückzuführen sucht: und dadurch wird zugleich begreiflich, wie es zugehe, daß es gegenwärtig auch noch solche unter uns gibt, welche die Religion aus Unwissenheit gering schätzen oder aus Vorurtheil verwerfen oder aus kindischer Schwäche sich derselben schämen. —“ Diese verschiedenen Verirrungen des Zeitgeistes auf dem Gebiete der Religion werden nun in der ersten Predigt aufgezählt, zu welcher der Text aus Joh. VI. 65: 68. genommen ist: die zweyte schildert insbesondere die Gefahren, welche der Aberglaube den Staaten droht nach Joh. XI. 9. und in der dritten wird gezeigt, welche Thorheit es sey, sich der Religion zu schämen. Von der Art, wie hier diese Materien behandelt sind, dürfen wir nichts weiter sagen, als daß man darin Hrn. M. erkennt; man erkennt ihn aber nicht nur in der Kunst seines geistvollen Vortrags, sondern noch mehr in dem würdigen Ernste seiner Rügen und in der anständigen Freymüthigkeit seiner Urtheile, die doch fast immer noch mit einer besonnenen Mäßigung ausgesprochen sind, welche gewiß bey manchen der gerügten Verirrungen auch solchen Lesern, deren Ansichten sonst nicht ganz mit den seinigen harmoniren, ihre, wenn auch unwillige Beystimmung abnöthigen mag.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.

Den 12. August 1826.

B e r l i n.

Bey Ferdinand Dümmler: Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache von Franz Bopp. Zweytes Heft. 136 S. in 4. u. 5 Tabellen (3 Rthl. 8 Sgr.).

Nachdem im ersten Hefte dieser Grammatik (S. 83 — 96.) die allgemeine Theorie der Casusbildung vorgetragen worden, gibt das zweyte Heft S. 98. einen vollständigen Ueberblick der sämtlichen Casusendungen, unabhängig von dem Einflusse, welchen die verschiedenen Endvocale der Wortstämme auf sie äußern können. Diese Tafel unterscheidet sich von der von Colebrooke, Wilkins und anderen gegebenen Zusammenstellung der Endungen dadurch, daß auch die dem Fem. und Neut. eigenthümlichen Endungen mit aufgenommen worden sind; so zeigt z. B. der Loc. Sing. die Endung i als gemeinschaftlich den drey Geschlechtern, und am als dem Fem. allein eigenthümlich; im Nom. Dual. steht neben au, welches auf Masc. und Fem. beschränkt ist, das lange i, welches allein Neutris zukommt. Ein anderer, wie uns scheint,

wesentlicherer Umstand, wodurch diese Tafel von Colebrooke und seinen Nachfolgern abweicht, ist, daß das, was man Bindevocale zu nennen berechtigt ist, indem man es nicht immer dem wahrhaft Charakteristischen zur Seite findet, von den Endungen ausgeschlossen bleibt. Der Plural-Accusativ erhält daher bloß s und nicht as als Endung, wie Colebrooke und Wilkins u. s. w. annehmen, indem sie den eingeborenen Grammatikern folgen; denn das a ist nicht wesentlich zur Bestimmung des Casusverhältnisses, sondern wird bloß als Verbindungsglied gebraucht, um den mit Consonanten endigenden Stämmen das Casuszeichen anzufügen, theilt sich aber auch den Diphthongen ai und au mit, die überhaupt mehr der Analogie der Wortstämme mit schließenden Consonanten folgen, und ferner den einsylbigen Femininen auf i und û, die um mehrsyllbig zu werden in der Casusbildung immer den weiteren Weg dem kürzeren vorziehen. Es bilden daher z. B. hî und hû im Acc. Pl. hîy-as und hûv-as, während nadî und vadû mit nadî-s und vadû-s sich begnügen. — Dagegen mußte dem Nominativ Pl. as als Endung eingeräumt werden, weil es hier mit dem a ganz anders als im Accusativ sich verhält, indem es keine Plural-Nominative gibt, welche durch bloße Anfügung eines s gebildet wären, was nur dem Nom. Sing. zukommt. Den Accusativen nadî-s, vadû-s stehen daher die Nominative nady-as, vadv-as gegen über. Für den Accusativ Sing. mußte m als allgemeine Endung angenommen werden, und nicht am, welches Colebrooke und seine Nachfolger aufgestellt haben, ohne hierbey Formen wie râma-m, giri-m, nadî-m, h'ânu-m, vadû-m zu berücksichtigen oder als unregelmäßig darzustellen. Wörter, welche mit Consonanten enden, bedurften eines Bindevocals, wenn nicht das m, wie beym Nominativ das s durch das Wohlautsgesetz, welches zwey

Consonanten am Ende nicht duldet, verdrängt werdet sollte.

Obwohl die im ersten Hefte abgehandelte Theorie der Casusbildung eine Eintheilung der Wörter in verschiedene Declinationen entbehrlich macht, weil bey den Regeln, welche für jeden Casus aufgestellt wurden, nothwendigerweise auf die verschiedenen Ausgänge der Wortstämme Rücksicht genommen werden mußte: so hat es doch der Verf. für zweckmäßig gehalten, um die Vortheile der beiden Methoden zu vereinigen. nach der Verschiedenheit der Ausgänge sechs Declinationen aufzustellen, wovon fünf den schließenden Vocalen angehören und die sechste die mit Consonanten endigenden Stämme begreift. Die unregelmäßigen Wörter sind bey den einzelnen Declinationen abgehandelt, wozu sie vermöge ihres Ausgangs gehören, und der Verf. hat sich bemüht den Weg anzugeben, auf welchem die Sprache zu gewissen ganz geschlossen scheinenden Formen gelangt ist, indem er den unregelmäßigen Casus die Nebenstämme nachgewiesen hat, welche ihnen zum Grunde liegen, so entwickelt z. B. (S. 103) das Neutrum *ast'i* (*ἄστειον*) mehrere Casus aus einer Grundform *ast'an*.

Bey der dritten Declination, welche die Wörter auf *î* und *û* begreift, hat sich der Verf., um den möglichen Grad der Deutlichkeit zu erreichen, genöthigt gesehen den Weg zu verlassen, welchen Colebrooke, Wilkins und andere eingeschlagen, indem sie auch bey dieser Declination dem Masculinum den Vorrang lassen wollten, obwohl die Ausgänge *î* und *û* fast nur auf Feminina beschränkt sind und bey Masculinen meistens nur vorkommen, wenn sie Composita sind, deren letztes Glied ein weibliches Substantiv ist. Unpassend ist es daher, wie Colebrooke und Wilkins gethan haben, von der Declination des Compositums *sus'rî* gutes Glück habend auszugehen, da doch die Beugung dieses

Wortes auf die des weiblichen Substantivſ *sri* Glück ſich gründet, welches wegen ſeiner Einſylbigkeit von der Declination von *nadî* Fluß ſich entfernt, daher z. B. im Accuſativ nicht *sri-m*, ſondern *sry-am* bildet. Auch iſt es unecht *susri* als Masc. darzuſtellen, da es ein Adjectiv generis communis iſt, welches im Neutrum ſeinen Endvocal verkürzt. Noch unpaſſender iſt es, daß Colebrooke das Wort *lû* ſchneidend, mit *susri* in eine Klaſſe ſtellt, da doch *lû*, welches iſolirt nicht vorkommt, in Zuſammensetzungen ganz anderer Art gebraucht wird als *susri*, nämlich in ſolchen welche den Lateiniſchen Zuſammensetzungen wie *armiger* und *frugifer* entſprechen. Die Declination, welche Colebrooke dem Wurzelworte *lû* beygelegt, iſt entweder unregelmäßig oder falſch, da *û* nur wenn zwey Conſonanten vorhergehen vor Vocalen in *uv* ſtatt *v* ſich verwandelt, auch bildet Forſter aus *vrxalû* Baumſchneidend im Accuſativ *vrxalvam* und nicht, mit Colebrooke, — *lulam*.

Die ſechſte Declination, welche die mit Conſonanten endigenden Wörter begreift, hat der Verſ. in zwey Klaſſen eingetheilt, zur erſten die Wurzelwörter und Wörter von unbekanntem Urfprung rechnend, und zur zweyten die Wörter, welche durch die gewöhnlichen Ableitungſuffixe gebildet ſind. Die ſcheinbare Unregelmäßigkeit, welche ſich in der Declination der meiſten Wörter der zweyten Klaſſe zeigt, hat der Verſ. dadurch zu erklären geſucht, daß er neben der von den Indiſchen Grammatikern aufgeſtellten Grundform, von der ſie abſtammen, noch einen anderen, volleren Stamm annimmt, woraus zwar nur einige Caſus ſich entwickeln, der aber als der urſprüngliche ſich zu erkennen gibt, durch ſeinen näheren Zuſammenhang mit den verwandten Sprachen. So wenigſtens iſt es bey dem Participium Präs. der Fall, welches ſeine meiſten Caſus aus dem von den Grammatikern angenommenen

Suffix at bildet. Wie aber aus diesem Suffix der Nominativ auf an entstehen könne, lassen die Indischen Grammatiker und diejenigen, welche über ihre Autorität nicht hinausgehen, unerklärt. Nur Frank nimmt eine Umwandlung des t in n an *), dieses ist aber eine bloß äußerliche Erklärung, die darauf beruht, daß die Vergleichung von an mit at ein n an der Stelle von t zeigt. Niemals geht aber t im Sanskrit, ohne bestimmte euphonische Veranlassung in n über. Der Verf. nimmt neben at eine Grundform ant an, woraus der Nominativ, welcher bey Wörtern, die mit Consonanten enden, im Sanskrit kein Casuszeichen hat, sich nach dem allgemeinen Wohlautsgesetz entwickelt, welches von zwey Consonanten am Ende eines Wortes den letzten verdrängt, der aber, in der Beugung, vor Vocalen wieder hervortritt, daher kommt z. B. von adant essend, welches man neben adat anzunehmen hat, der Nom. und Voc. adan, der Acc. adant-am, der Dual adant-an, Pl. adant-as. Die übrigen Casus kommen von der kürzeren und wie es scheint jüngeren Grundform auf at, und von dieser kürzeren oder verstümmelten Grundform bilden die Wurzeln, welche eine Reduplicationssylbe annehmen, die sämtlichen Casus, ohne eine vollere Form auf ant zuzulassen, so daß z. B. die Wurzel dâ geben im Nom. Sing. Masc. das Part. dad-at und im Pl. dad-atas bildet statt dad-an, dad-antas. Sehr auffallend ist die Uebereinstimmung, welche im Griechischen das Part. Perf. mit dem Part. Präs. der Sanskritischen reduplicirten Wurzeln darbietet, indem die Suffixe *ât* und *or*

*) Er sagt nämlich S. 44. seiner Grammatik: Quae ultimam dentalem in Nom. Sing. convertunt in n, hanc retinent in casibus primitivis, ubi eam cum formae rudis dentalis originaria, quae in reliquis casibus sola servatur, conjungunt.

gewissermaassen identisch sind, weil dem Sanskritischen kurzen *a* im Griechischen bald *o*, bald *ε*, bald *α* entspricht. Man vergleiche die Plural-Nominative *τετυφ-ότ-ες* und *dad-at-as*, und die Accusative *τετυφ-ότ-ας* und *dad-at-as*.

S. 131 — 157. handeln von den Adjectiven, besonders von den verschiedenen Ausgängen, welche man bey denselben wahrnimmt, von ihrer Unterscheidung der drey Geschlechter und von der Bildung der Vergleichungsstufen. — S. 157 — 144. werden die sämtlichen Grund- und Ordnungszahlen aufgestellt, mit Bestimmung ihrer abweichenden Declination und Angabe der von ihnen abgeleiteten Adverbia, wie *dvīs* zweymal, *tris* drey mal, *zatus* viermal, worin das Sanskrit mit mehreren der verwandten Sprachen übereinstimmt. — S. 144 — 154. handeln von den Pronomina, deren abweichende in vieler Beziehung eigenthümliche Declination der Verf. zu erläutern gesucht hat, indem er besonders auf die verschiedenen Stämme aufmerksam macht, woraus die Declination mancher Pronomina zusammengesetzt ist. Bey der ersten und zweyten Person nimmt der Verf. *a* und *yu* als die Stämme an, woraus die Declination des Plurals sich entwickelt, der bey diesen Personen in keinem grammatischen Zusammenhang mit dem Singular steht. An diese Stämme *a* und *yu* schließt sich die Sylbe *sma*, welche auch als selbstständige Partikel, ohne bestimmte Bedeutung, expletiv gebraucht und bey den Pronomina dritter Person im Singular zwischen Stamm und Endung, in mehreren Casus eingeschoben wird. Auf diese Weise erklärt der Verf. die Casus *a-smân* und *yu-smân*, *a-smâbis* durch *unś*, *yu-smâbis* durch *euch* u. s. w. Es folgt hieraus, daß auch in den Griechischen Formen *ἡμεῖς* und *ὑμεῖς* nur *ἦ* und *ἔ* radikal sey, und daß das *μ* von *ἡμεῖς* keinen Zusammenhang mit dem *μ* habe, wel-

ches in den Singularformen $\mu\upsilon\nu$, $\mu\omicron\iota$, $\mu\acute{\epsilon}$ der Stamm=Consonante ist. Daß die Aeolischen Formen $\acute{\alpha}\mu\upsilon\epsilon\varsigma$, $\epsilon\mu\upsilon\epsilon\varsigma$ u. s. w. durch ihren genaueren Zusammenhang mit dem Sanskrit als die ältesten sich zu erkennen geben und daß das doppelte μ mit der Sanskritischen Einschaltungssylbe *sma* verwandt sey, deren *s* sich im Griechischen dem folgenden *m* assimilirt habe, auf dieselbe Weise wie das Dorische $\epsilon\mu\iota$ aus $\epsilon\sigma\mu\iota$ entstanden — dieses hat der Verf. an einem andern Orte zu entwickeln gesucht *).

§. 155 bis zum Schlusse behandeln die Conjugation des primitiven Verbuns. Zu den abgeleiteten Zeitwörtern gehört das Passiv, die Desiderativ=Causal= und Intensiv= Formen, so wie die Zeitwörter, welche aus Nominen nach bestimmten Regeln abstammen, aber nur selten vorkommen. Auffallend könnte es scheinen, daß das Passiv von den Indischen Grammatikern, denen in dieser Beziehung auch der Verf. bestimmt, zu den abgeleiteten Zeitwörtern gerechnet wird. Es geschieht dieses deswegen, weil es an den Conjugations=Eigenheiten der beiden activen Formen, wovon die zweyte dem Griechischen Medium entspricht, keinen Antheil nimmt, sondern wie die Desiderativa, Intensiva u. s. w. aus der Wurzel selbst sich entwickelt. Die Wurzel $\delta\acute{\alpha}$ (geben) z. B. hat in den beiden activen Formen, wie $\delta\acute{\iota}\delta\omega\mu\iota$, im Präsens u. s. w. eine Reduplications=sylbe, welche aber im Passiv wegfällt; die Wurzel $\zeta\acute{\iota}$ sammeln setzt in den Activ=Formen die Sylbe $\nu\alpha$ an (wie $\nu\upsilon$ $\delta\epsilon\acute{\iota}\kappa\nu\nu\mu\iota$), daher $\zeta\acute{\iota}\nu\upsilon\mu\alpha\varsigma$ wir sammeln, in dem

*) Vergleichende Zergliederung des Sanskrits und der mit ihm verwandten Sprachen. Erste Abhandlung, von den Wurzeln und Pronomina erster und zweyter Person (in den nächstens erscheinenden Abhandlungen der Königl. Akad. der Wiss. zu Berlin aus den Jahren 1823 und 1824.).

atmanêpadam oder der Selbstform zinumahe, im Passiv aber steht zî.yâmahe und nicht zinuyâmahê.

Die zehn Klassen, in welche die Zeitwörter nach den Ableitungssylben, welche zwischen die Wurzel und Personalendungen eingeschoben werden, oder nach sonstigen Eigenheiten zerfallen, und woraus Wilkins zehn Conjugationen macht, hat der Verf. in vier Conjugationen eingetheilt, indem die Klassen, deren Ableitungssylbe mit einem gleichen Vocal endet, in ihrer Abwandlung völlig übereinstimmen, und eben so die drey Klassen welche sich innerlich unterscheiden, die Personalkennzeichen aber unmittelbar mit der Wurzel verbinden. Bey diesen drey Klassen, welche die zweyte Conjugation unserer Grammatik ausmachen, kommt alles auf die Wohllautregeln an, und zwar auf die Verwandlung der Buchstaben vor grammatischen Endungen, wofür Colebrooke, Carey und Wilkins keine allgemeine Regeln aufgestellt haben. Von den Gesetzen, welchen die Endbuchstaben der Wörter unterworfen sind, zeigt sich nur ein einziges von besonderem Einfluß auf die Theorie des Verbums, nämlich dasjenige, welches von zwey Consonanten am Ende eines Wortes den letzten austößt. Hieraus erklärt der Verf. den Umstand, wofür die eingeborenen Grammatiker und ihre Brittischen Nachfolger keinen Grund angeben, nämlich, daß bey der zweyten Conjugation in der zweyten und dritten Person Sing. des ersten Augment-Präteritums die Kennzeichen s und t wegfallen, wenn die Wurzel mit einem Consonanten endet, so daß avak du sprachst, oder er sprach für avaks und avakt gesetzt wird. Bey der ersten Person hat sich das Kennzeichen m erhalten, weil es bey allen Conjugationen mittelst eines Bindevocals a mit der Wurzel verbunden wird, so daß am die vollständige Endung ist. Aus demselben Gesetze erklärt der Verf.

die Bezeichnung der dritten Pluralperson desselben Tempus durch an, während die Analogie ant erwarten läßt, woraus auch in atmanêpadam (Medium) anta sich entwickelt hat, wie im Griechischen οντο aus ον(τ), zu einer Zeit, wo der Wohl laut noch nicht feindselig gegen die Endbuchstaben gewirkt hatte.

Eine merkwürdige Erscheinung in der Sanskritischen Conjugation ist die an gewissen Stellen erforderliche Erweiterung des Wurzelvocal's durch eine Veränderung, welche Guna genannt wird, vermöge welcher z. B. i in ê und u in ô übergeht. Diese Veränderung ist für den Sinn ganz bedeutungslos und keineswegs fähig, grammatische Verhältnisse auszudrücken, sondern diese werden durch die Endungen oder vortretenden Sylben (wie das Augment) bezeichnet. Auch erstreckt sich die Vocal-Erweiterung durch guna nicht auf alle Klassen und wo sie eintritt trübt sie in gewissem Grade die strengere Analogie, welche sonst zwischen den verschiedenen Personen, Zahlen oder zwischen den beiden activen Formen herrschen würde. So kommt z. B. von dvis' hassen dvis'vas wir beiden hassen, dvis'mas wir hassen, aber nicht dvis'mi ich hasse, sondern dvês'mi, dagegen im atmanêpadam (Medium) dvis'ê und nicht dvês'ê ich hasse, dvis'tê und nicht dvês'tê er haßt, während die erste Activform dvês'ti lautet. Diese Scheidung zwischen starken und schwachen Formen ist so tief in die Sanskritische Conjugation eingewurzelt, daß sich vieles bey den unregelmäßigen Zeitwörtern daraus erklären läßt, indem sie gewisse Verstümmelungen sich nur in den schwachen Formen erlauben, dagegen in den starken, d. h. wo Veränderung durch guna vorgeschrieben ist, wenn diese möglich, immer die volle eigentliche Wurzel behaupten. So wirft z. B. dá geben, welches keiner Erweiterung durch guna fähig ist, in allen schwachen Formen,

unregelmäßigerweise, kein wurzelhaftes *â* ab, daher im Dual *dadvas* für *dadâvas*, im Plural *dadmas* für *dadâmas*, dagegen im Singular, welcher stark ist, d. h. *guna* erfordert, *dadâmi*. So im ersten Augment-Präteritum *adadâm*, *adadva*, *adadma*.

Im Griechischen lassen sich noch Spuren nachweisen von der im Sanskrit so ausgebreiteten und so consequent durchgeführten Vocalerweiterung durch *guna*, welche bey mehreren Klassen von Zeitwörtern einen Gegensatz zwischen Singular und den beiden Mehrzahlen hervorbringt. Wie *i* gehen im Sanskrit den Singular *êmi*, *esi*, *êti* bildet, durch eine regelmäßige Erweiterung des *i*, welches aber im Dual und Plural wieder in seine Urgestalt zurücktritt: so wird im Griechischen aus *i* durch Erweiterung *êmu*, während der Dual und Plural die Wurzel unverändert läßt, so daß *êuev* (*êues*) dem Sanskritischen *imas* entspricht. — Aus den Gesetzen der oben beschriebenen Vocal-Erweiterung durch *Guna* läßt sich die Folgerung ziehen, was für das Lautsystem wichtig ist zu bemerken, daß das lange *a* im Sanskrit für einen stärkeren Vocal gilt als das lange *i*, denn die neunte Klasse der Indischen Wurzeln setzt nur in den starken Formen, wo *Guna* herrscht, *nâ* als Ableitungssylbe an die Wurzel, in der bey weitem überwiegender Anzahl der schwachen Formen aber *nî*; z. B. *yu* binden setzt nur im Singular einiger Tempora der ersten Activform (*Parasmaipadam*) *nâ* an die Wurzel, im Uebrigen *nî*, man vergleiche daher *yunâmi*, *yunâvas*, *yunâmas* mit *vêdmi* (ich weiß) *vidvas*, *vidmas*. Der Verf. glaubte sich daher berechtigt *nî*, und nicht mit seinen Vorgängern *nâ*, als die eigentliche Ableitungssylbe der neunten Klasse anzunehmen, mit der Bestimmung, daß dieses *nt* bloß in den *Guna* habenden Personen in *nâ* übergehe. Ein Beweis, daß das lange *a* im Sanskrit

ein stärkerer Vocal sey als *i*, liegt auch darin, daß einige Wurzeln auf *â* nur in den wenigen starken Formen dieses *â* behaupten, in den übrigen aber, statt wie *dâ* geben, ihren Vocal ganz auszustoßen, ein *i* an seine Stelle setzen (s. S. 370.). Man kann aber hieraus nicht folgern, daß man mit Recht *nâ* als die wahre Ableitungssylbe der neunten Klasse anzusehen habe, weil man sonst auch *vêd*, *dves* als die Wurzeln von *vêdmi*, *dvês-mi* ansehen müßte, und nicht *vid* und *dvis*.

In der Theorie der Tempusbildung verfolgt der Verf. dasselbe System wie bey der Casusbildung, indem er bey einem jeden Tempus jedesmal die zehn Klassen, welche die vier Conjugationen ausmachen, dem Leser vor Augen stellt, und bey der Aufstellung der allgemeinen Regeln zur Bildung eines Tempus auf die unwesentlicheren Eigenheiten, wodurch die einzelnen Klassen sich unterscheiden, Rücksicht nimmt. Dieses Verfahren schien dem Verf. nothwendig, damit das wahre Bildungsprincip der Tempora und Modi klar hervortrete und nicht unter dem Speciellen verdeckt oder in den Hintergrund gestellt werde. Nur durch dieses Zusammenfassen der sämtlichen Conjugationen oder Klassen erfährt man z. B., daß das wahre Bildungsprincip des Potentialis ein *i* sey, daß es ein langes *i* sey erhellt bloß aus dem *atmanepadam* (Medium) *). In Bezug auf die Bildung des Potentialis lassen sich die Sanskritischen Zeitwörter in zwey Abtheilungen bringen, die sich auch auf das Griechische ausdehnen lassen, wo der Dativ ein gleiches Bildungsprincip mit unserem Potentialis anerkennt. Die erste Abtheilung schließt

*) Der Verf. hat hierauf zuerst in seinem Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der Griechischen, Lateinischen u. s. w. aufmerksam gemacht. (S. 14, 15.).

die Personalendungen unmittelbar an den Modus-Charakter, der aber im Sanskrit mit dem vorhergehenden a der Ableitungssylbe nach den Regeln der Zusammenziehung in ê übergeht. Man vergleiche daher tupêma (aus tupaîma) wir mögen tödten, tupêta (aus tupaîta) ihr möget tödten mit τῦπτομεν und τῦπτοίτε. Die zweite Abtheilung setzt den Personalendungen einen langen Vocal vor, â im Sanskrit und η im Griechischen, und wegen dieses â muß im Sanskrit der Modus-Charakter in seinen entsprechenden Halbvocal y (dem deutschen j entsprechend) übergehen; man vergleiche dadyâma *) (aus dadtâma) dadyâta (aus dadiâta) mit δίδοιμεν, δίδοίτε. Im Atmanepadam (Medium) fällt in beiden Sprachen der lange Bindervocal wieder aus, so daß die beiden Abtheilungen in dieser Beziehung zusammentreffen, und der Modus-Charakter im Sanskrit, außer der ersten Conjugation unserer Grammatik, in seiner ganzen Reinheit da steht, daher tupêmahî, dadt-mahî wie τῦπτοίμεδα, δίδοίμεδα.

Die S. 160-160. enthalten alle allgemeine Regeln welche sich für die Bildung derjenigen Tempora und Modi aufstellen lassen, welche an den verschiedenen Conjugations-Eigenheiten Antheil nehmen. S. 169-193. wird von den vier Conjugationen und ihren zehn Klassen im besonderen gehandelt, indem der Verf. bey jeder Klasse die zu ihr gehörenden unregelmäßigen Zeitwörter angibt, ihre Abweichungen aus einander setzt und auf das ihnen zum Grunde liegende Princip zurückführt. — S. 193. bis zum Schlusse handeln von den sechs letzten tempora, in welchen der Unterschied der Conjugationen wegfällt, und S. 231 und 232 wird

*) Der Wurzelvocal von da, welches eine Reduplications-sylbe annimmt, ist hier unregelmäßig ausgestoßen.

die vollständige Abhandlung der als Muster aufgestellten Wurzel xip werfen gegeben, in den beiden Activformen, welche, zur bequemeren Vergleichung, einander gegenüber stehen. Obwohl sich der Verf. durchaus keiner der Vollständigkeit nachtheiligen Beschränkung des Raumes unterzog, und den Entwicklungsgang der Sprache so genau verfolgte und durch allgemeine Regeln festsetzte als es ihm möglich war, so ist es ihm doch gelungen, die vollständige Theorie des primitiven Verbuns in 87 Quartseiten zu erschöpfen. Wilkins braucht für denselben Gegenstand 210 Seiten gleiches Formats, die freylich vieles enthalten, was dem Wurzellericon anheim fallen muß *), dagegen aber auch vieler sehr wesentlichen allgemeinen Regeln entbehren. Auch fehlte es Wilkins an einer kleineren Sanskritschrift, die sich sehr vortheilhaft und zu großer Raumersparung in den Tabellen gebrauchen läßt.

F. B — p.

P a r i s

Oeuvres complètes de Freret, Secrétaire perpétuel de l'Académie Royale des Inscriptions et belles lettres, mises dans un nouvel ordre, augmentées de plusieurs mémoires inédits, accompagnées des notes et d'e-

*) Von einer vollständigen Wurzel-Sammlung, woran Herr Dr. Fr. Rosen arbeitet, ist bereits ein Specimen erschienen, welches durch seine zweckmäßige Anlage und gründliche Benutzung Indischer Autoren, so wie durch die von einem forschenden Geist zeigende interessante Einleitung zu den günstigsten Erwartungen berechtigt. Corporis radicum Sanscritarum prolusio. Scripsit Fridericus Rosen, phil. Dr. Berolini apud Dümmlerum. 1826. S. XXVIII und 54. in 8.

claircissement historiques, par Mr. Champollion Figeac, T. I. LVI und 574 S. 1825. in 8.

Es ist wohl ein seltenes Glück, das einem bloß wissenschaftlichen Schriftsteller jetzt zu Theil wird, daß fast ein Jahrhundert nach seinem Tode eine Sammlung seiner Schriften, und zwar so sorgfältig und zweckmäßig veranstaltet, erscheint. Zwar gibt es bereits zwey Sammlungen derselben dem Titel nach. Aber die erste von 1792 in vier Octavbänden enthält eine Anzahl seynsollender philosophischer Aufsätze, die gar nicht von ihm sind. Die zweyte 1795 unter dem Titel: *Oeuvres complètes* von Leclerc de Séphènes veranstaltete: enthält nicht einmal die gedruckten Schriften vollständig. Freret arbeitete eigentlich bloß für die Academie, der er angehörte, wenn auch manche seiner *Mémoires* zu Büchern anwuchsen, und so konnten die Archive der Academie, welche durch die Gefälligkeit ihres jetzigen beständigen Secretairs Hrn. Dacier, der bereits seit 1772 ihr angehört, und dem die Sammlung gewidmet ist, Hrn. Champollion Figeac geöffnet wurden, ihm eine vollständige Kenntniß der gelehrten Arbeiten von Freret verschaffen. Sie umfaßten die Hauptvölker des Alterthums und des Mittelalters; nicht so daß er allgemeine Geschichte, sondern einzelne Gegenstände, die auf jedes derselben sich bezogen, behandelte. Darnach sind sie auch in dieser Sammlung geordnet. Die Abhandlungen, welche sich auf allgemeine Geschichte, auf Asien, Aegypten, Griechenland, Rom, Italien, Gallien und Frankreich beziehen, werden in eben so vielen Bänden, wozu auch ein Band Philosophie und *Mélanges* kommen werden, geordnet. Der Herausgeber stattet sie mit den nöthigen Anmerkungen und Aufklärungen aus; für China haben ihm Hr. Abel Remusat; für Indien Hr. Chezy; für Aegypten Hr. Cham

pollion der jüngere ihren Beystand zugesagt. Welch ein schöner Verein von Gelehrten, um das Andenken eines schon lange vorangegangenen zu erneuern! Woran geht ein Leben von Freret, von dem Herausgeber: dem noch Betrachtungen über seine Werke, und ihren Einfluß auf die historischen Wissenschaften in einem künftigen Bande folgen sollen. — Nicolas Freret, Sohn eines Parlaments-Procureurs, war am 15. Februar 1688 zu Paris geboren. Der Vater bestimmte ihn für den Advocatenstand; aber der Sohn entsagte diesem sofort, und widmete sich ganz den antiquarischen und historischen Studien. Er war der Schüler von Rollin; und nach der neuen Organisation welche die Académie des Inscriptions et belles lettres 1710 erhielt, ward er bereits 1712 in sie aufgenommen. Seine erste Arbeit Histoire de l'origine des Français verschaffte ihm auf sechs Monathe, — vermuthlich auf Veranstellung des Abbé Bertot, dessen Meinungen er bestritt — einen Aufenthalt in der Bastille; die er indeß zu fleißigen Studien benutzte. Seit dieser Zeit verfloß sein Leben, — einige gelehrte Streitigkeiten abgerechnet, — so ruhig und einfach, als es das Leben eines Gelehrten, der nicht in der Welt, sondern zwischen Büchern lebt, nur kann. Erst im Jahre 1742 ward er als Nachfolger von de Boze ihr beständiger Secretair. Seine gelehrten Streitigkeiten betrafen theils die Widerlegung der Chronologie von Newton, theils und hauptsächlich die Behauptungen des ältern Fourmont über Chinesische Sprache und Schrift. Aus diesen Streitigkeiten ging er siegreich hervor, so wie auch aus denen mit Le Naude über die ältere griechische Zeitrechnung, die Epoche des Krieges von Troja u. s. w. Freret starb im Jahre 1749 im Alter von 61 Jahren. — Zu seinen noch ungedruckten Schriften gehören besonders mehrere auf die französische Geschichte sich beziehende; welche erst ein folgender Band uns liefern wird. Die in dem gegenwärtigen ersten gehören sämmtlich zu den gedruckten,

und beziehen sich auf die allgemeine Geschichte. Es sind folgende: 1. *Reflexions sur l'Etude des anciennes histoires, et sur le degré de certitude de leur preuves.* Es ist besonders der letzte Abschnitt, in dem die Verschiedenheit der mathematischen und historischen Gewißheit aus einander gesetzt wird, den wir empfehlen. Denn wie trivial solche Dinge zu seyn scheinen, so erinnern wir uns doch noch kürzlich von mathematischer Gewißheit bey einer historischen Untersuchung gelesen zu haben. 2. *Vues générales sur l'origine et le mélange des anciennes nations,* Ein Gegenstand, worüber man freylich jetzt zu weitern Aufschlüssen gekommen ist, oder gekommen zu seyn glaubt. 3. *Reflexions sur les prodiges rapportés dans les anciens.* 4. *Essai sur les mesures longues des anciens.* Einer der ausführlichsten Aufsätze. Der Herausgeber hat ihn mit einer Nachschrift bereichert; in der von den Untersuchungen der Nachfolger von Fréret, besonders Hr. Gousselin gehandelt wird. 5. *Remarques sur le Canon astronomique des rois, qui se trouve dans les manuscrits du Theon d'Alexandrie.* Auf diese folgen fünf *Observations sur le système chronologique de Newton,* die einen großen Theil des Bandes ausfüllen. Es ist eine Reihe von Aufsätzen, indem außer denen von Fréret auch ein *Abregé de la Chronologie de Newton,* fait par lui même und auch eine *Reponse de Newton aux observations de Fréret* mit aufgenommen ist. Es ist überhaupt ein Vorzug dieser Ausgabe, daß, da mehrere Aufsätze von Fréret sich auf die von Andern beziehen, durch den Herausgeber stets dafür gesorgt ist, die Leser auf einen solchen Standpunkt zu stellen, daß sie die Verhandlung im Ganzen übersehen können. Die beiden letzten Aufsätze enthalten *Observations sur les oracles rendus par les ames des morts;* und *sur les recueils de Predictions écrites, qui portaient les noms de Musée, de Bacis, et de la Sibylle.* Da der Druck aus der Presse von Didot ist, bedarf es nicht erst unserer Versicherung, daß auch das Aeußere sehr anständig sey. Es gehört gewiß zu den angenehmsten Erscheinungen in der Litteratur, wenn den Werken eines verdienten Gelehrten auch noch spät nach seinem Tode Gerechtigkeit wiederfährt; und gereicht dem Herausgeber nicht weniger als ihm selber zur Ehre.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. Stück.

Den 14. August 1826.

P a r i s .

Ben Bachelier: Observations astronomiques faites à l'observatoire royal de Paris, publiées par le bureau des longitudes. 1825. 402 Seiten in Folio.

Die Beobachtungen, welche auf der Pariser Sternwarte in den Jahren 1800:1809 angestellt sind, sind in den Bänden der *Connaissance des tems* 1808:1812 und 1823—1825 bekannt gemacht; die spätern sollen nach einem Beschlusse des Bureau des longitudes besonders gedruckt werden, und der vorliegende erste Band enthält, mit Ausschluß der Beobachtungen am dreifußigen Reichenbachschen Repetitionskreise, diejenigen, die in den Jahren 1810—1819 von vier Beobachtern, den H. Bouvard, Arago, Mathieu und Nicollet angestellt sind. Die zu den Beobachtungen angewandten Instrumente werden in der Einleitung beschrieben. Das Mittagfernrohr, angefangen von Ramsden und vollendet von Berge, wurde im August 1803 aufgestellt. Es hat $7\frac{1}{2}$ Fuß Brennweite und 4 Zoll Oeffnung; die Länge der Axe ist 4 Fuß; die Vergrö-

ferung nicht ganz eine hundertmalige. Seitenbeweglichkeit des Sculars, und Beleuchtung durch die Ape, wie jetzt allgemein gewöhnlich ist. Zur Berichtigung des Mittagsfernrohrs sind zwey Meridianzeichen errichtet, das nördliche in der Entfernung von 1364 Meter auf dem Palais du Luxembourg, das südliche an einer Pyramide in der Ebne von Montrouge, 1840 Meter entfernt. Zu Zielpunkten dienen kreisrunde Löcher in Metallplatten, die in horizontaler Richtung verschiebbar sind, von $2\frac{1}{4}$ Zoll Durchmesser; das nördliche projicirt sich gegen eine dahinter gestellte weißgefärbte Platte von Eisenblech, das südliche gegen den Himmel; die Durchmesser erscheinen $9''07$ und $7''1$ groß. Verticalfäden sind fünf, deren Zwischenräume als genau gleich angesehen, und von Sternen im Aequator in $17''36$ durchlaufen werden; aus welcher Materie sie bestehen, wird nicht erwähnt. Die Beobachtungen an diesem Instrumente nehmen mehr als die Hälfte des Bandes ein; ihre Gegenstände sind die Sonne, der Mond, und die meisten Planeten und die Maskelyneschen Fixsterne, selten andere; von den Kometen von 1811 und 1819 kommen einige untere Culminationen vor. Was übrigens die Beobachtungen selbst betrifft, so werden die Forderungen, die die neuere Astronomie an selbstständige Beobachtungen mit Instrumenten von so ausgezeichneten Dimensionen macht, nicht ganz befriedigt; sie bieten keine zureichende Mittel dar, zur Untersuchung, mit welchem Grade von Genauigkeit die Meridianzeichen in der Mittagsfläche sich befinden; bey der geringen Entfernung dieser Zeichen und der großen Brennweite des Fernrohrs müssen sie mit großer Parallaxe gegen die Fäden, und geringer Deutlichkeit erscheinen. Dazu kommt, daß sie im Ganzen nicht oft zur Prüfung angewandt sind, z. B. im Jahre 1810, nachdem in den frühern Monaten öfters bemerkt ist, daß der Nebel

gehindert habe sie zu sehen, zum ersten Male den 11. May. Wenn die ungünstige Localität die Benutzung der Meridianzeichen so selten verstattete, so wäre eine häufige Beobachtung von Circumpolarsternen doppelt nothwendig gewesen; allein nur selten ist einmahl der Polarstern, und noch seltener sind aufeinanderfolgende Culminationen oberhalb und unterhalb des Pols beobachtet. Die Horizontalität der Axe ist zwar öfters geprüft; allein Mittel zur Prüfung, ob die beiden Zapfen gleiche Dicke haben, was man selbst bey den Instrumenten von den ersten Künstlern nicht voraussetzen darf, fehlen gänzlich. Auch die Rechtwinklichkeit der optischen Axe zur Drehungsaxe ist selten geprüft. Beobachtungen von Sternbedeckungen, die in diesem Tagebuche der Beobachtungen am Mittagsfernrohr eingeschaltet sind, kommen in großer Anzahl vor; man muß um so mehr bedauern, daß die angeführten Umstände immer einige kleine Ungewißheit in der Bestimmung der absoluten Zeit zurücklassen, da die Astronomen gewohnt sind, die Angabe der geographischen Länge immer auf die Pariser Sternwarte zu beziehen.

Den zweyten Abschnitt des Werks machen die Beobachtungen an $7\frac{1}{2}$ fußigen Birdschen Mauerquadranten aus. Das Fernrohr ist gleichfalls $7\frac{1}{2}$ Fuß lang, hat $2\frac{1}{2}$ Zoll Oeffnung und vergrößert 70 — 80 Mal. Die Beobachtungsgegenstände sind dieselben, wie am Mittagsfernrohr. Den Collimationsfehler hat man für eine Anzahl von Punkten aus zahlreichen Beobachtungen von Fixsternen zu bestimmen gesucht, indem man für deren Declinationen ein Mittel aus den Angaben mehrerer Astronomen zum Grunde legte. Es ist überflüssig, den Rang anzudeuten, welchen die Beobachtungen mit diesem Instrumente bey dem gegenwärtigen Zustande der praktischen Astronomie haben. Dieser Quadrant dient für die südliche Hälfte des Meridians;

an der Nordseite ist ein zweyter fünf Fußiger von Sisson aufgehängt, derselbe, welchen einst Lalande in Berlin gebrauchte. Der vorliegende Band enthält jedoch keine Beobachtungen mit diesem Instrumente. — Seit dem Jahr 1823 ist ein Mauerkreis von Fortin im Gebrauch, dessen Beschreibung wir im nächsten Bande zu erwarten haben.

Der dritte Abschnitt enthält die Beobachtungen an der parallaxischen Maschine von Bellet, welche in einem abgesonderten Theile der Sternwarte aufgestellt ist. Die Durchmesser der beiden Kreise derselben sind 13 Zoll. Das Fernrohr hat drey Fuß Länge, beynähe $2\frac{1}{2}$ Zoll Brennweite und vergrößert 40 — 50 Mal. Die Beobachtungen betreffen theils die in dem Zeitraum von 1810 — 1819 erschienenen Cometen, theils den Mondsflecken Manilius, behuf einer Untersuchung der Vibration des Mondes, deren sehr schätzbare Resultate bekanntlich schon vor mehreren Jahren in der *Connaissance des tems* bekannt gemacht sind. Dieses Instrument ist im Jahre 1823 an die Sternwarte in Marseille abgegeben, und statt desselben ein großes Aequatorial von Gambey aufgestellt, dessen Beschreibung im nächsten Bande folgen soll.

S a l l e.

Bey Gebauer 1825: ΕΤΚΑΕΙΔΟΤ ΣΤΟΙΧΕΙΩΝ ΒΙΒΛΙΑ ἘΞ ΗΠΟΤΕΡΑ ΣΤΗΝ ἘΝΔΕΚΑΤΩ, ΚΑΙ ΑΩΔΕΚΑΤΩ. Euclidis elementorum sex libri priores cum undecimo et duodecimo. Textum e Peyrardi recensione in usum Gymnasiorum edidit glossarioque in hos octo libros instruxit. D. J. G. C. Neide. XII u. 292 S. 8.

Euclid's Elemente haben in den letzten Jahrzehnten, ohne von der ältern Zeit zu sprechen, viele Bearbeiter gefunden, und zwar nach verschiedener Art und Absicht und nach dem verschiedenen Be-

dürfnisse. Hr. N. hat diese Ausgabe des Textes Jünglingen bestimmt, welche mit den Elementen der griechischen Sprache bekannt, dieselbe bey ihrem Studium der Geometrie zum Grunde legen, oder nach derselben, als nach einem Leitfaden unterrichtet werden sollen, "ut in huius intenta et curiosa lectione ingenia sensim sensimque severitati et brevitati in definiendo, ordini in demonstrando adsuescant, ad invenienda nova acuantur, veramque inde ac genuinam Matheseos et discendae et docendae methodum hauriant. Auch die durch Worte ausgedrückten umständlichern Aufösungen nach der Methode der Alten zieht Hr. N. mit Hauff den kürzeren Darstellungen der Neueren durch Zeichen vor. Discentium enim animus, fügt er hinzu, hac methodo diutius in eadem re contemplanda retinetur, mirum in modum augeatur attentio, roboratur memoria, imaginandi facultas exercetur, lucidus ordo in cogitando inde emergit, nova inveniendi studium excitatur et exardescit. Hr. N. beruft sich dabey auf seine Erfahrung und auf den Rath und die Zustimmung andrer Gelehrten. Die Sache hat zwey Seiten, und Ref. stimmt hierin völlig bey, daß die Wiederholung der Sätze in griechischer oder lateinischer Sprache eine sehr gute Uebung ist. Auch darin ist er einverstanden, daß im Anfange das langsamere Fortschreiten von einem Lehrsatze, und von einer Aufgabe zur andern sicherer zum Ziele und zur Gründlichkeit führt. Der griechische Euklid kann aber bey dem Unterricht in der Mathematik nur alsdann mit Erfolg benutzt werden, wenn Lehrer und Schüler gleiches Interesse für die Sprache und die Wissenschaft haben. Dieses läßt sich aber nur bey dem Privatunterrichte, oder bey einer sehr kleinen Classe erwarten. Bey größeren die Aufmerksamkeit für beides zu erhalten, bleibt eine schwierige Aufgabe, wobey man selten auf das Gelingen rechnen darf. Das

Das Interesse, die Fähigkeiten, die Ansichten werden stets verschieden bleiben. Ueberdieß lassen sich die vom Verf. angegebenen Vorthelle auch bey dem gewöhnlichen Vortrage in deutscher Sprache erhalten, wenn es dem Lehrer darum zu thun ist. Was aber die Methode der Alten betrifft, so kann man derselben zwar ebenfalls den Nutzen nicht absprechen, den Hr. D. N. davon erwartet. Die Weiterschweifigkeit aber, welche derselben eigen und in den ersten Sätzen nicht gleich sichtbar ist, legt dem Anfänger auch wieder manche Schwierigkeiten und Hindernisse in den Weg, bey welchen er leicht ermüdet, und am Ende, besonders wenn er noch mit der Sprache zu kämpfen hat, die Wissenschaft ganz verläßt. Die Ausgabe wird also immer noch ihr Publicum unter den Liebhabern der alten Literatur erhalten, wenn auch nicht ein so großes als Hr. N. wünscht. Der Text von Peyrard wird dadurch bekannter, und kann noch zu mancherley Untersuchungen und Betrachtungen Veranlassung geben. Von Hrn. Camerers Ausgabe erhielt Hr. N. erst Nachricht, als die Seinige schon unter der Presse war.

T ü b i n g e n .

Bey Chr. Fr. Oslander: Volksarzneymittel und einfache, nicht pharmaceutische Heilmittel gegen Krankheiten des Menschen, von Johann Friedrich Oslander, Dr. Prof. der Med. in Göttingen. S. XVI u. 540. 8.

Diese Schrift ist zunächst für Aerzte bestimmt; der Verf. hofft aber, daß gebildete Leser auch aus andern Ständen sie nicht ohne einiges Interesse durchblättern, und hie und da nützliche Worte aufgezeichnet finden werden. Der Ton des Ganzen wird dem Unbefangenen bey dem ersten Blick deutlich zeigen, daß sie keine triviale populäre Medicin für Arme

enthält, und daß ihre Bestimmung eine würdigere ist, als die, Laien Anweisung zum Quacksalbern zu geben. Der Ausarbeitung derselben ist eine fünfjährige, auf diesen Zweck gerichtete Lectüre alter Aerzte, neuerer therapeutischer Werke, Reisebeschreibungen und derjenigen Schriften über *medicina domestica*, welche die hiesige Königl. Universitäts-Bibliothek besitzt, vorausgegangen. Der Verf. hatte dabey einen doppelten Zweck. Erstens wollte er Volksarzneymittel sammeln, nämlich solche Mittel, welche das Volk (zumahl in der Umgegend von Göttingen) in Krankheiten gebraucht, ohne zu ihrer Anwendung durch die Aerzte angeleitet worden zu seyn. Die Kenntniß dieser Mittel hat in den seltensten Fällen ihren Ursprung aus der klaren Sinnenanschauung und der aus solcher Anschauung hergeleiteten Verstandesbegriffen; sie entsprang und entspringt noch täglich aus der Erkenntnißquelle, welche der Mensch mit den Thieren gemein hat, aber in einem weit höhern und besonders weit ausgebildetem Grade besitzt, dem Instinct. Dieser Quelle verdankt die Heilkunst ihren Ursprung, und noch täglich einen großen Theil ihrer Bereicherungen. — Je weiter der Verf. diesen Gegenstand verfolgte, um desto lebhafter wurde er von dem practischen Werth vieler solcher Volkserfahrungen überzeugt; er ist aber auch der Meinung, daß selbst wenn diese Dinge ohne eigentlichen Nutzen für die Praxis wären, der Volksgebrauch doch ihre Beachtung rechtfertigen würde. Grundet sich aber die Impfung der Kuhpocken nicht auf eine solche Volkserfahrung?

Zweytens wollte der Verf. hier einfache, nicht pharmaceutische Heilmittel und andere diätetische Rathschläge, welche in den therapeutischen Lehrbüchern häufig unbeachtet gelassen werden, zur Benutzung anempfehlen, da ihm die Erfahrung vielfältig gezeigt hat, daß solche scheinbar unbedeuten-

de Mittel zuweilen halfen, wo die Bedeutendsten vergebens gebraucht waren. "The remedies for the greatest evils of life are all simple, and within the power of the greatest part of mankind" ist Benj. Russ's (med. inq. IV. p. 149.) Ausspruch, und die bessern Aerzte, weit entfernt das Einfache, Kunstlose und Natürliche in der Krankenpflege zu verschmähen, setzten sehr oft zumahl bey eignen Leiden, eben so großen Werth auf solche Verordnungen, wenn sie der gesunde Menschenverstand billigt und die Erfahrung sie gut heißt, als auf die künstliche Therapie.

Das Buch zerfällt in 64 Kapitel und die Summe der Mittel übersteigt die Zahl 2000. Wir begnügen uns die Ueberschriften der Kapitel hier wieder zu geben. 1. Volksarzneymittel und einfache, nicht pharmaceutische Heilmittel gegen Entzündung und Fieber. 2. Gegen Zahnweh und Gesichtsschmerz. 3. Kopfweh und Migraine. 4. Schnupfen und Husten. 5. Verdorbenen Magen, Säure und Magenkrampf, Schlucksen. 6. Erbrechen und Cholera. 7. Diarrhoe und Ruhr. 8. Hämorrhoiden. 9. Hypochondrie. 10. Verstopfung. 11. Sicht und Rheumatismus. 12. Unterdrückte Hautausdünstung und übermäßige Schweiß. 13. Engbrüstigkeit und Brustkrampf. 14. Schwindsucht. 15. Bräune und Heiserkeit. 16. Croup und Stichesten. 17. Harnbrennen und Schleimfluß aus der Urethra. 18. Harnverhaltung, Gries und Stein. 19. Würmer. 20. Epilepsie. 21. Hysterie, Weitschmerz, Kolik etc. 22. Wechselfieber. 23. Gelbsucht. 24. Wassersucht. 25. Seekrankheit. 26. Scorbut. 27. Pest und Typhus. 28. Krankheiten der Kinder. 29. Scropheln und Kropf. 30. Augenkrankheiten. 31. Impotenz. 32. Unfruchtbarkeit. 33. Menstruationsfehler. 34. Weißen Fluß. 35. Schwangerschaftskrankheiten und schwere Geburt. 36. Krankheiten der Wöchnerinnen. 37. Fehler der Brustwarzen. 38. Milchstockung, Anschuß und Entzündung in den Brüsten, Milchvertreibung und Vermehrung. 39. Blutungen: Blutigelbiß, Nasenbluten, Blutspeyen, Gebärmutterblutfluß. 40. Ohnmacht, Schwindel, Ohrensausen, Taubheit, Herzklopfen. 41. Schlaflosigkeit. 42. Fettleibigkeit. 43. Berausung, Trunkfälligkeit. 44. Vergiftung. 45. Scheintodt. 46. Hundswuth, Schlangengebiß, Insectenstich. 47. Hautauschläge, Krätze, Flechten, Kopfgrind. 48. Schönheitsmittel. 49. G. Muttermäher etc. 50. Scirrhus und Krebs. 51. Verbrennung. 52. Frostbeulen. 53. Wunden, Geschwüre, Quetschungen, Nase. 54. Lähmung.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. Stück.

Den 17. August 1826.

H a n n o v e r.

Philologisch = historisch = geographische Untersuchungen über die Insel Helgoland oder Heiligeland und ihre Bewohner; von F. von der Decken, R. G. B. Hann. Gen. Feldzeugmeister, Chef des Ingenieur- und Artillerie-Corps, und Mitgl. d. K. Ges. d. Wiss. zu Göttingen; mit 2 Kupfertafeln und 2 Charten. 1826. 8. 250 Seiten.

Die Insel Helgoland gehört zu den merkwürdigen Plätzen auf unsrer Erde, die nicht bloß durch ihre neuern Schicksale, sondern auch durch ihr Alterthum in mehrfacher Rücksicht sich auszeichnen. Schon der Titel des gegenwärtigen Buchs sagt, daß der Verf. die Aufgabe, ihr Geschichtschreiber zu werden, in ihrem ganzen Umfange auffaßte; wie dieses noch von keinem seiner Vorgänger, welche in der Beylage I. sorgfältig aufgezeichnet sind, geschehen war. Es geschieht dieß in 41 Kapiteln; von denen die ersten 24 der Geschichte der Insel; die übrigen der Schilderung ihrer jetzigen Bewohner gewidmet sind. Die Insel ragt als ein un-

D (5)

geheurer Felsen aus dem Meere hervor, das sich stets schäumend an demselben bricht; und gewährt mehr einen furchtbaren als reizenden Anblick. Sie besteht aus diesem Felsen mit einem Vorlande, und einer durch einen Canal von ihr getrennten Sandinsel; von Caninchen und Sandspinnen (letztere als Köder unentbehrlich für den Fischfang) bewohnt; und mit dem einzigen Brunnen von süßem Wasser versehen. Auf der Oberfläche des Felsens steht die Stadt, zu der man nur auf einer in den Felsen ausgehauenen Treppe von 126 zehn Fuß breiten Stufen gelangt; sie hat 350 Wohnungen nebst einer Kirche. Auf dem höchsten Platze, 200 Fuß über der Meeresfläche, steht der Feuerthurm, der in einer dunkeln Winternacht 400 Pfund Steinkohlen erfordert; aber dessen Schein auch in einer weitem Ferne als von irgend einem andern in Europa gesehen wird. Das Meer hat die Oberfläche des Felsens rund herum untergraben und wird sie einst durchbrechen. Gewiß war die Insel einstens größer; besonders nach der Seite, von Jütland hin; mit dem sie einst zusammen gehangen haben mag; oder, nach der Sage, nur durch einen schmalen Canal davon getrennt war. Man hat Charten von dem Geographen Joh. Meyer aus der Mitte des 17. Jahrhunderts (wovon ein Abdruck beygefügt ist), welche den Umfang der Insel um 800, 1300 und 1649 darstellen, allein die beiden ersten beruhen mehr auf Muthmaßung und Tradition, als sichern historischen Angaben. Einen großen Abbruch erlitt die Insel durch die große Ueberschwemmung von 1649. Nach einer Angabe soll seit 1699 der Felsen in 91 Jahren einen Verlust von 4900 Fuß im Umfange erlitten haben, so daß vielleicht nach wenigen Jahrhunderten nur noch einzelne Theile übrig seyn werden. Der Name Helgo, oder Heiliges Land, soll von einem alten Götendienste, dem des Fosete oder Forsete herkommen, Er

muß sehr alt seyn. Weder Phöniciëer noch Griechen haben nach dem Verf. Helgoland erwähnt; erst im Römischen Zeitalter kann es vielleicht bey den Seezügen des Germanicus gesehen worden seyn. Das berühmte *castum nemus* des Tacitus, das man auf Rügen sucht, kann mit mehr Wahrscheinlichkeit hier gesucht werden, da es auf einer Insel des Oceans lag, von welchem Tacitus die Ostsee unterscheidet. Älteste Völker in diesen Gegenden, Cimbern und Friesen; welche letztere nach der Meinung des Verf. ein Zweig der erstern waren. Die Wohnsitze der Cimbern sucht der Verf. indem er die beiden Meinungen mit einander vergleicht, die sie in die Halbinsel von Jütland, und die sie in die Krimm versetzen, in dem erstern Lande. Dem Rec. hat es immer geschienen, daß diese Meinung auf einer späteren Hypothese der Römischen Geographen beruhe; und ohne auch auf die Ähnlichkeit der Nahmen Cimmerier und Cimbern ein großes Gewicht zu legen, glaubt er aus der Richtung des Zuges der Cimbern schließen zu müssen, daß sie mehr aus Osten als aus Norden kamen. Aber die Wohnsitze eines so mächtigen Volks, oder, wie wir es mit dem Verf. wahrscheinlich finden, eines solchen Völkerbundes, mußten sehr ausgedehnt seyn; und konnten sich so wenig auf die Halbinsel von Jütland als auf die der Krimm beschränken. Wer wird es aber wagen wollen die Grenzen zu bestimmen, die sich sehr wohl über einen großen Theil Germaniens und auch der östlichen Länder erstrecken konnten? Die Bewohner der Insel Helgoland gehören zu den Friesen; über deren frühere Geschichte, wie besonders über den Cultus ihrer Gottheiten, des Fosete und anderer, der auch auf Helgoland herrschte, eine gelehrte Untersuchung angestellt wird. Das Christenthum ward durch den h. Willibrod und seine Nachfolger seit 692 in Friesland eingeführt; indem das Heilig-

thum des Fofete zerstört ward; auf der Insel soll es erst seit 768 durch den h. Ludger Eingang gefunden haben. Lange blieben aber auch Reste heidnischen Aberglaubens übrig; zu diesen gehört das sogenannte Korteln, die Art und Weise wie die Ehen eingeleitet und geschlossen wurden. Seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts bildete Helgoland, indem es sich der Herrschaft des deutschen Kaisers entzog, einen eigenen Freystaat, mit einer demokratischen Verfassung. Später kam es unter die Herrschaft der Herzöge von Schleswig, bis es 1684 von dem Könige von Dänemark in Besiz genommen ward, und von diesem, da es 1807 von England besetzt wurde, diesem in dem letzten Frieden abgetreten worden. So viel über die Geschichte! Die zweyte Hälfte beschäftigt sich mit dem Volke. Was frühere Schriftsteller darüber gesagt haben, wird kurz angeführt. Die Bemerkungen des Verf. gründen sich auf eigne Ansicht; und erhalten dadurch ihre Zuverlässigkeit und ihr erhöhtes Interesse. "Die Helgolander, heißt es, haben von dem Charakter ihrer Vorfahren (der Friesen) mehrere Züge aufbewahrt als irgend ein Volk in Europa sich dessen rühmen kann." Noch lebt der Sinn für Freyheit; sie gehören nach ihrer Meinung keinem Staate an. Kriegerisch sind sie nicht; ihr Muth bietet nur dem Meere Trost. Keuschheit wird von den Frauen gefordert; weniger von den Jungfrauen. Dem Ausländer sind sie nicht hold, und auch bey verfeinerten Sitten trifft sie doch, wie ihre Väter, der Vorwurf der Frechheit. Sie reden noch ihre Ursprache, wenn gleich mit fremden Worten vermischt; sie klingt dem ungewohnten Ohre rauh und unangenehm; und ist für den Ausländer schwer zu erlernen. Doch sprechen auch alle Deutsch. Lebhafter und inniger hängt kein anderes Volk an seiner Heimath. "Weit und breit, heißt es bey ihnen, könnt ihr reisen, solch ein Land und solche

Leute werdet ihr nirgends finden!" Hauptgrund dieser Vaterlandsliebe ist ihre freye Verfassung. Sie wählen selbst ihre Obrigkeiten, sechs Rathsherrn, acht Quartierleute und sechszehn Aelteste. Der Bogt, den die Dänen schickten, hatte wenig Autorität. Eine allgemeine Landversammlung untersucht jährlich die Ausgaben; jeder Hauswirth hat das Recht seine Bemerkungen zu machen. Prozesse sind selten; Verbrechen fast unerhört. Niemand denkt daran, sein Haus oder seinen Kasten zu verschließen. Zu keiner Zeit war ein Gefängniß auf der Insel vorhanden. Die Englische Regierung hat ihnen alle ihre Freyheiten gelassen; die Verwaltung ist ganz in den Händen ihrer selbst gewählten Obrigkeiten. Das alte Friesische Gesetzbuch (Helgolander Landrecht) ist das einzige geltende; nur in einigen Fällen ist eine Appellation an den Englischen Commandanten vorbehalten. So viel über die Verfassung. Die Nahrungszweige sind das Lootsengeschäft, und die Fischerey. Die merkwürdige Einrichtung des Lootsenwesens erlaubt keinen Auszug. Die Fischerey besteht vorzugsweise in dem Hummerfang und Schellfischfang. Man rechnet jährlich 40 bis 50,000 Hummer, die nach London und Hamburg gehen; und über zwey Millionen Schellfische. Die Geschäfte der Männer beschränken sich bloß darauf; alle Arbeiten auf dem Lande liegen den Weibern ob. Hat der Helgolander seinen Kahn auf den Strand gezogen, treibt er keine weitere Arbeiten. Bey Tage beobachtet er ob Schiffe zu sehen sind; die er in unglaublicher Ferne erkennt; des Abends geht er ins Wirthshaus; keine Gelegenheit zum Schmause oder Tanze wird unbenutzt vorbeigelassen. Die Ehen werden früh verabredet; und gewöhnlich erst geschlossen wenn der Zustand der Braut es erfordert; denn der Umgang zwischen den Verlobten ist frey. Ein geschwängertes Mädchen nicht zu ehelichen, stempelt

den Verführer zum Verbrecher. Während der Schwangerschaft der Braut bis zur Trauung darf der Mann nicht zu Schiffe gehn; um die Braut, käme er um, nicht unglücklich zu machen. Nun über den jetzigen Zustand. — Bekanntlich ward Helgoland im letzten Kriege der Sitz eines unermesslichen Schleichhandels. Die Helgolander nahmen daran zwar keinen directen Antheil. Aber der Aufenthalt von Tausenden von Fremden auf ihrer Insel, schnelle Aufhäufung des baaren Geldes, konnten nicht anders als nachtheilig auf sie zurückwirken; um so mehr da durch das Continentsystem ihnen ihr Markt in Hamburg gesperrt, und das Lootsengeschäft gestört ward; dessen sich jetzt auch die Bewohner des Continents bemächtigten. Erst die Zeit und die Nothwendigkeit werden sie vielleicht zu ihrer frühern Einfachheit in der Lebensart wieder zurückführen. Für das Verlohrne könnte nach dem Vorschlage des Verf. vielleicht die Anlage eines Seebades und einer Curanstalt zum Genuß der frischen Seelust einigen Ersatz geben.

Wir haben nur Einiges aus dem höchst interessanten Werke ausheben können, es wird genug seyn, um die Leser auf dasselbe aufmerksam zu machen. Denn was ist — selbst in welthistorischer Rücksicht — interessanter als die Schilderung eines Völkchens, das in der Nachbarschaft hoch civilisirter Nationen so lange seinen Sitten und seiner einfachen Lebensart treu blieb; und in einem gewissen Grade es noch jetzt ist? Die Vergleichung zwischen dem die Meere beherrschenden Britannien und dem ihm jetzt angehörenden Inselchen Helgoland bietet — Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten — dar, die den Verfasser zu Betrachtungen führen, worin wir dem Leser nicht vorgreifen wollen.

Unter den vier angehängten Anmerkungen oder Beylagen, meist antiquarischen Inhalts, ist die zweyte Entdeckung des Nordens über-

geschrieben; worin die Meinung ausgeführt wird, daß die Entdeckung der Cassiterischen Inseln nicht durch die Phöniciëer selber, sondern erst durch ihre Colonisten die Carthager gemacht worden sey. Nach der Meinung des Rec. waren diese Schiffahrten eine Folge der Niederlassungen der Phöniciëer in Gades und Tartessus in Südwestlichen Spanien, die doch um ein beträchtliches älter waren als die Stiftung von Carthago. In den merkwürdigen, aus Carthagischen Quellen geschöpften Nachrichten in der Ora maritima des Rufus Festus Avianus, welche Rec. neuerlich zu übersetzen und zu erläutern versucht hat (Hist. Werke Theil XIII. Beylage VI.) werden die Schiffarthen der Gaditaner oder Tartessier dahin von denen der Carthager, als älter, unterschieden. Bey so dunkeln Gegenständen, wo selbst schon die Unbestimmtheit des Namens der Phöniciëer, der oft auch auf ihre Colonisten übertragen wird, die Untersuchung erschwert, wird man sich freylich wohl immer mit Wahrscheinlichkeiten begnügen müssen. Jene Schrift des Avianus ist aber auch deshalb merkwürdig, weil sie ein einst so genanntes heiliges Eiland erwähnt, „daß ausgebreitet in dem Meere liegt, von dem Hiberner Volk bewohnt wird, der Albionischen Insel gegenüber.“ Müssen wir gleich nach unsern geographischen Ansichten dieß von Irland verstehen, so eröffnet sich doch für die Conjectur ein weites Feld, wenn man bedenkt, daß Helgoland einst einen viel größeren Umfang gehabt hat. Immer bleibt so viel gewiß, daß bereits in dem Phöniciëisch-Carthagischen Zeitalter hier eine Insel, durch ihre Schiffarth und Handel berühmt, den Namen der heiligen Insel trug. — Die beiden illuminirten Kupfer geben Ansichten der Insel Helgoland von zwey verschiedenen Seiten.

B o n n.

Bey Marcus: Theodosiani Codicis genuina fragmenta, cum ex Codice palimpsesto Bibliothecae R. Taurinensis Athenaei edita, tum ex membranis Bibliothecae Ambrosianae Mediolanensis in lucem prolata. Inter se disposuit atque edidit Dr. Eduardus Puggaeus. Accedunt Theodosiani Codicis variae lectiones. 1825. VIII u. 128 S. Octav.

Glossius und Peyron's Entdeckungen echter Bruchstücke aus dem Theodosianischen Codex greifen bekanntlich so in einander, daß eine Zusammenstellung beider in einer und derselben Ausgabe zu einer sehr großen Bequemlichkeit für deren Benutzung gereichen muß. Eine solche liefert das vorliegende Werk, dem noch als Anhang die gleichfalls von Peyron zu den übrigen Büchern jenes Codex aufgefundenen Varianten, so wie auch diejenigen, welche Mai in seiner Ausgabe der Vaticanischen Fragmente bekannt gemacht hatte, hinzugefügt sind. Ganz genau ist jedoch der Text der frühern Ausgaben nicht wiederholt, vielmehr hat der Hr. Herausgeber wenigstens eine Recognition desselben vorgenommen, indem er namentlich mehrere Glossius'sche Emendationen verworfen, dagegen einige Conjecturen der Herren Barbili, Buttmann, Hugo, Oslander, von Savigny, Schrader und Tafell in den Text aufgenommen, und auch Wenk's Bemerkungen in der Leipz. Litt. Z. 1824. S. 1882. benutzt hat. Von Peyron's Text ist auch in so fern abgewichen, daß dessen zwölftes Blatt zum eilften gemacht, und dessen eilftes hinter das dreyzehnte gestellt worden ist. Die Orthographie ist nach derjenigen geändert, welche die Herausgeber des Jus civile antejustinianum befolgt haben. Außerdem sind die Parallelstellen der frühern Ausgaben gleichfalls wiederholt.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

131. Stück.

Den 19. August 1826.

C o b l e n z.

Bey Hölcher: C. Corn. Taciti Agricola cum lect. varietate atque annotatione edidit Ern. Dronke, Phil. Dr. Gymnasii R. Confluentini Collega et Bibliothecae Praefectus. 1824. S. XVI u. 171. 8.

Der vorliegenden Ausgabe ist ein bedeutendes Verdienst für die Critik des Agricola nicht abzusprechen. Früher fehlte es dieser durchaus an einem sichern Fundamente, indem eine Menge Conjecturen, besonders von Rhenanus, unter dem Schein handschriftlicher Lesarten den Text anfüllten, und unbemerkt aus einer Ausgabe in die andre wanderten. Nun ist es freylich wahr, daß der diplomatisch überlieferte Text dieses Büchleins an vielen Stellen höchlich verdorben ist, und jene Conjecturen des geistreichen Rhenanus treffen, wie Ref. glaubt, sehr oft das Wahre. Dessen ungeachtet ist es natürlich von der größten Wichtigkeit, die Entstehung und Quelle der Lesarten zu wissen, und nur auf die Geschichte derselben kann eine völlig richtige Beurtheilung gegründet werden. Dies

ist der Hauptzweck der Dronke'schen Arbeit, welche der trefflichen Ausgabe der Germania von Passow mit Recht nachzueifern bemüht ist. Von den zwey Vaticanischen Handschriften, welche Brotier verglichen, ist die eine aufs neue und in manchen Stücken genauer, für Herrn Dronke verglichen worden (die andre war nicht mehr zu finden); dann hat ihm Professor Hase in Paris eine Collation der bisher von keinem Editor verglichenen editio princeps des Agricola von Franc. Puteolanus verschafft; überdies hat der Herausg. die beiden andern Puteolanischen Ausgaben zur Hand gehabt. Die aus diesen Quellen und frühern Vergleichen geschöpften Lesarten gibt die Annotatio, daran knüpfen sich kritische Auseinandersetzungen und erklärende Bemerkungen. Ref. will davon einige Proben geben. Eine Hauptschwierigkeit im ganzen Agricola ist gleich das Ende des ersten und der Anfang des zweyten Kapitels. Herr Dronke erklärt nach Andrer Beyspiele: ich bedarf der Verzeihung, daß ich Agricola's Leben erst jetzt, nicht gleich nach seinem Tode, beschrieben, aber mich schreckten die Gefahren ab, die unter Domitian freymüthigen Schriftstellern drohten. Fast man aber die Stelle im Zusammenhang auf, so kann man nicht zweifeln, daß das *nunc narraturo* sich nicht auf den Gegensatz von ein Paar Jahren, sondern den von alter Zeit und Gegenwart bezieht. Früher, sagt Tacitus, war es gewöhnlich, das Leben von Zeitgenossen, selbst sein eignes, zu schreiben, weil die Tugend in denjenigen Zeiten am meisten Achtung findet, die sie am meisten erzeugen. In unsrer Zeit bedarf ich bey einem solchen Unternehmen der Verzeihung, die ich nicht nöthig hätte, wenn ich mich nicht mit Seiten beschäftigte, in denen die Schilderung der wenigen edlern Geister leicht eine feindselige Stimmung erregen kann. So wurde es erst kürzlich dem Arulenus Rusticus zum Todesver-

brechen gemacht u. s. w. — Wenn aber auch in der Erklärung abweichend, stimmt Ref. doch mit dem Herausgeber in der Wahl der Lesart *ni cursaturus* überein, welche die *ed. princ.* gewährt; die Bedeutung von *cursare* erklärt Ernesti ganz richtig. Ein Stein des Anstoßes ist auch das gleich darauf folgende: *Legimus, quum Aruleno Rustico — laudati essent, capitale fuisse etc.* Freylich kann Tacitus über eine Begebenheit, die er und seine Zeitgenossen selbst erlebt, sich nicht auf Schriftsteller berufen; aber Herrn Dronke's Auskunft: *oratio pertinet ad futuros lectores*, können wir auch keinen rechten Sinn abgewinnen. Ref. ist überzeugt, daß in den *actis diurnis* eine officiële Anzeige gestanden hatte: die genannten Männer hätten durch ihr Lob von Feinden der bürgerlichen Ordnung die Todesstrafe und ihre Schriften die Verbrennung verdient; und daß selbst die solennen Ausdrücke: *capitale fuisse, in comitio ac foro urerentur*, aus dieser öffentlichen Bekanntmachung entlehnt sind. Dann erklärt sich *Legimus* von selbst. Ein künftiger Editor des Buches muß hier aber auch auf Niebuhr's Behandlung der Stelle (im neuesten Bande der Abhandlungen der Berliner Academie) Rücksicht nehmen, wonach *at mihi nuper — Legimus, cum Aruleno — capitales fuissent*: geschrieben, und die Stelle von einer frühern Vorlesung der Schrift unter Domitian erklärt wird. C. 3. wird et vor *quanquam* gegen *sed* mit Recht vertheidigt; der folgende Satz schließt sich mehr an den Begriff von *nunc demum*, als an *redit animus* an. Für *facilitatem* haben der *Cod. Vat.* und die *ed. princ.* *felicitatem*, und jener auch für das folgende *imperii — temporum*; beides muß offenbar aufgenommen werden, da *felicitas temporum* eine in Rom solenne Redensart war (s. z. B. Rasche *Lexicon numar.* T. II. p. 940. *Suppl.* II. p. 990.), die hier ganz am rechten

Platz ist; und der Herausg. wird sich sonach hier schwer von dem Vorwurf einer inconsequenten Bemerkung der diplomatisch am besten begründeten Lesart reinigen können. Aber allzusehr hat dagegen der Herausgeber offenbar der Auctorität des Cod. Vat. und der ed. princ. nachgegeben, indem er daraus die Lesart multis fortuitis casibus für Lipsius treffliche Conjectur multi f. c. wieder aufgenommen. Tacitus sagt: auch deswegen könnten jetzt noch nicht sogleich ausgezeichnete Schriftsteller auftreten, weil die früher (in Vespasians und Titus Zeit) gebildeten, theils durch allerley zufällige Todesfälle, theils aber, und zwar die tüchtigsten und eifrigsten, durch Domitians Verfolgung umgekommen wären, und auch die übrigbleibenden doch die beste Zeit ihres Lebens verloren hätten. Das gegen paßt schwerlich die Bemerkung des Herausgebers: *conqueri, quod vulgus hominum fortunae casibus moriatur, absurdum est.* C. 4. war mit der ed. princ. Gnaeus zu schreiben; nur in der Abkürzung behält der Name das sonst antiquirte C. *Iisque ipsis virtutibus iram C. Caesaris meritis* ist eine Lesart des Cod. Vat., die der Herausg. nicht bloß anführen sollte. Habuerit vertheidigt Hrn. Dronke mit Recht gegen sehr unnütze Conjecturen: Agricola sagte nach Tacitus von sich: *arcebat me (per omnem vitam) ab illecebris peccantium, quod magistram studiorum Massiliam habui* (als Perfect. praes.), völlig richtig. Auch billigt der Ref., daß der Herausg. die Worte: *se — studium philosophiae acrius, ultra quam concessum Romano ac senatori, hausisse*, gegen Aenderung schützt; aber *acrius* ist seiner Stellung wegen nicht für das Adjectiv zu halten, sondern das Adverb und der Zwischensatz die Ausföhrung und die Erläuterung davon, so daß eine Copula nicht statt finden kann. In der Erklärung der Schlußworte des Capitels: *ex sapientia mo-*

dum, hat der Herausg. offenbar das Rechte getroffen. Die weitere Fortsetzung dieser Bemerkungen müssen wir hier aufgeben, da noch eine andre Ausgabe derselben Schrift zur Beurtheilung vorliegt. Im Ganzen wiederholen wir, daß diese Ausgabe der Critik der Schrift des Tacitus ein neues Fundament unterlegt, und fügen nur den Wunsch hinzu, daß eine neue Auflage durch noch consequentere Benutzung der alten Lesarten, genaues Beachten des allgemeinen Zusammenhangs, und hie und da vielleicht eine gründliche Auseinandersetzung des Historischen und Antiquarischen alle Wünsche befriedigen möge.

H a m b u r g.

Bey Fr. Vertheß: C. Cornelii Taciti de vita et moribus Cn. Julii Agricolaë libellus. Textum recensuit et ad fidem Codicis Vat. emendavit, notasque adpersit U. J. H. Becker, phil. D. et Aa. Ll. M. scholae cathedr. Raceburgensis Conrector. 1826. S. XXII u. 102. 8.

Der am meisten charakteristische Zug dieser Ausgabe ist schon durch den Titel angegeben. Herr Dr. Becker bemerkt, daß die Dronkische Ausgabe, deren Verdienste er anerkennt, in der Benutzung des trefflichen Cod. Vat. nicht consequent verfahren, und auch in der Erklärung mancher Stellen nicht genüge. Dies veranlaßte ihn zu einer neuen Ausgabe, welche aber die vorige nur gewissermaßen suppliren, nicht verdrängen solle. Ref. kann dies Bestreben nicht tadeln, wenn man auch in neuerer Zeit in der Vertheidigung der diplomatisch überlieferten Lesarten oft zu weit geht, und mit einer gewissen Resignation lieber den Torso eines alten Schriftstellers mit allen Flecken und Beschädigungen, die ihm die Zeit zugefügt, aufstellen, als eine Restauration versuchen mag. So scheint es dem

Ref. auch schon eine zu große Vorliebe für den Cod. Vat., die den Herausg. vermocht, am Schluß des ersten Kapitels *ni incusaturus* oder *ni causaturus* (der Codex hat bloß *incusaturus*) aufzunehmen. "In unsern Zeiten muß ich um Verzeihung bitten, indem ich das Leben eines verstorbenen Zeitgenossen erzähle; ich brauchte dies nicht, wenn ich nicht die schlimmen, aller Tugend feindseligen Zeiten anklagen wollte" gibt nach der Empfindung des Ref., immer wie man sich wenden mag, einen schiefen oder geschraubten Gedanken. Dagegen stimmt Ref. dem Herausg. völlig darin bey, daß er das treffliche *felicitatem temporum* aufgenommen, und in *multi fortuitis casibus* das unhaltbare *multis* des Cod. Vat. aufgegeben, eben so findet er ihn im Folgenden, wo er von den Urtheilen Herrn Dronke's abweicht, größtentheils auf demselben Wege. Auch kann Ref. dem Herausg. im Ganzen keineswegs ein abergläubisches Hangen und Haften an dem Buchstaben des Codex vorwerfen, sondern muß vielmehr in den meisten Fällen seinen kritischen Sinn und seine richtige Ueberlegung anerkennen. C. 32., z. B., wo Hr. Dronke die hergebrachte Lesart *alii* mit Hartnäckigkeit festgehalten, hat sein Nachfolger mit Recht *Lipsius* einleuchtende *Conjectur dii* aufgenommen. C. 16. finden wir sogar eine unnütze Aenderung, wo mit der Berichtigung der Interpunction und eines Buchstabens Alles abgethan ist. Die Britannen klagen dort: sie hätten am Legaten und am Procurator zwey Tyrannen, der eine habe Centurionen, der andre Sklaven zu seiner Mannschaft, jene seyen gewaltthätig, von diesen mißhandelt zu werden, doppelt schmachvoll. Dies drückt Tacitus, alles kurz zusammenfassend, recht gut so aus: *alterius manus centuriones*, (der Cod. *manus, centurionis*) *alterius servos, vim et contumelias miscere*, und es ist keineswegs nöthig, wie der Herausg.

meint, entweder manus oder centuriones oder servos zu streichen. C. 36. scheint es Ref. schwieriger, mit Hrn. Bekker complexum armorum non ut in aperto pugnam tolerabant zu ändern, als mit Franc. Medicis complexum armorum et in arto (Cod. aperto) pugnam non tolerabant. Eben- da ist die schwierige Stelle, im Codex cum aegra diu aut stante, so verbessert: cum aegre dum adstantes, wo uns aber weder dum noch adstare passend scheint, aber freylich die wahre Lesart auch noch völlig verborgen ist. Daß der Herausg. den Satz des 44. Cap.: nam sicuti durare etc., ohne Annahme einer Lücke construiren und erklären kann, bewundert der Ref., der es nicht vermag. Als Beylagen, welche den Werth dieser Ausgabe erhöhen, sind die Annales Agricolani (wo indessen Ref. der Ansetzung des Geburtsjahrs, so wie einiger andrer Data aus dem Leben des Agricola nicht beystimmen kann), und der Index in Taciti Agricolam zu betrachten, welcher in einer Vollständigkeit gearbeitet ist, die auf den Wortvorrath des Tacitus in allen seinen Schriften ausgedehnt recht nützlich werden könnte.

K. D. M.

C e l l e.

Bey Schulze: Joachim Plate's, weil. Ober- amtmanns zu Gifhorn, Bemerkungen über das Meyerrecht im Fürstenthum Lüneburg, nochmals durchgesehen und mit einigen neuen Zusätzen vermehrt von Dr. Theodor Hagemann, Direc- tor der Justizkanzley zu Celle, Ritter des Guel- phenordens. Zweyte vermehrte und verbesserte Aus- gabe. 1826. VIII u. 96 Seiten, Octav.

Bey dem Mangel einer eigenen Meyerordnung für das Fürstenthum Lüneburg (leider hat der schon vor Jahren verfaßte Entwurf einer solchen noch immer nicht die gesetzliche Sanction erhalten) lie-

ßen sich die rechtlichen Bestimmungen über das Meyermessen jener Provinz, fast allein nur aus der ersten, im Jahre 1799 erschienenen Ausgabe des vorliegenden Werckens entnehmen, und so fand daselbe einen so ungetheilten Beyfall, daß diese gegenwärtig vergriffen war. Schon damals hatte der hochverdiente Hr. Herausgeber solche, auf den Wunsch des seit mehreren Jahren verstorbenen Verfassers, mit größtentheils literarischen und aus der Praxis der höhern Landescollegien geschöpften Zusätzen begleitet, ohne sich jedoch genannt zu haben. Bey dieser zweyten Ausgabe sind jene Zusätze bedeutend vermehrt, so wie denn auch auf Schriften verwiesen worden ist, in welchen man umständliche Erörterungen einzelner in dem Buche berührter Gegenstände findet. Unstreitig hat hierdurch das Wercken bedeutend gewonnen, und so hat sich der Hr. Herausgeber durch die Besorgung desselben ein neues Verdienst um die vaterländische Rechtswissenschaft erworben, für welches ihm der Dank der hiesigen Geschäftsmänner gewiß nicht entstehen wird.

L e i p z i g.

Die Manen des verewigten großen Mineralogen Abraham Gottlob Werner haben gerechte Ursache mit der Oberwelt zu zürnen, daß sie ihm mit Vergessung seines, selbst im Greisenalter noch bewährten Geistes, und seines wahren Vornamens, Abraham Gottlob, ein Nachwerk beygelegt hat, das ihn in Inhalt, Geist und Ton gar nichts angeht: die Productionskraft der Erde oder die Entstehung des Menschengeschlechts aus Naturkräften von C. F. Werner. Nach des Verf. Tode herausgegeben von Heinrich Richter. Dritte verbesserte und vermehrte Aufl. 1826. 415 S. in 8. — Echte Kenner seiner Wissenschaft sagen sich, selbst von der Möglichkeit eines solchen Irrthums, los, und bitten seinen beleidigten Schatten, dieses einfache Bekenntniß, als ein Sühnopfer gefällig anzunehmen.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.

Den 19. August 1826.

Karlsruhe.

In Ch. Fr. Müllers Hofbuchhandlung 1825:
Reiter-Bibliothek. Erster Theil. Bismarcks
Ideen. 534 Seiten. Zweyter Theil 578 S. in 8.

Die zahlreichen Freunde der militärischen Schrift:
des Hrn. Gen. Gr. von Bismark werden mit Ver:
gnügen die in den verschiedenen Werken desselben
über die Reiterrey enthaltenen Ideen in dieser Bi:
bliothek vereinigt finden. In der LXVIII Seiten
langen Eingangsbrede bevormortet der Verf. aus:
drücklich, er leiste auf allen systematischen Vortrag
Verzicht. "Den Doctrinärß" sagt er, darf nur
Spielraum eingeräumt werden, so bringen sie gleich
die Heere und mit ihnen die Staaten in Verfall.
— Das Wissen ist Verstandes- und Gedächtniß:
Sache, wenn es nicht als That wieder zum Vor:
schein kommt, so ist wenig mit dem Wissen gewon:
nen. — Practische Männer haben der Gesehrsams:
keit nicht nöthig, ihnen schließt sich das Reich des
Handelns ohne diese Brille, die dem Kurzsichtigen
nur im Studierzimmer nützt, von selbst auf. Und,
was noch schlimmer ist, diese Brille schadet nur

A (6)

zu oft bey dem Handeln. — Irrren wir nicht, so legt der Zeitgeist dem theoretischen Wissen im Kriegsfache einen viel zu großen Werth auf Kosten der Dienstfertigkeit bey. Man bedenkt nicht, daß die Masse des Krieges mehr zur körperlichen, als geistigen Thätigkeit bestimmt ist. Auf dem Pferde, das Schwert in der Hand, ist der Reiter in seinem Elemente, nicht in der Studierstube. Ein Seidlitz, ein Biethen, ein Luckner, ein Nadasti, ein Blücher, würden in dem gelehrten Schuleramen der heutigen Zeit schlecht bestanden seyn. Würden diese Männer im Besitze gelehrter Kenntnisse nicht noch mehr geleistet haben? wir zweifeln. Nur zu viele Erfahrungen bestätigen die Wahrheit des Englischen Sprichworts: a good writer is a bad fighter. Die Reit- und Fechtkunst ist für das Handwerk des Reiterofficiers unentbehrlicher als die Mathematik. Die Verhältnisse im Kriege gestalten sich ganz anders als auf der schwarzen Tafel demonstirt wird; ein tüchtiger Jäger erwirbt sich durch die Uebung der Jagd eine größere Fertigkeit sich leicht in allen Arten von Terrain finden zu können, als ihm das Studium der Terrainlehre verschaffen kann. Wie, soll die Zeit der Barbaren, des dreysigjährigen Kriegs, da Generale statt ihrer Namensunterschrift, sich der Zeichen der drey Kreuze bedienen mußten, wieder zurückkehren? Mit nichten! dagegen sichert schon die Erziehung der Jugend der gebildeten Klassen in der heutigen Zeit. Wir verkennen nicht die Zweckmäßigkeit, auf eine wissenschaftliche Bildung der jungen Krieger bedacht zu seyn. Ein großer Unterschied ist aber unter rein doctrineller Lehre, die aus Theorie sich entwickelt und jener Lehre, die für das praktische Handeln allein brauchbar ist. Jene bildet den gelehrten, oder wie Bülow einst wollte, den gelährten, diese den Dienstofficier. Gerade durch das Bestreben des Verf. seinen Schriften diese practische Tendenz

zu geben, erwarben sie sich, unserer Ansicht nach, den Beyfall, mit welchem das militärische Publicum sie, trotz des Mangels eines systematischen Vortrags, des oft gezierten Styls und der Gewagtheit der Ideen, aufgenommen hat. Das Feuer, das den Verf. für seine Waffe, die Reiterrey, beseelt und sich in seinen Schriften ausspricht, theilt sich den jungen Cavalleristen mit. Wenn gleich das, was nach Gr. Bismarcks Ideen, die Reiterrey und ihr Anführer leisten soll, nur ein Ideal ist, so ist es doch zum Handeln aufzufordern, besser, gleich Richardson's Carl Grandison ein vollkommenes Muster zur Nachahmung aufzustellen, als durch mathematische Demonstrationen, die Gränzen der Wirksamkeit des Reiters zu enge zu bezeichnen. Der Erfolg einer militärischen Unternehmung, hängt nicht so sehr von tactischen als moralischen Verhältnissen ab. Die letztern gehören nicht zu den Calculs der Doctrinärs.

Im Verfolge dieses Ideenganges, kommt der Verfasser auf seinen Lieblingsvorschlag: die Anstellung eines Ober-Generals über die Reiterrey, sowohl für den Frieden als Krieg. Der Nutzen, den eine solche Anstellung im Geiste des Verf. der Reiterrey gewähren könnte, ist unverkennbar; wir erlauben uns aber auf einige Schwierigkeiten bey der Ausführung aufmerksam zu machen. Die erste ergibt sich aus der Wahl desselben selbst. Der Verf. setzt bey einem solchen Anführer der Reiterrey große angeborne Eigenschaften und Talente voraus. Im Frieden können sich diese, aus Mangel an Gelegenheiten nicht in ihrem wahren Lichte zeigen; unverkennbar ist die Gefahr der Einwirkung der Hofgunst und der Intrigue. Diese Schwierigkeit beseitigt, dann fragt es sich, ob dieser Phönix gerade einen solchen Posten im Heere begleite, der, ohne nicht die militärische Stufenleiter gewaltsam zu unterbrechen, die Uebertragung einer so hohen Stel-

lung, wie der Verf. will, verstattet? Unergeblich ist das Bemühen gewesen, das, mit vielen Nachtheilen verbundene Anciennetätssystem bey stehenden Heeren abzuschaffen. Im Kriege kann freylich der Beweis des Besizes der verlangten Eigenschaften vollständiger geliefert werden. Allein die unerbittlichen Geseze der Natur bringen oftmahls im Laufe weniger Jahre große Umänderungen hervor. Wer als junger Mann, in der Blüthe der Körperkraft, getrieben vom Ehrgeize im Felde glänzte, zeigt sich nicht selten nach dem Genusse weniger Jahre des Friedens in einem ganz verschiedenen Lichte. Ist ein verdienter Officier einmal zu einem solchen Posten gelangt, so ist es nicht wohl thunlich, ihn, ohne die dringendste Veranlassung von selbigem wieder zu entfernen. Als Auskünstsmittel erschuf Friedrich der Gr. die Stellen der Inspecteurs der Cavallerie und Infanterie. Allein bekanntlich veranlaßte die Anstellung Anhalt's in dieser Eigenschaft den Herzog Ferdinand von Braunschweig den Preussischen Dienst zu verlassen. Bey der Artillerie und dem Ingenieurcorps sind zwar in allen Armeen, wie der Verf. für seinen Satz anführt, bleibende Chefs dieser Waffen angestellt. Gemeiniglich werden beide als ein für sich bestehendes Regiment angesehen, die Ernennung von Chefs derselben, ist daher übereinstimmend mit den Grundsätzen, die bey den Cavallerie und Infanterie-Regimentern befolgt werden. Aber das was ein Chef dieses Corps im Frieden leisten soll, ist sehr verschieden von dem was der Verf. von einem General der Reiterey verlangt. Der Englische General der Cavallerie Congreve, Vater des noch lebenden Sir William, des berühmten Erfinders der Brandraketen, war mehrere Jahre vor seinem Tode bereits durch Sicht und Podagra so gelähmt, daß er nur im Wagen die Musterung passiren konnte, und leistete dessen ungeachtet in diesem Zustande der Englischen Ar-

tillerie noch sehr große Dienste. Ein zweytes Hinderniß liegt in dem modernen Systeme der Zusammensetzung der verschiedenen Waffen in Armee-Corps. Einverstanden sind wir jedoch mit dem Verf. darin, daß die Bildung und Uebung eines ausgewählten Corps von Cavallerie im Frieden, unter Leitung eines ausgezeichneten Cavallerie-Generals, für diese Waffe von wesentlichem Nutzen seyn könnte. Wir möchten dieses Cavallerie Reservecorps aber nicht, wie in einigen Armeen geschehen ist, auf bestimmte Regimenter beschränken. Höchst gefährlich ist es, in einer Armee die Idee aufkommen zu lassen, daß einige Regimenter schon vermöge ihrer Organisation und ihrer Uebungen, zu einer höhern tactischen Ausbildung bestimmt wären, als andere. Eben so nachtheilig scheint es uns zu seyn, die Leitung der Uebungen dieses Corps immer ein und dem nämlichen Cavallerie-General anvertrauen zu wollen. Mehrere Anführer für diese Waffen zu bilden, muß der Zweck dieser im Großen anzustellenden Uebungen seyn. Die dritte Schwierigkeit liegt endlich in der Sucht der neuern Zeit, so wie im Civil auch im Militär, die ganze Gewalt einzig im General-Commando zu centralisiren. Friedrich II. räumte den Chefs der Regimenter eine große Gewalt ein, unterzog sie aber einer eben so großen Verantwortlichkeit. Er wußte, an wen er sich zu halten hatte. In unsern Zeiten hat man den Chef beynahen allen Einfluß auf ihre Regimenter entzogen. Sogar die Anstellung der Officiere ist ihnen in den mehrsten Armeen genommen, und die Kunst des Commandirens eines Regiments hat sich in der des Berichteschreibens aufgelöst. Das Bild, das der Verf. im 2. Th. S. 25 u. f. von den Verhältnissen eines Obersten in der früheren Kriegsverfassung, sehr schön entwirft, paßt nicht mehr auf die der heutigen Zeit. Er kann nicht mehr, wie damals der Vater seines Re-

giments seyn, wenn er dieses auch gerne seyn wollte. Ob diese Verfassung mit dem Geiste des Militärs vereinbar sey, müssen wir billig in Zweifel ziehen. Wir erwähnen hier nur dieses Verhältniß, um den Verf., der von dem Grundsatz ausgeht: daß der Chef der Reiterrey nicht gefesselt seyn soll, auf die Schwierigkeit der Ausführung seiner Lieblings-Ideen aufmerksam zu machen. Gr. Bismark scheint bereits Erfahrungen der von uns angedeuteten Art gemacht zu haben. Er erwähnt: "es habe viele Mühe gekostet, bey der Formation des achten Armeecorps den Reiter-General durchzusehen; das Mißtrauen habe geglaubt: man wollte eine solche Stelle für sich selbst geschaffen sehen." Aus mehreren Aeußerungen in der Eingangsrede und in dem gleich darauf folgenden Aufsatz, überscriben: an den Major von Decker, der eine Beantwortung der Kritik desselben von der Schrift des Verf.: das Schützen-system der Reiterrey, enthält, müssen wir schließen, daß der Gr. v. Bismark bereits die Schriftstellerleiden, von welchen der literarische Veteran Fontenelle einst J. J. Rousseau, als er sich in die schlüpfrige Bahn der Schriftstellerey warf, warnete, erfahren habe. Er bezeichnet die drey Unholdinnen: Haß Mißgunst und Schadenfreude, als Bekannte. Doch müssen wir der Meinung seyn, daß der Verf. diese literarischen Feinden ernstlicher nimmt, als sie es verdienen. Außer den mathematischen gibt es bekanntlich keine Wahrheiten, die nicht mehrere Seiten haben. Will ein Schriftsteller sich nicht an das schon oft gesagte und längst bekannte halten, so muß er mit neuen Ideen auf, so muß er sich auf U. rspruch gefaßt machen. Das Werk muß seinen Werth verdienen. Ist es mit dem Stempel des Genies bezeichnet, so kann auch die bitterste Kritik seinem Werthe nichts entziehen; ein Werk, einmal ans Licht getreten, muß sich durch das Gewicht seines Inhalts verthei-

digen. Der Beyfall derjenigen Leser, der sich nur auf das Lob eines Recensenten gründet, kann für den Schriftsteller von Geist, der die Schriftstellerey nicht als ein Handwerk treibt, keinen Reiz haben; eben so wenig kann dieser Beruf finden, durch eine Antikritik zur Unterhaltung einer gewissen Klasse von Lesern beizutragen, denen bey ihrer Lectüre nur um diese zu thun ist. Ungern bemerken wir die Geneigtheit des Verf. den ihm dargebotenen Fehdehandschuh zu ergreifen.

Wir haben uns bey der Eingangsbrede so lange verweilt, daß wir uns nur auf eine kurze Anzeige des Inhalts der im ersten Theile enthaltenen, schon vorher gedruckten Abhandlungen beschränken müssen. Es sind deren fünf: 1. Gespräche zweyer Reiterofficiere, über Gegenstände ihrer Waffe. Darin ein Bericht über die französische Reiterey 1823. — 2. Die Lanze und das Schwert, ein fingirter Dialog über die Waffen der Reiterey. — 3. Bemerkungen, besonders in Beziehung auf die Reiterey: zu Rogniats Betrachtungen über die Kriegskunst. 4. Bericht über das Reiterlager von Lüneville, im Jahre 1821. 5. Berichte über Werke der Reiterey der Zeitgenossen. In dem Schlußberichte erwähnt der Verf. das System der reitenden Artillerie.

Im zweyten Theile beschäftigt sich der Verf. mit den Ideen der Vorzeit über die Reiterey. 1. In der ersten Abtheilung: der Graf Moriz von Sachsen, stellt der Verf. sehr treffende Bemerkungen über die verschiedenen Systeme der neuern Zeit, die Kriegsheere zu bilden und zu ergänzen, auf. Im Anfange des Revolutionskrieges, besiegten die Armeen Frankreichs, welche die Conscription aufgestellt hatte, jene Heere, welche durch Werbung aufgebracht waren. (Aber dieser republicanischen Armee, war das ehemalige Königl. stehende Heer einverleibt). Darauf trug ein Englisches geworbe-

nes Heer, über jene Französische Armee den Sieg davon, welche außer der Conscription alle Hülfsmittel des angeregten Ehrgefühls für sich hatte. Nachdem die Französischen Armeen über alle Heere der übrigen Europäischen Völker gesiegt hatten, wurden sie ihrer Seits wieder von diesen, die nach sehr verschiedenen Systemen organisirt waren, besiegt. Es ist demnach nicht die Einführung der Conscription, der diese Ereignisse beygemessen werden müssen; der Sieg ist nicht allein von der Art, wie das Heer zusammengebracht ist, abhängig. Der Verf. erklärt sich gegen das Milizsystem, das dem zu Grunde gegangenen Republikanismus angehört, auch, wie die Erfahrungen in der Schweiz gelehrt haben, zur Vertheidigung des Vaterlandes, nicht hinreichend; durch freiwillige Werbung allein, so sehr wie diese Art der Zusammenbringung eines Heers sich auch für den Krieg selbst eignet, können die Heere heutiges Tages nicht zu der erforderlichen Stärke gebracht werden. Ist die Conscription in dem Sinne gedacht, daß sie dem Kriegerstande Soldaten liefert, so ist sie richtig gedacht. Der Verf. will, wie er in seinem Schüzensysteme bereits entwickelt hat, das Conscriptionssystem zwar beibehalten, allein ihm durch einen Stamm erzogener und fortdauernder Krieger eine sichere und solide Basis geben. Er entscheidet sich für die Art der Verknüpfung der stehenden Armee mit der Landwehr in Preußen. Aber die Dienstzeit in ersterer will er auf fünf Jahre bestimmt haben. Gr. Viszmark sagt nicht, wie er ein Attribut des Landwehrsystems, das Bürgerthum, das sich nicht mit den Grundsätzen, nach welchen stehende Heere organisirt sind, verträgt, unschädlich machen will. Das Landwehrsysteem hat die Probe eines langen Friedens noch nicht ausgehalten. Auf vielen Widerspruch muß der Verf. sich bey Vertheidigung, seiner, mit unserer Ansicht übereinstimmenden Be-

hauptung: Die selbstständige Existenz eines jeden Staats hängt hauptsächlich von dem Gewichte ab, das es sich durch Aufstellung einer bewaffneten Macht zu geben vermag, gefaßt machen! Ein großer Theil der Schriftsteller neuerer Zeit, die über Militärverfassungen geschrieben haben, hat den Beweis zu führen gesucht, daß Staaten mittlerer Größe, als z. B. Württemberg, im Frieden keine größere bewaffnete Macht zu unterhalten brauchten, als ihr Verhältniß als Mitglied des deutschen Bundes erfordere. Dies System steht zu sehr mit dem Zustande der Finanzen aller Staaten, mit den Ansichten des Civils, mit der Weichlichkeit, die sich im Genuße des Friedens aller Völker bemächtigt und den Ansichten auf eine lange Dauer des Friedenszustandes in Deutschland im Einklange, als daß es nicht täglich mehr Eingang finden sollte und sogar in mehreren Staaten wirklich ins Leben getreten ist. 2. Die Sächsische Reiterrey in der Schlacht von Collin, den 18. Junius 1757. 3. Bericht über die Moldauer Pferde und die Einrichtung der dortigen Gestüte. 4. Die Führung des Soldatenpferdes mit Einer Hand und mit der Kandare; nach den Grundsätzen der Natur, der Kunst und der Mechanik. 5. Das Pferd als Produkt der Cultur. 6. Technische Stufenbahn der militärischen Reiterrey. 7. Reiterberichte.

Ohne in Untersuchungen des Inhalts dieser sechs letzten Abhandlungen einzugehen, glauben wir die Tendenz des Verf. bey seiner Reiterbibliothek richtig aufgefaßt zu haben. In allen Staaten und zu allen Zeiten herrschte und herrscht ein innerer Krieg, der sich der Ausbildung einer höheren Kriegskunst widersetzt. Will man Truppen herabbringen, sagte einst Warnery, so muß man damit anfangen, das geistige Element zu untergraben. Man sehe sie in der öffentlichen Meinung herab, beklage den Aufwand, den die Unterhaltung einer schlachtfertigen

Armee kostet, rühme den Ruhestand und stelle die bewaffnete Macht dem Glücke des Bürgerlebens entgegen. Man nehme den Soldaten allen Puz, alle Vorrechte, allen Stolz und schiebe ihn bey allen öffentlichen Staatsactionen in den Hintergrund. Das sind Mittel, die gerade zum Zweck führen. In allen Ländern, wo das Militär nicht im Frieden vorzüglich geachtet wird, (nicht ein Gegenstand der vorzüglichsten Sorgfalt des Regenten ist) wird man auch im Kriege nie gute Truppen haben. — Als charakteristische Zeichen des inneren Krieges gegen die Fortschritte der Kriegskunst, erwähnt Gr. von Bismark: das neidische Bestreben der Generale unter einander jedes Gute zu hindern; die Auflehnung der Untergebenen, an deren Spitze, aber unsichtbar, die neidische Kabale stehe; der Generalstab, der die bessern Einsichten, als ein legitimes Vorrecht ausschließend in Anspruch nehmen will; die Administrations- Behörden des Ministeriums, welche nach Art der Querstenberge heimlich Stimmen sammeln, um die zu meuchelmorden, die sie nicht vor aller Augen auf das Schafot tragen können; der Bund der Schriftsteller, die nun einmal nicht leiden wollen, wenn Einer den Cirkus verläßt, in dem sie sich gemächlich herumtreiben, und der zuschauenden Menge ihre Künste methodisch vormachen; die von der souveränen Macht selbst ausgehende Eifersucht: wir wünschen dem Verf. Glück, wenn es ihm gelingt, diese vielköpfige Hydra mit Erfolg zu bekämpfen, was viele vor ihm vergeblich versuchten. Wir sagen vergeblich in dem Sinn, daß es bey dem Alten bleibt. Doch haben Schriften solcher Männer, als Warnery, Guibert u. a. m., zu denen wir auch die des Gr. Bismark rechnen, den großen Nutzen geleistet, daß das Uebel nicht noch ärger ward. Unverkennbar wichtig ist aber ihr Einfluß auf den Militärstand, und insbesondere auf die jungen Krieger,

die Feldzüge beyzuwohnen, nicht Gelegenheit gehabt haben.

L o n d o n.

Bey Baldwin: Historical life of Joanna of Sicily, Queen of Naples and Countess of Provence; with correlative details of the literature and manners of Italy and Provence in the thirteenth and fourteenth centuries. 1824. 1. B. XV u. 401 S. 2. B. 313 S. 8.

Das Leben der Königin Johanne I. von Neapel fällt in das Zeitalter, welches, das vierzehnte Jahrhundert, für italiänische Sprache und Bildung entscheidend gewesen ist, wie für deutsche Sprache und Bildung das sechzehnte Jahrhundert. Italien war reich an Menschen und Gewerben, aber alles schwankte dort unter wildem Gebote der Leidenschaften; und das Volk, die Fürsten und Fürstinnen hatten ihr Schauspiel an den Kämpfen und den Todeskrämpfen der Fechter. Der Verstand nahm den glänzendsten Ausschwing, aber brütete auch unter den fürchterlichsten Qualen und Verbrechen. Der italiänische Geist fühlte sich dem alterthümlich griechischen und römischen Geiste verwandt und rief ihn an, um wie unser Dichter sagt, auf der Menschheit Höhen sich zu erheben. Dante erhob sich auch in der That dahin, verlor sich aber dort; er versank nicht, und verführte nicht zum Unglauben und Genußleben, aber von seinem Priesterhaß, von den Freuden seines Paradieses war leicht dahin zu kommen. Petrarca glühte für Freyheit und für Vaterland, der Dichter fand und hatte aber nicht dafür, sondern für Bartgefühle und Liebesklagen seine unachahmlichen Saubertöne, bey ihm sind nicht wie bey Dante Spuren von der Rohheit seiner Zeit, er hatte sich ohne Uebergang aus ihr in die beste Zeit versetzt, aber, seine Landsleute konnten nicht

folgen, und geriethen wohl in noch größere Widersprüche des Gemüths, das weichlicher aber nicht milder wurde. Petrarca's Freund Boccaccio liebte und machte wie keiner vor ihm die Griechen beliebt, und trieb mit griechischer Unmuth seinen Scherz und Muthwillen; sein Einfluß mußte desto größer, aber auch volksgefährlicher werden, da er schöner, wie irgend ein Italiäner das erzählte, was man in guter Gesellschaft nicht erzählen darf, was aber von ihm selbst die Prinzessin Maria von Sicilien, die Tochter des Königs Robert, gern hörte. — Von dem Könige Robert, Johanna's Großvater ward Petrarca hoch gefeiert, und die Gelehrsamkeit begünstigt. Unter seiner langen Regierung erntete Neapel die Früchte von den Einrichtungen Kaisers Friedrich II., und von der Verbindung mit der Provence. Die Geschäfte, die Stellen der Gewalt verließ der König Robert mit so weniger Rücksicht auf Herkunft, daß ein Mohr sein Großmarschall ward, und die Amme seines Sohnes erhielt die Stelle der Oberhofmeisterin bey seiner Enkelin Johanne. Sie war die Frau eines Fischers und Wäscherin zu Catania gewesen, und hatte sich bey den Fürstinnen durch die Zubereitung von Schönheitsmitteln und Leckereyen in Gunst gesetzt und erhalten. Graf Trelice heirathete ihre Tochter; Bischof ward ihr Sohn, dann Ritter, Graf, Hofmarschall, und, wie Boccaccio sagt, von Johanna besonders begünstigt. Unter dem gemischten Adel von normannischen und arelatischen, neuen und alten Familien konnte zwar keine Ruhe seyn, und die Unruhen nahmen unter ihm mit dem Alter des Königs zu; aber die königliche Gewalt machte sich doch in der heftigsten Fehde geltend und die Grafen Pippini büßten dafür in den Eisen, und ihren Gegnern hatte auch Graf Trelice, Schwiegersohn von Philippa von Catania gehört. Weit gefährlichere Bewegungen waren nach Robert's Tode zu befürchten. Er hatte

keine Hoffnung mehr Söhne zu bekommen, und wünschte den Thron seiner Enkelin Johanna zu hinterlassen, auf welchen seine männlichen Seitenverwandten, der König von Ungarn und der Fürst von Tarent, Anspruch machen konnten. Er vermählte sie mit dem Ungarischen Prinzen Andreas erhielt von dem versammelten Adel ihre Anerkennung als Thronfolgerin; und die sechszehnjährige Königin bestieg 1343 seinen Thron, unter päpstlicher Vormundschaft. Das Weitere soll nun Petrarca berichten, der als päpstlicher Geschäftsträger nach Neapel kam, doch dabey den Dichter nicht verkennen läßt. „Gleich nach meiner Ankunft begab ich mich zu den Königinnen (Johanna und Robert's Wittwe Sancha) und begann mit dem Rathe über den Gegenstand meines Kommens zu verhandeln. Aber, o Schande der Welt, welch ein Ungeheuer (es ist der ungarische Mönch Robert gemeint, der aus dem Hofmeister der Geschäftsmann des Prinzen Andreas wurde). Mag der Himmel den Boden Italiens von solcher Seuche reinigen. Ich dachte, daß in Memphis, in Babylon, in Mekka, bey den Sarazenen allein Christus verachtet sey. Ich traure um Dich mein geliebtes Neapel, daß Du ihnen gleich gemacht bist, kein Erbarmen, keine Treue, kein Glauben, ein entschliches Thier (die Beschreibung des Mönchs folgt) verachtet nicht bloß die Bitten der Bürger, sondern behandelt auf dem günstigen Boden erheuchelter Scheinheiligkeit die Gesandtschaft des Papstes mit Unglimpf. Aber das ist nicht zu verwundern, weil sein Stolz auf den Schätzen beruht, die er zusammenhäuft. — Er gebietet mit unfäglichem Hochmuth und Gewaltmißbrauch über die Höfe der beiden Königinnen, unterdrückt die Schwachen, tritt die Gerechtigkeit unter die Füße, verwirrt alle menschlichen und göttlichen Dinge, und sitzt gleich einem neuen Palinurus oder Siphys an dem Ruder dieses großen Schiffs, welches so viel

ich absehen kann, schnell zu Grunde gehen wird, da die Schiffsleute alle ihm gleichen, den Bischof von Savailon ausgenommen. — Aber was kann ein Lamm thun in der Mitte von solch einem Rudel Wölfe? Es bleibt ihm nur übrig zu fliehen, und sich auf die Regierung seiner eigenen Kirche und Heerde zu beschränken; ich glaube, er wird es thun (er that es wirklich). Er ward bisher nur aus Mitleid für das Königreich zurückgehalten, und in Erinnerung der letzten Worte, welche der sterbende König ihm sagte: Sie (der Cardinal Colonna) werden wohl thun, dieses dem Papste vorzutragen. Setzen Sie in meinem Namen hinzu, daß die apostolische Gesandtschaft ehrerbietiger bey den Sarazenen aufgenommen seyn würde als zu Neapel. — Ich habe die Gefangenen (die Grafen Pippini) drey oder vier Mal auf der Burg zu Capua besucht. Sie haben keine Hoffnung als von Ihrer Seite, seit sie aus Erfahrung wissen, daß vor einem ungerechten Richter eine gerecht. Sache nichts vermag. — Die alte Königin hat großes Mitleiden mit ihnen, kann ihnen aber nicht helfen. Cleopatra und Ptolemäus möchten wohl Gnade für sie haben, wenn Phocinus und Achilles es erlauben wollten“. Petrarca fand indessen so viel Gunst am Hofe, daß die Königin ihn zu ihrem Almosenier machte, und ihr Gemahl Andreas nach Capua ging und die Grafen Pippini in Freyheit setzte, die seine Vertrauten wurden, und an dem Hofe mit ihren alten Feinden beysammen waren.

Seit dem verfloßen zwey Jahre, die Niederkunft der Königin, ihre und ihres Gemahls Krönung standen bevor, da ward er Nachts von ihrer Seite gerufen, und erwürgt, ohne Wissen der Königin behaupten Boccaccio und Petrarca, mit ihrem Wissen das Ungarische Gefolge des unglücklichen Andreas. Der Papst ordnete Untersuchung

über die Mordthat an, sie sollte geheim seyn, wenn die Königin, oder Angehörige der k. Familie darin verwickelt würden, und sie hatte keinen Erfolg. Der Adel aber und der Rath von Neapel sandte Botschaft an die Königin, damit öffentliches Blutgericht gehalten würde, sie genehmigte es; und an ihrem Hofe ward Philippa von Catania verhaftet, vor den Augen der Menge gemartert und verhört, doch so daß die Aussage von der Menge nicht verstanden werden konnte, und qualvoll hingerichtet. So geschah es auch ihrem Sohn und Schwiegersohne. Der König Ludwig von Ungarn klagte und kriegte wider die Königin Johanna auf Mord seines Bruders, und nahm an dem Herzog Karl von Durazzo die Blutrache, der Papst sprach die Königin zu Avignon feierlich vor der Schuld frey auf ihre Selbstvertheidigung von den versammelten Kardinälen, und sie kehrte mit Heeresmacht aus ihrer Provence nach Neapel zurück. Aber Petrarca hatte die Leute dort und das Bersähngniß des Königshauses nicht zu schwarz gesehen, ohne noch das schauerliche Ende seines geliebten Nienzo zu Rom mit der Freude und der Hofnung auf ein freies und mächtiges Rom und Italien zu ahnden und ohne noch zu Neapel den Schrecken von jenen fremden Abentheurern zu ahnden, von denen einer sich schrieb: Herzog Werner von der großen Kompagnie Haupt, von Gott, von Mitleid und Erbarmen Feind. Es hatte die Königin Johanna den Haß ihrer Anverwandten, alle Ungewißheit des feigen und verrätherischen Wesens zu Neapel und den Grimm des starren Papstes Urban VI zu bestehen, und vermochte es nicht. Sie ließ der Herzog Karl von Durazzo, der Jüngere, und ihn die Königin von Ungarn ermorden. Der Verf. hat in der Geschichte der Königin mit Kenntniß und nicht ohne Kunst das gefell-

schaftliche und wissenschaftliche Leben geschildert. Er läßt ihre Zeitgenossen selbst sagen, was sie denken, und zeigt uns wie sich ihre Ideen in den Ereignissen spiegeln. Er macht das Land, die Leute, die Trachten, das häusliche und feierliche Benehmen, aber so wenig als möglich Schmutz und Blut anschaulich. Er prunkt nicht mit citirten Citaten, die mit des gelehrten Jesuiten Tireboschi's Storia della letteratura Italiana ihm eben so leicht, als einem deutschen Geschichtschreiber geworden wären, sondern er sagt aufrichtig, daß er meist Costanzo's Geschichte von Neapel gefolgt sey. Doch darf auch nicht unbemerkt bleiben, daß zwar das Wochenzimmer für die kleine Johanna umständlich, aber die Landesverwaltung unter ihr als Königin gar nicht beschrieben wird; daß sie gegen die Mordschuld an ihrem Gemahl Andreas lobrednerisch verteidigt wird, ohne neue Gründe und mit Verschweigung des angeblichen Umstandes, daß sie wider ihn durch Zaubermittel eingenommen worden; ferner, daß von ihren eigenen Worten früher nichts angeführt wird, als bis sie in der Gefangenschaft des Herzogs von Durazzo seiner Thronbesteigung feierlich widerspricht. Bey der Abhandlung über die provencalische Literatur sind die Untersuchungen von Raynouard und die Darstellung von Sismondi nicht benutzt, und sie wäre der Geschichtserzählung wohl richtiger beigefügt, als ihr eingeschaltet. Mit Jahrszahlen ist der Verf. zu sparsam; und mit Wortzierrathen zu freygebig: The moody natives of the North have most commonly invoked the daughters of Memory, as mighty enchantsses powerful to raise or 'quell the fearful strife of contending passions; but the lighthearted Troubadour, rendering a more cheerful homage, wooed them only as the presiding deities of the festival hour, the willing companions of valour and beauty.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.

Den 21. August 1826.

L o n d o n.

The Wonders of Elora; or the narrative of a journey to the temples and dwellings excavated out of a mountain of granite, and extending upwards of a mile and a quarter, at Elora, in the East Indies, by the route of Poona, Ahmedu Nuggur, and Toka, returning by Dowlatabad and Aurungabad; with some general observations on the people and country. By John B. Seely, Captain in the Bombay native infantry, and late in the military service of his Highness the Rajah of Nagpoor. 1824. 8.

Der lange Titel gibt den Hauptinhalt dieses Buches genau an. Der Verf. erklärt in der Vorrede: die Bemerkungen, welche die folgenden Blätter enthalten, waren schon mehrere Jahre niedergeschrieben, nur so lange ich in Indien war, hinderten mich mancherley Ursachen sie bekannt werden zu lassen: eine schwere Krankheit nöthigte mich nach meinem Geburtsorte zurückzukehren, dort suchte ich meine Schrift wieder hervor, und glaube daß sie für einen großen Theil des Publicums nicht unini-

teressant seyn wird. Die wunderbaren Tempel zu Flora kennen wir wenig, da die Beschreibungen derselben sich in so kostbaren Werken finden." Wir geben dem Verf. darin Recht, und sein Werk verdient auch nach jenen Beschreibungen, die Langlès in seinem bekannten Prachtwerke, nach Daniell und anderen geliefert hat, gelesen zu werden: das Buch enthält außerdem viel Interessantes über Indien und berichtet manches, was andere Reisende übersahen, oder nicht hervorheben mochten.

In seiner Schrift erscheint Seely als ein gutmüthiger Mann, der unverholen seine Ansichten mittheilt, gefühlvoll, heiter, thätig und unternehmend nur zuletzt verstimmt durch Krankheit und fehlgeschlagene Hoffnungen. (S. 207. 237. 288). Er liebt sein Vaterland über alles, was ihn jedoch gegen Mängel nicht blind macht; Indien ist, wie er in vielen Fällen zu zeigen sucht, seit der Eroberung durch die Engländer in einem viel glücklicheren Zustande als früher, wie noch die inneren streitenden Parteyen alles verheerten und ausfogen. An Gelegenheit, das Land kennen zu lernen, hat es ihm nicht gefehlt, und bey seinem Eifer alles mit eigenen Augen zu sehen und sich genaue Kunde zu verschaffen, hat er die sich ihm darbietenden Gelegenheiten gut genützt. Er war (S. 488.) in Bengalen, Berar, Bahar, Drissa, Carnatic, Mysore, Soondah, Ceylon, Malabar, Decan, Bissiapur und Guzerat und dienete in den drey verschiedenen Präsidentschaften. Seit dem Jahre 1804, als er zuerst England verließ, hielt er stets ein ordentliches Tagebuch, funfzehn Jahre lebte er in Indien, und durch Verkehr mit Eingebornen, durch Briefwechsel u. s. w. suchte er stets seine Kenntnisse zu erweitern, wozu ihm seine Kenntniß der Landessprache behülflich war. Nur einen kleinen Theil seiner Bemerkungen enthält dieses Buch, was zu bedauern

ist, da er keinen Anstand nimmt (S. 66.) zu erklären: "ich wage zu sagen, das Meiste was wir über Indien wissen, haben wir erfragt, wenig, sehr wenig wissen wir durch eigene Untersuchungen, durch eigene Anstrengungen. Auch zu lost ist von andern seine Bemerkung übersehen (S. 480.), daß alle Reisenden, die nur die Hafen- und die Küstengegenden besuchen, die Indier eigentlich gar nicht kennen lernen, da alle die dort leben, durch den steten Verkehr mit Fremden, ganz verändert sind. Die im Innern, sagt der Verf., sind ein ganz verschiedenes Geschlecht, in Sitten und Gebräuchen, in Hinsicht auf ihre Moral und ihre ganze Denkweise." — Mit vergleichenden Bemerkungen über Bombay, Madras und Calcutta beginnt das Buch, und das Leben in dem erstgenannten Ort lobt Seely vorzüglich, übereinstimmend mit Mrs. Graham. Nur kurz berührt er die Insel Elephanta, die Grotten und Bildwerke daselbst: sie sind durch den Regen und Seewind sehr beschädigt, und die Engländer haben jetzt eine Wache dort aufstellen müssen, da Europäer die Figuren und Zierrathen daselbst auf mancherley Weise entstellten. — Die Erlaubniß zur Reise nach Elora erhielt Seely nur mit Mühe, da die Engländer mit den Marattensfürsten Holkar in keinem guten Vernehmen standen, in dessen Gebiete damals der Tempel stand. Er brach endlich auf, mit drey Ochsen, die sein Zelt trugen, drey anderen, die mit Kleidern, Lebensmitteln, Büchern u. s. w. beladen waren, mit einigen Trägern, die Küchengeräthschaften, Schreibsachen u. s. w. aufgepackt hatten, vier Bedienten und mehreren Pferden. Zur Bedeckung dienten sechs Siphauen (Seapons) und ein Corporal. Wo er Engländer auf seinem Wege traf, fand er die freundlichste Aufnahme, bey seiner Rückkehr nach Europa bemerkt er: "man spricht in England viel von Gastfreundschaft und guter Cameradschaft, aber in Indien

kennt man sie, und übt sie aus. Der Engländer hat eine Zurückhaltung, eine Kälte, einen Ernst, die einem alten Indier sehr drückend sind.“ Auch die Eingebornen, die Hindus, lobt der Verf. sehr: “sie sind ein gelehriges, fröhliches, gutartiges Volk; die Ursache aller schlechten Eigenschaften, die man bey ihnen findet, ist die schlimme, willkührliche Regierung der Indischen Fürsten.“ — Am Fuß der Gates, in Capooly, staunte er das hohe, steile Gebirge an, das unübersteiglich schien. Der Weg ist äußerst beschwerlich, durch große Steine unterbrochen, führt an senkrechten schauerlichen Abstürzen und tiefen Thälern hin, nach welcher Seite man auch den Blick wendet, überall thürmen sich Berge auf, deren Spitzen sich in den Wolken verlihren. An der höchsten Stelle des Passes liegt das Dorf Gundalla. Von dort ging der Verfasser, nach einiger Rast, nach dem Berge Ekverah, wo in ziemlicher Höhe über der Ebene ein großer Tempel steht. Der Weg dahin ist ebenfalls steil, schmal und äußerst schwierig, erreicht der müde Wanderer die höchste Stelle des Pfades, so überschaut er ein offenes, reiches, schönes Land, Berge ziehen in der Entfernung hin, das schöne Dorf Karli liegt in einem Haine von Mangobäumen, und nicht weit davon steht in feierlicher Größe, aus dem Berge ausgehauen, der gewölbte Tempel von Karli, mit der sitzenden Figur des Budha. Priester und Fakire leben in der Nähe, einer derselben saß vor einem Feuer, das Tag und Nacht unterhalten ward, und hatte sich den Mund mit einem Tuche bedeckt, sich gegen jede Befleckung durch den Athem zu sichern, und um kein lebendes Wesen zu tödten. Seely erzählt bey dieser Gelegenheit, wie strenge manche Braminen in der Hinsicht sind. Einer, der in Benares lebte, ließ, so bald er ausging, den Weg vor sich her reinkehren, um kein Thier zu zertreten, wenn er aß, standen Leute mit Fächern um-

her, jedes Insekt abzuwehren. Ein Europäer gab ihm unbesonnener Weise ein Mikroskop, womit er das Wasser, welches er eben trinken wollte, betrachten möchte. Als er Thierchen darin erblickte, warf er mit Unwillen das Instrument zur Erde, zerschmetterte es und that das Gelübde, nie wieder Wasser über seine Lippen zu bringen. Er hielt sein Wort und starb. — Durch Poona, Seroor, Ahmed-Nuggar, Loka, Shakpoor gelangte unser Reisende nach dem kleinen Dorfe Elora, das, mitten unter Bäumen liegend, von Braminen bewohnt ist. Bruce gerieth in kein freudigeres Erstaunen, sagt der Verf., wie er die Nilquellen zuerst erblickte, „als ich, da auf einmal die wundervollen Tempel von Elora vor mir lagen, und ich die Berge umher ausgehauen sah! Wer vermag sein Erstaunen zu schildern, worin er plötzlich vor einen ungeheuren Tempel tritt, einen großen ihn umgebenden Hof übersieht, und bedenkt, daß alles aus den Felsen ausgemeißelt ist. Der Tempel selbst ist hundert Fuß hoch, hundert fünf und vierzig Fuß lang, zwey und sechzig breit; er hat schöne Thore, Fenster, Treppen, große Säle mit platten und polirten Wänden, mit schönen Säulenreihen. Der Hof ist rings umher von drey Gallerien, die über einander sich erheben, eingeschlossen, und, wie der Tempel selbst, alles ist aus dem Felsen selbst ausgearbeitet. Ein Pantheon, eine St. Peters- oder Paulskirche zu bauen, kostet Arbeit und Talent, aber wir begreifen wie es geschah, wie der Bau fortschritt und vollendet ward; sich aber eine Anzahl Menschen zu denken, noch so groß, noch so unermülich als man will, und mit allen Hülfsmitteln versehen, die einen festen Felsen angreifen, ihn an manchen Stellen hundert Fuß tief aushauen, ihn mit dem Meißel ausarbeiten und so einen Tempel wie den erwähnten zu Stande bringen, mit seinem Hofe, seinen Gallerien, Sälen und der end-

losen Fülle von Statuen, Verzierungen und Bildwerken — das scheint unglaublich und man verliert sich in Staunen.“ Die Hindus haben daher auch, wie zu erwarten war, eine Sage, daß durch Götterkraft dieser Tempel ausgearbeitet worden. — Um alles in dieser Gegend, die Thevenot schon das Pantheon Indiens nannte, genau zu sehen, schloß Seely mit den Braminen einen förmlichen Contract, wodurch ihm für vierzehn Tage einige Plätze zum Gebrauch für sich und seine Leute, eingeräumt wurden. Er gibt, als das Resultat seiner Untersuchungen, zuerst die Schilderung des oben erwähnten, freystehenden Tempels, und einen Grundriß, der mit dem bey Pangles übereinstimmt; dann folgt die Beschreibung der übrigen Tempel, die als große Grotten, mit unsäglichlicher Mühe in den Felsen ausgehöhlt sind. Als auffallend bemerkt er, daß an jeder Seite der Säulengänge des großen Tempels Sphinxen, ganz nach Aegyptischer Art, ausgehauen sind, die er sonst nirgends in Indien sah. Er bestätigt, was schon von anderen erzählt ward, daß Indische Soldaten, bey der Englischen Armee in Aegypten, als sie mehrere der Bildwerke in den dortigen Tempeln erblickten, mit Erstaunen ausriefen, Hindus müßten früher Aegypten bewohnt haben. — Manchen Geschichtsforschern und Mythologen unserer Zeit, möchte man seine Bemerkungen, (S. 196. 265. u. f. w.) wie behutsam man bey Werken, die in Indien über Götterlehre geschrieben worden seyn müssen, zur Warnung empfehlen; so wie seine Angaben über die Unzuverlässigkeit der Braminen in ihren Erklärungen und Deutungen, vollkommen alles bestätigen, was Malet früher darüber bekannt machte. — Betrachtungen über die in Flora verehrten Gottheiten, schließen diesen Abschnitt, dem noch eine Ansicht vom Innern des Tempels des Bisuacarma beygefügt ist, und Nachbildungen mehrerer Sculpturen in verschiedenen Grot-

ten. — Den übrigen Theil des Buches füllt theils die Beschreibung der Rückreise, theils sind es interessante Mittheilungen über verschiedene Indien betreffende Gegenstände, über das Leben daselbst und über mehrere Klassen von Einwohnern.

Durch Rozo kam er zu der berühmten Festung Dowlutabad; eine steile Felsenmasse, durch mehrere Mauern, die sich über einander erheben, gegen Angriffe gesichert. Ein Kupferstich gibt eine Ansicht von diesem merkwürdigen Orte. Auf dem ferneren Wege besuchte der Reisende Aurungabad, das mit seinen lustigen Minarets zwischen schönen Bäumen, den großen weißen Moscheen und hohen Häusern in der Ferne den Blick auf sich zieht, so bald man durch das Thor eingegangen ist, sieht man überall Ruinen und Verödungen, und alles verkündet, daß der Ruhm der Königsstadt dahingeschwunden ist. Nur zwey Gegenstände verdienen Beachtung, die Gärten und das Grabmal der Rasbea Dooraney, der Lieblings-Sultantin des Aurungzebe, wovon auch eine Abbildung beygefügt ist. — Seely's Aufenthalt in Aurungabad gibt ihm Gelegenheit sich über manche Gegenstände zu verbreiten. Seine Bemerkungen über die Freyheit der Presse in Indien, die von vielen gewünscht wird, zeigten, wie leicht verwundlich England in Indien ist, wie begierig man dort ist Nachrichten aus Europa zu erhalten, wie selbst die Beschränkung der Presse das Verbreiten falscher und gefährlicher Nachrichten nicht hindert, die um so mehr Glauben finden, je geheimnißvoller sie verbreitet werden. —

Das neunzehnte Kapitel, von den Versuchen die Hindus zum Christenthume zu bekehren handelnd, ist beachtungswerth, weil der Verf. unbefangenen die Ansichten der Eingebornen darüber mittheilt, da dies ein Gegenstand war, den er oft mit Anhängern des Brahma und Budha, wie mit Mohamedanern besprach. Er zeigt die Schwierigkeiten,

welche überall der Bekehrung entgegenstehen, und erklärt den geringen Erfolg der angewendeten Bemühungen. Auch seine Vorschläge, mit günstigerem Erfolg in Indien auf Missionen zu wirken, verdienen Beherzigung. Wenn in dem Monthly Magaz. (1825. Nov. S. 333. vgl. Suppl. to Vol. 59.) geradezu behauptet wird, daß die Ostindische Compagnie hauptsächlich Ursache sey, daß das Christenthum in Asien so geringe Fortschritte mache, da sie wohl einsehe, daß nur durch Erhaltung der Kasten, die das Christenthum umstöße, ihr Einfluß erhalten werden könne, so äußert Seely (S. 454.), er habe keinen Zweifel, daß die Compagnie (unter gewissen nothwendigen Beschränkungen) keine Hindernisse in den Weg legen werde, und daß alle im Civildienst oder im Militär Angestellten gewiß durch Geldbeyträge und auf andere Weise das Unternehmen fördern würden.

E * u.

P a r i s.

Bey Baudouin: Précis de l'histoire des tribunaux secrets dans le Nord de l'Allemagne par A. Loève-Weimars. 1824. 228 Seiten Duodez. — Das Werkchen ist nichts anders als ein dürftiger und populärer Auszug aus Berk Geschichte der Westphälischen Femgerichte (1815); auch nicht eine Einzige andere Quelle ist dabey benutzt; dagegen aber die wahre Quelle verschwiegen, wenn gleich Berk einmal in der Note beyläufig erwähnt worden ist. Sollte der Verf. die Absicht gehabt haben, die abenteuerlichen Vorstellungen, welche über die Femgerichte in unsern Ritterromanen früher im Schwange gingen, und noch bis in diesem Augenblicke in Frankreich herrschen, zu berichtigen, so kann er sich allerdings durch seine Arbeit einiges Verdienst um seine Landsleute erworben haben.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. Stück.

Den 24. August 1826.

L e i p z i g.

Bey Hahn: Geographie der Griechen und Römer aus den Quellen bearbeitet von K. Mannert. Neunter Theil (Italia nebst den Inseln). Erste Abtheilung. 1823. S. XII. und 812 nebst einem Kärtchen. Zweyte Abth. 1823. S. XVI. 558. Zehnter Theil (Afrika). Erste Abth. 1825. S. XVI. 631. mit einer Karte. Zweyte Abth. 1825. S. VIII u. 655. mit drey Karten und einem Kärtchen.

Dieser Titelangabe nach liegen uns zwey Theile oder vier Bände eines wichtigen Werks zur Anzeige vor, wovon wir im 77. Stück des Jahrg. 1823 erst den achten Theil, Griechenland umfassend, angezeigt haben. Zuörderst gestehen wir uns durch die rasche Förderung und die Vollendung eines so umfassenden Werks eben so überrascht wie erfreut; der Deutsche mag sich Glück wünschen, daß ihm ein so wohlgeordnetes, lesbares, vollständiges, genau gearbeitetes Werk den Zugang zur Kenntniß der alten Erdkunde eröffnet. Dabey wiederholen wir aber auch, daß besonders in den klassischen Ländern eine genauere Nachforschung über die comparative Geo-

graphie durchaus nicht unnütz, sondern vielmehr ein um so größeres Bedürfniß sey, je weniger überall die Angaben des Verfassers den Standpunkt, auf den die Untersuchung jetzt schon gelangt ist, genügend darstellen; wir sagen das aber auch nicht, um die Verdienste des ruhmwürdigen Verfassers zu verkleinern, sondern nur, daß Niemand die Versuch-, Mehr zu leisten, vornweg für thöricht erkläre. Die Einleitung des neunten Theils handelt, wie bey Griechenland, größtentheils von der Abstammung und nationalen Verwandtschaft der Völker Italiens. So wenig Hes. nun gegen das System des Verf., den Autochthonismus, im Ganzen einzuwenden hat (er hält ihn für das Resultat der unbefangenen Betrachtung der Menschenstämme in ihrer Eigenthümlichkeit), so entfernt er davon ist, die Existenz eines Königs Italus gegen den Verf. vertheidigen zu wollen: so wenig kann ihm der Hauptsatz dieser Einleitung: Italien sey seit Urzeiten von einem einheimischen Stammvolke, das sich selbst Itali genannt habe, bevölkert gewesen, einleuchten. Die Griechen brauchen anerkannt den Namen zuerst nur von dem Südwinkel Italiens, und nennen das übrige Land noch lange Opize und Tyrsenien; daß Polybios den Namen schon in der weitesten Ausdehnung braucht, ist nicht zu verwundern, damals bedurfte man für die durch Naturgränzen von allen andern Ländern abgesonderte Halbinsel einen gemeinsamen Namen, und der Italiens war allmählig dazu herangewachsen; der König Italus aber ist aller Wahrscheinlichkeit nach gar keine einheimische Sage, sondern aus dem gewöhnlichen Verfahren der Griechen Völker in Heroen umzuwandeln hervorgegangen, und daß er über verschiedene Stämme geherrscht haben soll, beweist gar nicht Einheit der Abkunft; der Tusische Stamm erscheint von dem süditalischen, Etruskischen, der Sprache und den Sitten nach im

mer in einer starken Absonderung; kurz wir sehen durchaus keine hinlängliche Begründung dieses Sazes, der sonst für die alte Ethnographie sehr merkwürdig wäre. Die Beschreibung des nördlichen Italiens, in den ersten drey Büchern, enthält manches Neue und Verdienstliche. Daß der Name Adriaß den Griechen zuerst die Landschaft an den Po-Mündungen, das Delta des Padus, bedeutete, wird schon in der Einleitung aus Herodot (dessen Stellen neuerlich Petronne über Dicuil nicht so richtig behandelt hat) und besonders aus Polybios dargethan; aus dieser Urbedeutung entwickelte sich der Sprachgebrauch, wornach der Meerbusen, welcher durch Lagunen vor Alters in jenes Delta eintrat, zuerst in geringerer, dann in weiterer Ausdehnung, Adriaß und Adriatisches Meer genannt wurde. Auch ist die Wassergegennd zwischen Ravenna und Altinum, worin die Siebenmeere der Atriaten lagen, ziemlich richtig beschrieben, obgleich nicht genug auf den großen Unterschied der alten und jetzigen Gestalt aufmerksam gemacht ist, worüber des Grafen Silvestri Schrift von den Adrianischen Sümpfen mehreres Brauchbare enthält. Den Uebergang Hannibals über die Alpen läßt der Verf. über den Berg Cenis geschehen, ohne sich auf ausführliche Erörterungen der Annahmen und Gründe Anderer einzulassen. Den Uebergang desselben Feldherrn über den Apennin, um diesen gleich anzuknüpfen, stellt der Verf. gewiß richtig dar, indem er Hannibal über die westlichen Theile des Gebirges in das Thal des Serchio (Auser) und dann in das des Arnus gehen läßt; die Meinung Vor. Guazzesi's und anderer Italiäner, daß die Sümpfe im Padus-Thale zu suchen seyen, durfte er stillschweigend beseitigen. Die bekannte Hypothese des Verf., daß die Veneti am Adriatischen Meerbusen ein Slavischer Stamm, die Wenden, seyen, versucht er hier durch den Bernsteinhandel zu stützen, der ohne Zweifel schon in recht

alter Zeit, wie aus historischen Andeutungen und Mythen dargethan werden kann, von der Ostsee nach den Padus-Mündungen hinüber ging; daß aber die Wenden diesseits und jenseits die Vermittlung gebildet hätten, ist eine kühne Idee des Verf., welcher Ref. nicht widersprechen aber auch nicht beystimmen mag. Bey Aquileja vermiffen wir Rücksicht auf die dort ausgegrabnen Alterthümer, (die Bertoli *Antichità d'Aquilegia* behandelt): aber auf solche locale Forschungen, denen die alte Geographie schon so viel verdankt, hat Hr. Mannert selbst da nicht Rücksicht genommen, wo erst dadurch die Lage eines Orts bestimmt wird. So haben neuere Ausgrabungen hinlänglich gezeigt, daß die Ligurische Stadt Bellejoe beym heutigen Macinisso lag; Hr. Mannert setzt sie, bloß der Namensähnlichkeit wegen, nach dem Dorf Billoe an der Nura. Ueber die Lage Luna's findet ein alter Streit statt zwischen den Deutschen und Italiänischen Geographen, indem Cluver es nach Strabo, aber gegen Plinius und andre Autoritäten, westlich von dem Etruskischen Gränzflusse Macra nach Verici setzt; die Italiäner dagegen ihm seine Stelle östlich von diesem Flusse geben. Nun beweisen aber die Trümmer von Luna, die Cyriacus im 15. Jahrhundert noch vollständiger sah, besonders die Spuren eines Amphitheaters, von denen neuerlich öfter die Rede gewesen ist, daß die letztern Recht haben; damit stimmt auch, daß Luna früher Tus-Fisch war, indem Etrurien in ältern Zeiten bis zur Macra, aber schwerlich weiter reichte. Hr. Mannert ist hier merkwürdig verworren. Zuerst setzt er Luna bestimmt an die Ostseite des Flusses, und sagt, daß es deswegen eigentlich zu Etrurien gehöre. Auch gibt er an, daß man östlich Ruinen zeige. Doch könnten diese, fährt er fort, der Stadt selbst nicht angehören (und doch sah Cyriacus hier die alten Marmormauern von Luna); die wahre Lage habe Cluver bey Verici am westlichen Ufer nachgewiesen. Dann

irrt der Verf. auch darin, daß er die Römische Colonie nach Euca (so gibt der richtige Text bey Livius 41, 13.) auf Euna überträgt. — Wie Hr. Mannert in diesem Beispiele der allerdings achtungswürdigen Autorität des wackern Cluver die genauere Localforschung aufopfert, so muß im Allgemeinen eingestanden werden, daß er nur selten über das, was Cluver wußte, hinausgegangen ist; nicht einmal die trefflichen Annotationes zu dessen Italia, wodurch Dolstenius, einer der größten Forscher in der comparativen Geographie, viele Irrthümer des Buchs berichtigt hat, fand Ref. benützt und angeführt. Viel weniger sind Werke, wie Targioni Tozzetti's auch dem Antiquar überaus nützliche Reisen durch Toscana, gebraucht; der Verf. hätte daraus eine weit gründlichere Beschreibung des alten Zustandes der Gegend von Pisa und des portus Pisanus schöpfen können als er uns jetzt gibt. Doch möchte Ref. gern noch einigen Raum dieser Anzeige für den letzten Theil des Werks übrig behalten, und muß eine Menge ähnlicher Bemerkungen über die andern Landschaften Italiens unterdrücken. Was nun diesen letzten Theil betrifft, so wird Niemand dem Verf. das Lob fleißiger Benutzung des Materials, welches ihm freilich nicht in genügender Vollständigkeit zu Gebote stand, und mancher gründlichen Forschung versagen. Die erste Abtheilung beschreibt zuerst die Ostküste von Afrika, so weit sie den Alten bekannt war. Hr. Mannert meint aber, daß sie zum Theil den Alten besser bekannt gewesen sey als den Neuern, und namentlich der Küste von Adule bis an die Meerenge Babel-Mandeb Ptolemäos richtiger eine östliche als die Neuern eine südliche Richtung gäben. In der That stimmen auch die Nachrichten der Alten in dem Resultat zusammen, daß Adule, das heutige Bailul, in dem Winkel eines gegen Südwesten reichenden Meerbusens und ziemlich in derselben Breite wie die Meerenge liege; wenn nur auch ein

Zeugniß, wie etwa das des Lord Valentia, bestätigend hinzutrate. Die Entwicklung der Begriffe der Alten von der Gestalt Südafrikas und der Umschiffbarkeit oder Unumschiffbarkeit dieses Landes ist mit viel Geist und auf eine sehr anschauliche Weise ausgeführt. Besonders zeigt der Verf., wie die Entdeckung des Vorgebirges Prasum (Cap del Gada unter 10. Grad südlicher Breite), welches stark nach Osten vortritt und einen großen Meerbusen schließt, bey den Alten die Meinung eines Zusammenhangs Africa's mit Ostindien hervorbrachte, und den Ptolemäos veranlaßte, den großen Indischen Ocean für ein Binnenmeer zu halten. — In der Darstellung des Verkehrs zwischen Aethiopien und Aegypten können wir eher die Meinung, daß die zu Psammetichos Zeit aus Aegypten entwichnen Kriegerleute als die Gründer von Axum und die ersten Stifter des Reichs Habesch anzusehen seyen, als die Conjectur des Verf. bey Strabon XVI. p. 1114. billigen. Strabon sagt dort, Sesostris scheine Aethiopien unterworfen und Asien mit Krieg überzogen zu haben; daher man an vielen Orten alte Befestigungen Wälle des Sesostris nenne (*διὸ καὶ πολλὰ χροῖν Σεσώστριος χάρακες προσαγορεύονται*) (wie man auch in Griechenland z. B. eine Insel bey Attika Patroklos Chazar nannte), und in verschiedenen Gegenden Tempel nach dem Muster der Heiligthümer Aegyptischer Götter gebaut existirten (*ἀγιδεῖματα ἱερῶν*). Herr Mannert corrigirt hier, nur weil er den Sinn der Stelle nicht richtig faßt, *Σεσώστριοι χαρακτῆρες*. Sonst spricht der Verf. von Sesostris Tugenden mit hinlänglicher Critik, aber ganz ohne Benutzung der Thebaischen Bildwerke, die die Thaten des großen Ramesses darstellen. Ein besondres Capitel ist dem Denkmal von Abule gewidmet, welches der Vf. nach Buttmann und Salt, aber auch nach manchen eignen Gedanken, erklärt; außer der Inschrift des Nizanas konnte nun auch das von Niebuhr (Atti

dell' Acad. di Archeologia 1, 1.) und Petronne (Journal des Savans, Febr., April, May 1825) behandelte Denkmal des Silko damit zusammengehalten werden, wodurch wir den Zustand Nubiens, wie der letzte Gelehrte erwiesen zu haben scheint, in einer noch spätern Zeit kennen lernen als durch jene beiden. Viel Mühe wendet der Verf. darauf, die verschiedenen und schwankenden Angaben der Alten über Astapus und Astaboras und über die Insel Meroe zu einem geordneten Ganzen zu verbinden. Die Griechen, schließt er, kannten schon zur Zeit der Ptolemäer die Quellen des östlichen Stroms, Abawi, Astaboras: von dem westlichen ansehnlichern Theile blieb ihnen der Ursprung unbekannt, sie nannten ihn deswegen Astapus. Aber Astapus ist ja ein alter einheimischer, wahrscheinlich ägyptischer, Name, und τὸ ἐκ τοῦ σκότους ἔδωκεν bloß die Uebersetzung davon (Diodor 1, 57.), folglich nahmen die Griechen den älteren Namen nur an. Daß aber die Insel Meroe, die nach der herrschenden Ansicht einzig und allein durch die Nähe der Quellen des Atbara und Abawi ihr inselartiges Ansehen erhält, durch einen aus dem Abawi in den Atbara oder umgekehrt hinübergehenden Flußarm gebildet werde, erscheint als eine ganz willkürliche Annahme des Verfassers, die sich auch mit den besten Charten, z. B. der Somardschens zu Caillaud, am wenigsten verträgt. Wiewenig genau die Griechen es mit dem Namen νῆσος nahmen, beweist schon der Peloponnes. Die Stadt Meroe setzt Herr Mannert bey der Insel Kurgos, drey geogr. Meilen nördlich von Eschendi, an; die spätre Residenz Napata ganz richtig nach Merawe und Berg Werkal. — Eben so reich ist der Abschnitt über Aegypten an neuen und eigenthümlichen Ansichten, wovon wir nur Einiges ausheben. Die alte Aegyptische Meinung, daß das Delta ein Geschenk des Stroms, wird mit Scharfsinn bestritten, aber doch wohl nur bewiesen, daß die natürliche Bildung desselben in Zeiten lange vor alter Geschichte gesetzt werden müsse. Herodots viel zu große Angaben der

Entfernungen in Unterägypten werden so erklärt, daß der Schönus, den er immer auf 60 Stadien berechnet, nach der Persischen Eroberung der Parafange (30 Stadien) gleichgemacht worden sey, ohne daß der Schriftsteller etwas davon erfahren hätte. Die Einwirkung des Griechischen Styls auf die Aegyptische Architektur denkt sich der Verf. bedeutender und augenfälliger als sie wirklich ist; überhaupt aber geht er für eine Geographie zu sehr auf Kunst- und Religionsgeschichte so wie die Staatsverfassung der Aegypter ein, ohne jedoch eine gründliche Darstellung derselben zu geben. Eine der verwegensten Muthmaßungen ist die, daß alle Aegyptischen Nomen-Münzen unecht seyen; sicherlich hätte der falsarius eine Kenntniß der Aegyptischen Local-Culte haben müssen, wie keiner seitdem. Eine eigenthümliche Meinung von Hrn. Mannert ist ferner, daß Memnon nichts anders gewesen sey als ein Architekt von Syene, der unter den letzten Pharaonen gelebt und dem Rambyses seine Residenz in Susa gebaut habe; leider beruht sie aber ganz auf der sinnlosen Stelle des Dindor *ἀνδριάντας τρεῖς ἔξενός τοὺς πάντας λίδου Μέμνονος τοῦ Σηγιτίου*, wo schon Salmasius völlig evident *τεμνομένων* (lieber *τετμημένων*) corrigirt hat. Auf Arbeiten Andrei, wie Jacobs Abhandlung über Memnon, nimmt nun einmal der Verf. keine Rücksicht. Daß nicht Alles, was Aegyptische Bilder und Hieroglyphen zeigt, ein Werk der alten selbstständigen Aegypter sey, scheint der Verf. unabhängig von Letronne und Andern auf seinem eignen Wege gefunden zu haben. Schon in diesem Bande spricht der Verfasser öfter die Ansicht aus, welche wir dann im folgenden, über Westafrika, weiter entwickelt finden, daß die Gegend am Triton oder der kleinen Syrte seit uralten Zeiten von den Griechen und Aegyptern besucht worden sey, und die erstern hier die Religionen der letztern kennen gelernt hätten. Dem Ref. scheint es dagegen klar, daß der Name Triton erst durch eine spätere Griechische, wahrscheinlich Kyrenäische, Niederlassung, nicht lange vor Herodot, an die kleine Syrte gekommen ist; ursprünglich liegt die Tritonis an der großen Syrte (Heraklydes bey Schol. Pind. P. 9, 185.), und alle sich darauf beziehende Mythen gehören durchaus in den Kyrenäischen Sageneyklus. In der Behandlung der Kyrenäischen Alterthümer scheint uns der Vf. überhaupt nicht glücklich gewesen zu seyn; der Hauptsach, daß Herodot zufolge die Herrschaft der Battladen unter Darios schließe, ist sicher ein Mißverständniß.

— —

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

135. S t ü c k .
Den 26. August 1826.

G ö t t i n g e n .

In der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften am 22. Julius hielt Herr Professor W e n d e eine Vorlesung:

de hymene seu valvula vaginali.

Er beschäftigte sich darin mit der Bildung der weiblichen Geburtstheile, der menschlichen Frucht in den verschiedenen Monathen ihres Alters überhaupt, und besonders der Scheidenklappe, und zeigte ihr Daseyn bey Pferden, Füllen, Kälbern, Schweinen, Katzen und Hündinnen, die er zu diesem Zwecke untersucht hatte. Präparate und Zeichnungen versinnlichten das Vorgetragene.

Die weiblichen Geburtstheile werden nach ihm mit Unrecht zu denjenigen Theilengerechnet, die durch ihre Ausbildung nur geringe Veränderungen erleiden, indem diese während des Fruchtstandes sehr bedeutend sind. Man kann jedoch weder mit denen übereinstimmen die alle menschlichen Früchte im Anfange für geschlechtslos erklären, noch mit denjenigen, die das Weibliche für die

ursprüngliche Bildung halten, aus dem sich hernach erst das Männliche entwickle. So lange die Geschlechtstheile noch nicht sichtbar sind, kann man zwar das Geschlecht nicht erkennen, es ist aber dennoch in der That schon vorhanden, und tritt, so wie jene eine bestimmte Form annehmen, sogleich entweder als männlich, oder als weiblich hervor; welches gar nicht der Fall seyn könnte, wenn nicht gleich von der Entstehung her eine bestimmte Geschlechts-Richtung vorhanden wäre. So bald der Uterus gegen das Ende des zweyten Schwangerschafts-Monates als ein schmaler weißer Faden, und die Eyerstöcke aus der gelatinösen Masse, die Anfangs den Raum ausfüllt den sie hernach einnehmen sollen, hervortreten, sind auch die runden Mutterbänder als zwey noch dünnere weiße Fäden schon vorhanden, die in das Becken herabsteigen. Da diese in der männlichen Frucht fehlen, so sind sie zu der Unterscheidung beider Geschlechter, gleich von dem ersten Erscheinen der Geschlechtstheile an, völlig zureichend. Der berühmte *Oslander*, der Amtsvorgänger des Verfassers, machte hierauf schon aufmerksam und beschrieb die angegebenen Theile, ganz, wie er sich überzeugt hat, der Natur angemessen, und es ist daher merkwürdig genug, daß das Mährchen, von den Anfangs geschlechtslosen, hernach aber zuerst bloß weiblichen menschlichen Früchten, noch immer wieder zum Vorschein kommt. Bereits im dritten Monate verräth der unter dem Nizler hervorragende untere Winkel der Schaamspalte das weibliche Geschlecht, von Außen her, deutlich; und im vierten sieht man, wenn das Mittelfleisch eingeschnitten, und die Schaamspalte auseinander gezogen worden, die Scheidenklappe, mit der auch die Harnröhre sammt ihrer Mündung zugleich zum Vorschein kommt. Im sechsten Monate bemerkt man, an dem

Muttermunde eine eigne zu seiner Verschließung dienende Einrichtung, nämlich an seiner vorderen Lippe, grade in der Mitte, einen zahnförmigen Fortsatz, der von einer ihm gegenüber gelegenen eben so geformten Vertiefung in der hinteren Lippe, in die er eben paßt, aufgenommen wird. Späterhin bey der reifen Frucht sieht man deutlich, daß letztere durch zwey in den Mutterhals aufsteigende Falten gebildet wird, die einen Raum zwischen sich lassen, die der erstere, der eben von einer solchen entsteht, jetzt aber nicht mehr so stark vorspringt, ausfüllt. Von diesen Längefalten gehen nach jeder Seite auch eine Menge Querfalten ab, mit denen selbst der Boden der Furche, die zwischen jenen beiden hinteren läuft, ganz überdeckt ist. Es sind dies zusammen die nämlichen, die den sogenannten Lebensbaum bilden, die Naboth'schen Eyer findet man aber noch nicht. Die Substanz der Gebärmutter ist fest, und faserig, von eigentlichen Muskelfasern ist aber keine Spur. Die Mutterscheide wird durch vier Faltensäulen verengert, die eben so viele Vertiefungen zwischen sich lassen. Sie sowohl, als der ganze innere Raum in der Gebärmutter, sind mit einer gallertigen zähen Masse von weißlich opalisirender Farbe ausgefüllt, welche dieselbe Grundmaterie zu seyn scheint, aus welcher die inneren Geburtstheile zuerst gebildet werden, und die hernach nicht bloß mechanisch das Verwachsen der Wände ihrer Höhlen hindert, sondern mit ihnen auch auf dynamische Weise noch immer in Wechselwirkung bleibt. Damit diese gallertige Masse weder ausfließen noch ausgespült werden könne, wird der Eingang in die Mutterscheide durch das Jungferhäutchen fast gänzlich geschlossen. Dies besteht aus zwey schmalen Falten der Oberhaut, die beide unter, und ein wenig hinter der Mündung der Harnröhre begin-

nen, wo die innere Fläche ihrer Basis mit der oberen Falten säule in Verbindung steht, und dann, jede auf ihrer Seite, bis zur unteren Falten säule herablaufen, vor und über der sie sich an ihrem unteren Winkel vereinigen. Zur Seite bedecken sie hiedurch die zwischen jenen Falten säulen befindlichen Vertiefungen ganz; in der Mitte aber, wo sie zwischen sich eine Spalte lassen, bleibt eine längliche schmale Oeffnung, deren Ränder jedoch dicht an einander liegen, und gegen den Vorhof der Scheide ein wenig hervorge drängt sind. Ihr unterer Verbindungswinkel ragt gemeinlich ein wenig stärker hervor, als der obere. — Beym neugebornen Kinde steht sie der Schaamspalte meistens so nahe, daß man sie, wenn es, wie es zu thun pflegt, mit ausgespreizten Schenkeln auf dem Rücken liegt, deutlich sehen kann.

Von diesem regelmäßigen Zustande weicht das Hymen auf mannigfache Weise ab. In einem in der Königl. Entbindungs = Anstalt von dem Verf. beobachteten Fall, stiegen seine Schenkel über die Mündung der Harnröhre hinauf, und waren von unten herauf so an ihren Rändern mit einander vereinigt, daß nur oben eine kleine Oeffnung blieb, aus welcher der Harn tropfenweise ausfloß. In einem zweyten hatte es eine halbmondförmige Gestalt, und bedeckte etwa nur die untere Hälfte des Eingangs in die Mutterscheide. Von obenher wurde dieser durch die Runzeln der oberen Falten säule der Scheide verschlossen. Diese Bildung kommt nicht selten vor, ist aber keinesweges regelmäßig. Das Präparat wird in der anatomischen Sammlung der Königl. Entbindungs = Anstalt aufbewahrt. Dasselbe geschieht mit einem andern, bey dem das Hymen nicht bloß von der Oberhaut, sondern von der cutis gebildet wird, und statt einer Längsoeffnung eine in die Quere laufende hat, die aber durch

eine Scheidewand in zwey völlig gleiche Theile getheilt wird. In einem dritten Falle ragen unterwärts die Schenkel des Hymens und ihr unterer Winkel so hervor, daß sie einen ordentlichen, oben aber offenen Sack bilden, der bis in die Schaamspalte reicht. Hiervon sind zwey Exemplare in der Sammlung, und in dem einen hat die Substanz des Hymens Blutgefäße, die wie man deutlich sieht, rothes Blut führen.

In den Kinderjahren tritt die Scheidenklappe tiefer zurück, und der Vorhoff der Scheide ist, durch die stärkere Ausbildung der ihn und die Schaamspalte umgebenden Theile, geräumiger geworden. Die Gestalt und Beschaffenheit des Hymens sind übrigens noch dieselben. Bey einem siebenjährigen lebenden Mädchen, das am Scheiden-Schleimfluß litt, fand sich keine Spur davon. Bey erwachsenen Jungfrauen, die schon menstruiert sind, verwandelt sich die schmale Spalte des Hymens öfters in eine länglich runde Oeffnung, deren unterer Rand stärker als der obere hervorsticht. Diese Oeffnung ist oft sehr ausdehnbar. Bey einer verheiratheten Frau, die keine Kinder gehabt hatte, aber schon vor ihrer Verheirathung am weißen Flusse litt, hatte sie dem öfteren Eindringen der männlichen Ruthe keinen Widerstand entgegengesetzt, und war noch vorhanden. Desters verschwindet sie indessen, ohne daß sie zerrissen wurde, bloß durch Auseinanderziehung ihrer Falten, bey großer Schlaffheit der Häute der Mutterscheide. Selten findet man dagegen den natürlichen Mangel des Hymens bey Erwachsenen, doch werden zwey Beyspiele davon angeführt, bey denen beiden aber die Bildung der Geburtstheile überhaupt unvollkommen war. Eine gänzliche Verschließung der Oeffnung des Hymens kömmt öfter vor. Einen merkwürdigen Fall dieser Art beobachtete noch in unsern Tagen der Hr. Hofr. u. R. Langenbeck. Von einer doppelten

Scheidenklappe, von denen eine vor der andern lag, wird eine Abbildung gegeben. — Bey alten Jungfern erscheint das Hymen oft ungewöhnlich groß und von fester Masse, so daß es mit einem zackigen Rande aus der Schaamspalte hervorsticht. Mehrere Präparate der Scheidenklappe von sechs- und achtzig Jahre alten Jungfern, bewiesen dies. —

Die vom Verfasser in Beziehung auf die Scheidenklappe untersuchten Thiere, waren Pfordesfüllen, Kälber, junge Schweine, Hunde und Katzen. Bey den drey ersten fand er einen doppelten Apparat, von deren einem die Scheide gegen ihren Vorhof hin geschlossen, von dem anderen aber der Strom des Urins, beym Wasserlassen, nach unten, und von der Scheide abgeleitet wird. Bey Hunden und Katzen fehlte der letztere, der erstere aber war vorhanden, und fast eben so wie bey Kälbern gebildet. Zeichnungen machen diese Einrichtung bey Thieren hinreichend deutlich. —

Der Zweck und der Nutzen des Hymens beym menschlichen Weibe sind vierfach. 1. Es ist ein Ausdruck der in den weiblichen Geburtstheilen vorherrschenden Faltenbildung, durch welche die Natur allenthalben die möglichst größte Enge bey der möglichst größten Ausdehnbarkeit zu erreichen sucht. Mit ihm beginnt eine neue Faltenreihe, nämlich die der Längefalten, die zum Wesen der äußeren Geburtstheile gehören. 2. Es hält, durch Verschließung des Eingangs in die Mutterscheide, die gallertige, zähe, opalisirende Masse zurück, die nicht bloß die Wände der inneren Höhlen, die in den Geburtstheilen vorkommen, am Zusammenwachsen hindert, sondern wohl selbst der Stoff ist, aus dem sie gebildet werden. 3. Das Fruchtwasser wird dadurch von dem Kanal der Mutterscheide abgehalten; und 4. das Eindringen des Urins in ihn gehindert. Von einem moralischen Zwecke des Hymens kann hiernach nicht weiter die Rede seyn.

G o t h a.

Bev. Just. Perthes: Uebersicht der Sachsen-Ernestinischen, Schwarzburgischen, Reussischen und der anliegenden Lande. Als Commentar zu der beyliegenden kleinen Karte von Thüringen. 1825. 8. XVI u. 191 S. mit einer Karte.

Diese kleine Schrift ist der besonderen Aufmerksamkeit aller Freunde der deutschen Statistik, Länder- und Ortskunde gar sehr zu empfehlen. Sie enthält mehr als bloßen Commentar zu der kleinen beygegebenen Karte, die wegen ihres Formats vielleicht unbedeutend erscheint, die aber wegen der darauf gewendeten Sorgfalt, und durch den Commentar sehr brauchbar wird, und das zuverlässigste Blatt ist, welches man bis jetzt von Thüringen hat. Der Commentar empfiehlt sich nicht nur durch große Vollständigkeit und Genauigkeit, sondern auch insbesondere durch eine Anordnung, bey welcher neben dieser Vollständigkeit auf eine sinnreiche Weise eine so gedrängte Fassung und Ersparung des Raumes beobachtet worden ist, daß man von topographisch = interessanten Thatsachen Alles, was man in einem solchen Raume nur erwarten kann, und von Worten fast nicht Eines findet, das man überflüssig nennen könnte. Der Verf. (nach der Vorrede Hr. Legationsrath Stieler zu Gotha) hat sich bemüht, alle Orte in den auf dem Titel genannten und auf der Karte dargestellten Ländern und Landestheilen, dem Namen nach aufzuführen, von denen auf der Karte selbst die wenigsten Platz finden konnten; und von vielen, die etwas Charakteristisches haben, auch dieses anzudeuten. Das kleine Buch kann als Muster der Behandlungsweise für gedrängte Topographie eines durch politische Verhältnisse sehr verworren gestalteten Landstriches gelten. Auch die physische Be-

schaffenheit und die Hydrographie sind auf eine eben so zweckmäßige und gedrängte Weise darin abgehandelt. Kritische Hinweisungen auf andere Karten, und Berichtigung irriger Angaben derselben, so wie ein dreysaches Register erhöhen den Werth und die Brauchbarkeit dieser Schrift.

L e i p z i g.

Bey Hartmann: *Musaei Grammatici de Herone et Leandro carmen cum conjecturis ineditis Petri Francii ex recensione Joannis Schraderi, qui variantes lectiones, notas et animadversionum librum adjecit. Editionem novam auctiorem curavit Godofr. Henr. Schaefer. 1825. S. LVIII u. 342.*

Schraders Ausgabe des Musäus, wenn auch keins der ausgezeichnetsten Werke Holländischer Erudition, war es doch wohl werth von neuem aufgelegt zu werden, da die Animadversiones durch manche reiche Zusammenstellung über eine und die andere Gattung des Alterthums, besonders aber über den erotischen Sprachgebrauch der Dichter Licht verbreiten. Auch hat der neue Herausgeber den kritischen Noten unter dem Text hie und da ein eignes Urtheil hinzugefügt und an mehrern Stellen den Musäus betreffende Bemerkungen andrer Gelehrten eingeschaltet, namentlich von Lennep zum Coluthus, Lobeck zum Phrynichus, Bernike zum Tryphiodor, welcher letztgenannte Gelehrte uns noch viel schätzbare Bemerkungen über Sprachgebrauch und metrische Eigenthümlichkeiten der spätern Epiker gegeben hätte, wenn ihn der Tod nicht so früh hinweggenommen hätte. Eine Beylage bilden Jo. Schraders *Miscellanea in scriptores Graecos maxime poetas excerpta e libris observationum et emendationum.*

— —

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

Den 26. August 1826.

P h i l a d e l p h i a.

A Flora of North America. Illustrated by coloured figures, drawn from nature. By William P. C. Barton, M D Professor of Botany in the university of Pensylvania. Vol. I. 1821. XVIII u. 138 S. Tab. 1-36. Vol. II. 1822. X u. 107 S. Tab. 37-70. Vol. III. 1823. 100 S. Tab. 71-106. Text und Kupfertafeln in gr. 4.

Seit uns Michaux, und nach ihm besonders Mühlenberg und Pursh, die Flora des neuen Continents genauer kennen lehrten, fühlten sich die einheimischen Naturforscher von einem lobenswerthen Wettstreit angeregt, der Pflanzenkunde eine größere Aufmerksamkeit wie bisher zu widmen. Die botanische Litteratur verdankt diesem patriotischen Bestreben bereits mehrere Werke, wodurch unsre Wissenschaft im Allgemeinen sowohl, als besonders die Flora Nordamerikas vielfach erweitert und berichtigt ist. Unter diesen hier näher anzuzeigenden Werken glauben wir zuerst auf vorliegende Schrift aufmerksam machen zu müssen, deren Zweck ist, die nordamerikanischen Gewächse nach dem

Beispiele ähnlicher Floren, durch Beschreibungen und Abbildungen anschaulich zu machen. Der Verf. befolgt dabey im Allgemeinen diesen Plan. Jeder Art ist, mit Verweisung auf das Linnéische System und die natürlichen Familien, der generelle und specielle Charakter vorgesetzt; nachher werden die Synonyme der nordamerikanischen Floristen angeführt; dann folgt eine vollständige systematische Beschreibung, nebst Angabe des Standorts, Bodens, und Bemerkungen über die etwaige ökonomische Benutzung u. s. w. Der Text ist durchgehends englisch, was dem Zweck ganz angemessen scheint; wie wir denn auch die Auswahl der Pflanzen loben müssen, da alle in N. A. vorkommenden Gewächse hier aufzunehmen, wohl nicht die Absicht des Verf. seyn kann. Die Kupfertafeln, wovon einige auch in punktirter Manier geätzt sind, lassen sich denen in des Verf. Medical Botany gleich stellen, d. h. sie geben eine getreue und richtige Vorstellung der Gegenstände, und mehr bedarf es bey einem Werke dieser Art nicht. Doch wäre zu wünschen, daß für die Folge, wenigstens bey den neuen und weniger bekannten Pflanzen, die Fructificationstheile mehr berücksichtigt würden.

Das Werk erscheint in Heften zu drey Tafeln; wovon 12 einen Band ausmachen, welcher mit einem doppelten Register versehen ist. Dem ersten Bande ist noch eine tabellarische Uebersicht der Farben, nach Werner, vorgesetzt, welche den Beschreibungen zum Grunde liegt. — Zur leichteren Uebersicht wollen wir die abgehandelten Pflanzen, nach der Folge der Tafeln, nachhaft machen und einige der vorzüglichsten Bemerkungen ausheben.

Erster Band. T. 1. *Lysimachia racemosa* Linn., eine der schönsten Art dieser Gattung, welche nicht, wie Nuttall meint, mit *angustifolia* zu vereinigen ist. T. 2. *Scutellaria hyssopifolia* Linn. Die in Nordamerika vorkommenden

Arten dieser Gattung verdienen nach dem Verf. noch eine genauere Untersuchung, da mehrere derselben mit einander verwechselt zu seyn scheinen. Dieß ist der Fall mit *hyssopifolia*, welche man ohne hinreichenden Grund mit *integrifolia* verbunden hat. Auch wächst sie nicht, wie Pursh irrig anführt, auf trockenem Boden, sondern an grasigen, selbst schattigen und etwas feuchten Stellen.

T. 3. *Erythrina herbacea* L. T. 4. *Rhexia virginica* Linn. Die Pflanze ändert sehr nach Verschiedenheit des Klimas und des Bodens. So erreicht sie in den nördlichen und mittlern Provinzen nicht selten die Höhe von 7 bis 8 Fuß, während sie in den südlichen gewöhnlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß hoch ist. Ob *Rh. septemnervis* Walt. mit Pursh wirklich hierher zu rechnen sey, darüber wagt Herr B. noch nicht mit Gewißheit zu entscheiden. Daß Elliot diese Pflanze nicht erwähnt, fällt allerdings auf.

T. 5. *Rudbeckia fulgida* Ait. In dem Gattungscharakter wird die Saamentrone bey dieser und den übrigen hier beschriebenen Arten irrig vierzählig genannt, was bekanntlich doch nur bey *triloba* der Fall ist.

T. 6. *Oenothera grandiflora* Linn. T. 7. *Picneya pubens* Mich., scheint auch dem Verf. nicht wesentlich von *Cinchona* verschieden. Der Name *Georgia bark* schreibt sich von der Anwendung der innern Rinde in Georgien als fiebervertreibendes Mittel her, wovon Hr. B. umständlicher in seiner *Medical Botany* handelt.

T. 8. *Linum Lewisii*, wird am Missouri mit Vortheil angebaut. Nuttall sieht sie als Abart von *perenne* an (eben so *Decandolle* im *Prodr.*); auch gesteht der Verf., daß der Unterschied mehr auf äußeren als wesentlichen Charakteren beruht.

T. 9. *Hibiscus speciosus* Ait. T. 10. *Echites difformis*. T. 11. *Chimaphila maculata* Pursh, als Arzneypflanze in Nordamerika sehr geschätzt, worüber der Verf. umständlicher im 3. B. der Me-

dical Botany spricht. T. 12. *Coreopsis rosea* Nutt., eine ausgezeichnete Art mit rosenfarbenen, doch auch bisweilen (an schattigen Stellen) weißen Blumen. Sie gehört in die Abtheilung mit gegenüberstehenden Blättern. Von Jersey bis Georgien verbreitet. T. 13. *Schisandra coccinea* Mich. T. 14 *Ludwigia macrocarpa* Mich. T. 15. *Orchis tridentata* Willd. T. 16. *Rudbeckia laciniata* Linn. T. 17. *Oxycoccus macrocarpus* Pers., umständlich über den vielfachen Gebrauch der Früchte in der Haushaltung. T. 18. *Cuphea viscosissima* Jacq. T. 19. *Symphoria racemosa* Mich., wohin auch *Xylosteum tataricum* β. *album* Pursh. gehört. Dieser Strauch blühet und reift fast den ganzen Sommer über Früchte, vermehrt sich leicht und empfiehlt sich zu Anlagen. T. 20. f. 1. *Gratiola aurea* Mich., die große Aehnlichkeit mit unsrer officinellen läßt auf ähnliche Eigenschaften und Wirkungen schließen; doch fehlt es hierüber noch an sicheren Erfahrungen. T. 20. f. 2. *Schizaea pusilla* Pursh., verdiente eine genauere Beschreibung und Abbildung. T. 21. *Scutellaria lateriflora* Linn., die so sehr gerühmte Wirkung dieser Pflanze gegen die Hydrophobie hat sich nicht bestätigt. T. 22. *Cleome dodecandra*, aber nicht Linné's. Setzt *Polanisia graveolens* Rafin., unter welchem Namen sie auch bey Decandolle (Prodr. I.) vorkommt. Ueber die Anwendung dieser Pflanze als Wurmmittel nach Schoepf's und Smith Barton's Vorschlag äußert der Verf. sich weitläufiger in seiner *Medical Botany*. T. 23. *Solanum carolinense* Linn. T. 24. *Rudbeckia triloba* Linn., die Farbe der Strahlenblumen könnte mehr goldfarben seyn. T. 25. *Nicotiana rustica* Linn., welche nach Nuttall häufig in den westlichen Provinzen vorkommt, kann, wie auch Herr B. glaubt, nur als verwildert angesehen werden. Vielleicht stammt diese Art aus Aegypten. T. 26. *Helenium autumnale*

Linn. T. 27. *Rhexia mariana* Linn. T. 28. *Sesbania macrocarpa* Mühl., aus Neu-Orlean. Eine ausgezeichnete, bisher noch wenig bekannte Pflanze, die hier sehr gut vorgestellt ist. T. 29. *Aeschynomene hispida* Linn. T. 30. *Andromeda arborea* Linn. T. 31. *Lindernia dilatata* Mühl. wird von dem Verf., nach Nuttall, in die *Diandria* versetzt, da zwey Stauborgane, wie bey *Gratiola*, unfruchtbar sind. Ob bey allen Arten dieser Gattung dasselbe Verhalten statt findet? T. 32. *Uvularia perfoliata*, zu welcher Herr B. *Uvul. flava* Pursh. als Synonym zieht, und wohin auch vielleicht die gleichnamige Smith'sche Pflanze zu rechnen ist. T. 33. *Erythronium americanum* Ker. (*E. lanceolatum* Pursh.) T. 34. f. 1. *Houstonia caerulea* Linn. T. 34. f. 2. *Lobelia Kalmii* α . *gracilis*, es ist die *Lob. gracilis* Nutt. (*L. Nuttallii* Schult. et Torr.), dem Verf. aber nicht hinlänglich verschieden. T. 35. f. 1. *Hypoxis erecta* Linn., mit welcher *carolinensis* Mich. (*graminea* Pursh.) vereinigt wird. T. 35. f. 2. *Neottia tortilis* Sw. (*Ophrys aestivalis* Mich.). T. 36. *Aquilegia canadensis* Linn.

Zweiter Band. T. 37. *Orontium aquaticum* Linn. T. 38. *Lupinus perennis* Linn. T. 39. F. 1. *Listera convallarioides* (*Ophrys cordata* Mich.). T. 39. f. 2. *Anemone quinquefolia*, von Pursh (auch von Decandolle) als Abart zur *nemorosa* gezogen, bewährt sich aber nach unserm Verf. als besondere Art, wofür sie auch Mühlensberg hielt. T. 40. *Trillium cernuum* Mühl. Pursh. T. 41. *Tradescantia virginica* Linn. T. 42. *Rubus odoratus* Linn., reißt auch dort im cultivirten Zustande keine Frucht, wenigstens keine wohlschmeckende. T. 43. *Asclepias quadrifolia* Jacq. T. 44. *Anemone thalictroides* Linn. T. 45. *Coreopsis tinctoria*, wurde von Nuttall auf seiner letzten botanischen Reise in dem Gebiet

von Arkansa entdeckt (also keine Mexikanische Pflanze, wie man fast allgemein glaubte); nun bereits als beliebte Zierblume in allen Gärten, und zum öfteren beschrieben und abgebildet. Die von Reichenbach und Tausch vorgeschlagene Trennung derselben als eigene Gattung wird indeß jeder billigen, der die Fructificationstheile genauer untersucht hat. T. 46. *Stevia callosa* Nutt. Die erste in Nordamerika entdeckte Art dieser Gattung, welche sich durch linien-lanzettförmige, dicke etwas fastige, mit einer schwieligen Spitze versehene Blätter bemerklich macht. T. 47. *Polygala purpurea* Nutt (*sanguinea* Mich. Pursh.). T. 48. *Trientalis americana* Pursh., vom Ansehen der europäischen aber durch größere, spitzere etwas schief gebogene Blätter verschieden. T. 49. *Oenothera triloba* Nutt.; gehört zu den stengellosen Arten und nähert sich der *cespitosa* (unter welchem Namen dem hiesigen botanischen Garten Saamen mitgetheilt wurden); doch weicht sie von dieser sehr ab. Was *triloba* besonders auszeichnet, sind die unmerklich dreilappigen, gelben (nicht wie dort doppelt so großen, zweilappigen, weißen) Blumenblätter, und die großen, mit vier geflügelten Ecken versehenen Kapseln. Die Menge dieser Früchte, welche im Ausgang des Sommers, zwischen den Blattstielen sitzen, geben der Pflanze in diesem Zustande ein eignes Ansehn. Die Zeit der Dauer scheint jährlich, wenigstens in der Cultur. Uebrigens ändert die Größe und die Form der Blätter nach der Verschiedenheit des Bodens gar sehr. T. 50. *Centaurea americana* Nutt., gehört zu den neueren, besonders im Gebiet von Arkansa gemachten Entdeckungen, die wir Nutt al verdanken und von demselben Herrn B. zur Beschreibung und Abbildung mitgetheilt wurden. Sie verdient, als die einzige in Amerika wildwachsende Art, den ihr beigelegten Namen mit vollem Recht. Sie erreicht eine Höhe von 4-6 Fuß und hat unten

längliche, nach oben zu eilanzettförmige, zugespitzte, unmerklich ausgeschweift-gezähnte Blätter, verdickte Blumenstiele mit einzelnen großen Blumen, deren Strahlenblumen sehr lang zart und lilafarbig sind. Die Kelchschuppen haben Frangen. Die Vorstellung ist auf einer Folio = Tafel gegeben, was auch bey einigen andern großen Pflanzen der Fall ist. T. 51. *Claytonia virginica* Linn. T. 52. *Corallorhiza hyemalis* Nutt. (*Cymbidium* W.). T. 53. f. 1. *Arethusa bulbosa* Linn. T. 53. f. 3. *Andrewsia paniculata* (*Centaurella* Mich.). T. 54. *Schollera graminifolia* Willd. (*Leptanthus* Mich.). T. 55. f. 1. *Uvularia sessifolia* Linn. T. 55. f. 2. *Ophioglossum vulgatum* Linn. T. 56. f. 1. *Polygala paucifolia* Mühl., wozu fragweise (mit Nutt.) *uniflora* Mich. gezogen wird, welche aber nach Decandolle verschieden ist. T. 56. f. 2. *Ophioglossum bulbosum* (*pusillum* Mich.) T. 57. *Psoralia melilotoides* Mich. T. 58. *Batschia canescens*, Pursh (*Anchusa* Willd.) T. 60. *Oplothea floridana*, eine neue Gattung aus der Familie der *Amaranthaceen*, deren wesentlicher Character so bestimmt ist: Cal. duplex: exterior 2phyllus, scariosus interiori multo minor; interior semiquinquesidus, dense tomentosus. Cor. o. *Lepanthium cylindricum*, quinquedentatum, staminiferum. Stigma simplex, capitatum. Utriculus monospermus, calice indurato muricato inclusus. Von *Gomphrena*, womit diese Gattung zunächst verwandt scheint, ist sie besonders durch das Verhalten des innern Kelchs verschieden. Die einzige bekannte Art, welche Baldwin in Florida und Nutt. in dem Gebiet von Arkanſa entdeckte, ist vom Ansehn einer *Achyranthes*, hat einen 2-3 Fuß hohen, ästigen Stengel, gegenüberstehende schmal lanzettförmige, wellenförmige, unterhalb seidenartig behaart Blätter, und rispenförmig vertheilte dichte Aehren.

T. 60 *Prunella pensylvanica* Willd., nicht uninteressant zur Vergleichung der in unsern Gärten, vorkommenden Pflanze. Als Synonym gehört hierher: *Prunella sylvestris autumnalis* etc. Gron. Fl. Virg. 91 und sehr wahrscheinlich auch *Pr. laciniata* Walt. T. 61. *Nemophila phacelioides*, eine neue Gattung, welche zu den Hydrophyllaceen (Vergl. Comment. de plantis asperifoliis) gehört und so bestimmt ist: der Kelch zehnspaltig, wovon 5 Zipfel kleiner und zurückgeschlagen sind; die Blumenkrone fast glockenförmig, mit 10 Grübchen unter dem Schlunde, welche das Nectarium bilden; eine fleischige einsächrige, zweyklappige Kapsel, mit vier Samen. Die einzige, hier beschriebene Art, welche zweijährig ist, hat einen 1 = 1½ Fuß hohen zarten Stengel, mit wechselsweise stehenden fiederspaltigen Blättern, und langgestielten blauen Blumen — T. 62. *Nuttalia digitata*. Diese, dem Verfasser der schätzbaren „Genera of North America“ und auch sonst um die Flora Nordamerikas sehr verdienten Botaniker gewidmete, Gattung aus der Familie der Malven steht den Charakteren nach gleichsam in der Mitte von *Sida* und *Malva*. Der Kelch ist nämlich einfach und fünfspaltig wie bey jener, die Frucht hingegen wie bey letzterer, aus mehrern im Kreise stehenden einsamigen Kapseln zusammengesetzt, die aber darin abweichen, daß sie sich nicht öffnen. Nach Nuttall (der diese Gattung zuerst unterschied und *Callirhoe* nannte) gehören wahrscheinlich drey Arten hierher, wovon die beschriebene eine 2 = 3 Fuß hohe etwas ästige Pflanze ist, mit Blättern, welche denen eines *Delphinium* nicht unähnlich sind und großen rothen langgestielten, an der Spitze des Stengels fast doldentraubenartig stehenden Blumen. Bey der sonst guten Vorstellung dieser Pflanze vermissen wir nur die Analyse der wesentlichen Fruchtheile. T. 63 *Cyamus luteus* (*Nelumbium luteum* W.). Weitläufiger wie ge-

wöhnlich, handelt der Verf. von dieser interessantesten Pflanze, und theilt noch manche lehrreiche Bemerkung über dieselbe mit. *Nelumbium speciosum* hält er nicht verschieden, wenigstens scheinen ihm die von Willdenow angegebenen Merkmale nicht bedeutend genug. T. 64. *Rudbeckia purpurea* Linn., es wird bemerkt, daß die Strahlenblumen nicht immer an der Spitze gespalten sind, wie in der Diagnose angeführt ist. T. 65. *Cypripedium spectabile* W. (*canadense* Mich.). T. 66. *Ixia acuta*, der *caelestina* Bartr. ähnlich, nur sind die Ripfel der Blumenkrone spitzer. Im Gebiet von Arkansa, wo noch Nuttall noch einige andere Arten verkümmern sollen. T. 67. *Pogonia verticillata* (*Arethusa* Mühl. et Willd.) T. 68. *Calopogon pulchellus* (*Cymbidium* W.) T. 69. *Phlox maculata* Linn. T. 70. f. 1. *Smilacina canadensis* P. (*Convallar. bifolia* Mich.), und f. 2. *Ranunculus filiformis* Mich.

Dritter Band. T. 71. *Clethra acuminata* Mich., der *alnifolia* zunächst verwandt, doch sind die Blätter breiter, auch fehlt der angenehme Geruch, wodurch sich jene auszeichnet. T. 72. *Dentaria laciniata* W., besitzt, wie mehrere dieser Familie, das scharfe Princip besonders in der Wurzel, daher auch der Landesname Pfefferwurz. Die Blumen fand der Verf. stets blaßroth, niemals purpurfarbig wie Pursh will. T. 73. *Coreopsis verticillata* Linn. T. 74. *Cypripedium pubescens* Willd. T. 75. *Malaxis longifolia* Bart. Comp. (*M. Correana* Nutt.), der *M. Loeselii* sehr ähnlich, aber verschieden. T. 76. *Chelone glabra* Linn. T. 77. *Pogonia ophioglossoides* Nutt. (*Arethusa* W.). T. 78. *Hamamelis virginica* Linn. T. 79. *Gentiana Saponaria* Linn. T. 80. *Gentiana crinita* Froel. T. 81. *Bartonia ornata* Pursh (*decapetala* Sims.). Man vergleiche über diese Gattung besonders Nuttall in *Genera of North amer. plants* 1. p. 257. sq.,

wo auch die Stelle angegeben ist, welche sie in dem natürlichen System einnehmen muß. Wir vermischen indeß noch immer eine genaue Vorstellung der wesentlichen Fruchttheile, und wünschen daß der Verf. diese besonders berücksichtigen möge, wenn er demnächst *B. nuda* abbildet. T. 82. *Gerardia tenuifolia* Vahl. (*erecta* Walt.). T. 83. *Cypripedium humile* Sw. (*acaule* Ait.). T. 84. *Potamogeton diversifolium*, von dem Verf. bereits in dem *Compend. flor. Philad.* beschrieben. Aus der sehr guten Vorstellung erhellt noch deutlicher die Verschiedenheit von *setaceum*, wofür Pursh sehr wahrscheinlich diese Art angesehen hat. Auch mit *hybridum* Mich., (wenn dieses wie Pursh meint, mit *heterophyllum* einerley ist), nicht zu vereinigen. Wir wundern uns, diese ausgezeichnete Pflanze von Nuttall nicht aufgeführt zu sehen. T. 85. *Iris prismatica* Pursh. T. 86. f. 1. *Monotropa uniflora* Linn., gehört zu den gemeineren Arten dieser Gattung, und zeichnet sich durch die den weißen Wachs-Präparaten sehr ähnliche Farbe aus. T. 86. f. 2. *Scirpus planifolius* Mühl., die Vorstellung könnte besser seyn. T. 87. *Hepatica triloba* etc. *obtusata* nach Pursh, nach Kerr (*Bot. Reg.*) aber (dem auch Decandolle folgt) eine besondere Art, *americana* genannt, die sich, was auch die hier gegebene Abbildung bestätigt, durch zugerundete Lappen der Blätter und durch stark behaarte Blatt- und Blumenstiele von der unsrigen unterscheidet. T. 88. f. 1. *Lygodium palmatum* Sw. (*Hydroglossum* Willd.), kommt nach Nuttall von New-Yersey bis Carolina vor, doch sparsam. T. 88. f. 2. *Draba verna* (*Draba verna* β . *americana* Pursh.), von Decandolle bekanntlich als zweifelhafte Art absondert, doch wohl besser wieder mit *verna* vereinigt. T. 89. *Mitella diphylla* Linn. T. 90. *Obolaria virginica* Linn., verdient eine genauere Beschreibung und Abbildung,

da sie wenig bekannt ist, auch von Michaux ganz übergangen wurde. T. 91. *Cephalanthus occidentalis* Linn., nach Baldwin kommt in Georgien eine Abart mit weichhaarigen Blättern vor. Die innere Rinde wird als tonisches Mittel gerühmt. T. 92. f. 1. *Sarothra hypericoides* Nutt. (*Hypericum* Mich.) T. 92. f. 2. *Malaxis ophio-glossoides* Willd. (*M. unifolia* Mich.), die Abbildung stellt eine zufällige Abart, mit breiteren Blättern und einer vielblüthigen Traube vor. T. 93. *Trichostema dichotoma* Linn., verdiente gleichfalls eine bessere Abbildung, als die bisherigen. T. 94. *Minulus alatus* Ait. T. 95. f. 1. *Mitchella repens* Linn. T. 95. f. 2. *Polygonum linifolium* Bart Prodr., wohin *tenue* Mich. und *barbatum* Walt. zweifelhaft gerechnet werden. T. 96. *Ipomoea Quamoclit* Linn. T. 97. *Gerardia purpurea* Linn. T. 98. f. 1. *Rudbeckia fulgida* var. β .; die Strahlenblumen sind gelb und nur nach der Basis zu von gesättigter Farbe, zeigen im Uebrigen keine besondere Abweichungen. Nuttall fand diese Abart im Gebiete von Arkansas. T. 99. *Gonolobus obliquus* Br. (*Cynanchum* Mich.) T. 100. *Polygonum arifolium* Linn. T. 101. *Polygonum sagittatum* Linn. T. 102. *Eupatorium maculatum* Linn., empfiehlt sich nach des Verf. mehrjähriger, auch von andern Aerzten bestätigten, Erfahrung als ein vorzügliches bitteres, tonisches Mittel. T. 103. *Pentstemon pubescens* Willd. T. 104. *Aster linariifolius* Ait. T. 105. *Helianthus angustifolius*, unter den Vinnéischen Arten eine der seltensten und ausgezeichnetsten. T. 106. schließt diesen Band mit *Hypericum Bonapartaeae* (nach der Prinzess Charlott, jetziger Gräfin von Surveilliers benannt), von dem Verf. bereits in seinem Compendio unter *adpressum* beschrieben, und wohin *sphaerocarpon* Nutt. (nicht Mich.) als Synonym gerechnet werden muß. S c h r d.

Frankfurt a. M.

In Commission der Andrafschen Buchhandlung:
Neues System der Harmonie-Lehre und des
Unterrichts im Piano-Forte-Spiel von Franz
Stöpel. 1825. in Folio.

Seit etwa 10 Jahren laß man in mehreren öf-
fentlichen Blättern, daß in London bey Herrn Vo-
gier Kinder von 8 bis 9 Jahren zu großen Virtu-
osen auf dem Piano-Forte, und zu bewunderungswür-
digen Contrapunctisten in kurzer Zeit gleich duzend-
weise gebildet würden. Wer das Lehr-Geheimniß
wissen wollte, reisete nach London und zahlte Herrn
Vogier eine gewisse Summe, wahrscheinlich mit dem
Versprechen, die Lehrmethode nicht öffentlich durch
den Druck bekannt zu machen. Unter den Wiß-
begierigen war auch der Herr Dr. F. Stöpel,
Verfasser der Geschichte der modernen (?) Music,
welcher sich im April 1821 nach London begab und,
nachdem er wußte, was er wissen wollte, zurück
nach Berlin reisete, und nicht nur daselbst, sondern
auch in andern Städten Institute nach dem Sys-
tem des Herrn Vogier errichtete. Im vorigen
Jahre ließ derselbe die Lehrmethode unter obigem
Titel drucken, welches aus leicht begreiflichen Grün-
den Hr. Vogier sehr übel nahm und erklärte, daß
ihn Herr Stöpel als Schüler nicht verstanden habe.
Dem seyn nun, wie ihm wolle, wir würdigen das Vo-
giersche System einer kurzen Kritik, so wie wir es
von seinem Schüler, keinem 18 oder 9 jährigen
Knaben, sondern einem Manne, Hrn. Doctor Stö-
pel, herausgegeben vor uns sehen und fügen hinzu,
daß alle Irrthümer zurückgenommen werden, so-
bald uns Herr Vogier sein System durch den
Druck mittheilt und sich die Sache anders verhal-
ten sollte. — Das Vogiersche Lehrsystem unter-
scheidet sich von den bisherigen Clavierschulen durch
eine dreyfache Eigenthümlichkeit a) durch Anwen-

dung des Chiroplasten oder Handbildners b) durch
 gleichzeitigen Unterricht mehrerer Schüler und c)
 durch Verbindung der Harmonielehre mit dem
 mechanischen Clavierunterrichte. — Was die An-
 wendung des Chiroplasten betrifft, so ist ganz und
 gar nicht abzuleugnen, daß derselbe den großen
 Nutzen habe, die Finger gleichsam unabhängig von
 der Hand sowohl als von dem Arme zu machen
 und jedem derselben, besonders aber dem 4ten und
 5ten eine gleiche Kraft zu geben. Ist dieses erst
 bewirkt, so hat man schon sehr viel für den rich-
 tigen Fingersatz gewonnen, weil der Schüler ge-
 wöhnlich denjenigen Finger am öftersten gebraucht,
 worin er die meiste Kraft hat, mag dieser übrige-
 ns für die Passage der unpassesteste seyn. In
 dieser Hinsicht haben die älteren Clavierschulen von
 Cramer, Müller &c. etwas sehr wichtiges vergessen
 und gleichsam schon beym allerersten Unterrichte ei-
 nen Sprung gemacht. Nur muß man nicht glau-
 ben, daß der Chiroplast einzig und allein einen
 schönen Anschlag bewirken könne, denn bey gleicher
 Fingerkraft und bey Unabhängigkeit, der Finger
 von Hand und Arm kann der Anschlag doch hackig,
 knirschend und hart seyn. Diese Behauptung wird
 jeder Lehrer, der sich selbst einen schönen Anschlag
 zu eigen gemacht hat, und viele Jahre Schüler
 unterrichtete, wahr finden. Was nun aber den zwey-
 ten Punct betrifft, daß nach dem Logierschen Sy-
 stem mehrere Schüler zu gleicher Zeit im Piano-
 forte-Spiel gleichsam fabrikmäßig unterrichtet wer-
 den, so läßt sich der Nutzen wohl nicht unbedingt
 zugeben. Solch eine Clavierspieler-Fabrik möchte
 wohl nur in großen Städten mit Vortheil für den
 Unternehmer anzulegen seyn, in kleinern Orten
 ist sie aus mehreren Gründen nicht gut anwend-
 bar. Zugegeben aber, daß sie anwendbar sey, so
 dürfte doch ein solcher Unterricht wohl nicht viel
 wohlfeiler, als eine Privatlection seyn, wenn man
 bedenkt, daß, um 20 Schüler zu unterrichten, 3

Lehrzimmer, 3 geschickte Lehrer, 9 Piano = Fortes dazu erforderlich sind, welche letzteren, wenn sie auch noch so gut Stimmung halten, doch beim Zusammenspiel öfter gestimmt werden müssen, als wenn sie allein gespielt werden, diese öftere Stimmung aber viel Kosten verursacht, dazu kommen noch die theuren Lehrbücher, (obiges Werk kostet 8 Rthl.) die Chiroplasten 2c., 2c. Nun ist aber in allen Künsten und Wissenschaften der Privatunterricht mehr werth als der allgemeine, sogenannte öffentliche, sollte die Musik davon eine Ausnahme machen? — Ja, wird man entgegenen, grade in der Mechanik der Tonkunst ist es sehr nothwendig und nützlich, daß mehrere Schüler zusammen spielen. — Jede Soche hat aber zwey Seiten, eine gute und eine schlechte; mithin mag wohl bey einer solchen Fabrik hier manches gewonnen, dort hingegen recht viel verlohren werden. — Was nun die dritte Eigenthümlichkeit der Logierschen Lehrmethode anlangt, mit dem ersten Unterrichte im Piano = forte = Spiele zugleich auch die Harmonie = Lehre zu verbinden, so ist es allerdings lobenswerth, wenn die Schüler manche Dreiklänge und Septimenharmonien kennen lernen, weil dies in vielen Fällen das Spiel selbst erleichtert. Wenn uns nun aber die Fama verkündet, daß Kinder von 7 bis 8 Jahren in solch einer Schule große Contrapunctisten, Generalbassisten oder Harmoniker würden, so scheint offenbar aus der Mücke ein Elephant gemacht worden zu seyn. Unbefangene, unparteyische und geschickte Lehrer der Harmonie, (denn nur diesen steht über Lehrmethode ein Urtheil zu, nicht aber großen Harmonikern, die selbst nie gelehrt haben) welche dabey waren, wenn dergleichen Schüler einen Cantus firmus, aber keine andere Melodie, mit Harmonien versahen, versichern, daß die Finger der Kinder sich in einer steten Bewegung befunden hätten, wie die Füße eines auf den Rücken gelegten Maikäfers. Nun ist aber sonnenklar, daß Harmoniefolgen, welche nicht aus der Phantasie geflossen, sondern aus der Hand

herausgezählt sind, nicht mehr Werth, haben, als eine Composition, welche ihr Daseyn dem musikalischen Würfel verdankt. Verfasser dieses Aufsatzes hat nicht das Glück gehabt, ein solches Institut zu sehen, er fand aber Gelegenheit, mit einem Schüler und sehr nahen Anverwandten des Hrn. Vogier, einem jungen Manne von 17 Jahren, der einst auch als Lehrer des neuen Systems auftreten sollte, bekannt zu werden; diesen fragte er in Gegenwart eines Kunstverständigen, ob die Harmonienfolge $fis\ a\ c\ es — e\ gis\ h\ e$ oder statt letzterer $e\ g\ h\ e$ in dieser Form richtig sey. Der junge Mann wußte nichts darauf zu antworten; und als man ihm sagte, daß auf die erste Harmonie in dieser Form keinesweges die zweyte folgen dürfte, und man ihn bat, die Form oder die Orthographie zu verbessern, so vermochte er dieß nach vielen falschen Versuchen nicht, wahrscheinlich weil die Aufgabe über die 5 Finger hinausreichte. — So viel im Allgemeinen über Vogiers System, jetzt müssen wir die Leser mit dem Inhalte des obigen Werks kürzlich bekannt machen.

Das Werk des Hrn. Stöpel zerfällt in zwey Haupttheile, in eine sogenannte Clavierschule und in eine Harmonielehre. Erstere besteht aus vier Hesten, wovon das erste eine ungefähre Anleitung enthält, wie man mehrere Schüler zu gleicher Zeit unterweise, die drey übrigen aber liefern zweckmäßige Studien d. h. Tonstücke zu Fingerübungen und zum Zusammenspiel. In der Anleitung, mehrere Schüler zu gleicher Zeit zu unterrichten, bestehend aus 35 Foliosseiten, befindet sich eine unartige Antikritik einer vom Hrn. Stöpel gewünschten Kritik, die beynah die Hälfte jener 35 Foliosseiten einnimmt. Wenn unberufene Kunstrichter öffentlich und unartig auftreten, dann möchte etwa eine ähnliche Antikritik zu rechtfertigen seyn. Die Herren Scheibner, Fischer, Müller und Gebhardi in Erfurt haben sich aber nichts von der Art zu Schulden kommen lassen. Sie waren verlangt, braustragt

und mußten also offen und pflichtgemäß ihre Ansichten sagen, und dies wollten sie auch öffentlich thun, wenn es gewünscht würde. Hr. Stöpel mußte daher nicht voreilig seyn und am allerwenigsten da abdrucken lassen, wo man nolens volens die Antikritik mit bezahlen muß. Noch unartiger aber ist es, die Kritik wie ein Schulerexercitium hinsichtlich des Styls zu corrigiren, weil so etwas nicht zur Sache gehört und weil man Hrn. Stöpel selbst auf Matth. VII, 1 bis 5. verweisen muß. — Die Harmonielehre besteht aus 12 Kapiteln: 1. Musik, Ton und Tonzeichen; 2. Tonleiter und Klanggeschlechter; 3. Dreyklänge; 4. Feststellung einiger Grundbegriffe und der gebräuchlichen Tonarten; 5. Grundbaß; 6. Harmoniren; 7. Entwicklung der Normal- und Tonartenleiter; 8. Einführung der Dissonanzen; 9. Moll-Tonarten; 10. Einführung der Dissonanzen in Moll-Melodien; 11. Bedingter Grundbaß; 12. Ausweichungen. Außer der Eigenthümlichkeit, die naturgemäße Scala betreffend, welche bereits eine Kritik in der diesjährigen Leipz. musikal. Zeitung Nr. 25. gewürdigt u. für nicht naturgemäß erklärt ist, enthalten diese 12 Kapitel nichts, was man nicht schon in Webers Theorie der Tonsehkunst und in jeder Harmonielehre finden könnte, welche nach Webers Grundsätzen geschrieben ist. Manche Materie kann freylich in den bisherigen Harmonieschulen nicht abgefingert, doch aber verstanden werden. Hiermit sey aber dem Stöpelschen Werke seine Nützlichkeit keinesweges abgesprochen; sehr zu empfehlen ist es solchen Musikern, welche Harmonielehrer werden wollen, viele Generalbaßschulen gelesen haben und selbst nicht im Stande sind, sich ein eignes Lehrsystem zu schaffen. Diese werden auch gewiß die Fortsetzung dieses Werks wünschen, worin sie dann auch erfahren werden, wie Kinder von 8 bis 9 Jahren sogenannte figurirte Melodien mit Durchgangs- und Wechselnoten an den Fingern contrapunctiren lernen.

— —

G ö t t i n g i s c h e
G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.

Den 28. August 1826.

G ö t t i n g e n.

Seine Majestät der König von Schweden haben geruht unserm Herrn Hofrath und Professor Heeren das Ritterkreuz des Nordstern-Ordens zu verleihen; auch ist die Genehmigung der Annahme desselben bereits Allerhöchsten Orts erfolgt.

P a r i s.

Bey Renouard: Du perfectionnement moral, ou de l'éducation de soi-même, par Mr De-gerando, membre de l'Institut de France. Tome I. IX u. 407 Seiten. Tome II. 448 Seiten. Octav.

Schon vor zwanzig Jahren wurde Hr. De-gerando als philosophischer Schriftsteller auch in Deutschland bekannt durch seine Histoire comparée des systèmes de philosophie in drey Bänden, ein Werk, das durch geistvolle Reflexionen den deutschen Leser auch da anziehen konnte, wo es den strengern Forderungen, die wir an eine Geschichte

der Philosophie machen, nicht Genüge thut. Der Verfasser zeigte in diesem Werke auch, daß er mit der damals neuesten Philosophie der Deutschen sich bekannt zu machen bemüht gewesen war. Nachdem er seitdem als Staatsmann an den öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes thätigen Antheil genommen hat, nun aber, wie wir hören, vom politischen Schauplatze wieder abgetreten ist, theilt er dem Publicum in den beiden vor uns liegenden Bänden einen Schatz der feinsten moralischen Erfahrungen mit. Man findet sich wie in eine andre Welt versetzt, wenn man diese Moral mit derjenigen vergleicht, die seit dem Zeitalter der Encyclopädisten in der französischen Litteratur die fast allein herrschende wurde und den wohlverstandenen Vortheil (*l'intérêt bien entendu*), nach Helvetius, zum Princip aller Tugenden machte. Hier spricht eine religiöse Moral der Uneigennützigkeit mit eben so vieler Klarheit, als Zartheit und Würde, sich aus. Der Recensent kennt in der französischen Litteratur kein Buch, das reinere Grundsätze der Sittlichkeit enthielte. Aber ein deutscher Leser, der Aussprüche des Gefühls, auch wenn sie wahr und geistvoll durchgeführt sind, und mit der Erfahrung übereinstimmen, noch nicht für Philosophie gelten zu lassen gewohnt ist, kann ungewiß werden, ob er das treffliche Buch auch ein philosophisches nennen soll. Das *ἑὸν δὲ σεαυτὸν*, liegt allen moralischen Reflexionen des Verfassers zum Grunde, und wird von ihm mit einer seltenen psychologischen Feinheit bis in die Tiefen des menschlichen Bewußtseyns verfolgt. Aber nach der Begründung eines allgemeinen Moralprincipis in Beziehung auf mehrere Ansichten und Systeme sucht man bey ihm vergebens. Auch läßt er sich gar nicht darüber aus, warum er das moralische Interesse sogleich mit dem religiösen verbindet. Und doch sollen diese Untersuchungen und Lehren auch

wissenschaftlichen, nicht bloß practischen Werth haben. Man könne, sagt der Verfasser, die Moral als eine Wissenschaft und als eine Kunst behandeln, je nachdem man ihre Grundsätze entweder systematisch entwickle, oder sie als Vorschriften dem Willen darbiere. Nach der gewöhnlichen Meinung habe man nur zwischen diesen beiden Methoden zu wählen, ohne die eine mit der andern zu vereinigen. Er selbst glaube, durch die Vereinigung beider Methoden müsse die Moral in jeder Hinsicht gewinnen. Aber läßt sich denn in einer philosophischen Moral das Practische überhaupt von den Wissenschaftlichen trennen? Bey der Unterscheidung der beiden eben genannten Methoden kann also die Rede nur davon seyn, ob die practischen Grundsätze wissenschaftlich bewiesen, oder ohne wissenschaftlichen Beweis den Menschen an das Herz gelegt werden sollen, wo sie doch ihre letzte Beurlaubung finden müssen. Bey der zweyten dieser Methoden bleibt der Verfasser allerdings nicht stehen, und insofern gibt er uns keine bloße Volksmoral, die ihrer Natur nach keine philosophische seyn kann. Aber an die Stelle der Beweisgründe treten bey dem Verfasser nur innere Wahrnehmungen in folgerechter Beziehung auf einander. Daher stellt er, ohne vorbereitende Untersuchungen, das ganze menschliche Leben sogleich unter den practischen Begriff der Erziehung, und um zu erklären, worin diese, besonders die Selbsterziehung, bestehe, macht er einige Bemerkungen über den Willen und die Willensfreiheit; und unterscheidet drey Arten des Lebens, das Sinnenleben, das affective Leben in der Zuneigung und der Abneigung, und da intellectuelle Leben; sucht nun zu zeigen, was in Beziehung auf jene drey Arten des Lebens das eigentlich moralische Leben ist, und wie dieses in seiner Vollendung zum religiösen wird. Das eigentlich moralische Leben liegt, nach dem

Verfasser, zum Theil in der Liebe zum Guten, durch die das Gefühl der Selbstliebe umgeschaffen oder umgebildet wird, zum Theil aber in der Selbstbeherrschung (l'empire de soi). Aus diesen beiden Elementen der Sittlichkeit entwickelt sich die Tugend als Harmonie des sinnlichen, des affectiven und des intellectuellen Lebens zu einem moralischen Ganzen. Hier fangen die Grundsätze, die der Verfasser weiter ausführt, unmittelbar praktisch zu werden an. Indem durch die Liebe zum Guten die Selbstliebe umgebildet wird, erkennt der Mensch die Pflicht der Gerechtigkeit; die Zuneigungen und Abneigungen läutern und veredeln sich; die wahre Herzengüte sondert sich ab von der falschen Empfindsamkeit; die wahrhaft gute Absicht dringt dann überall vor. Aber, setzt der Verf. hinzu, wenn diese Liebe zum Guten sich nicht verirren soll, muß der Verstand hinzutreten, um das Irrige und auch das Uebertriebene in den Vorstellungen, die man sich von den Tugenden und ihren Verhältnissen zu einander machen kann, entfernt zu halten. Dann erst trägt auch die Selbstbeherrschung die Frucht, die in der Mäßigung, der Seelenstärke, dem Unabhängigkeitsgeföhle und dem Gehorsam, der vernünftigen Richtung der Thätigkeit, und in der Unterdrückung der Launen (des humeurs) erscheinen. Die Verirrungen der Selbstbeherrschung werden auch angezeigt. Aus der Harmonie der Liebe zum Guten und der Selbstbeherrschung entwickelt sich der vollkommene Charakter und mit ihm die Seelengröße und der innere Friede. Mit der moralischen Bervollkommnung steigt auch die intellectuelle, und das moralische Gefühl geht in das religiöse über. Aber man muß alles dieß bey dem Verfasser selbst nachlesen, um das Eigenthümliche in der Art, wie er es erläutert, nicht zu verfehlen. Aus den letzten Abschnitten läßt sich am wenigsten ein befriedigender Auszug

machen. Sie enthalten eine reiche Nachlese von treffenden, aus innerer Erfahrung geschöpften Bemerkungen über die Bildung des Gefühls, das Nachdenken, den moralischen Werth der Regeln, die Hindernisse des Selbststudiums u. s. w. Wir wünschen dem Buche viele Leser auch in Deutschland, und deswegen eine Uebersetzung, die aber, um für eine gute gelten zu können, auch die zum Style des Verfassers gehörende Leichtigkeit und Eleganz in sich aufnehmen muß.

R o s t o c k.

Bey Adler: Thesauri linguae hebraicae e Mischna augendi Particula I. II. III. auct. D. Ant. Theod. Hartmann. 1825. 1826. Drey Rectorats-Programme, zusammen 116 S. gr. 4.

Je seltener gegenwärtig Erläuterungen der hebräischen Sprache aus dem Talmud gegeben werden, desto dankbarer bewillkommen wir jeden Gelehrten, der sich auf diesem Gebiete des Alterthums Verdienst erwirbt. Was der sprachgelehrte Verfasser in seiner linguistischen Einleitung in das Studium des A. T. mit Theilnahme angefangen hat, das setzt er hier mit der ausgebreiteten Kenntniß der spätern hebräischen Litteratur, die einst sein Amtsgenosse, D. G. Enchsen, auf ihn übergetragen hat, in größerer Ausdehnung fort; und der Beyfall seiner gelehrten Kunstgenossen wird ihm nicht entstehen. Die vorliegende Schrift zerfällt in zwey Haupttheile, einen grammatischen und lexicographischen. In dem ersten vergleicht er das Eigenthümliche in der Sprache der Mischna mit dem Eigenthümlichen der Sprache in den spätern Büchern des A. T.; in dem zweyten sammelt er 1. die ausländischen Wörter, die in das Chaldäische der Mischna aufgenommen sind, 2. dann Chaldäische Wörter, die in den biblischen Büchern gar nicht vorkommen und zuletzt 3.

die, welche zwar in ihnen vorkommen, aber in veränderten Formen, in engern oder weitern, oder ganz neuen oder verschiedenen Bedeutungen. Kein sprachgelehrter Leser, und wenn er auch noch so düffelhaft wäre, wird ohne neue Belehrung diese Bogen durchstudiren; denn dieser Mühe muß er sich nicht verdrießen lassen, besonders im lexikographischen Theil, in dem alles in größter Kürze zusammengedrängt ist. Da wir wünschen, daß der Verf. seine Forschungen fortsetzen, und noch erweitern und auf Untersuchungen ausdehnen möge, die noch nicht berührt sind, so mag diese Anzeige meist in Wünschen bestehen. In dem grammatischen Theil haben wir eine genauere Bestimmung des chaldäischen Dialects, in dem die Mischna geschrieben ist, zu finden gewünscht, über den sich die Kenner der talmudischen Litteratur bisher nicht bestimmt genug geäußert haben. Was wollen z. B. Wolf's Worte sagen: *dictio Mischnae est pura et ad Hebraismum et Chaldaismum minus corruptum propius accedens?* Damit ist eigentlich nichts bestimmt. Es lassen sich drey verschiedene Aramäische Dialecte unterscheiden, einer am Euphrat, einer am Jordan, und einer am Orontes, in Babylon, in Palästina und Antiochien. Wenn wir auch den dritten ganz absondern wollen, so bleibt doch immer näher zu bestimmen, ob die Mischna im Babylonischen oder Palästinschen Dialect geschrieben ist? Nach der Tradition, nach welcher R. Juda Hakkadosch, der Compiler der Mischna, ein geborener Galiläer gewesen wäre, hätte man für den Palästinschen Dialect zu entscheiden: aber was dieser Vorstellung für Schwierigkeiten entgegen stehen, brauchen wir dem Verf. nicht erst aus einander zu sehen. — Der Verf. hat mit vielem Fleiß und Genauigkeit die Eigenthümlichkeiten der Sprache in der Mischna gesammelt, zu welchen sich der biblische Hebraismus hinzuneigen scheint. Aber

nicht jede dieser Annäherungen an ihn ist Hinneigung zu ihm; vieles, was so scheinen kann, ist genauer genommen allen Semitischen Sprachen gemein, nur daß es in dem einen Dialect in häufigerem, in dem andern in seltenerem Gebrauch geblieben ist. Soll etwas für Hinneigung zum Aramäismus angesehen werden, so muß voraus erwiesen seyn, daß der Schriftsteller wirklich in dem Zeitalter gelebt habe, in welchem nach der Geschichte eine Hinneigung zum Aramäismus erwartet werden kann. Dieser Fall ist bey allen hebräischen Schriftstellern, die in den Zeiten eines genaueren Verkehrs mit den Chaldäern geblühet haben. In frühern Zeiten ist das bloß Semitismus, was sich hie und da eben so, wie im Chaldäischen findet. Man kann sich davon desto fester überzeugen, je häufiger die Fälle sind, daß sich dicht neben so genannten Aramäismen auch Arabismen finden: läßt sich davon eine natürliche Erklärung geben, wenn man nicht beide aus einer gemeinschaftlichen Quelle ableitet, und das kann keine andere, als gemeinschaftliche Abstammung von einer Muttersprache seyn, folglich Zeichen eines hohen Alters des Schriftstellers in dem man beides noch vereinigt findet. Ehe man also Aramäismen für Zeichen einer späten Schrift ansieht, muß erst untersucht seyn, daß man sie nicht für Semitismen anzusehen hat. Zu solchen Untersuchungen wünschten wir den Verf. in Zukunft bey seinen Vergleichen zu veranlassen. —

Unter den Wortverzeichnissen ist das letzte das wichtigste und für den Sprachforscher anziehendste, wenn es mit den ihm nöthigen Erläuterungen begleitet wird. So verschieden auch in Formen und Bedeutungen die von gleichen Wurzeln im Chaldäischen und Hebräischen abstammenden Wörter seyn mögen, so hängen sie doch immer mit einander zusammen; und was man von den Rabbinen

in einer falschen Bedeutung überliefert erhalten hat, läßt sich zuweilen aus ihrer Mischna selbst berichtigen. Würde daher der Verf. in seinen Fortsetzungen die Wortverzeichnisse mit einem Commentar begleiten, wie reich an belehrenden Sprachbemerkungen würde er ausfallen! Um aus vielem, wovon man aus den Sprachverzeichnissen dieser Programmen zu sprechen Veranlassung nehmen könnte, nur Ein Beispiel zu geben: noch immer erklären unsre hebräischen Wörterbücher nach dem Vorgang der Rabbinen שחר durch aurora. Schon Joel 2, 2 "wie sich שחר über die Berge verbreitet, so ein großes und gewaltiges Volk (die Heuschrecken)" — schon dieses hätte auf das Unrichtige dieser durchweg angenommenen Erklärung aufmerksam machen können. Wie hätte der sonst so treffliche Dichter zu dem Mißgriff kommen sollen, den Anzug der Heuschrecken über die Berge, mit dem Anbruch der Morgenröthe zu vergleichen, da Heuschrecken verfinstern (2 B. Mose 10, 15.), die Morgenröthe aber hell macht? Nun führt der Verf. aus der Mischna an: מרשחרין II. 76. nigrae, השחריר VI. 216. facti sunt nigri. שחרית I. 3. II. 47. 203. VI. 422. tempus matutinum. Der neue Simonis hätte also von nigredo שחר mit Recht durch crepusculum erklärt, und zwar vespertinum (Joel 2, 2.), "wie sich Dämmerung über die Berge verbreitet, so ein großes und gewaltiges Volk", weil Heuschrecken finster machen; da aber die Morgenröthe in der Dämmerung anbricht, so steht auch crepusculum matutinum für aurora Jes. 14, 17 (wie שחר antelucanum tempus u. שחר aurora). Je voller ein Gelehrter von seinen Materien ist, desto geneigter ist er, dasselbe auch bey seinen Lesern vorauszusetzen. Die Erfahrung lehrt aber, daß man sich das Publikum nicht zu gelehrt denken darf.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

138. 139. Stück.

Den 31. August 1826.

G ö t t i n g e n .

In der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 12. August las der Herr Hofrath Conradi eine Abhandlung vor de varia affectionum pulmonum, quae apoplexiae pulmonalis nomine signatae sunt, ratione.

Nachdem er einiger älteren Schriftsteller Erwähnung gethan, die schon das Wort Apoplexia pulmonalis gebraucht haben, nahm er besonders auf die Hauptschriftsteller Rücksicht, welche in der neuesten Zeit diese Benennung eingeführt haben, nämlich auf Hohnbaum und Laennec. Er bemerkte aber, daß die Krankheit der Lungen, welche Hohnbaum mit dieser Benennung bezeichnet, von der verschieden sey, welcher Laennec einige Jahre später dieselbe Benennung gegeben hat. Da er nun gefunden hatte, nicht allein, daß immer mehr Schriftsteller dieselbe Benennung angenommen, sondern auch, daß man neuerlich selbst das, was Hohnbaum vom Lungenschlagflusse gesagt, auf die Krankheit, welcher Laennec diesen Namen gegeben, übertragen habe, hielt er es für der

Mühe werth, daß, was Hohnbaum und Laennec über die von ihnen mit diesem Namen bezeichneten Krankheiten gesagt haben, genauer zu betrachten und das verschiedene Verhältniß derselben darzuthun. Auch bey diesem Gegenstande war er aber immer eingedenk der Worte des Celsus: "Oportet autem neque recentiores viros in his fraudare, quae vel reppererunt, vel recte secuti sunt; et tamen ea, quae apud antiquiores aliquos posita sunt, auctoribus suis reddere."

Hohnbaum (Ueber den Lungenschlagfluß nebst einer Einleitung über Schlagflüsse überhaupt. Erlangen 1817. 8.) hat das gewöhnlich für die vorzüglich das Gehirn oder den ganzen Körper betreffende Lähmung gebrauchte Wort Schlagfluß auch auf partielle Lähmungen bezogen und namentlich außer der Apoplexia cerebri und der des Herzens (Syncope, Asphyxia) eine Apoplexia pulmonalis und Apoplexia hypogastrica s. abdominalis unterschieden. (Auch schon von Hippokrates wurden die Worte ἀποπληξία und ἀπόπληκτον manchmal von gelähmten Gliedern gebraucht. S. Foessii Oecon. Hippocratis unter dem Wort ἀποπληξία) Er suchte zu zeigen, daß die lähmende Gewalt eben so wohl die die Respirationfunction leitenden Nerven treffen könne, als sie bey dem Cerebralschlagflusse und bey der Syncope das Gehirn und Herz treffe, und daß es daher eben so gut einen Lungenschlagfluß geben müsse, als es einen Gehirn- und Nervenschlagfluß gibt. Wirklich zeige uns auch die Erfahrung das Daseyn eines solchen Schlagflusses, als eine Krankheit, die sich unter besonderen Zeichen darstelle und dadurch von allen anderen ähnlichen Krankheiten, mit denen gleichfalls die Symptome des beschwerlichen Athmens und der Erstickung verbunden sind, unterscheide. Er zweifelt nicht, daß dieser Lungenschlagfluß schon jetzt als eine besondere Krankheits-

form in den medicinischen Lehrbüchern würde aufgeführt worden seyn, wenn er nicht mit jenen verwandten Krankheiten, namentlich der Cerebralapoplexie und dem Catarrhus suffocativus, der mit vermehrter Schleimabsonderung verbunden ist, häufig verwechselt worden wäre. Daß er aber selbst in seinen Erscheinungen von diesen Krankheiten wesentlich abweiche und eine Krankheit sui generis ausmache, hoffte er durch seine Beschreibung derselben, die er der Natur nachzuzeichnen versucht habe, zu zeigen.

In mancher Hinsicht abweichend ist das, was Laennec (de Pauscultation médiate. T. II. p. 40 sq.) von dem Lungenschlagflusse gesagt hat. Nach diesem ist die Krankheit, welche er mit dem Namen apoplexie pulmonaire bezeichnet, sehr gemein und doch fast unbekannt in Bezug auf ihre anatomischen Verhältnisse. Sie sey aber sehr bekannt in Bezug auf ihr Hauptsymptom, welches ein gewöhnlich heftiger und sehr reichlicher Bluthusten sey. In Ansehung der Ursachen des Bluthustens bemerkt er, daß derselbe von den neueren Aerzten einer Störung der Lebenskräfte der Schleimhaut der Bronchien, wodurch diese statt des Schleimes Blut aussondern, zugeschrieben würde. Auch könne ohne Zweifel der leichtere Grad desselben, welcher den Lungenkatarrh, die Peripneumonie &c. begleite, aus dieser Ursache entstehen. Ein heftiger und reichlicher Bluthusten aber, den die Aderlaß und ableitenden Mittel kaum hemmen könnten und auch nicht immer bezwängen, hänge von einer heftigeren Ursache ab, deren erste Wirkung sey, eine bedeutende Veränderung des Gewebes der Lungen hervorzubringen. Diese Veränderung bestehe in einer Verstopfung und Verhärtung einer oder mehrerer Stellen der Lungen, welche dann unter dem Namen l'engorgement hémoptysique näher von ihm geschildert wird. Dieser Fehler ent-

springe offenbar von einer Ergießung des Blutes in das Parenchyma der Lungen, und deshalb glaube er sie mit dem Namen apoplexie pulmonaire bezeichnen zu müssen: sie gleiche auch in der That ganz der Ergießung des Blutes im Gehirne, welche der Schlagfluß hervorbringt.

Obgleich aber diese Affection schwer sey, so scheine doch die Verstopfung leicht aufgelöst werden zu können, da man eine große Zahl von Personen sehe, die einen heftigen und reichlichen Bluthusten erlitten haben, aber doch geheilt worden seyen, auch in den Lungen derjenigen, die mehrere Jahre vor einer tödtlich gewordenen Krankheit heftige Anfälle von Bluthusten überstanden haben, keine Spur von Verstopfung gefunden worden sey.

Uebrigens hat sich *Caennec* über die ursächlichen Verhältnisse dieser sogenannten apoplexie pulmonaire nicht weiter ausgelassen, auch nirgends angedeutet, daß er etwas paralytisches dabey annehme.

Ueber diese so verschiedenen Darstellungen des sogenannten Lungenschlagflusses wird nun von dem Verf. dieser Abhandlung Folgendes bemerkt.

Die Affection der Lungen, welche *Hohnbaum* den Lungenschlagfluß genannt hat, ist früher unter dem Namen des Sticflusses (*Catarrhus suffocativus*) beschrieben worden. Sticfluß wurde im Allgemeinen der höchste Grad der Dyspnoe oder eine plötzlich eintretende Apnoe oder Erstickung, welche den Tod drohet oder verursacht, genannt. Es ist aber keinesweges, wie manche Neuere fälschlich annehmen, bloß die Art der Erstickung, welche von Anhäufung des Schleimes entsteht, mit dieser Benennung bezeichnet, sondern wohl bemerkt worden, daß die Erstickung mancherley Ursachen haben könne. Vorzüglich ist jedoch der Affection der Name des Sticflusses beygelegt worden, wobey die Erstickung durch plötzliche Ueberfüllung der Lungen

mit Blut bewirkt wird. Dies wird durch die Beschreibungen der besten Schriftsteller über den Sticksfluß, namentlich eines Baglibi (de praxi medica, L. 1. c. 9.) und Brendel (sowohl in der Diss. de catarrho suffocativo als in den praelect. acad. P. II.) dargethan.

Daß bey diesem Sticksflusse manchmal etwas paralytisches oder apoplektisches Statt finde, ist ebenfalls von den Aerzten längst bemerkt worden, wofür in dieser Abhandlung Stellen aus Fr. Hoffmann, Brendel, Gaubic. zum Beleg angeführt werden. Auch wird die treffliche Schilderung, welche Brendel von dem Verlaufe des Catarrhus suffocativus gemacht hat, angeführt und bemerkt, daß wenn man sie mit dem, was Hohnbaum von den Symptomen und dem Verlaufe des Lungenschlagflusses gesagt hat, vergleiche, es offenbar sey, daß beide dieselbe Krankheit unter verschiedenen Namen beschrieben haben. Daß die Benennung Catarrhus suffocativus nicht schicklich sey, hat auch Brendel wohl eingesehen. Jedoch war er nicht, wie manche Neuere, geneigt, immer neue Benennungen zu bilden. „Neque enim, meinte er (Diss. de catarrho suffocat. S. X.) temere mutare fas est, neque morborum cognitionem synonymis intricatiorem reddere.“

In Bezug auf die Meinung von Hohnbaum, daß es durchaus verwerflich sey, wenn man den Catarrhus suffocativus als eine besondere Krankheitsform in den pathologischen und therapeutischen Lehrbüchern auführt, da er dieses keineswegs sey, sondern nur überhaupt einen hohen Grad von Leiden und von Unterdrückung der Respirationsrichtungen, welche durch verschiedene Ursachen herbegeführt werden kann, bezeichne, oder eine Gruppe von Erscheinungen darstelle, welche mehreren Krankheiten der Brustorgane eigen sey und besonders das tödtliche Ende oder doch eine hohe Stufe

derselben bezeichne, wird erinnert daß dieselbe Bemerkung auch dem eigentlichen Schlagflusse (der ja auch verschiedener Art ist und von verschiedenen Ursachen bewirkt werden kann) und vielen anderen Krankheitsarten gilt. Auch hat ja Hohnbaum selbst zugegeben, daß es außer dem Lungenschlagflusse, welcher die Folge eines geschwächten oder verminderten Nerveneinflusses auf das Lungenorgan und die ihm dienenden Bewegungswerkzeuge sey, einen solchen geben könne, welcher Folge einer plethorischen Anlage und wobey das erste und vorzüglichste Moment der Ursache in einer überwiegenden Kraft der Blutmasse auf die Organe der Sensibilität zu suchen sey, gleichwie dieses auch bey manchen Cerebralschlagflüssen Statt finde. Uebrigens ist es auch nicht zu verwundern, daß man zu der Zeit, wo die Ursachen der Krankheiten noch weniger erforscht waren, die Benennung derselben vielmehr nach den Erscheinungen oder dem Ausdrücke derselben bildete. Und es kann auch wohl nichts schaden, wenn man noch heut zu Tage sich jener Benennungen bedient, falls man nur immer die verschiedenen Verhältnisse der Ursachen der Affectionen, welche mit jenen Benennungen bezeichnet werden, gehörig berücksichtigt.

Wenn man aber für den Sticfluß eine neue Benennung nöthig findet, so möchte die von Hohnbaum unter dem Namen Lungenschlagfluß beschriebene Krankheit, besonders in denen Fällen, wo wirklich etwas paralytisches dabey Statt findet, eher diesen Namen verdienen, als die, welcher Lauenec denselben hat geben wollen. Jedoch ist zu bemerken, daß der Sticfluß oft vielmehr auf Blutanhäufung in den Lungen beruht, und daß die Lähmung der Lungen dann entweder die Folge von jener ist oder auch ganz fehlt. Dazu kommt, daß (wie schon Brendel gezeigt hat) in denen Fällen, wo der Anfall desselben nicht tödtlich ist, son-

dern die Kranken wieder zu sich selbst kommen, selbst ein ertzündliches Fieber oder eine peripneumonische Affection der Lungen darauf folgen kann, Lähmung der Glieder aber nicht als die Folge desselben bemerkt worden ist. Hecker (Kunst die Krankh. d. Mensch. zu heilen, Th. 2. S. 588.) hat zwar behauptet, daß der Sticfluß gern Lähmungen, wie Brustkrankheiten, Pneumonien u. hinterlasse. Der Verf. dieser Abhandlung glaubt aber eher dem eben so erfahren als gelehrten Brendel beystimmen zu müssen, und wird dazu auch durch seine eignen Beobachtungen bestimmt. Auch Hohnbaum hat gestanden, daß ihm bis jetzt kein einziges Beispiel bekannt geworden sey, wo auf den Lungenschlagfluß, wenn er nicht mit dem Tode endigt, Lähmung irgend eines Theiles erfolgt wäre. Uebrigens sind bey diesem Sticfluße, der von Vollblütigkeit oder Orgasmus des Blutes entsteht, und wobey keine Lähmung Statt findet, außer der Aderlaß auch andere antiphlogistische Mittel angezeigt, nicht aber Naphtha Vitrioli oder Tinct. Valerian. aether. c. Liqu. C. C. succin., oder Aufgüsse von Valeriana, Angelica, Chamillen und andere analeptische Mittel, welche Hohnbaum bey dem Lungenschlagfluße zur Erregung des gesammten Nervensystems und insbesondere derjenigen Partien desselben, welche das Geschäft der Respiration regieren und unterhalten, empfahlen hat.

Was Caennec's Darstellung des Lungenschlagflusses betrifft, so hat dieser (wie schon oben bemerkt worden) angenommen, daß die von ihm mit diesem Namen bezeichnete Affection in Ansehung der Ergießung des Blutes mit dem Schlagfluße des Gehirns übereinkomme, keinesweges aber etwas paralytisches dabey angenommen. So wie aber der Schlagfluß des Gehirnes nicht immer von derselben Art und nicht allein einer Blutung des Ge-

hirnes zuzuschreiben ist, sondern auch von anderen Ursachen entstehen kann, so möchte auch der Name Lungenschlagfluß wenigstens nicht allein auf eine Blutung der Lungen zu beziehen seyn. Laennec hat aber auf die Schriftsteller, die sich früher dieser Benennung bedient haben, gar keine Rücksicht genommen, und nicht untersucht, ob sie nicht vielleicht für eine andere Affection passender sey, und in welchem Verhältnisse der sogenannte Lungenschlagfluß zu dem Sticflusse stehe. Was er von der Verstopfung oder Verhärtung einer oder mehrerer Stellen der Lungen in an dieser Krankheit Verstorbenen bemerkt hat, verdient allerdings berücksichtigt zu werden. Es ist indessen diese Verhärtung nur als die Folge von der Ergießung und Stockung des Blutes anzusehen, tritt auch in Fällen, wo der Tod schnell erfolgt, nicht ein, und ist auch in solchen, wo dem Uebel mit schicklichen Mitteln begegnet und das ergoffene Blut zertheilt wird, nicht anzunehmen. Auch darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß es schon längst bekannt gewesen ist, daß es eine innere Blutung der Lungen gebe, wo das Blut in die Brusthöhle ergossen wird und manchmal auch in das Parenchyma der Lungen selbst dringt (vgl. S. P. Frank Epit. de curand. h. morb. L. V. P. II. §. 605.). Die zwey Beobachtungen, welche Laennec mitgetheilt hat, sind, wie schon ihre Ueberschrift zeigt, nicht auf reinen Lungenschlagfluß zu beziehen. Uebrigens ist das, was Laennec von dem Verhältnisse dieses sogenannten Lungenschlagflusses gesagt hat, nicht von der Art, daß es die bisherige Ansicht der Aerzte von den Ursachen und der Behandlung des Bluthustens ändern kann.

Ganz anders verhält es sich mit dem, was neuerlichst von Forstner (die Lehre von den Lungenkrankheiten, Berl. 1823. 3. S. 164 fg.) über diesen Gegenstand gesagt worden ist, als welches,

wenn es für ausgemacht zu halten wäre, auch auf die Behandlung des Bluthustens den größten Einfluß haben würde. Dieser hat nämlich Hohnbaums Ansicht von dem Lungenschlagflusse mit dem, was Laennec darüber geäußert hat, zu verbinden gesucht. Indem er mit Laennec den Lungenschlagfluß für die Krankheit erklärt, die sonst unter dem Namen Bluthusten beschrieben worden, und dabey eine ähnliche Blutergießung wie bey dem Schlagflusse des Gehirnes annimmt, behauptet er zugleich, daß die Lähmung der Lungenerven, welche Hohnbaum für die Ursache des von ihm beschriebenen Lungenschlagflusses erklärt, auch hier zum Grunde liege. (Vgl. was wir schon in der Anzeige seiner Schrift in den Götting. Anzeig. 1825. St. 144. 143. darüber mitgetheilt haben). Unter dem Catarrhus suffocativus versteht er (S. 165.) nur eine Erstickung, welcher eine vermehrte Schleimabsonderung voranging, und behauptet sogar (S. 183.), daß jener am meisten mit der Bronchitis acuta übereinkomme (!). Daß jener Name aber besonders der Art von Erstickung, welche von plötzlicher Ueberfüllung der Lungen mit Blut entsteht, beygelegt worden, und daß der Sticfluß vielmehr mit dem von Hohnbaum angenommenen Lungenschlagflusse übereinkomme, hat er nicht bemerkt, auch nirgends auf das, was die vorzüglichsten Schriftsteller, Baglivi, Brendel u. über diese Krankheit geäußert haben, Rücksicht genommen.

Daß nun das Verhältniß der Affection, welche Hohnbaum mit dem Namen des Lungenschlagflusses bezeichnet hat, dasselbe sey als das des Bluthustens, welcher von Laennec Lungenschlagfluß genannt worden ist, können wir keineswegs zugeben. Hohnbaum hat zwar die Verwandtschaft des von ihm angenommenen Lungenschlagflusses mit der Cerebralapoplexie und dem Sticfluße an-

erkannt; aber es ist ihm wohl nicht in den Sinn gekommen, daß jener für identisch mit dem Bluthusten zu halten sey. Es kommt auch zu der Art des Sticflusses, welche primär aus besonderen Ursachen entsteht, nicht immer Bluthusten hinzu, und wenn er hinzukommt, pflegt er nicht heftig und reichlich zu seyn. So hat Baglivi den Bluthusten gar nicht unter den Symptomen des Sticflusses angeführt, obgleich er der Meinung war, daß dieser von Stodung des Blutes um das Herz und die Lungen nicht aber von Schleim entstehe. Brendel aber bemerkte (*Diss. de catarrho suffocat. T. II.*), daß manche, die wieder zu sich selbst kommen, etwas (*nonnihil*) Blut aushusteten, andere aber einen trockenen Husten hätten, und hat sich später auch in seinen *praelect. acad. (P. II. p. 79. §. 2.)* dahin erklärt, daß bey dem Sticflusse ein Husten vorhanden sey, womit zuweilen, jedoch selten, etwas Blutiges ausgeworfen werde. Auch nach Hohnbaum husten die Kranken nur bisweilen nach dem Anfalle ein heftiges, schaumiges Blut aus. Und so hat es auch der Verf. dieser Abhandlung durch Erfahrung bestätigt gefunden, daß auch in den heftigsten Fällen des Sticflusses, die durch Vollblütigkeit und active Congestionen erzeugt und durch Aderlässe und ableitende Mittel geheilt wurden, manchmal wenig oder kein Blut ausgehustet werde.

Wenn aber auch ein heftiger und reichlicher Bluthusten sich manchmal zu dem Sticflusse oder sogenannten Lungenschlagflusse gesellt, so ist doch nicht immer Lähmung der Nerven für die Ursache dieser Krankheit zu halten, sondern der Sticfluß, wie oben schon gezeigt worden, oft vielmehr einer plößlichen Ueberfüllung der Lungen mit Blut zuzuschreiben.

Am wenigsten ist aber das, was Corinser von der Ursache des Lungenschlagflusses gesagt hat, auf

den Bluthusten, wenn er auch noch so heftig und reichlich ist, welcher ein activer genannt wird und am häufigsten vorkommt, anzuwenden. Denn bey diesem finden vielmehr erhöhte Irritabilität des Herzens und der Gefäße, Orgasmus des Blutes, Fieberbewegungen oder selbst heftiges Fieber und entzündliche Affection der Lungen, als Schwäche und Lähmung Statt, und es ist hier wie bey anderen activen Blutflüssen die größte Verwandtschaft mit fieberhaften, entzündlichen Affectionen anzunehmen. Und deshalb sind dabey auch die excitirenden Mittel, die Aufgüsse ätherisch-öligler Mittel, der Chas millen, Valeriana etc., oder die Naphth. Vitrioli s. Tinct. Valerianae aether. c. Liqu. C. C. succin., die Lorinser ebenfalls gegen die bey dem Lungenschlagflusse angenommene Schwäche oder Lähmung der Lungennerven empfohlen hat, keineswegs passend. Daß oft selbst auf den Anfall des wirklichen Sticflusses ein entzündliches Fieber und eine peripneumonische Affection der Lungen folge, ist oben schon bemerkt worden, und es kann dann auch in dieser Periode allein von antiphlogistischen und ableitenden Mitteln Hülfe erwartet werden.

P a r i s.

Colligebat N. E. Lemaire Poes. Lat. prof. Valerius Maximus — et Jul. Obsequens cum supplementis Conradi Lycosthenis et selectis eruditorum notis quos recensuit novisque accessionibus locupletavit Cär. Benedict. Hase. Vol. I. 479 S. Vol. II. pars 1. 568 S. pars 2. 496 S. 1823. groß Octav.

Diese Ausgabe gehört zu der von Lemaire veranstalteten bibliothèque classique Latine von welcher bereits eine Reihe von Bänden erschienen ist. Der letzte der oben angezeigten ist der vierzigste der ganzen Sammlung. Sie besteht aus Dichtern

und Profaiern und verdient den Beyfall mit welchem sie aufgenommen wurde, in so fern sie einen möglichst richtigen Text mit einer zweckmäßigen Auswahl aus den besten Commentaren und überaus vollständige Indices zu jedem Schriftsteller enthält, zu den meisten Bänden auch Karten und Kupfer, und in so fern das Aeußere des Buches und die Genauigkeit des Druckes vorzüglich ist. Daß bey den meisten Schriftstellern wie bey Virgil, Cäsar u. a. die besten Ausgaben von deutschen Bearbeitern zum Grunde gelegt sind, gibt dieser Sammlung einigen inneren Werth, und beweiset in den meisten Fällen das richtige Urtheil der Herausgeber, von welchen übrigens keiner, so viel uns bis jetzt bekannt geworden, die Forderungen befriedigte, die unsere Landsleute an eine critische und erklärende Ausgabe eines classischen Schriftstellers zu machen gewohnt sind, so wie denn auch nur wenig Neues zur Critik und Erklärung beygebracht ist. Auch in der vorliegenden Ausgabe des Valerius Maximus die schon mehr als einige andere Bände der Sammlung den Namen einer eigenen Bearbeitung verdient, finden wir manches vereinigt, was sie als Handausgabe empfiehlt, doch ist in der Bearbeitung des Schriftstellers kein bedeutender Fortschritt gemacht. Für den critischen Theil des Commentars ist die Ausgabe von Kapp, für den exegetischen die Ausgabe von Torrenius zum Grunde gelegt. Von den Varianten ist nur eine dem Zweck entsprechende Auswahl gegeben. Dem Herausgeber standen 20 Pariser Handschriften zu Gebote, von denen er eine Nr. 5859 für gut erklärt, doch sind nur selten Lesarten aus ihnen beygebracht z. B. 1. 1. 9. und meistens unbedeutende. Nur zu dem Bruchstücke de nominibus, welches Kapp nicht commentirt hat, sind mehr Abweichungen aus ihnen angeführt und einige beachtungswerthe. An einigen Stellen sind auch schon früher bekannte Les-

arten mit Recht in den Text aufgenommen, die übrigens nach der Straßburger Ausgabe (1806) abgedruckt ist, so liest der Herausg. gleich im Anfang der praefatio: urbis Romae und erläutert dieses sehr sorgfältig aus dem Sprachgebrauch des Schriftstellers. Aber §. 7. ist mit Unrecht Aemiliae discipulam beybehalten statt disciplinam, und §. 10. descendere statt escendere. 1. 7. 4. hätte die sichere Verbesserung ingenii agilitate aufgenommen werden müssen statt ingenti, und unglaublich flüchtig ist der folgende Satz behandelt, den Vorstius mit Recht für sinnlos erklärte. Man muß verbessern: quidquid ad invitandam denunciatæ cladis acerbilitatem pertinebat statt evitandam. §. 5. ist statt praenuncios somnii ohne Zweifel nach andern Handschriften zu lesen: praenuncia somnia. Man sieht leicht, woher der Fehler entstanden ist. Die Sacherklärung ist meistens aus den Erklärern bey Torrenius und Helfrecht entlehnt und zweckmäßig abgekürzt. Eigene Bemerkungen, die der Herausg. beybringt, beziehen sich meistens auf die Alterthümer. Hierunter ist manches oberflächlich erzählt und ohne Unterscheidung der verschiedenen Zeitalter, z. B. 1. 1. 16. (wiederholt zu 1. 7. 4.) von den ludi Circenses. Die Anmerkung zu 1. 5. 4. von der verbotenen Verheirathung des Rheims mit der Nichte steht am unrichtigen Orte, denn Metellus heirathete die Nichte seiner ersten Frau. R. 8. 1. wird Reatinae praefecturae falsch erklärt: praefectus Reati. §. 5. ist der Spirot Gorgias mit dem Leontinischen verwechselt. §. 18. pecudes mit Unrecht eae ergänzt und auf capreae bezogen. 1. 7. 5. ist die Bemerkung falsch, daß nach Cicero de Divinat. nicht er, sondern sein Bruder den Traum gehabt habe, und ähnliche Flüchtigkeiten bemerkten wir auch in den folgenden Büchern. Uebrigens beschäftigt sich

der Herausg. öfters mit der natürlichen Erklärung der Prodigien, die auch zu 1. 8. sehr richtig classificirt werden, nur kommen auch hier manche Versehen vor, wie zu 1. 7. 4. denn Utinius war nicht der, welcher den Sklaven bestraft hatte, folglich konnte der Traum nicht durch ein böses Gewissen veranlaßt seyn. An manchen Stellen macht der Herausg. auch auf die wirklich nicht gemeine Kunst aufmerksam, mit welcher der Schriftsteller seine Beyspiele geordnet, und in einen gewissen, manchmal recht artigen Zusammenhang gebracht hat, worin ihm andere Sammler z. B. Aelian weit nachstehen. Auch sind die chronologischen Nachweisungen genau und durchgängig. Der Druck ist ziemlich genau, und solche Fehler im Texte wie malignitas statt malignitatis im Anfange des zweyten Bandes bemerkten wir wenige. Der zweyte Band fängt mit dem siebenten Buche an, enthält auch das Fragment de nominibus mit ausführlichem Commentar und vier vollständige Indices. Der dritte Theil enthält den Julius Obsequens de prodigiis, der auch in der Straßburger Ausgabe mit dem Valerius Maximus verbunden war. Der Commentar dazu ist ein vollständiger Abdruck der notae varior. aus der Kapp'schen Ausgabe mit einigen Zusätzen vom Herausg., die aber billig durch ein beygesetztes Zeichen von Kapp's Notizen unterschieden seyn sollten, auch sucht man vergebens darüber Auskunft in der Vorrede, wo Kapp gar nicht erwähnt wird. Doch ist seine Vorrede so wie die Vorrede der übrigen Herausgeber abgedruckt, und die Judicia de Julio Obsequente, aus einigen französischen Werken vermehrt. Die erwähnten Zusätze des Herausgebers sind nicht zahlreich, meistens nur weitere Ausführung von den Nachweisungen der älteren Erklärer. S. 209 — 255. folgt eine Zusammenstellung einiger Kapitel aus dem Buche des

Joannes Lydus de ostentis, die wegen ihres verwandten Inhaltes eine passende Beylage zum Julius Obsequens ist. Der Herausg. hat eine Lateinische Uebersetzung beygefügt aber keinen Commentar, den er in seiner Ausgabe von diesem Buche des Lydus gleichzeitig geliefert hat. (vgl. diese Anz. 1825. Nr. 79.). Die Besitzer jener Ausgabe finden hier nichts Neues. Es folgen S. 257. sieben Vorreden und Dedicationen zum Valerius Maximus von Kapp und den übrigen Herausgebern, dann die testimonia aut indicia de Val. M. vermehrt mit einigen Notizen aus La Harpe, Schoell u. a. dann U. Schulting exercitat. ad Val. M. VIII. 7. de testamentis rescissis und Meursii de luxu Romanorum liber. Ferner noch ein Paar Schriften verwandten Inhaltes Astrampsyclus de somniorum iudiciis und die magica oracula Zoroastri, von allen bloß Text und lateinische Uebersetzung, doch sind einige litterarische Bemerkungen (in der Vorrede und in der praemonitio S. 395.) zu beachten. Dann der index editionum von Valerius M. und Jul. Obsequens aus der Straßburger Ausgabe, von U. A. Barbier mit einigen schätzbaren Zusätzen vermehrt. Endlich die fünf Indices zum Obsequens (aus der Kapp'schen Ausgabe).

E r l a n g e n.

Ben Palm u. Hafe: Das öffentliche Gerichtsverfahren in bürgerlichen und peinlichen Rechtsfällen, nach altdeutscher, vorzüglich altbairischer Rechtspflege. Nebst einem Anhang über den vortheilhaften oder nachtheiligen Einfluß dieses Verfahrens auf Verminderung und Abkürzung der Streitigkeiten und auf die richtige Anwendung der Gesetze. Eine von der k. Akademie der Wissenschaften zu München

gekrönte Preisschrift. Von Andreas Buchner, Mitglied der k. Akademie und Prof. der Geschichte am Lycäum zu München. 1825. XVI u. 438 S. in 8.

Es ist schon öfters in diesen Blättern, von der Preisaufgabe der Akademie zu München über das öffentliche Gerichtsverfahren, nach altdentscher, vorzüglich altbaierscher Rechtspflege, so wie über den Ursprung, Fortbildung und den Verfall dieses Verfahrens, seinen Vorzügen und Nachtheilen, die Rede gewesen; auch sind in denselben diejenigen Beantwortungen jener Aufgabe, welche des Preises würdig erkannt worden sind, in so fern sie durch den Druck bekannt gemacht waren, angezeigt. An die Reihe derselben schließt sich nun auch das vorliegende Buch. Im Ganzen ist dasselbe nach demjenigen Plane bearbeitet, wie die bereits erwähnten, so daß sich Ref. auf seine frühern Anzeigen beziehen kann. Dagegen liegt das Charakteristische dieses Buchs wohl vorzüglich darin, daß es hauptsächlich auf den Inhalt der sogenannten Gerichtsbriefe gestützt ist, wogegen sich der Verfasser in Hinsicht der aus den ältern Gesetzen und Rechtsbüchern zu entnehmenden Sätze weniger leicht bewegt hat, was jedoch um so mehr entschuldigt werden mag, als derselbe Laie in der Rechtswissenschaft ist. Was daher seiner Arbeit einen Hauptwerth gibt, ist die Mittheilung jener Gerichtsbriefe, welche in chronologischer Ordnung vom Jahre 639 bis zum Jahre 1500 fortlaufen, und solchergestalt eine von Jahr zu Jahr fortschreitende, und zwar immer von gleichzeitigen Geschäftsmännern beurkundete, über achthundert Jahre dauernde Geschichte des rechtlichen Verfahrens bilden. Die ältesten und wichtigsten derselben sind in dem Anhang des Buchs, in ihrer Urgestalt geliefert, und durch umständliche Inhaltsanzeigen am Rande erläutert. Da sich jedoch diese Gerichtsbriefe gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts sehr vermehren, so hat der Verfasser mit Recht, von dieser Zeit an, nur noch die besonders merkwürdigen Urkunden dieser Gattung ganz und vollständig, von den übrigen dagegen nur kurze Auszüge des Bemerkenswerthen geliefert. In praktischer Hinsicht geht das Resultat seiner Untersuchungen dahin, daß eine besonnene Verschmelzung des mündlichen Verfahrens mit dem schriftlichen, allein die jetztige, in Baiern übliche Rechtspflege verbessern könne.